Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses

Deutscher Kolonialkongreß

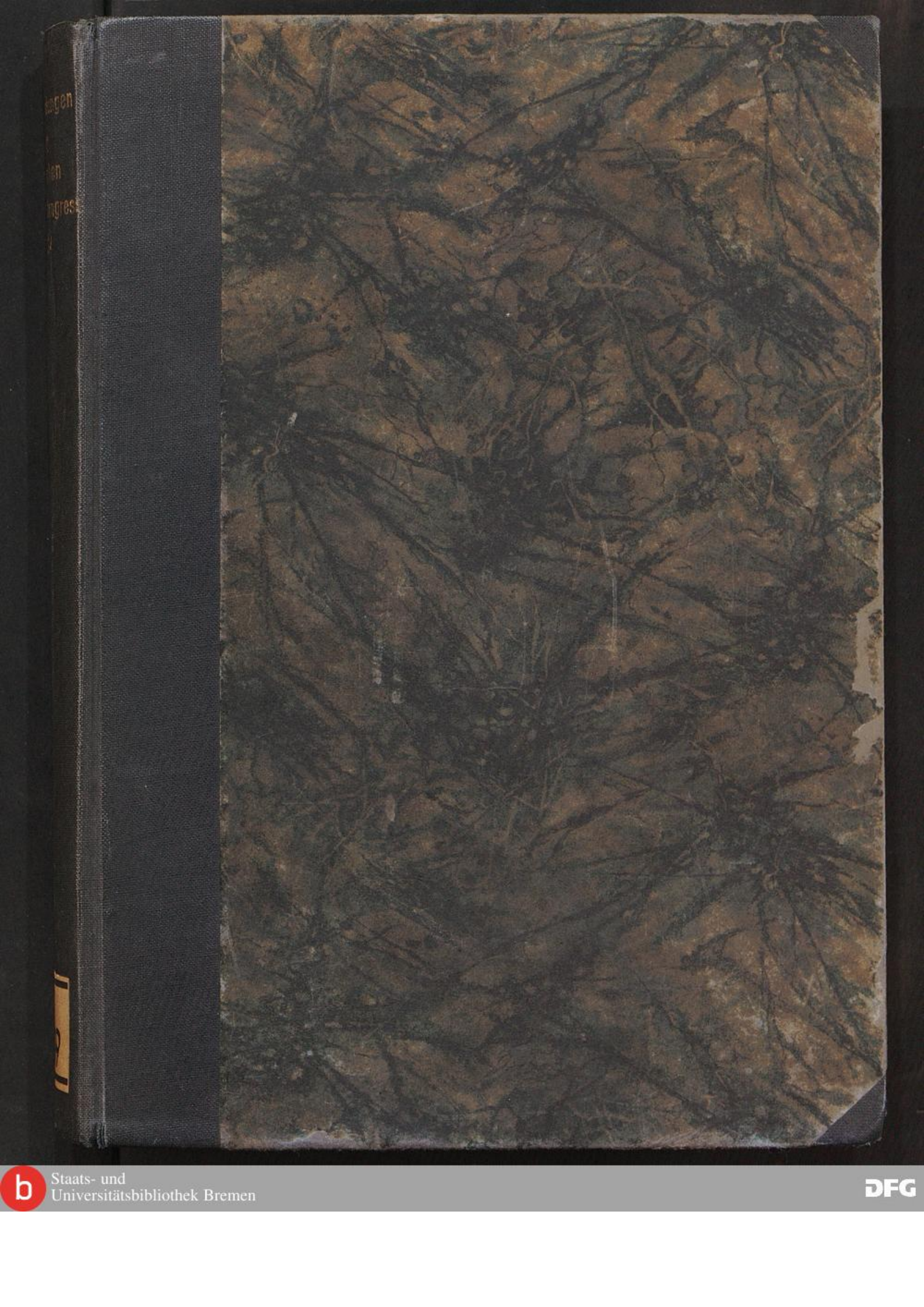
Berlin, 1924

urn:nbn:de:gbv:46:1-13024

Visual Library



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

VIII 681 f
Ty 2779-1924

V.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1924

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Deutscher Kolonialkongreß 1924

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Universitäts-Bibliothek
Kiel

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen

des

Deutschen Kolonialkongresses

1924

zu Berlin am 17. und 18. September 1924

BERLIN 1924
VERLAG KOLONIALKRIEGERDANK
(„KOLONIALE RUNDSCHAU")

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Universitäts-Bibliothek
Kiel

1925 a 1862

Vorwort.

Im Hinblick darauf, daß in diesem Jahre 40 Jahre vergangen sind, seitdem Deutschland in die Reihen der Kolonialmächte eingetreten ist und 10 Jahre, seitdem wir durch den Ausbruch des Weltkrieges der Verfügung über unsere Kolonien beraubt sind, wurde von den kolonialinteressierten Kreisen im Frühjahr in Anregung gebracht, wieder einen Kolonialkongreß abzuhalten. Auf ihm sollte gezeigt werden, was Deutschland in der kurzen Zeit seiner kolonialen Tätigkeit in den ihm anvertrauten Ländern und unter den seiner Fürsorge unterstellten Eingeborenen geleistet hat, daß das deutsche Volk, wenn auch augenblicklich seiner Kolonien beraubt, den kolonialen Gedanken unter sich lebhaft aufrecht erhält und daß ein Deutschland ohne Kolonien nicht lebensfähig ist. Die Vorarbeiten wurden dem Aktionsausschuß der deutschen Kolonial-Gesellschaft, der unter Leitung des früheren Gouverneurs von Kiautschou, Admiral Meyer-Waldeck, steht, übertragen.

Die durch den Krieg veränderten Verhältnisse brachten es mit sich, daß die äußere Gestaltung des Kongresses eine andere war, als die früheren Kongresse. Trotz der ungünstigen Verhältnisse und der schwierigen Lage, in der sich die meisten Kolonialdeutschen wegen der geringen Höhe der ihnen zuteil gewordenen Entschädigung befinden, war die Teilnahme am Kongreß äußerst rege und erfreute sich des Besuches aus allen Teilen des Deutschen Reiches.

Dem Kongreß war eine tropenmedizinische Ausstellung angegliedert, welche in der Staatsbibliothek untergebracht war.

In ihr konnten nur einige der wichtigsten Kapitel aus diesem Gebiete, an dessen Erschließung die deutsche Wissenschaft einen hervorragenden Anteil genommen hat, dargestellt werden: man zeigte einen Ueberblick über die neueren Forschungen über Krankheiten, welche durch Spirochaeten hervorgerufen werden — Gelbfieber, Frambösie u. a.; das Hamburger Tropeninstitut stellte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Bedeutung der Hakenwurmkrankheit (Ankylostomiasis) ins rechte Licht. Das Institut „Robert Koch" das die Ausstellung einrichtete, ehrte den Namen seines Gründers durch Darstellung der Pest und der Cholera, in deren Erforschung dieser so Großes geleistet hat. Einen großen Anteil der Abteilung „Schlafkrankheit" bestritt das Reichsgesundheitsamt, u. a. mit dem hübschen Modell eines Krankenlagers in Udjidji (D.O.A.) und prächtigen Diapositiven. Die Landeswasseranstalt für Wasserhygiene berichtete über ihre Tätigkeit für die früheren deutschen Kolonien. Einen hübschen Beitrag gab die Bibliothek selbst, indem sie aus der Abteilung des Herrn Prof. Darmstätter eine Reihe von Briefen berühmter Tropenmediziner zur Verfügung stellte.

Außerdem waren anläßlich des Kongresses folgende Schriften erschienen:

a) „Deutschland braucht Kolonien", unter Mitwirkung des Botschafters Dr. Solf und der Gouverneure Dr. Schnee und Dr. Seitz u. a., bearbeitet von Regierungsrat Dr. Dannert und Geheimen Regierungsrat von Zastrow. Verlag: Der Zentralverlag, Berlin W 35, Preis M. 1,50.

b) „Unvergessenes Heldentum" — Das Kolonisationswerk der deutschen Schutztruppe und Marine. Herausgegeben vom Präsidium des Deutschen Kolonialkriegerbundes. Verlag der Kolonial-Warte, Agencia Duems, Berlin W 35, Potsdamer Str. 99, Preis M. 1,50.

Ebenso wie bei der Veröffentlichung der Verhandlungen des früheren Kolonialkongresses ist es auch diesmal gelungen, das vorliegende Werk schon wenige Monate nach Abhaltung des Kolonialkongresses erscheinen zu lassen. Sein Inhalt wird dem Leser die Ueberzeugung geben, daß der mit der Abhaltung des Kongresses beabsichtigte Zweck erreicht worden ist.

Berlin, Dezember 1924.

B. von Zastrow.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Organisation.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Präsidium.

Ehrenpräsident des Kolonialkongresses: Seine Hoheit Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg.

Präsident: Wirklicher Geheimer Rat Gouverneur a. D. Dr. Seitz.

Stellvertretende Präsidenten: Wirklicher Geh. Oberregierungsrat Gouverneur a. D. Dr. Hahl,
Generalmajor a. D. Maercker,
Vize-Admiral a. D. Gouverneur a. D. Meyer-Waldeck.

Ehrenmitglied: Professor Dr. Schweinfurth.

Die Veranstalter.

Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft: Berlin, Bremen, Stuttgart, Köln.

Altherrenschaft des Deutschen Hochschulrings, Berlin.

Auslandsamt der Deutschen Studentenschaft, Charlottenburg.

Behring-Werke A.-G., Marburg.

Bremer Baumwollbörse, Bremen.

Berliner Missions-Gesellschaft, Berlin.

Bund der Auslandsdeutschen E. V., Berlin.

Bund der Kolonialfreunde, Berlin.

Deutscher Kolonialverein, Gesellschaft für nationale Siedlungs- und Auslandspolitik, Berlin.

Deutscher Charitasverband, Freiburg i. Br.

Deutsch-Australische Dampfschiffs-Gesellschaft, Hamburg.

Deutsche Evangelische Missionshilfe, Berlin.

Deutscher Industrie- und Handelstag, Berlin.

Darmstädter und Nationalbank, Berlin.

Deutsches Auslands-Institut, Stuttgart.

Ekona A.-G., Berlin.

Evangelischer Hauptverein für Deutsche Ansiedler und Auswanderer, Witzenhausen a. d. Werra.

Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin.
Geologische Landesanstalt, Berlin.
Geographische Gesellschaft, Hamburg.
Geographische Gesellschaft, Königsberg i. Pr.
Gesellschaft für Erdkunde, Köln.
Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg.
Handelskammer Stuttgart.
Handelskammer Barmen.
Handelskammer Ludwigshafen.
Handelskammer Berlin.
Handelskammer Lübeck.
Handelskammer Münster.
Handelskammer Frankfurt a. Main.
Handelskammer Bochum.
Hochschulring Deutscher Art, Berlin.
Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.
Kolonialkriegerbund, Dresden-A.
Kolonialverein der Südwestafrikaner, Berlin.
Kolonialverein Lippe-Detmold.
Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene, Berlin-Dahlem.
Prinz zu Löwenstein, Schloß Langenzell.
Landwirtschaftliche Hochschule, Berlin.
Museum für Völkerkunde, Berlin.
Museum für Völkerkunde, Lübeck.
Norddeutscher Lloyd, Bremen.
Ostasiatischer Verein, Hamburg.
Seminar für Orientalische Sprachen, Berlin.
Preußisches Institut für Infektionskrankheiten „Robert Koch", Berlin.
Reichsverband der Kolonialdeutschen und -Interessenten, Berlin.
Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen, Berlin.
Reichsgesundheitsamt, Berlin.
Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln.
Reichsverband der Deutschen Kautschuk-Industrie E. V., Berlin.
Alfred Töpelmann, Verlags- und Buchhandlung, Gießen.
Vereinigung der Kolonial- und Ueberseedeutschen für den Regierungsbezirk Aachen, Aachen.
Vereinigung Deutscher Marine-Vereine, Bremen.
Verein Deutscher Wollkämmer und Kammgarnspinnereien, Berlin.
Vereinigung ehem. Offiziere pp. der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verein ehem. Offiziere der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, Berlin.
Verein ehem. Offiziere der Kaiserlichen Schutztruppe für Kamerun, Berlin.
Verein für Geographie und Statistik, Frankfurt a. Main.
Verband der Polizeibeamten für die deutschen Kolonien, Berlin.
Vereinigung ehem. Ostafrikaner, Berlin.
Verein ehem. Kameraden der deutsch-afrikanischen Schutztruppen, Berlin.
Verband der Schutzgebietsbeamten und Schutztruppenangehörigen, Berlin.
Wirtschaftsverband der Hannoverschen Industrie, Hannover.
Zoologisches Museum, Berlin.
Kolonial-Wirtschaftliches Komitee, Berlin.
Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin.
Kolonialkriegerdank, Berlin.
Zentralverband für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin.
Vereinigung für Deutsche Siedelung und Wanderung, Berlin.
Verband der deutschen Vereine für ärztliche Mission, Halle a. S.
Verband der Deutschen Evangelischen Missionskonferenzen, Halle an der Saale.
Deutscher Reichskriegerbund Kyffhäuser, Berlin W 50, Geisbergstraße 2.
Deutscher Verein, Swakopmund, Südwestafrika.
Industrie- und Handelskammer zu Hannover, Hannover, Arnswaldstraße 28.
Deutsche Kolonialschule in Witzenhausen.
Arbeitsausschuß deutscher Verbände in Berlin.

Die Ehrenförderer.

Afrika-Linien, Hamburg.
Carl Bödiker & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien, Hamburg.
Kommerzienrat Bosch, Berlin.
Beck & Co., Bremen.
Commerz- und Privatbank, Berlin.
Senator H. Bömers, Bremen.
Direktor Cramer, Aue i. Erzgebirge.
Deutsche Bank, Berlin.
Deutsche Länderbank, Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft, Berlin.
Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin.
Regierungsrat Dr. Dannert, Charlottenburg.
Dr. Diedrichsen, Hamburg.
Elberfelder Textilwerke, Elberfeld.
Walter Groth, Mexiko.
Fürst Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, Langenburg (Württemberg).
Horchwerke A.-G., Zwickau i. Sa.
Hamburg-Bremer Afrika-Linie, Bremen.
Heineken, Präsident des Norddeutschen Lloyd, Bremen.
Adolf Hermkes, Berlin.
Eisengießerei Hermanns, Lößnitz i. Erzgeb.
Conrad Kellner, Bremen.
Direktor Kettler, Bremen.
Chr. Köster, Neumünster.
Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Nürnberg.
Mechanische Webereien, Hannover-Linden.
Generaldirektor Mewes, Breslau.
Heinrich H. Menke, Bremen.
Bankier Hans Tietgen, Berlin-Hamburg.
Neu-Guinea-Compagnie, Berlin.
Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft, Berlin.
Richard Pohl, Berlin.
Baurat Reh, Nikolassee.
C. Sager Söhne, Neumünster.
Hermann Sager, Neumünster.
Geheimrat Sachs, M. d. R., Nürnberg.
H. Schemel, Guben.
Hermann G. Schmidt, Neumünster.
Seidenwebereien Schröder & Co., Krefeld.
Bankier Otto Schroeder, Bremen.
Generaldirektor Stimming, Bremen.
M. M. Warburg & Co., Hamburg.
J. H. Wiese Söhne, A.-G., Neumünster.
Wotanwerke A.-G., Leipzig.
Rechtsanwalt und Sächsischer Notar Dr. Zöphel, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verhandlungen.

Mittwoch, den 17. September, vormittags 9 Uhr:

Vollversammlung.

Eröffnung des Kongresses durch Seine Hoheit den Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg.

Roethe, Geheimer Regierungsrat, Professor Dr., Rektor der Universität:

Begrüßungsansprache.

Ansprache des Präsidenten Wirklichen Geheimen Rats Gouverneurs a. D. Dr. Seitz.

1. Schnee, Wirklicher Geheimer Rat Gouverneur z. D. Dr. M. d. R.:
   Mandatspolitik.
2. Knak, Missionsdirektor, D. theol.:
   Die Lage der deutschen evangelischen Mission in der Gegenwart.
3. Skolaster, Pater P. S. M., Limburg a. d. Lahn:
   Die katholische Mission in den früheren deutschen Kolonien.
4. Steudel, Geheimer Ober-Medizinalrat Ober-Generalarzt Professor Dr.:
   Aerztliche Versorgung der deutschen Kolonien jetzt und vor Kriegsausbruch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Mittwoch, den 17. September, nachmittags 3 Uhr:

Abteilungssitzung.

Sämtliche Abteilungen tagten gleichzeitig.

Abteilung I.

Koloniale Politik.

Vorsitzender: Wirklicher Geheimer Rat Gouverneur z. D. Dr. Schnee, M. d. R., Charlottenburg, Lietzenseeufer 2.

Stellvertreter: Ministerialdirektor z. D. Meyer-Gerhard, Berlin, Bayreuther Str. 34. — Gouverneur z. D. Dr. Schultz-Ewerth, Berlin-Wilmersdorf, Bernhardstr. 17, Portal II.

Schultz-Ewerth, Gouverneur z. D. Dr.:
Südseepolitik.

Abteilung II.

Koloniale Wirtschaft.

Vorsitzender: Direktor Fuchs, Berlin, Dessauer Str. 28/29.

Stellvertreter: Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Gouverneur a. D. Dr. Hahl, Berlin, Flensburger Str. 11. — Direktor Otto Riedel, Hamburg, Ferdinandstr. 5. — I. K. Vietor, Bremen, Geeren 38.

1. Hartmann, Syndikus Dr.:
Die neue Form der Ueberseegesellschaften.
2. von Zastrow, Geheimer Regierungsrat:
Die Wirtschaft des Bezirks Grootfontein vor dem Kriege als Beispiel kolonialer Entwickelung.

Abteilung III.

Tropenmedizin und Hygiene.

Vorsitzender: Geheimer Ober-Medizinalrat Ober-Generalarzt Professor Dr. Steudel, Dahlem, Humboldtstr. 27.

Stellvertreter: Professor Dr. Claus Schilling, Berlin, Brückenallee 34.

1. Fischer, Oberstabsarzt a. D. Dr.:
Trypanosomen-Krankheiten.
2. Kudicke, Medizinalrat, Professor, Dr., Frankfurt a. Main:
Spirochätosen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Ruge, Ober-Generalarzt, Professor Dr., Klotzsche b. Dresden: Amöbenruhr.
4. Fülleborn, Professor Dr., Hamburg: Wurmkrankheiten.
5. Richters, Stabsveterinär: Serumtherapie der Rinderpest in Deutsch-Ostafrika.

Abteilung IV.

Missionen, Schulen und kulturelle Fragen.

Vorsitzender: Konteradmiral z. D. Strauch, Friedenau, Niedstraße 39.

Stellvertreter: Missionsdirektor D. Schreiber, Steglitz, Humboldtstraße 14.

1. Freiherr v. Rechenberg, Gouverneur a. D.: Die Bedeutung der deutschen ärztlichen Mission.
2. Lotz, Bergrat, Dr. phil.: Die deutschen Schulen in Deutsch-Südwestafrika nach dem Kriege.
3. Moritz, Professor Dr.: Die Pflege des kolonialen Gedankens in der Jugend.

Abteilung V.

Ueberseeische Siedlung und Wanderung.

Vorsitzender: Wirklicher Geheimer Rat Staatssekretär a. D. Dr. von Lindequist, Macherslust b. Eberswalde.

Stellvertreter: Geheimer Regierungsrat a. D. Dr. Mansfeld, Berlin, Verl. Hedemannstraße 8.

1. Seelheim, Gesandtschaftsrat Dr.: Deutsche Auswanderung und Siedlung unter besonderer Berücksichtigung der Niederlassungen in den südamerikanischen Waldgebieten. Mit Lichtbildern.

Abteilung VI.

Geographie, Ethnographie und Naturkunde.

Vorsitzender: Geheimrat Professor Dr. Kaiser, München, Neuhauser Straße 51.

Stellvertreter: Dr. Lotz, Dahlem, Ehrenbergstraße 17.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. Mildbraed, Professor Dr.:
   Der Urwald von Kamerun. Mit Lichtbildern.
2. Reck, Hans Dr.:
   Die Ausgrabungen der Berliner Tendaguru-Expedition. Mit Lichtbildern.
3. Behrmann, Professor Dr., Frankfurt a. Main:
   Die deutsche wissenschaftliche Erforschung Neu-Guineas. Mit Lichtbildern.

Im Anschluß an die Nachmittagssitzung fanden folgende Besichtigungen statt:

1. Botanisches Museum, Dahlem, Kolonialsammlung, unter Führung von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Engler und seiner Mitarbeiter.
2. Geologisch-Paläontologisches Museum, Invalidenstraße 43, unter Führung von Dr. Reck.
3. Pr. Geologische Landesanstalt, Kolonialsammlung, Invalidenstraße 44, Führung durch Landesgeologen Prof. Dr. Koert.
4. Zoologisches Museum, Invalidenstraße 43 (Biologische Gruppen, bemerkenswerte Sammlungen aus den Deutschen Schutzgebieten). Führung durch Professor P. Matschie.

Donnerstag, den 18. September, vormittags 9 Uhr:

Abteilungssitzung.

Sämtliche Abteilungen tagten gleichzeitig.

Abteilung I.

Koloniale Politik.

1. Freiherr von Rechenberg, Gouverneur a. D.:
   Deutsche Eingeborenenpolitik.
2. Köbner, Geheimer Ober-Regierungsrat, Professor Dr.:
   Deutsche Kolonial- und Kulturpolitik in China.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abteilung II.

Koloniale Wirtschaft.

1. von Stephani, Major a. D.:
   Der Anteil der Schutztruppen an der wirtschaftlichen und kulturellen Erschließung unserer Schutzgebiete.
2. Kisker, Hans:
   Die wirtschaftliche Lage in Südwestafrika.
3. Mickel, Ministerialrat:
   Die Plantagenwirtschaft in den deutschen Kolonien.

Abteilung III.

Tropenmedizin und Hygiene.

1. Malaria.
   a) Ziemann, Generalarzt a. D. Professor Dr.:
   Kriegsmalaria.
   b) Schilling, Professor Dr.: Tropenmedizinischer Teil und Schulze, Oberarzt Dr.: Psychiatrischer Teil } Malariabehandlung und Paralyse.
2. Hasselmann, Dr., Frankfurt a. M.:
   Moderne Insekten- und Rattenbekämpfung.

Abteilung IV.

Missionen, Schulen und kulturelle Fragen.

1. Meinhof, Professor, D. theol., Hamburg:
   Der Stand der afrikanischen Sprachforschung.
2. Friedrichsen, Sanitätsrat, Dr. med.:
   Ueber gemeinschaftliches Sprachgut in den Bantu- und indogermanischen Sprachen.
3. Schreiber, Missionsdirektor D.:
   Koloniale Wohlfahrtspflege.

Abteilung V.

Ueberseeische Siedlung und Wanderung.

1. Golf, Professor Dr., Leipzig:
   Siedlung und Landwirtschaft in überseeischen Steppengebieten mit besonderer Berücksichtigung von Südwestafrika, Argentinien und Paraguay. Mit Lichtbildern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Reinhold, Pfarrer, Dr.:
Siedlungsmöglichkeiten in der Provinz Mendoza in Argentinien.

Abteilung VI.

Geographie, Ethnographie und Naturkunde.

1. Kaiser, Geheimrat Professor Dr., München:
Die Fortschritte in der geologischen Erkenntnis Südafrikas während der deutschen Kolonialtätigkeit.
2. Germann, Dr., Leipzig:
Völkerrechtliche Forschungen in den deutschen Kolonien.
3. Jaeger, Professor, Dr.:
Meine Forschungsreise in Südwestafrika.

Donnerstag, den 18. September, nachmittags 3 Uhr:

Vollversammlung.

1. Schmidt, Geheimrat G.:
Deutsche Siedlung in Uebersee in Vergangenheit und Gegenwart.
2. Eckert, Max, Professor Dr., Aachen:
Die Bedeutung der deutschen Kolonialkartographie. Mit Lichtbildern.
3. Picht, Heinrich:
Die wirtschaftliche Notwendigkeit eigener kolonialer Betätigung für Deutschland.
4. Seitz, Präsident des Kongresses:
Schlußwort.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Gang der Verhandlungen.

Am Mittwoch, dem 17. September, vorm. 9 Uhr, eröffnete der Ehrenpräsident Se. Hoheit der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg im Auditorium Maximum der Universität den Kongreß mit folgender Ansprache:

Wieder, wie einst, hat sich eine glänzende Versammlung zusammengefunden, um im Austausch der Gedanken kolonialer Arbeit zu dienen.

Wie in der Zeit vor dem großen Weltgeschehen sind zahlreiche treue Freunde unserer Sache, bewährte Vertreter der Arbeit und des kolonialen Aufbaus in unserem alten Uebersee dem Rufe des Präsidenten eines deutschen Kolonialkongresses gefolgt.

Aber wie anders damals als heute!

Als im Jahre 1910 der 3. Deutsche Kolonialkongreß glanzvoll zu Ende ging und eine Fülle von Aufgaben erledigt hatte, in denen die Wohlfahrt der uns anvertrauten Völker voranstand, waren wir mitten im Schaffen. Die Kinderkrankheiten der ersten Kolonisationsperiode waren überwunden, das System der Arbeit draußen hatte feste Basis gefunden, mit den Völkergruppen unserer Ueberseegebiete lebten wir in Frieden.

Ueberall war Aufschwung zu bemerken, war Fortschritt zu spüren als Auswirkung wertvoller Erfahrungen, gewissenhaften Strebens, eisernen Fleißes. Im friedlichen Völkerringen drangen wir immer weiter vor, sahen einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen und hatten Aussicht sogar auf die Führung.

Das durfte nicht sein!

Und so steht heute Deutschland, stehen wir alle, steht auch diese Versammlung unter der Wucht des Erlebens dessen, was die Welt gegen uns ersann.

Arm sind wir geworden und machtlos, die Frucht unseres Schaffens ist dahin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn ich gleichwohl heute die Ehre habe, von dieser Stelle aus den vierten Deutschen Kolonialkongreß zu eröffnen, so geschieht dies in dem Bewußtsein, daß wir noch über reiche Mittel verfügen, die uns hoffnungsvoll zu stimmen geeignet sind, und die uns kein Feindbund rauben kann, und die ein Erbgut des Deutschen sind; das ist der deutsche Wille zur Arbeit und des tüchtigen Deutschen Zuversicht auf sich selbst.

Ich erinnere daran, daß Deutschland auch nach dem Raub der Kolonien, bedacht auf das Wohl der Eingeborenen seiner alten Ueberseebesitze, sich weiter mit kolonialen Problemen beschäftigt hat und in der Lage gewesen ist, in der Bekämpfung der furchtbarsten schwarzen Geißel, der Schlafkrankheit, allein, allen anderen Nationen voran, ein wirksames Mittel zu finden.

Und wenn deshalb jemand die Frage aufwirft, die auch mir begegnet ist: „Hat heute ein Kongreß, der sich mit kolonialen Dingen befaßt, in Deutschland Berechtigung und Sinn?“ So bekenne ich mich freudig zu einem: „Ja“.

Er hat Sinn als Hort deutscher kolonialer Geschichte, Berechtigung als eine Pflegeanstalt der Treue, die der Eingeborene uns noch heute unverändert entgegenbringt, und die wir erwidern. Er hat Bedeutung als ein Ort des Austausches kolonialer Erinnerungen, als eine Stätte der Belehrung heutiger kolonialer Politik, Wirtschaft und Wissenschaft fremder Völker — und schließlich — als die Schmiede eines gemeinsamen, großen Zukunftsgedankens.

Denn wir glauben an eine Zukunft!

Die Vergangenheit gibt uns ein Recht hierzu. — Ein Land, dessen koloniale Führer einst das Wort prägten: „Kolonisieren heißt missionieren“ und ferner: „Der Eingeborene ist der wertvollste Besitz in den Schutzgebieten“, hat koloniale Daseinsberechtigung.

Wir Kolonialdeutsche werden daher nicht die Schande auf uns nehmen, kleinmütig zu verzagen oder kampflos zu verzichten, ehe nicht das letzte versucht ist, zurückzuerhalten, was uns auf Grund einer Lüge gegen jedes Völkerrecht geraubt. Unser Schild ist blank.

Der Boden jener Länder hat deutsches Heldenblut im aufgezwungenen Verteidigungskampfe getrunken und ist jedem Deutschen heilig. Wer je den Fluß auf deutschen Kolonialboden gesetzt hat, der ist ihm als seiner zweiten Heimat verfallen mit Leib und Seele sein Leben lang.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aber nicht in lautem, geräuschvollem Protest, sondern in stillem, zähem Denken an den Wiederaufbau wollen wir uns zusammenschließen. Papierne Proteste und Resolutionen eines wehrlosen Volkes werden in der Welt einer gerechten Beachtung nicht begegnen.

Das gute Deutschtum aber praktisch zu fördern und die deutsche Arbeit der Stelle wieder zuzuführen, die sie ehedem innegehabt, als die Welt von Chauvinismus noch nicht geblendet war, dazu wollen wir keine Mühe scheuen.

Ich weiß, daß sich viele, ja faßt jeder, der die Tropensonne lieben lernte, sich freudig hierzu in die erste Reihe stellen wird, wäre es anders, wir wären heute nicht hier an dieser feierlichen Stelle.

Denn der Gedanke des heutigen Kongresses basiert auf einem Wort und ein fester, unbeugsamer Wille dazu schweißt uns alle unlöslich zusammen:

„Die alte Flagge muß wieder wehen über dem alten Grund."

In diesem Sinne begrüße ich Sie alle, und danke ich den veranstaltenden Vereinen für die Ehre, die sie mir durch Uebertragung des Ehrenvorsitzes erwiesen haben.

Ich eröffne den 4. Deutschen Kolonialkongreß und lege seine Führung in die Hand seines Präsidenten.

Hierauf übernahm der Präsident des Kongresses, Wirkl. Geh. Rat Gouverneur a. D. Dr. Seitz, die Leitung der Verhandlung und erteilte das Wort an den Rektor der Universität Geh. Rat Prof. Dr. Roethe, der folgendes ausführte:

Geheimer Regierungrat Professor Dr. Roethe, Rektor der Universität Berlin: Königliche Hoheit! Meine Damen und Herren! Es ist mir eine besondere Genugtuung, diesen Kongreß in den Räumen der Friedrich-Wilhelm-Universität als ihr zeitiger Rektor begrüßen zu dürfen. Wer nur einen Blick auf das Programm dieses Kongresses wirft, hat alsbald die Empfindung: Hier handelt es sich eigentlich um eine Universität im kleinen. Sie sind da, alle vier Fakultäten. Mit der Theologie beginnt es, wie sich das schickt; dann kommt Recht und Wirtschaft; dann folgt in besonders rühmlichem Glanze die Medizin. Aber auch Philologie und Geschichte und Naturwissenschaft, sie fehlen in Ihrem Kreise nicht. Der Kolonialkongreß stellt in einer solchen Vielseitigkeit wirklich ein eindrucksvolles wissenschaftliches Ganzes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dar. Nun fragen wir uns alle, wie der Herr Ehrenvorsitzende das eben ausgesprochen hat: Ja, hat denn nun dieser Kongreß noch Zweck, dieser große Aufwand geistiger Kraft für einen Besitz, der uns doch hoffnungslos geraubt ist? Hochverehrte Anwesende! Es ist immer die Art deutscher Wissenschaft gewesen, daß sie nicht nach dem unmittelbaren Zweck, nicht nach dem unmittelbaren Nutzen gefragt hat. Zu Zeiten, wo man an Kolonien nicht dachte, hat schon Leibnitz von deutschen Kolonien geträumt und die Namen von Nachtigall und Wißmann und dem heute noch zu unserer Freude unter uns weilenden großen Forscher Schweinfurth leuchteten bereits, als eine deutsche Kolonialpolitik kaum am fernsten Horizont erschienen ist. Um ein Beispiel aus ganz anderer Sphäre und Zeit zu nehmen: Als seiner Zeit Gauß und Weber den Telegraphen erfanden, haben sie an praktischen Gewinn, an Patente und an große verkehrspolitische Erleichterungen usw. auch nicht mit einem Atemzug gedacht. Ich habe sogar den schweren Verdacht, daß sie sehr unangenehm berührt gewesen wären, wenn sie vorher gesehen hätten, was sie durch ihre große Entdeckung anrichteten (Heiterkeit). Und gerade weil es ein Werk der reinen Erkenntnis war, beherrscht es heute die Welt in immer gewaltigeren Dimensionen. Das ist gute deutsche Art. Gute deutsche Art — freilich, auch schwache deutsche Art. Wir haben ja nun einmal die Schwäche, oder hatten sie, tatenarm und gedankenvoll zu sein.

Nun, meine Damen und Herren! Die Geschichte hat doch immer noch gelehrt, daß der Gedanke die Tat zeugt. Vielleicht wären wir nicht so leicht um unsere Kolonien gekommen, wenn grade der koloniale Gedanke in unserm Volk stärker gewesen wäre. Vielleicht ist die Schwäche dieses Augenblicks mit daraus erwachsen, daß eben jener Gedanke unser Volk nicht so beherrscht hat, wie er das eigentlich hätte tun müssen. Und da steht nun die Kolonialgesellschaft vor einer allergrößten Aufgabe.

Am Schluß der britischen Nationalhymne heißt es feurig: „Britons never shall be slaves“. Ich denke, wir wollen den Briten auf diesem Gebiet keinen Vorsprung lassen. Auch die Deutschen wollen und können nicht Sklaven sein (Bravo!). Mit den Deutschen von heute sieht es ja anders aus; aber das ist eine Schwäche, die schwinden wird. Ein Volk muß die Möglichkeit haben, seine geistige Kraft in die Tat umzusetzen, es muß Raum haben, frei seine Glieder zu recken. Wenn unser Volk wieder gesunden soll, dann muß es die entsetzliche geistige und sittliche Krank-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heit der gewollten Kinderarmut und Kinderlosigkeit los werden, durch die ein allerbestes deutsches Gut, die deutsche Ehe, zur Unsittlichkeit wird. Genesen wir innerlich, dann werden wir auch wieder die Möglichkeit haben, um unsere Freiheit zu kämpfen. Und für seine Freiheit zu kämpfen, ist jedes Volkes allerheiligste Pflicht. (Bravo!)

Hochansehnliche Versammlung! Dieser Kampf um die Freiheit soll aus dem Gedanken erstehen. Der Gedanke soll in uns fruchtbar sein. Der Gedanke soll um sich greifen. Und ich habe vorhin mit großer Freude gehört, daß tatsächlich die Kolonialgesellschaft eine beständig in großem Maßstabe wachsende Macht zu werden beginnt. Das ist das allerschönste und allerrühmlichste, was ihr nachgesagt werden kann. Wir haben ein Distichon: „Treue und wurzelnde Kraft erwachsen auf heimischem Boden; Weitblick und wagenden Mut schafft uns das wogende Meer!" Zum Meer haben die Deutschen immer ein allerbestes Verhältnis gehabt. Wir brauchen beides. Heute ist es mit der Treue und der wurzelnden Kraft auf heimischem Boden nicht weit her, und es ist kein Wunder, wenn auch der Weitblick und der wagende Mut, den das Meer uns geben soll, nicht auf der Höhe ist. Aber das sind Zustände, die vorübergehen werden. Das ist nicht nur ein Hoffen und nicht nur ein Glauben, sondern das ist eine Gewißheit, die wir aus der eigenen Seele schöpfen. Und diese Gewißheit ist besser als alle Kräfte des Verstandes. Wir fühlen, was in unserm Volke lebt und wohin der Weg unseres Volkes führt. Schon unsere Klassiker haben immer davon gesprochen, daß der Deutschen Stunde kommen werde, wenn der Zeiten Kreis sich füllt. Wenn das deutsche Volk wieder und wieder sich selbst zugrunde gerichtet hat, so grauenhaft das ist, vor einem hat es das deutsche Volk bewahrt: das deutsche Volk ist nie alt geworden, es ist nie in behaglichem Zustand verfettet, es ist nie erstarrt in einer „Zivilisation", wie sie die Westmächte hochmütig und alt macht. Wir sind darum nicht „zivilisiert", weil wir Kultur haben, weil wir Kulturträger sind. Und dieses jugendliche Recht einer stets freudigen, fruchtbaren und frischen Kultur wollen wir uns bewahren.

Heute sieht es nicht danach aus, als ob wir jemand Kultur geben könnten. Aber das ist eine trügende Decke, die wir durchbrechen müssen und die zu durchbrechen auch die Kolonialgesellschaft helfen wird. Wenn wir zusammenhielten im Geiste und Willen, dann hat uns noch niemand den Weg verschlossen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich sehe es als eine schöne, große und im höchsten Sinne verheißungsvolle Aufgabe der Kolonialgesellschaft an, daß sie die Einheit des deutschen Volkes auf ihrem Gebiet, im Dienste des kolonialen Gedankens, fördert und pflegt. Möge ihr da Erfolg in reichstem Maße beschieden sein! Das walte Gott. (Stürmischer Beifall.)

Dr. **Seitz:** Königliche Hoheit! Eure Hoheiten! Hochverehrte Damen und Herren! Deutscher Kolonialkongreß! Welch eine Fülle von Erinnerungen weckt dieses Wort in allen denen, denen es einst vergönnt war, an den großen Kongressen der Jahre 1902, 1905 und 1910 teilzunehmen. Mit Stolz und mit Wehmut denken wir zurück an jene großen Veranstaltungen, die, hervorgegangen aus der Initiative der Deutschen Kolonialgesellschaft, unter dem Vorsitz des uns leider allzu früh entrissenen Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, dem wie wenigen Sterblichen die Gabe verliehen war, große Versammlungen meisterhaft zu leiten, einst einen glänzenden Verlauf genommen haben. Alle Gebiete des kolonialen Lebens, des politischen, des kulturellen, des wirtschaftlichen und des wissenschaftlichen wurden in der eingehendsten Weise erörtert. Und heute noch sind die Verhandlungsberichte über jene Kongresse eine unerschöpfliche Fundgrube für das koloniale Studium. Alle Kreise Deutschlands, die sich mit kolonialen Fragen beschäftigen, haben mit Ernst und Eifer mitgearbeitet an jenen Kongressen, jenen Kongressen, die der Regierung, sowohl der zentralen hier in Berlin wie den Gouvernements draußen, immer wieder neue und fruchtbare Anregungen gegeben haben. Wie kann man es angesichts dieser Vergangenheit, nach dem Niederbruch unserer politischen Macht, nach dem Niederbruch unserer Wirtschaft, nach dem Verlust unserer Kolonien, in der Zeit der tiefsten materiellen und geistigen Not unseres Volkes, wagen, einen Kolonialkongreß abzuhalten? Eine Frage in den Mittelpunkt großer Verhandlungen zu stellen, die selbst nach Ansicht vieler ernsthafter Patrioten heute in den Hintergrund treten sollte gegenüber den dringenden Fragen der Not des Tages.

Unsere Antwort ist einfach. Mehr noch als nach dem Diktat von Versailles stehen wir heute mitten im Kampfe um unsere nationale Selbständigkeit. Für uns Deutsche handelt es sich darum, ob unser Vaterland für die Dauer das bleiben soll, wozu es heute gemacht werden soll: ein Objekt der Ausbeutung fremder Politik

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und fremden Kapitals, ein Kolonialland im schlimmsten Sinne des Wortes, oder ob wir uns wieder die nationale Selbständigkeit, ein souveränes Deutsches Reich, erkämpfen wollen. In diesem Kampf spielt die koloniale Frage keine Nebenrolle, sondern eine Hauptrolle. Wir erleben heute vielfach, ohne daß wir es merken, eine wirtschaftliche Umwälzung der gewaltigsten Art, die sich still und unerbittlich in der ganzen Welt vollzieht. Länder, die vor dem Kriege noch rein agrarisch waren, sind nach und nach durch die Wirkungen dieses großen Krieges industrialisiert worden, und es wird auf die Dauer kaum mehr möglich sein, daß reine Industriestaaten weiter bestehen. Die gesamte Volks- und Weltwirtschaft wird gezwungen sein, sich umzustellen, und diese Umstellung wird besonders schwer sein in unserem armen, verkümmerten, an jeder Bewegungsfreiheit gehinderten Vaterland. Sie wird nur möglich sein, davon sind wir fest überzeugt, wenn uns wieder eine praktische, erfolgreiche, koloniale Tätigkeit eröffnet wird. Geschieht das nicht, dann allerdings würde die Behauptung des Franzosen Clemenceau richtig sein, daß 20 Millionen Deutsche zu viel auf der Welt sind. Aber ich sage: Nicht 20 Millionen Deutsche sind zuviel auf der Welt, nein, das deutsche Land ist zu klein für die 60 Millionen unserer Bevölkerung. (Beifall.) Mit Recht können wir sagen: Raum für alle hat die Erde; gebt uns denjenigen Anteil an der alten Mutter Erde, der unserer Volkszahl und unserer Volkskraft entspricht, oder Deutschland wird künstlich zu dem gemacht, wofür man es bisher zu Unrecht verschrien hat, zu einer dauernden Gefahr für die Ruhe und für den Frieden der Welt. (Sehr richtig.)

Vor diesem Schicksal wollen wir unser Volk bewahren, und indem wir kämpfen für koloniale Betätigung, kämpfen wir nicht für abenteuerliche Utopien, sondern für die Existenz unseres Volkes.

Aber, meine hochverehrten Damen und Herren, es ist das nur die materielle Seite der kolonialen Frage. Sie hat auch eine geistige, ideelle Seite. Kein großes Kulturvolk kann heute als solches bestehen, wenn es nicht tätigen Anteil nimmt an der geistigen Entwicklung der ganzen Welt. Was uns in dieser Beziehung unsere Kolonien waren, das merken wir von Tag zu Tag mehr und mehr. Unsere Forschungen, unsere Wissenschaft, unsere Mission, sie sind auf Schritt und Tritt gehemmt und unterdrückt durch die chinesische Mauer, die der Vertrag von Versailles um unser Volk aufgerichtet hat. Diese Mauer muß fallen, wenn das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutsche Volk nicht geistig und — vergessen wir das nicht — auch politisch versumpfen und verkommen soll und wir die Rolle von Schmarotzern der modernen Welt spielen sollen, wie sie einst die Griechen gespielt haben in der alten römischen Welt.

Darum veranstalten wir heute, 40 Jahre nach der Erwerbung unserer Kolonien, diesen Kongreß, um der ganzen Welt und dem deutschen Volk vor Augen zu führen, was wir in unserer kurzen kolonialen Geschichte geleistet haben, aber auch, um zu zeigen, daß wir auch jetzt nach den Verlust unserer Kolonien nicht aufgehört haben und nicht aufhören werden, kolonial zu arbeiten. Nur so können wir unter den traurigen heutigen Verhältnissen den Beweis erbringen für die Verlogenheit der Behauptung der Unfähigkeit und der Unwürdigkeit des deutschen Volkes zum Kolonisieren. Wir sind weit davon entfernt, in einer hysterischen Selbstbezichtigung zu katzbuckeln vor der selbstgerechten Heuchelei unserer Feinde. Durch die Tat wollen wir beweisen, daß wir nicht darauf verzichten, mitzuarbeiten an den großen kolonialen Aufgaben der Welt.

Naturgemäß können unsere Verhandlungen sich nicht beschränken auf die Verhältnisse in unseren Kolonien. Fragen der Forschung, der Wissenschaft, der Missionstätigkeit, der Siedlung, sie können nur erschöpfend behandelt werden aus allgemeinen Gesichtspunkten heraus. Schon bei der Eröffnung des ersten Kolonialkongresses im Jahre 1902 sagte Herzog Johann Albrecht:

> „Aber nicht nur unsere Schutzgebiete im engeren Sinne sollen heute den Gegenstand unserer Verhandlungen bilden. Ueberallhin auf der Erde, wo deutsche Interessen vertreten sind oder geschaffen werden, richtet sich unser Blick, und von allen Seiten sind daher heute auch Männer zusammengeströmt, deren Interessen mit den eigentlichen Schutzgebieten nur lose oder gar nicht verknüpft sind, die aber die deutsche Tüchtigkeit und die deutsche Arbeit über See getragen und sich selbst und dem Mutterlande reichen Segen geschaffen haben."

„So umspannt das Programm unserer Tagung die gesamten Interessen des Vaterlandes jenseits der Meere." Und damals konnte der Herzog die stolzen Worte hinzufügen:

> „Fürwahr eine würdige Aufgabe lebensvollster Bedeutung für unsere politische, wirtschaftliche und kulturelle Machtstellung in der Welt."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meine hochverehrten Damen und Herren! Unsere politische, wirtschaftliche und kulturelle Machtstellung in der Welt ist dahin. Darum aber dürfen wir nicht aufhören, um so zäher daran zu arbeiten, diese Machtstellung unserem Vaterlande wieder zu gewinnen.

Das Zustandekommen unseres Kongresses wurde wesentlich dadurch erleichtert, daß es vor zwei Jahren gelungen ist, alle großen kolonial-gerichteten Verbände und Vereine und auch viele andere Anstalten und Institute zu vereinigen in der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft. Bei voller Bewegungsfreiheit der einzelnen Mitglieder dieser Arbeitsgemeinschaft verfolgen wir alle ein Ziel: Vertiefung und Verbreiterung des kolonialen Gedankens im deutschen Volke, einheitliche Stellungnahme zu allen auftauchenden kolonialen Fragen und unermüdliche Arbeit, bis der Bann gebrochen ist, der auf unserm Volke ruht. Nicht Objekt der Ausbeutung wollen wir sein, sondern eine selbsttätige kolonisatorische Nation, wie es die Germanen waren seit ihrem Eintritt in die Weltgeschichte.

Im Namen der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft danke ich allen denen, die sich tätig an dem Zustandekommen dieses Kongresses beteiligt haben, den vielen Ehrenförderern und Veranstaltern dieses Kongresses. Ich muß dabei besonders des Deutschen Vereins in Swakopmund gedenken, der es sich trotz der großen wirtschaftlichen Not, die auch dort herrscht, nicht hat nehmen lassen, sein Deutschtum dadurch zu beweisen, daß er mit auftritt als Veranstalter dieses Kongresses. (Bravo!) Wenn auch vorübergehend die politischen Bande mit unsern Brüdern jenseits der See zerrissen sind, das Band, das uns alle zusammenhält, die deutsche Treue, kann niemals zerrissen werden. Deutschen Gruß und deutschen Dank senden wir unsern Brüdern hinüber über See.

Wir danken aber vor allem auch der Universität Berlin und ihrem Rektor Magnificus für die Gastfreundschaft, die sie uns in diesen Räumen gewährt. Wir danken Ihnen, sehr verehrter Herr Geheimrat Roethe, für die warmherzigen, echt deutschen Worte, die Sie hier an uns gerichtet haben.

Im Namen der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft heiße ich alle Anwesenden herzlich willkommen, die Vertreter der staatlichen und kirchlichen Behörden, die Vorstände und Vertreter von uns befreundeten Verbänden und Vereinen und die vielen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Privatpersonen, die aus dem ganzen Reiche hier erschienen sind. Wir wissen ganz genau, daß das für manchen in der heutigen Zeit kein ganz leichtes Opfer ist. Es ist uns aber eine besondere Freude und eine hohe Ehre, Ihre Königliche Hoheit Prinzessin Heinrich von Preußen und ihre Hoheit, die Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg hier begrüßen zu können. Eure Hoheit haben als langjährige Vorsitzende des Frauenvereins vom Roten Kreuz für Deutsch-Uebersee stets für die koloniale Sache gewirkt und stehen auch heute noch mitten im kolonialen Leben.

Unsere koloniale Entwicklung ist durch den großen Krieg zwar unterbrochen, aber nicht abgerissen und es ist für unsern Kongreß ein gutes Omen, daß heute an der Spitze dieses Kongresses der Bruder unseres unvergeßlichen Präsidenten steht, Seine Hoheit, der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg. Kein besserer könnte diese Stelle ausfüllen, als Eure Hoheit, deren ganzes Leben als Forscher, als Schriftsteller und als Gouverneur der kolonialen Sache gewidmet war und, wie wir zu Gott hoffen, noch recht lange gewidmet sein wird. (Bravo!) Wir bedauern, daß wir unser Ehrenmitglied, den Altmeister deutscher Forschung, Herrn Professor Dr. Schweinfurth, nicht hier in unserer Mitte sehen können. Ist er doch das Vorbild eines uneigennützigen und unermüdlichen deutschen Forschers, der in einem 87jährigen Leben Gewaltiges für die Wissenschaft geleistet hat, der zwei Jahrzehnte, bevor wir festen Fuß in Afrika gefaßt haben, den dunklen Erdteil in Afrika zum Ziele seiner Arbeit gemacht hat und dadurch einer der ersten Pioniere deutscher kolonialen Arbeit gewesen ist. Möge dieser Mann der jungen Generation als Vorbild dienen; möge sie hinsehen auf seine Arbeit und seine Erfolge, die er erreicht hat in einer Zeit, als wir keine Kolonien hatten, und möge die junge Generation auch heute, solange unsere Kolonien in fremden Händen sind, nicht aufhören, kolonial zu arbeiten und den Grund zu legen zu einer besseren Zukunft.

Wir treten nunmehr in die Tagesordnung des Kongresses ein. Ich erteile das Wort Sr. Exzellenz Herrn Gouverneur Schnee.

Es folgen die Vorträge des Wirkl. Geh. Rats Gouverneur z. D., M. d. R., Dr. Schnee über Mandatspolitik, des Missionsdirektors D. Knak über die Lage der deutschen evangel. Mission in der Gegenwart, des Pater P. S. M. Skolaster über die katholische Mission in den früheren deutschen Kolonien und des Geh. Ober-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

medizinalrats Obergeneralarzt Prof. Dr. Steudel über die ärztliche Versorgung der deutschen Kolonien jetzt und vor Kriegsausbruch.

Am Nachmittag desselben Tages und am Vormittage des 18. Sept. fanden die Abteilungssitzungen statt. Diese Vorträge sowie die in der am Nachmittag stattfindenden Hauptversammlung des Geheimrats Geo. A. Schmidt über deutsche Siedlungen in Uebersee in Vergangenheit und Gegenwart, des Prof. Dr. Max Eckert über die Bedeutung der deutschen Kolonialkartographie und des Herrn Heinrich Picht über die wirtschaftliche Notwendigkeit eigener kolonialer Betätigung für Deutschland sind in der Abteilung: „Die Vorträge und Diskussionen" abgedruckt.

Nach diesen Vorträgen ergriff der Präsident des Kongresses Exzellenz Dr. Seitz zu folgenden Ausführungen das Wort:

Unsere Arbeiten gehen ihrem Ende entgegen. Wie eifrig auf dem Kongreß gearbeitet worden ist, das zeigt das Ergebnis der Verhandlungen unserer verschiedenen Abteilungen. Es sind in den verschiedenen Abteilungen nicht weniger als 10 Resolutionen gefaßt worden. Sie sind teils allgemeiner Art, behandeln die koloniale Frage im allgemeinen, teils aber beschäftigen sie sich mit einzelnen aktuellen Punkten und enthalten Anträge, die von dem Präsidium der Kolonialen Arbeitsgemeinscchaft zu verfolgen sein werden. Ich werde Ihnen diese Anträge vorlesen und nehme an, daß Sie dann damit einverstanden sind. Nur zwei jetzt aus der Mitte des Kongresses an mich gelangte Anträge werde ich nachher zur besonderen Abstimmung bringen, weil sie auf der einen Seite die grundsätzliche Stellung des Kolonialkongresses zu dem ganzen gegenwärtigen Zustand unserer Kolonien darstellen und auf der anderen Seite einen Antrag an die Reichsregierung bringen.

Die Anträge, die in den Abteilungen gestellt worden sind, lauten:

1. Der Deutsche Kolonialkongreß von 1924 empfiehlt: Schaffung einer neuen Gesellschaftsform mit selbständiger Rechtspersönlichkeit für deutsche Gesellschaften, die sich ausschließlich im Auslande betätigen.

Das hiernach zu erlassende Gesetz über die „Auslandsgesellschaft" muß

1. hinsichtlich der Organisation der Gesellschaft, der Art und Weise der Kapitalbeschaffung und der Währung, in der sie bilanziert, weitestgehende Bewegungsfreiheit gewähren, und
2. das Maß der öffentlichen Lasten und Steuern so gestalten, daß eine Ueberlastung der Auslandsgesellschaft nicht eintritt.

Wegen dieser Umgestaltung des Schutzgebiets- resp. wegen der Schaffung eines neuen Gesetzes zur Bildung von Auslandsgesellschaften steht die Koloniale Reichsarbeitsgemeinschaft seit Monaten mit der Regierung in Verhandlung und es ist immerhin Aussicht, daß ein derartiges Gesetz zustandekommt.

2. Die Teilnehmer am Kolonialkongreß senden nach einem Vortrag über die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse im jetzigen Südwestafrika den dortigen Landsleuten herzliche Grüße und bitten sie, trotz allem auszuhalten im deutschen Koloniallande!

Der Antrag bedarf wohl keines besonderen Kommentars.

3. Die heute gelegentlich des Deutschen Kolonialkongresses versammelten deutschen Männer und Frauen stellen den Antrag, alles Material über die militärische, wissenschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Tätigkeit der Schutztruppe in einem „Schutztruppenarchiv“ zu sammeln, um so die von dieser geleistete Arbeit und erworbene Erfahrung unserem Volke zu erhalten als ehrendes Denkmal deutschen kolonialen Soldatengeistes und zukünftiger praktischer Verwendung.

Auch hier bin ich Ihrer Zustimmung sicher. Sie haben das ja bekundet.

4. Der Deutsche Kolonialkongreß nimmt mit Entrüstung zur Kenntnis, daß die Kriegslöhne an die Farbigen in Ostafrika immer noch nicht bezahlt sind. Er fordert von Reichsregierung und Reichstag, daß diese Ehrenschuld unverzüglich eingelöst wird.

Auch das ist ein Punkt, über den wir seit längerer Zeit mit der Regierung in Verhandlung stehen.

5. Der Deutsche Kolonialkongreß begrüßt es mit Genugtuung, daß der deutschen Mission im Weltkriege trotz der Maßnahmen feindlicher Mächte der größere Teil ihrer Arbeitsfelder erhalten geblieben ist, und daß unter dem schweren Druck der Zeit der Missionswille der deutschen Christen einen neuen Aufschwung genommen hat.

Der Kongreß wünscht den deutschen Missionen weiteren Erfolg und insbesondere bei der neuerdings ermöglichten Rück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kehr in bisher gesperrte Gebiete eine ungehinderte Erfüllung ihrer religiösen Aufgabe gemäß ihrer deutschen Art und Arbeitsweise.

Auch mit dem Antrag sind Sie einverstanden.

6. Der Deutsche Kolonialkongreß 1924 bittet die Koloniale Reichsarbeitsgemeinschaft den von der Berliner Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft eingesetzten Unterstützungsausschuß, nach Ergänzung durch den Deutschen Kolonial-Kriegerbund, mit der Aufgabe zu betrauen, die Koloniale Wohlfahrtspflege unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten auszubauen, insbesondere durch regelmäßige Sammlungen, namentlich bei der jährlichen Tangafeier, Mittel für die Koloniale Wohlfahrtspflege zu gewinnen.

Die dauernde Fürsorge für notleidende Kolonialpioniere und Kolonialkrieger, für ihre Witwen und Kinder ist der beste Dank für unser im Kampf für die Kolonien Gefallenen und Geschädigten, ein wirksames Mittel, daß unsere Kolonien unvergessenes Land bleiben.

Dieser Antrag ist m. E. gerade in der jetzigen Zeit besonders wichtig. Der Unterstützungsausschuß, der seinerzeit gebildet wurde, wurde dadurch ermöglicht, daß auf Antrag eines der Herren Vorredner, des Herrn Geheimrats Schmidt, seinerzeit die deutschen Frauen in Mexiko gerade in der Zeit der schlimmsten Inflation einen Fonds gesammelt hatten zur Unterstützung notleidender kolonialdeutscher Witwen und Waisen. Dieser Fonds ist aber nunmehr seinem Ende nahe. Es sind nur noch wenige 100 M. vorhanden und es handelt sich für uns darum, einen Dauerfonds zur Unterstützung notleidender Kolonialdeutscher zu schaffen. Wie notwendig das ist, sehe ich tagtäglich aus den vielen Gesuchen um Unterstützung, die bei der Deutschen Kolonialgesellschaft einkommen, zum großen Teil von Frauen und Kindern Kolonialdeutscher, die sich jetzt hier befinden und deren Männer noch draußen im Schutzgebiet sind. Ich empfehle Ihnen allen diesen Fonds zur Sammlung. (Beifall.)

7. Der Deutsche Kolonialkongreß 1924 hält eine gründliche Durchbildung der Jugend in wirtschaftlichen und kolonialen Fragen auf allen Schulen für dringend nötig. Insbesondere fordert er eine Durchdringung des Unterrichts mit diesen Fragen in den mittleren und oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Daher muß vor allem der Erdkundeunterricht sämtlicher Klassen eine hierfür ausreichende Unterrichtszeit erhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hiermit steht in Verbindung der folgende Antrag:

Der Deutsche Kolonialkongreß 1924 erklärt die Pflege des kolonialen Gedankens in der Jugend für eine der wichtigsten Gegenwartsaufgaben. Er bittet die Koloniale Reichsarbeitsgemeinschaft um Einsetzung eines kolonialen Jugendausschusses.

Auch diese Frage hat bis jetzt die Kolonialgesellschaft dauernd beschäftigt. Wir stehen wegen der Aufnahme kolonialer Gegenstände in der Schule dauernd in Verhandlung mit dem preußischen Ministerium. Wir haben leider bei den Ministerien der übrigen Bundesstaaten recht wenig Entgegenkommen gefunden. (Hört, Hört!)

Und nun zum Schluß:

8. In dem zwischen der deutschen Regierung und der Südafrikanischen Union geschlossenen Abkommen für Deutsch-Südwestafrika ist unter anderem seitens der letzteren zugesagt worden, daß die Einreise von Deutschen nach Südwestafrika künftig unter den gleichen Bedingungen wie nach Südafrika gestattet sein soll. Trotzdem ist bisher nicht die geringste Erleichterung erfolgt. Die Einreise wird vielmehr, ohne Angabe von Gründen, ganz willkürlich, nach dem Belieben der zuständigen Lokalbehörde, genehmigt oder versagt; meistens geschieht das letztere.

Der Kolonialkongreß bittet die Reichsregierung bei der Regierung der Südafrikanischen Union dieserhalb vorstellig zu werden und auf die loyale Durchführung des Abkommens zu dringen.

Ich bemerke, daß wegen der Durchführung des Abkommens zurzeit Verhandlungen mit dem neuen Premierminister der Südafrikanischen Union, General Hertzog, schweben, der ja wohl mit Recht als deutschfreundlich gilt.

Es sind nun noch zwei Anträge aus der Mitte der Vollversammlung hier eingekommen. Der erste Antrag enthält eine prinzipielle Stellungnahme zur kolonialen Frage und lautet:

Ueber tausend anläßlich des Kolonialkongresses am 18. September 1924 aus allen Teilen unseres Vaterlandes in Berlin versammelte Deutsche, namentlich auch die Vertreter der deutschen Kolonialwissenschaft erheben erneut Einspruch gegen die Ausführungen des Ultimatums vom 16. Juni 1919, wonach Deutschland kolonialer Arbeit unwürdig sei und seine Kolonien aus militärischen Gesichtspunkten erworben hätte. Das Gegenteil ist der Fall und durch viele Aussagen ehemaliger Kriegs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gefangener bestätigt. Die deutsche Kolonialarbeit galt der Erzeugung von Rohstoffen für das Mutterland, der Schaffung von Siedlungsland für Deutschlands Menschenüberfluß und der Gewinnung eigener Absatzmärkte für deutsche Bauern; in der geistigen, körperlichen und wirtschaftlichen Fürsorge für die Eingeborenen wurde sie von keiner anderen Kolonialmacht übertroffen, in der Kolonialwissenschaft war sie auf wichtigen Gebieten führend.

Der Raub der deutschen Kolonien ist daher nicht nur ein die deutsche Ehre im tiefsten verletzendes Unrecht, sondern gleichzeitig eine grobe Kurzsichtigkeit, die im Interesse des politischen und wirtschaftlichen Völkerfriedens alsbaldiger Abstellung bedarf.

Der Antrag wird mit lebhaftem Beifall angenommen.

Es ist dann ein weiterer Antrag eingekommen, der sich an die Reichsregierung richtet:

Der Deutsche Kolonialkongreß fordert von der Reichsregierung, daß sie sich nicht mit einem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund einverstanden erklärt, wenn nicht gleichzeitig eine Regelung der Kolonialfrage erfolgt, welche den Wiedereintritt Deutschlands in die überseeische Kolonisation zum mindesten durch Mandatsübertragung sicherstellt. (Stürmischer Beifall.)

Wir sind dann am Schlusse unserer Arbeiten angekommen, und ich glaube, alle, die sich an diesen Arbeiten beteiligt haben, werden von dannen gehen mit dem Gefühl der Befriedigung. Als wir vor Monaten den Entschluß faßten, in diesem Jahre einen Kolonialkongreß abzuhalten, da waren wir keineswegs sicher, ob dieser Kongreß einen Erfolg bedeuten würde. Und doch, es wurde uns von Monat zu Monat klarer, daß dieser Kongreß eine Notwendigkeit sei, eine Notwendigkeit gerade in unseren Tagen, wo unsere Regierung vor den allerschwersten Entscheidungen steht. Es ist eine der schwersten Entscheidungen für unser Volk, insbesondere auf kolonialem Gebiet, in welcher Weise der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund erfolgt. (Sehr richtig.) Darum dieser Antrag an die Reichsregierung. Zur rechten Zeit haben wir jedesmal die warnende Stimme erhoben, damit man uns nicht hinterher den Vorwurf machen kann, daß wir irgend etwas unterlassen haben, was die Regierung aufmerksam macht auf die Tragweite der Entschließungen, die gerade in diesen Wochen zu fassen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind. Es wird uns ja vielfach gesagt, daß unsere Bestrebungen verhältnismäßig von geringem Erfolg begleitet seien. Das ist für das vergangene Jahr nicht richtig. Wir können ruhig zugestehen: wir haben außerordentlich schwere Zeiten durchgemacht. Nach dem Niederbruch Deutschlands hat es eine Reihe von Leuten gegeben, die früher Anhänger der Kolonialpolitik waren, die vor dem Krieg sehr energisch für die Kolonialpolitik eingetreten sind und die dann auf einmal sagten: jetzt bleibt mir mit eurem kolonialen Gedanken vom Halse (Pfuirufe), jetzt werde ich meinen Gewinn wo anders suchen. Andere waren da, die derartig niedergedrückt waren durch diesen Zusammenbruch, daß sie überhaupt nicht mehr imstande waren, daran zu denken, daß das deutsche Volk sich von neuem aufraffen und zu festen Entschließungen in der auswärtigen Politik kommen kann. Aber im Laufe der Jahre hat sich das Blatt gewandt. Wir können ruhig sagen, die Besinnung ist wiedergekehrt und so mancher, der im Augenblick des Zusammenbruches die Flinte ins Korn geworfen hatte, hat sich hinterher die Sache besser überlegt. Gerade im letzten Jahre können wir sagen: der koloniale Gedanke hat sich weiter ausgebreitet und vertieft in unserem Volk. Wir müssen dabei ausdrücklich betonen, daß wir das zum großen Teil der Wirkung der Agitation der Kolonialkrieger und des Bundes der Kolonialfreunde verdanken (Bravo), die die koloniale Bewegung hineingetragen haben in Kreise, denen wir früher nicht recht nahe kommen konnten. Wir müssen bestrebt sein, alle Kreise unseres Volkes hineinzuziehen in diese Bewegung, sie so stark zu machen, daß die Regierung ihr nicht mehr widerstehen kann. Heute schon sind wir so stark, daß wir von der Regierung nicht übersehen werden dürfen. Aber nicht nur im Inland können wir mit einem gewissen Erfolg rechnen, nein, auch im Auslande. Es ist mir gerade heute von Herrn Regierungsrat Zache mitgeteilt worden, daß eine der letzten Nummern der Dépêche Coloniale Maritime, des führenden französischen Blattes in der Kolonialpolitik, nach unserer Feier des 24. April in einem Artikel ungefähr folgendes gesagt hat: Die Deutschen scheinen alles verschmerzt zu haben, was sie durch den Krieg verloren, nur nicht ihre Kolonien. (Sehr richtig.) Das ist das beste Zeugnis dafür, daß unsere Arbeit nicht umsonst ist. Ueberzeugt sich erst das Ausland, daß wir nicht nachgeben, dann haben wir sicher mit einem Nachgeben von der anderen Seite zu rechnen. Und wie wir bisher gearbeitet haben, so werden wir weiter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeiten; für uns gilt der Grundsatz: In Bereitschaft sein ist alles! (Beifall.)

Es bleibt mir nur noch übrig, allen denen zu danken, die mitgewirkt haben an den Arbeiten dieses Kongresses, auch den Diskussionsrednern in den Abteilungen und nicht zuletzt unserm Personal, das wirklich in aufopferungsvoller Pflichterfüllung es mit den wenigen Kräften, über die wir verfügen, möglich gemacht hat, diesen Kongreß ins Leben zu rufen. Und wir sprechen in Ihrer aller Namen der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft unsern herzlichsten Dank aus und sagen: Auf Wiedersehen zum nächsten Kolonialkongreß unter besseren Verhältnissen. (Stürmischer Beifall.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vorträge und Diskussionen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Abteilung I.

Koloniale Politik.

Vorsitzender: Wirkl. Geh. Rat Dr. Schnee, Gouverneur z. D., M. d. R., Charlottenburg, Lietzensee-Ufer 2.

Stellvertreter: Ministerialdirektor z. D. Meyer-Gerhard, Berlin, Bayreuther Straße 34.

---

1. Schnee, Wirkl. Geh. Rat, Gouverneur z. D., Dr., M. d. R.: Mandatspolitik.
2. Schultz-Ewerth, Gouverneur z. D., Dr.: Südseepolitik.
3. Freiherr v. Rechenberg, Wirkl. Geh. Rat, Gouverneur a. D.: Deutsche Eingeborenenpolitik.
4. Köbner, Geh. Ober-Regierungsrat, Professor Dr.: Deutsche Kolonial- und Kulturpolitik in China.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mandatspolitik.

Wirklicher Geheimer Rat, Gouverneur z. D., M. d. R., Dr. Schnee.

Vortrag in der Vollversammlung am 17. September 1924.

Königliche Hoheit! Eure Hoheiten! Meine Damen und Herren! Deutschland hat in dem Versailler Diktatfrieden auf seine sämtlichen überseeischen Besitzungen zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte verzichten müssen. Jene Mächte haben die deutschen Kolonien als Mandate untereinander verteilt. Die Verwaltung jener Gebiete wird als Mandatsverwaltung geführt. So ist die Mandatspolitik einer der aktuellsten Gegenstände auf dem Gebiet der Kolonialpolitik. Mit Recht ist sie daher in erster Linie mit auf die Tagesordnung des Deutschen Kolonialkongresses gesetzt worden.

Die Mandatsverwaltung ist etwas ganz neues, etwas, was erst nach dem Kriege in die Erscheinung getreten ist. Ueber die Art, wie sie entstanden ist, hat früher manches Dunkel geschwebt. Erst in neuester Zeit sind wir durch manche Veröffentlichungen näher darüber unterrichtet worden, vor allem durch das Buch des früheren Pressechefs des Präsidenten Wilson, des Mr. Baker: „Woodrow Wilson, Memoiren und Dokumente."

Wir wissen jetzt genau, wie die Mandatspolitik entstanden ist. Es war der Burengeneral Smuts, welcher zuerst den Vorschlag gemacht hat. Er ist als Erfinder des Mandatssystems anzusehen. Smuts hatte allerdings die Anwendung dieses Systems nicht auf die deutschen Kolonien vorgeschlagen, sondern lediglich auf jene Teile des türkischen Reiches, welche England und Frankreich bereits während des Krieges untereinander verteilt hatten. Da erschien Präsident Wilson mit seinen 14 Punkten auf der Bildfläche, und nun galt es, einen andern Weg zu finden, auf welchem die Idee des Völkerbundes, die Idee der Selbstbestimmung der Völker, mit jener Teilung asiatischer Gebiete des türkischen Reiches unter diesen beiden Großmächten wenigstens äußerlich in Einklang gebracht werden konnte. Das sollte geschehen eben durch jenes Mandatssystem. Präsident Wilson hat nun, wohl zur Ueberraschung des Erfinders, das Mandatssystem seinerseits auf die deutschen Kolonien angewandt. Die anderen Mächte wollten die deutschen Kolonien einfach annektieren. Es sind jene Geheim-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

protokolle über die Sitzungen des Rates der Zehn in Versailles veröffentlicht worden, zu denen die Vertreter der englischen Dominien auch herangezogen wurden. Sie enthalten einen Bericht, der, wenn man sich die Sache näher vorstellt, geradezu dramatisch anmutet. Lloyd George, welcher gegenüber Wilson die Idee der einfachen Annexion der deutschen Kolonien durchsetzen wollte, hat einfach ohne vorherige Ankündigung die Vertreter der englischen Dominien hereingeführt, und da kann man in dem Protokoll lesen, wie diese letzteren auftraten, der Premierminister Smuts an der Spitze, und wie einer nach dem andern die Forderung erhob, daß jede deutsche Kolonie, die von den Truppen des betreffenden Dominiums besetzt war, nunmehr als Eigentum jenem Lande einverleibt werden sollte. Das hat Smuts genau so für Südwestafrika vorgeschlagen, wie die Vertreter der andern Dominien für die übrigen Kolonien. Begründet wurde dieser Antrag nicht etwa mit irgend welchen Ideen oder Gesichtspunkten, wie wir sie später in der Völkerbundssatzung, betreffend das Mandatssystem lesen können, sondern als Grund wurden vorwiegend politische, machtpolitische und wirtschaftspolitische Gesichtspunkte angeführt. Präsident Wilson wollte seinerseits nicht einwilligen in diese einfache Verteilung der Beute, wie er es nannte, sondern er forderte, daß das Mandatssystem für die deutschen Kolonien Anwendung finden solle. Er hat diese Forderung gegenüber den anderen Mächten durchgesetzt, allerdings nur äußerlich, indem die wirkliche Verteilung der deutschen Kolonien bereits vor dem Inkrafttreten des Mandatssystems, vor dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages und der Völkerbundssatzung geschah. Diese Verteilung erfolgte im wesentlichen bereits im Mai 1919, während die Völkerbundssatzung ja erst im Januar 1920 zusammen mit dem Versailler Vertrag in Kraft getreten ist. Bei jener Verteilung wurden nun auch keineswegs solche Gesichtspunkte, wie das Selbstbestimmungrecht der Völker oder das Interesse der Eingeborenen in den Vordergrund gestellt, sondern die Verteilung geschah zum Teil auf Grund von Geheimverträgen, welche schon während des Krieges abgeschlossen waren, genau wie das bezüglich der Teile des türkischen Reiches geschehen war und auch im übrigen lediglich nach machtpolitischen Gesichtspunkten.

Das Mandatssystem wurde in Kraft gesetzt durch die Völkerbundssatzung. Es ist dabei der Gedanke zugrunde gelegt worden, daß das Wohlergehen und die Entwicklung der Eingeborenen die oberste Richtschnur bildeten, daß dies eine heilige Aufgabe der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zivilisation sein solle. Zur Durchführung derselben sollten die fortgeschrittenen Nationen, wie es in der Satzung heißt, mit der Vormundschaft über jene Völker betraut werden, die noch nicht selbst imstande sind, sich unter den gegenwärtigen außerordentlich schwierigen Verhältnissen der Welt zu verwalten.

Da hat man nun drei Arten von Mandaten gegründet: die A-Mandate, das sind die ehemaligen türkischen Besitzungen, bei welchen die Absicht dahinging, diesen Völkern die volle Selbständigkeit zu gewähren und vorläufig nur eine Beratung eintreten zu lassen. Wie in Wirklichkeit die Ausführung sich gestaltet hat, lehrt ein Blick auf Syrien, Palästina, Mesopotamien oder Irak, wie es gegenwärtig genannt wird. Wir sehen, wie Engländer und Franzosen sich tatsächlich jener Gebiete zu ihren eigenen Zwecken bemächtigt haben und wie das Mandatssystem nur eine Umhüllung dafür bildete. Die Entwickelung wird allerdings im Verlauf der Selbständigkeitsbestrebungen jener Völker wohl doch im Endergebnis zu dem führen, was das Mandatssystem ursprünglich vor hatte. Dann wird das aber nicht mit dem freien Willen jener Nationen geschehen, welche die Mandatsverwaltung übernommen haben. Ich will mich auf diese wenigen Worte über die A-Mandate beschränken, denn uns interessieren natürlich in erster Linie die deutschen Kolonien, und die sind in B- und C-Mandate geteilt.

B-Mandate sind diejenigen Gebiete, deren Völker nach ihrem gegenwärtigen Zustande nicht in der Lage sind, sich selbst zu verwalten und für welche daher eine Vormundschaft eingerichtet werden muß. Es sind da gewisse Bedingungen vorgeschrieben, welche der Mandatar erfüllen muß. Die Mandatare sollen ihre Befugnisse im Namen des Völkerbundes und als dessen Mandatare ausüben. B-Mandate sind Deutsch-Ostafrika und die westafrikanischen Kolonien.

Es folgen dann die C-Mandate, für welche ähnliche Gesichtspunkte, wie für die B-Mandate gelten sollten, jedoch sollen diese Kolonien, weil sie in räumlichem Zusammenhang mit angrenzenden anderen Kolonien liegen oder aus sonstigen näher bezeichneten Gründen als Bestandteile des angrenzenden Territoriums verwaltet werden. Als C-Mandat ist eingerichtet worden Deutsch-Südwestafrika, als im Zusammenhang mit der südafrikanischen Union liegend, und ferner die Gebiete der Südsee: die Inseln nördlich des Aequators, welche Japan, die Inseln südlich des Aequators, welche Australien zugeteilt sind, und Samoa, welches Neuseeland zugeteilt ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht zu den Mandaten gehört Kiautschau, welches besonders an Japan abgetreten werden sollte. Bekanntlich hat sich die Angelegenheit anders entwickelt. Japan hat schließlich Kiautschau wieder an China zurückgeben müssen.

Für diese Mandate, die B-Mandate, wie die C-Mandate, sind nun gewisse Urkunden vom Völkerbundsrat aufgestellt worden, in welchen die Verwaltung über die Mandate festgesetzt worden ist. Tatsächlich ist der Entwurf dieser Mandate nicht vom Völkerbund selbst aufgestellt, sondern darüber haben sich die Mächte verständigt, welchen die Mandate zugeteilt sind, das sind hauptsächlich England und Frankreich. In diesen Mandaten waren nun gewisse Bestimmungen enthalten, welche Amerika unbequem zu werden drohten. Bekanntlich haben die Vereinigten Staaten von Amerika den Versailler Vertrag und die Völkerbundssatzung nicht unterzeichnet. Nun sollte in diesen Mandaten festgelegt werden, daß in den Mandatsgebieten alle Mitglieder des Völkerbundes gleiche Rechte haben sollten. Da die Vereinigten Staaten außerhalb des Völkerbundes standen, so entstand die Gefahr, daß amerikanische Staatsbürger benachteiligt werden konnten gegenüber den Staatsangehörigen von Völkerbundsmächten. Deshalb haben die Vereinigten Staaten von Amerika Protest dagegen erhoben. Sie haben verlangt, daß die Mandate nicht in Kraft treten, ohne daß Amerika seine Zustimmung dazu erteilt habe. Besonders waren zwischen Amerika und Japan Zwistigkeiten entstanden über die kleine Insel Jap, die zu den deutschen Karolinen gehörte. Diese Streitigkeiten wurden durch ein Uebereinkommen beigelegt. Es wurde den amerikanischen Wünschen bezüglich der Mandate entsprochen, und dann sind diese, nachdem der Entwurf bereits im Jahre 1920 aufgestellt worden war, im Jahre 1922 in Kraft getreten.

Der Völkerbund hat eine Organisation für diese Mandatsverwaltung aufgestellt. Er hat als allgemeines Organ den Völkerbundsrat, welcher auch über die die Mandate betreffenden Angelegenheiten zu beschließen hat. Der Völkerbundsrat hat seinerseits ein Unterorgan eingesetzt, das ist die permanente Mandatskommission mit dem Sitz in Genf. Es sind eine Anzahl Mitglieder bestellt worden, welche den verschiedenen Nationen angehören, hauptsächlich solche, welche früher in der Kolonialpolitik oder auswärtigen Politik ihres Landes tätig gewesen sind. Dieser permanenten Mandatskommission werden die Jahresberichte der Mandatsmächte vorgelegt. Sie berät darüber in Sitzungen, die über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wiegend geheim sind. Sie macht ihre Bemerkungen, legt sie dem Völkerbundsrat vor und der Völkerbundsrat faßt dann Beschlüsse darüber. Wenn man die Protokolle dieser Beratungen unbefangen liest — ich habe die sämtlichen Protokolle, die seither darüber verfaßt worden sind, durchstudiert —, so findet man, daß in mancher Beziehung durchaus sachverständige Erörterungen stattfinden, denn es sind ja zum Teil Kolonialsachverständige, die in jener permanenten Mandatskommission sitzen. Wenn man aber den Inhalt näher betrachtet, so sind es immer nur die Berichte der Mandatsmächte selbst, und die sind manchmal zweifellos gefärbt, wie der Vergleich erkennen läßt mit andern zuverlässigen Veröffentlichungen, welche man in der Presse jener Mandatsmächte findet. Ein besonders krasses Beispiel war der Unterschied zwischen der Darstellung, welche die Verhältnisse in Deutsch-Neuguinea durch den australischen Mandatar gefunden hatten und jenen Berichten, welche man in australischen großen Zeitungen las, Berichte, die durch photographische Abbildungen unterstützt wurden, aus denen man erkennen konnte, wie dort alles verfallen ist und wie jene offiziellen Meldungen im Mandatsbericht mit der Wahrheit in Widerspruch stehen mußten. Aber auch sonst lassen jene Mandatsberichte für denjenigen, der die Verhältnisse kennt, erkennen, daß die Zustände in den Mandatsgebieten durchaus nicht so glänzend oder günstig sind, als nach außen hin der Welt kundgetan wird. Es läßt sich daraus vielfach erkennen, wie insbesondere die Verhältnisse der Eingeborenen außerordentlich viel ungünstiger geworden sind. Da mutet es denn merkwürdig an, wenn man die Beschlüsse des Völkerbundsrats liest, in denen gewöhnlich den Mandatsmächten für ihre Mandatsverwaltung der Dank dafür ausgesprochen wird, daß sie die Verwaltung so völlig im Sinne des Völkerbundes führten.

Der Völkerbund und die permanente Mandatskommission haben das ihrige dazu getan, vielleicht unbewußt, um zu verhindern, daß die Wahrheit an sie gelangt. Es ist nämlich das Petitionsrecht in einer solchen Weise eingeschränkt worden, daß kaum die Wahrscheinlichkeit besteht, daß Beschwerden der Eingeborenen dorthin gelangen. Es ist nämlich seit Januar 1923 auf englischen Antrag vorgeschrieben, daß nur solche Petitionen vom Völkerbundsrat entgegengenommen werden können, welche durch die Hand der Mandatsregierung selber dorthin geleitet werden (Hört, hört); wenn jemand eine direkte Eingabe an den Völkerbund macht, so wird ihm diese mit der Mitteilung zurückgeschickt, daß der ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nannte Weg innezuhalten sei. Sie können sich vorstellen, welchen Einfluß das auf die Eingeborenen hat und wie ihnen praktisch damit der Beschwerdeweg, von Ausnahmefällen abgesehen, verschlossen ist.

Aehnliches gilt von den Eingaben, die von andrer Seite an den Völkerbund gelangen in bezug auf die Kolonien. Da prüft der Vorsitzende der Mandatskommission, ob die Sache zur Weiterbeförderung geeignet ist, wenn nicht, legt er sie einfach beiseite und die Sache ist erledigt. Wenn er sie für geeignet hält, dann wird die Eingabe der betreffenden Mandatsmacht mitgeteilt und die kann sich innerhalb einer bestimmten Reihe von Monaten dazu äußern. Auch das ist sicherlich dazu angetan, die wirkliche Prüfung und Aufklärung zu erschweren.

So stellt die gegenwärtige Mandatsverwaltung, soweit es sich um die Tätigkeit der Zentralorgane, des Völkerbundsrats und der permanenten Mandatskommission handelt, lediglich eine Art von Beaufsichtigung dar, die aber gar nicht in der Lage ist, sich genügend Aufklärung zu verschaffen und der auch irgendwelche Befugnisse und Mittel fehlen, um das für richtig Erkannte gegenüber den Mandatsmächten durchzusetzen.

Wie ist nun die Wirkung der Mandatspolitik in den Kolonien selbst gewesen? Da möchte ich zunächst hervorheben die wiederkehrenden Versuche in verschiedenen Kolonien seitens der Mandatarmächte, sich einfach über die Mandatspolitik hinwegzusetzen und die Kolonien doch noch zu annektieren. In den letzten Verhandlungen der permanenten Mandatskommission im Juni dieses Jahres war der Administrator von Deutsch-Südwestafrika zugegen. Er hat ganz unverhohlen vor der permanenten Mandatskommission ausgesprochen, daß die Südafrikanische Union es nicht ertragen und dulden würde, daß eine Aenderung betr. Südwestafrika stattfände. Es sei das Schicksal Deutsch-Südwestafrikas untrennbar verknüpft mit der Südafrikanischen Union. Das ist geradezu ein Eingeständnis, daß man, wenn auch äußerlich die Mandatspolitik und die Tätigkeit des Völkerbundes in bezug darauf anerkannt wird, in Südafrika auf die völlige Einverleibung Deutsch-Südwestafrikas ausgeht.

Aber auch aus anderen Kolonien haben wir derartige Zeugnisse. So trat kürzlich in der an Deutsch-Ostafrika angrenzenden britischen Kolonie Kenya eine Bewegung hervor, die darauf hinausläuft, wertvolle Teile Deutsch-Ostafrikas an die britische Kolonie anzugliedern. Es sind sogenannte Massenversammlungen inszeniert worden in jenen Gebieten am Kilimandscharo und Meruberg,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Hauptansiedlungsgebieten im Norden Deutsch-Ostafrikas, in denen die Ansiedler eine solche Einverleibung verlangten. Dort sind alle deutschen Besitzer ausgewiesen. Nur Engländer und Angehörige anderer Staaten sind zurückgeblieben. Diese Bewegung hat Widerhall gefunden auch in England. Große englische Zeitungen haben Notizen in zustimmendem Sinne gebracht. Es hat sich ferner gezeigt, daß auch die amtliche englische Verwaltung in der Keyna-Kolonie diesem Projekt günstig gegenübersteht. Es scheint nicht, daß gegenwärtig diese Pläne Aussicht auf Verwirklichung haben, aber es zeigt sich darin, wie in Ostafrika ein ständiges Drängen danach vorliegt, jene Annexion, die ursprünglich vereitelt worden ist, doch noch durchzuführen.

Was Westafrika anlangt, so konnten wir erst neulich in einem Jahresbericht, den der Gouverneur der Goldküsten-Kolonie erstattet hatte, in bezug auf die angrenzenden Teile der deutschen Togokolonie lesen, daß die englische Verwaltung nur deswegen Aufwendungen für die letzteren gemacht hat, weil sie der festen Ueberzeugung sei, daß jene Teile Togos dauernd mit der Goldküsten-Kolonie verbunden bleiben werden, gleichgültig, welches das Schicksal Togos im übrigen sein werde.

Wie wenig die Interessen der Eingeborenen bei dieser ganzen Teilung gewahrt sind, geht daraus hervor, daß die Grenzlinie ursprünglich in Deutsch-Ostafrika zwischen dem englischen und belgischen Teil und im übrigen auch in Kamerun und Togo derartig gezogen ist, daß dabei geradezu die Existenz der Eingeborenen aufs äußerste geschädigt worden ist. In bezug auf Ostafrika ist eine Besserung eingetreten, indem die abgetrennten Teile, die zum Sultanat Ruanda gehörten, diesen wieder zugeteilt worden sind. Aber in Kamerun und Togo bestehen heute noch die traurigen Verhältnisse, daß durch die neue Grenze Staaten und Stämme durchschnitten werden. Die Mandatskommission hat sich mit diesen Dingen befaßt, ich glaube aber kaum, daß eine den Bedürfnissen der Eingeborenen entsprechende Aenderung stattfinden wird.

Wichtiger noch sind die Wirkungen der Mandatsverwaltung als solcher auf die Verhältnisse der Eingeborenen. Im allgemeinen hat eine bedeutende Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den Kolonien stattgefunden, und darunter haben besonders die Eingeborenen zu leiden, da die Verdienstmöglichkeiten vermindert sind. Trotzdem ist in einer ganzen Reihe von Mandatsgebieten die Steuerbelastung stärker als unter deutscher Herrschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ganz besonders schlimm sind die Wirkungen der Mandatsherrschaft in bezug auf die Gesundheitspflege. Ich brauche darauf hier nicht näher einzugehen, da die gesundheitlichen und hygienischen Fragen auf dem Kongreß noch eingehend behandelt werden. Ich weise nur darauf hin, wie jene großzügige Schlafkrankheitbekämpfung in Deutsch-Ostafrika und Kamerun verfallen ist, und daß auch alle übrigen Einrichtungen in gesundheitlicher und hygienischer Beziehung nicht in dem früheren Maße aufrechterhalten worden sind, daß weniger Aerzte vorhanden sind, als früher usw. Wie die Seuchen sich wieder ausbreiten, geht auch aus manchen Jahresberichten der Mandatsmächte hervor.

Und dann noch eins: jene einschneidende Veränderung, welche in bezug auf die militärischen Verhältnisse stattgefunden hat in den westafrikanischen Kolonien, so weit sie der französischen Herrschaft unterstellt sind. Es ist Ihnen erinnerlich, wie grade uns der Vorwurf gemacht wurde, wir hätten die Kolonien militarisiert. Eine vollkommene Lüge, denn wir haben zu keiner Zeit mehr Truppen dort gehabt, wie zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Lande selbst erforderlich waren. Aber nunmehr haben die Franzosen mit der Militarisierung begonnen. Sie haben ihre Militärgesetze, die die Zwangsaushebung von Farbigen für ihre Armee vorsehen, auch auf die Mandatsgebiete ausgedehnt, und man konnte in einer offiziellen Urkunde, in einer Parlamentsdrucksache, welche der französischen Deputiertenkammer vor einiger Zeit vorgelegt wurde, lesen: Die künftige internationale Lage Kameruns muß uns gestatten, dieses Gebiet an den militärischen Anstrengungen teilnehmen zu lassen, die wir von unserm afrikanischen Reich verlangen. Das ist genau das Gegenteil von dem, was die Völkerbundssatzung fordert, genau das Gegenteil von dem, wofür das Mandatssystem gegründet worden ist. Es liegt darin auch eine große Gefahr für die Europäer überhaupt. Wenn jene Millionenvölker des dunklen Erdteils, bewaffnet werden mit modernen Waffen, wenn sie eingeweiht werden in die Bräuche der modernen Kriegsführung, wie dies von seiten der Franzosen geschieht, so ist das eine Bedrohung für die gesamte weiße Zivilisation. Der Augenblick mag kommen, in welchem jene dunkle Welle emporbrandet und die Dämme überflutet, die sie bis jetzt noch abhalten von der europäischen Zivilisation.

Meine Damen und Herren! Diese Mißstände, welche beim Mandatssystem bei der gegenwärtigen Führung vorhanden sind, sind auch den Augen mancher Angehörigen anderer Nationen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht verborgen geblieben. Es hat sich mit diesen Fragen u. a. beschäftigt die Interparlamentarische Union, welche vor wenigen Wochen in Bern tagte. Diese Union besteht aus Angehörigen der Parlamente der verschiedenen Nationen. Sie tritt zusammen, um eine Verständigung zwischen den Parlamenten und damit zwischen den Nationen herbeizuführen. Es war von einer Kommission der Interparlamentarischen Union ein Entwurf ausgearbeitet, in welchem Vorschläge zur Besserung des Mandatssystems gemacht wurden. Unter anderem war darin die Bestimmung vorgesehen, daß die Mandatsgebiete selbständig sind, daß sie also nicht irgendwie der betreffenden Nation gehören, welche die Mandatsverwaltung ausübt, sondern daß diese lediglich die Verwaltung hat und Rechte nur insoweit, als sie die Verwaltung ausübt, und weiter nichts. Es sollte festgelegt werden, daß die Eingeborenen lediglich die Angehörigkeit zu diesen Kolonien besäßen und es sollte weiter die sehr wichtige Bestimmung getroffen werden, daß der Völkerbundsrat die Befugnis haben sollte, die Mandate zu ändern, sie nötigenfalls zurückzunehmen und einer anderen Nation zu übertragen. Die Mandatskommission sollte die Befugnis haben, an Ort und Stelle eine selbständige unparteiische Untersuchung vorzunehmen. Ich brauche nicht darauf hinzuweisen, von welchem Wert es sein würde, wenn diese Bestimmungen angenommen werden würden. Ich habe mit anderen Reichstagsabgeordneten als parlamentarischer Vertreter an diesen Verhandlungen, die in Bern stattgefunden haben, teilgenommen. Ich konnte diesen Vorschlägen nur zustimmen. Ich habe dabei ausgeführt, daß diese Vorschläge zur Verbesserung des Mandatssystems, die jetzt von der Interparlamentarischen Union gemacht werden, unter der deutschen Herrschaft bereits im wesentlichen verwirklicht waren, und daß unter dem gegenwärtigen Mandatssystem eine Verschlechterung der Verhältnisse eingetreten ist.

Meine Damen und Herren! Es ist in Genf in den sich daran anschließenden Verhandlungen des Völkerbundes viel davon die Rede gewesen, daß ein Eintritt Deutschlands in den Völkerbund erfolgen solle. Nun, wie und ob und in welcher Weise das zu geschehen hat, ist eine Frage für sich. Ein Eintritt würde, wie mir scheint, nur dann in Frage kommen, wenn der Völkerbund, der bisher als Werkzeug der Siegermächte aufgetreten ist, seinen Charakter ändert und wirklich eine Gemeinschaft der Völker wird (lebhafte Zustimmung), in welche Deutschland als völlig gleichberechtigte Nation eintritt. (Lebhafte Zustimmung.) Zu diesen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Voraussetzungen gehört, daß Deutschland als Mandatar die Verwaltung von Kolonien — der deutschen Kolonien — übernimmt. (Sehr gut.) Das liegt schon in dem Begriff der Gleichberechtigung. Es steht in der Völkerbundssatzung, daß die fortgeschrittenen Nationen die Verwaltung übernehmen. Wie können wir ein gleichberechtigtes Mitglied des Völkerbundes sein, wenn es weiter heißt, wir gehören nicht zu den fortgeschrittenen Nationen (lebhafter Beifall), wir können nicht kolonisieren. Ich meine, es ist eine unbedingte Forderung, die erhoben werden muß, wenn von einem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund die Rede sein soll, daß wir das Mandat über die deutschen Kolonien erhalten müssen. (Bravo.) Es handelt sich dabei um ein unbedingtes Lebensbedürfnis des deutschen Volkes. Es handelt sich um wirtschaftliche Notwendigkeiten, die auch durch nichts anderes ersetzt werden können. Wir bedürfen der überseeischen Gebiete, darüber sind wir uns alle klar. Das hat unser Herr Präsident in sehr klarer Weise zum Ausdruck gebracht und darüber sind sich auch alle diejenigen einig, welche die deutsche Volkswirtschaft und die Kolonien kennen. Ich habe eben, als ich den Saal betrat, ein Telegramm bekommen von einem unserer besten Kenner der deutschen Wirtschaft, einschließlich der Kolonien, der leider selbst verhindert ist, heute an der Tagung teilzunehmen, von Herrn Professor Dr. Obst, der in Hannover tätig ist. Er weilt gegenwärtig in Rußland. Mit Genehmigung des Herrn Präsidenten werde ich das Telegramm vorlesen; es kommt aus Nischny Nowgorod:

> „Wünsche Kolonialkongreß besten Erfolg. Innige Zusammenarbeit mit Rußland, so notwendig sie ist, kann niemals ersetzen, was durch schnöden Wortbruch der Entente und brutale Gewalt uns geraubt: unsere tropischen Kolonien.
>
> Professor Obst."

(Lebhafter Beifall.) Ich meine, das ist vollkommen richtig. Jene Ideen, die bei einzelnen aufgetaucht sind, man könnte die Kolonien sonst irgendwie ersetzen, sind unzutreffend.

Aber ebenso notwendig ist es vom politischen und kulturellen Gesichtspunkt aus, daß wir wieder Kolonien erhalten, wie der Herr Präsident hervorgehoben hat. Wenn das nicht geschieht, so müßten wir in kontinentaler Enge verkümmern. Es handelt sich aber bei dieser Frage nicht nur um Deutschland, es handelt sich auch um die Interessen jener eingeborenen Völker in den Kolonien draußen (Bravo), die unsere Rückkehr ersehnen und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Weltkriege so treu zu uns gehalten, nicht zuletzt in Deutsch-Ostafrika, wo sie uns das Durchhalten ermöglicht haben (Beifall). Es ist das aber auch eine Frage, welche die ganze Menschheit angeht, daß die großen kulturellen Kräfte des deutschen Volkes nicht brach liegen, daß auch wir wiederum teilnehmen an der Erziehung und an der Förderung der Wohlfahrt jener noch minder entwickelten Völker.

Dazu beizutragen ist die Aufgabe eines jeden, der sich mit kolonialen Dingen beschäftigt. Wir können ganz besonders dazu beitragen dadurch, daß wir den Kampf führen gegen die koloniale Schuldlüge, durch welche die Gemüter der Menschen in aller Welt benebelt worden sind. Wir müssen da Klarheit schaffen, damit der Kreis derjenigen weiter werde in den verschiedenen Ländern, die nicht mehr abgeneigt sind der Wiederbeteiligung Deutschlands in der Kolonisation. Wir müssen durch die gemeinsame Arbeit aller dahin kommen, daß wir wieder eintreten in die überseeische Kolonisation, zum Heile unseres Vaterlandes, zum Heile auch jener eingeborenen Völker und zum Heile der gesamten Menschheit. (Stürmischer Beifall.)

Südseepolitik.

Gouverneur z. D. **Schultz-Ewerth.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Die Südsee konnte schon vor dem Kriege bei uns mehr Beachtung vertragen, als ihr zuteil wurde.

Schon vor dem Kriege hatten die deutschen Südseekolonien es mitunter schwerer als Afrika, sich in der öffentlichen Meinung und der allgemeinen Wertschätzung an der Stelle zu halten, die ihnen gebührte.

Zum Teil lag das an einem Umstande, der ihnen eigentlich zum Ruhme gereichen sollte.

Ein Kolonialkenner ersten Ranges. — der trotz seiner Gegnerschaft gegen Peters um die koloniale Sache sehr verdiente Herr v. Soden — sprach das, was ich hier meine, mir gegenüber einmal mit den Worten aus:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Wenn eine Kolonie kein Geld und kein Blut mehr kostet, verliert sie bei den Massen an Interesse."

Die deutschen Südseekolonien waren schon früh und leicht befriedet worden und ihre Finanzen standen gut. Es mangelte also an Sensationen und an Gelegenheit zu öffentlicher Kritik, kurz an dem, was der „man in the street" vor allem haben will.

Diesem erfreulichen Allgemeinzustande entsprachen gute kolonialwirtschaftliche Ergebnisse. Die rentabelsten deutschen Unternehmungen arbeiteten in der Südsee. Ich nenne die Jaluitgesellschaft, die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft und die Phosphatgesellschaft. Die Entwicklung Samoas wies bei steigender Intensivität der Bewirtschaftung, bei günstigem Klima und günstiger Verkehrslage in eine Richtung nach Art von Mauritius, während das großenteils noch unerforschte Neuguinea, abgesehen von Handels- und Pflanzungsbetrieb, auch reiche Erträge aus Bodenschätzen verhieß.

Hauptsächlich aber war und ist es das Hindernis des Raumes, das der durchschnittlichen Denkweise daheim die richtige Einschätzung jener entlegenen Gegenden erschwert.

Selbstverständlich mußte dagegen damals und muß noch heute geltend gemacht werden, daß im Zeitalter des Verkehrs Entfernungen keine Rolle mehr spielen dürfen, da sie infolge technischer Fortschritte, die jedem Volke zugute kommen, mehr und mehr zusammenschrumpfen. Ist doch in älteren Zeiten erfolgreich kolonisiert worden, als die Transportfrage, vom modernen Standpunkt aus beurteilt, noch sehr im argen lag. Z. B. dauerte noch im 18. Jahrhundert die Segelschiffsreise nach Nordamerika in nicht seltenen ungünstigen Fällen 4—5 Monate, die nach Australien in östlicher oder westlicher Richtung oft 8 bis 9 Monate! — Wenn die Seevölker, die im Zeitalter der Entdeckungen und der Weltumsegelungen in den Großen Ozean eindrangen, ebenso gedacht hätten, wie bei uns der Teil der öffentlichen Meinung, dem die Südsee zu weit war und dem daher eine Beschränkung unserer kolonialpolitischen und kolonialwirtschaftlichen Bestrebungen auf Afrika als eine weise Maßnahme erschien, — dann wäre die Südsee wahrscheinlich heute noch eine terra incognita!

Ich darf es vor diesem sachkundigen Gremium unterlassen, die Geschichte der Südsee zu schildern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ihnen ist bekannt, wie Magellan als erster Erdumsegler die Südsee der Welt eröffnete, wie seine Nachfolger zur Zeit des spanisch-portugiesischen Imperialismus die Erforschung fortsetzten, aber ihre Entdeckungen meist geheim zu halten verstanden, wie dann im Laufe des niederländischen Befreiungskrieges die Holländer den Spaniern in dieses Gehege kamen, wie im 18. Jahrhundert die Engländer und Franzosen die früheren Entdeckungen wiederholten und vervollständigten und wie schließlich durch Besitzergreifungen und Kolonisation die territoriale Aufteilung erfolgte.

Nur einige besondere Tatsachen möchte ich anführen, die vermutlich weniger bekannt sind und Ihre Teilnahme beanspruchen dürfen, da sie sich auf deutsche Mitwirkung bei der Erschließung Ozeaniens beziehen.

Als Magellan die Durchquerung der großen Meeresfläche geglückt war, rüsteten die Spanier sofort eine zweite Expedition aus, zu deren Kosten das berühmte Augsburger Handelshaus Fugger 10000 Dukaten beisteuerte. Die Fugger erhielten dafür von Karl V. die ganze Küste von der Magellanstraße bis einschließlich Peru als Lehen. Weitblickend beabsichtigten sie von dort aus die Einrichtung eines Handelsverkehrs mit Indien und den Molukken. Aber die Expedition, deren Führer Loaysa war, mißlang, und als die Spanier aus politischen Gründen, zufolge päpstlichen Schiedsspruches, auf die Molukken verzichteten, war das Schicksal des Fuggerschen Gedankens einstweilen besiegelt.

Im 18. Jahrhundert scheint man in Preußen, nach den Angaben von Bunsens, die allerdings archivalisch meines Wissens noch nicht belegt sind, Erwerbungen in Neuguinea erwogen zu haben. Die preußische Regierung mochte jedoch in jener Periode von kolonialen Projekten nichts wissen, da sie die Eifersucht der Seemächte nicht wachrufen wollte.

Dessenungeachtet hat vor etwa hundert Jahren die Kgl. Preußische Seehandlungs'-Sozietät auf eigenen Schiffen mehrere Erdumsegelungen — soviel ich weiß, waren es im ganzen deren drei — ausführen lassen, auf denen auch Südsee-Inseln angelaufen und politische Beziehungen mit eingeborenen Machthabern angeknüpft wurden.

Die Fuggerschen Pläne aber wurden nach mehr als drei Jahrhunderten durch hanseatische Tatkraft wenigstens wirtschaftlich verwirklicht. Dem Hamburger Hause Joh. Cesar Godeffroy gelang es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein den ungeheueren Bereich von Valparaiso bis Schanghai umspannendes Handels- und Pflanzungsunternehmen, mit Samoa als Mittelpunkt, zu begründen.

In den 70er Jahren gerieten die Godeffroys infolge von Engagements, die mit der Südsee nichts zu tun hatten, in Zahlungsschwierigkeiten. Die deutsche Kolonialgeschichte meldet, daß Bismarck der bedrängten Firma seitens des Reiches mit einer Zinsgarantie zu Hilfe kommen wollte, daß der Reichstag jedoch diesen Vorschlag ablehnte. Die Firma mußte liquidieren, und ihre Aktiva wurden in Samoa, Tonga und Neuguinea von der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, in Tahiti und den Markesas von Scharf & Kayser übernommen und von diesen beiden Firmen in engeren Grenzen gewinnreich weiter bewirtschaftet.

Hiernach dürfen wir feststellen, daß die Südsee das Feld nicht nur der erfolgreichsten, sondern auch der ältesten deutschen kolonialen Tätigkeit war.

Zur Ergänzung unseres kolonialen Befähigungsnachweises ist noch hinzuzufügen, daß in keiner anderen Weltgegend die Haltlosigkeit der kolonialen Schuldlüge so klar zutage tritt, wie gerade in der Südsee.

Ohne das geringste Bedenken kann man sagen:

Wenn es möglich wäre, die in den berüchtigten Noten der Alliierten vom 16. Juni 1919 zur Bemäntelung des Kolonialraubes aufgestellten Grundsätze vica versa auf die alliierten und assoziierten Mächte selber anzuwenden, so müßten Engländer, Franzosen und Amerikaner ihre Südseebesitzungen ohne weiteres herausgeben. Denn in Australien und Ozeanien ist jahrzehntelang von diesen Kulturvölkern derart scham- und skrupellos gegen die Ureinwohner verfahren worden, daß man zeit- und stellenweise von einer systematischen Ausrottung sprechen kann und ein wahres Völkersterben ausgebrochen ist.

Diese Tatsachen sind einwandfrei längst erwiesen und werden in der Kolonialliteratur der schuldigen Nationen offen zugegeben, so daß wir in dieser Hinsicht nicht, wie kürzlich der britische Premierminister Macdonald in Genf bezüglich der Kriegsschuldfrage anregte, noch 50 Jahre auf das Urteil der Geschichte zu warten hätten.

Ebenso könnte selbst der größte Fälscher und Hypokrit nicht wegleugnen, daß die pflegliche deutsche Eingeborenenverwaltung auf wissenschaftlicher Grundlage es vermocht hat, ihre Schutz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

befohlenen in der Südsee vor dem Aussterben zu bewahren und verschiedentlich sogar eine Volksvermehrung zu erzielen.

Bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit kann ich auf Einzelheiten nicht näher eingehen. Doch sei hervorgehoben, daß der Kolonialdeutsche aus der Südsee unter diesen Umständen seine Vertreibung und Enteignung bei gänzlich unzureichender Entschädigung als besonders hart und bitter empfinden muß.

Die Frage, ob und inwieweit und mit welchen Mitteln, auf welchen Wegen dies große Unrecht wiedergutzumachen sein möchte, muß der staatsrechtlich und geschichtlich verantwortlichen politischen Leitung überlassen werden. Aber über allen Betrachtungen, die etwa als sentimental beiseite geschoben werden könnten, steht die Forderung, daß wir irgendwie auch auf der andern Seite der Welt wieder zu Ehren und zur Geltung kommen müssen, — soll nicht unsere künftige überseeische Kultur-, Wirtschafts- und Handelspolitik halbe Arbeit bleiben.

Es sei hier in großen Zügen wenigstens angedeutet, um was es sich bei der Südseepolitik recht eigentlich handelt.

Solange dies große Meer, das ungefähr ein Drittel bis zur Hälfte der Erdoberfläche bedeckt, sich noch im Stadium der Erkundung befand, bildeten seine Ränder und Inseln gewissermaßen die Hinterfassade der Weltgeschichte. Das hat sich dann langsam geändert. Wir können, kontinental gesehen, drei große Ereignisse unterscheiden, die das Schicksal nicht nur jener Erdhälfte, sondern der Welt überhaupt in neue Bahnen lenken werden:

1. das Vordringen der nordamerikanischen Kolonisation bis zur pazifischen Küste,
2. die Kolonisation Australiens und Neuseelands,
3. die Einbeziehung Ostasiens in den Bereich der europäischen Politik und Wirtschaft.

Damit hat eine neue Epoche der Weltgeschichte begonnen, die man als die ozeanische bezeichnen darf. Der Große Ozean ist jetzt in den Vordergrund getreten und wird dort verbleiben. Auf dieser Bühne werden sich die großen Probleme entfalten, die sich einesteils aus der Uebervölkerung Japans und Chinas im Verhältnis zu der dünnen Besiedelung Westamerikas und Australiens ergeben, ferner aus der scharfen Konkurrenz auf dem östlichen Markt, welcher Kohle, Eisen, Zinn,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oel und Fette liefert und europäische und amerikanische Produkte abnimmt, und schließlich aus der Entwickelung des Seetransportes.

Wenn man die alte und die neue Zeit bildlich nebeneinander veranschaulichen will, so gehört auf die eine Seite das historische spanische Silberschiff, das, zwischen Acapulco und Manila einmal jährlich verkehrend, zwei Jahrhunderte lang die einzige Schifffahrtslinie bei den Antipoden war, und auf die andere der ölgetriebene transpazifische Dampfer oder gar das Flugzeug und das Lenkluftschiff.

Menschenfreunde müssen und werden hoffen, daß diese Kämpfe sich friedlich abspielen werden. An ernsthaften Bemühungen dazu hat es nicht gefehlt. Ich erinnere an die Konferenz von Washington mit ihren rüstungsbeschränkenden Verabredungen.

Der Skeptiker wird bezweifeln, daß die pazifische Geschichte fortan pazifistisch sein wird. Er verweist auf die vorhandenen Hochspannungszentren, in denen sich aus latenten Ursachen Krisen zu bilden pflegen, die natürlich den Anstoß zu allgemeinen Verwickelungen geben können. Ein ernster Konflikt zwischen Amerika und Japan ist anscheinend nur durch ein Naturereignis verhindert worden, und gegenwärtig zieht sich in China ein Ungewitter zusammen.

Wir sind den unmittelbaren Wirkungen solcher Geschehnisse durch den Frieden von Versailles entzogen. Vielleicht gibt es in Deutschland eine ganze Anzahl Leute, die darin, aus Furcht vor noch mehr Unbequemlichkeiten als wir ohnehin haben, kein großes Unglück erblicken. Der historische Pessimismus, der in Deutschland zu Hause und gegenwärtig Mode ist, erzeugt und befördert solche Stimmungen. Man kann aus ihnen heraus Bücher schreiben, die uns wieder in dem Rufe des Dichter- und Denkervolkes befestigen, aber man kann damit keine Politik machen, und wir kommen damit aus unserer nationalen Misere, aus dem Mißverhältnis zwischen einer einseitig übersteigerten Bildung und der Enge unserer räumlichen Grundlage, nicht heraus.

Unsere territorialen und politischen Interessen in der Südsee waren verhältnismäßig so bescheiden, daß uns vernünftigerweise daraus nicht der Vorwurf eines aggressiven Imperialismus gemacht werden konnte, — während sie doch hinreichten, um unsern Volksgenossen, unserm Kapital und unserer Arbeit angemessene Vorteile zu sichern. An mehr brauchen und sollen wir auch nicht für die Zukunft denken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn wir sich bietende Gelegenheiten aus dem Auge verlieren, wenn wir es verabsäumen, sie nach Maßgabe der jeweiligen Lage auszunutzen, so werden wir eines Tages erwachend zu spät merken, daß wir, anstatt draußen Geschäfte zu machen, zu Hause geblieben sind, obwohl die Tür offen stand.

Den Kreisen aber, die an Afrika interessiert sind, möchte ich die Bitte ans Herz legen, in der begreiflichen Vorliebe, die ein jeder für sein spezielles Wirkungsgebiet hegt, die Südsee nicht zu vergessen und, im Hinblick auf gemeinsame Ziele, einen etwaigen kolonialen Partikularismus ebensowenig aufkommen zu lassen, wie den heimischen, den wir Kolonialdeutsche vermöge unserer Sinnesart stets als naturwidrig empfinden müssen.

Deutsche Eingeborenenpolitik.

Freiherr **von Rechenberg,** Gouverneur a. D.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Meine Damen und Herren!

Eine Eingeborenenpolitik mußte die Mitwirkung der Eingeborenen zur Entwicklung der Kolonien und, um diese Mitwirkung wirksam zu gestalten, die Heranbildung der Eingeborenen und ihre weitere Entwicklung zum Ziele haben. Voraussetzung war dafür, die Befriedung des Landes, da selbstverständlich eine Mitwirkung von Personen nicht erzielt werden konnte, solange sie sich der deutschen Herrschaft gegenüber feindlich verhielten. Die weitere Voraussetzung war, daß die durch die Entwicklung erzielten Verhältnisse dem Eingeborenen selbst gerecht wurden, da ohne deren Mitwirkung ebenso eine Entwicklung des Landes ebenso wenig zu erwarten war, wie seine Besitznahme seinerzeit möglich wurde. Es kann kein tropisches Gebiet von größerer Ausdehnung durch eine europäische Macht ohne Mitwirkung von Farbigen erobert oder behauptet werden. Bei allen derartigen Erwerbungen waren die europäischen Kolonisatoren auf die Hilfe eingeborener Stämme angewiesen. Selbst da, wo aus der letzteren keine Zahl der Mitkämpfer gestellt wurde, war eine andere Unterstützung z. B. durch Träger für die kämpfende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Truppe für die Herbeischaffung von Lebensmitteln und Kriegsbedarf usw. unentbehrlich. Für Deutschland waren diese Momente deshalb ganz besonders wichtig, weil es von vornherein nicht in der Lage war, sich von außerhalb einen Ersatz für die Mitwirkung der Eingeborenen zu beschaffen. Europäer waren nur als Führer, im Notfalle als eine Elitetruppe, verwendbar. Für ihre Bedürfnisse war aber selbst bei größter Beschränkung eine ihre Zahl übersteigende Menge von farbigem Hilfspersonal nötig, deren Beschaffung aus anderen Ländern schon wegen der Haltung der betreffenden Regierungen auf die Dauer nicht zu erwarten war.

Sollte man aber auf die Eingeborenen rechnen können, so war das nur möglich, wenn ihnen unter deutscher Herrschaft eine rechtliche und wirtschaftliche Verbesserung ihrer Lage zuteil wurde, so daß ihnen eine Rückkehr zu den früheren, vor der deutschen Besetzung herrschenden Verhältnisse nicht erwünscht erscheinen konnte.

Der Neger unterscheidet sich vom Mittel- und Westeuropäer durch eine weit herabgesetzte Fähigkeit zur Abstraktion und Konzentration. Im Handgreiflichen ist er nicht ungewandt, aber ideelle und allgemeine Begriffe sind ihm schwer faßbar, er weicht ihnen ebenso aus, wie einem bis zum Endergebnis einer Reihe von Schlüssen wachgehaltenen Interesse. Aber zu den wenigen Abstrakttionen, deren er fähig ist, gehört ein ausgesprochenes Rechtsbewußtsein und ein deutlicher Rechtssinn. Er kennt die Grenzen seines Eigentums, beansprucht eine leidliche Selbstbestimmung und nimmt v e r d i e n t e Strafen mit Gleichmut, vielleicht mit einer Art von befriedigtem Rechtsgefühl entgegen. Daraus folgt für die europäische Verwaltung die Notwendigkeit, die immer auf hergebrachter Tradition beruhenden Gründe dieses Rechtsbewußtseins zu kennen, sie soweit sie mit Moral, Sicherheit und wirtschaftlicher Entwicklung vereinbar sind, zu achten, wo sie es nicht sind, für ihre Ersetzung durch andere billige Rechtsnormen und für die Verbreitung der Kenntnisse der neuen Bestimmungen Sorge zu tragen. Die Kenntnis des Eingeborenenrechts, der Sitten und Gebräuche war deshalb eines der ersten Erfordernisse, welches in allen unseren Kolonien den Beamten nahegelegt und, wie die starke Inanspruchnahme der Rechtsprechung durch die deutschen Beamten beweist, mit Erfolg gepflegt und von den Eingeborenen anerkannt wurde.

Mit diesem Ergebnis allein wäre wohl ein patriarchalisches Verhältnis erzielt, aber noch keine oder nur eine sehr langsame

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirtschaftliche Entwicklung erreicht worden. Eine solche war nur möglich bei Erweiterung der materiellen Bedürfnisse der Eingeborenen und bei ihrer Fähigkeit sowie bei ihrem Willen für Befriedigung der erweiterten Bedürfnisse zu sorgen. Im Gegensatz zu der häufig vertretenen Meinung ist der Neger nicht bedürfnislos, sondern ausgesprochen begehrlich, vorausgesetzt, daß ihm neue faßliche Besitztümer näher gebracht werden und er die Vorstellung von ihrer Erschwinglichkeit gewinnt. Freilich verursachten die ursprünglichen Transportverhältnisse (vor den Bahnbauten) ein derartiges Mißverhältnis zwischen Ware und Preis, daß in vielen Fällen auf die Produktion verzichtet werden mußte. Man durfte nicht erwarten, daß derjenige, der für ein Stück Stoff eine Woche lang zu arbeiten bereit ist, auch geneigt sein würde, einen Monat oder länger dafür tätig zu sein. Falsch wäre es gewesen, aus einer solchen Ablehnung eine Bedürfnislosigkeit oder eine prinzipielle Abneigung gegen jede Arbeit zu konstruieren. Daß der Neger nicht die Nachhaltigkeit mancher europäischer Völker besitzt, ist bekannt, aber man kann von einer Arbeitsscheu nicht sprechen, wo vor den Bahnbauten allein auf der großen Karawanenstraße Udjidji Tabora-Kosten sich zirka 100 000 Neger alljährlich dem gewiß mühseligen Trägerdienst unterzogen. Wer überdies den Eingeborenen, besonders im Innern der früheren Kolonien, als Landwirt kennen gelernt hat, wird die Behauptung, daß er zu eigener Kultivierung nicht fähig sei, kaum aufrecht erhalten können. Auch die Behauptung, daß der Neger grundsätzlich alle Arbeit durch sein Weib verrichten läßt, hält einer näheren Prüfung nicht stand. Gewiß gibt es eine Reihe schwerer Arbeiten, welche grundsätzlich den Frauen zugewiesen ist und ebenso sicher ist es, daß wie überall im Süden und im Osten, Frauen im schärferen Maße zur Arbeit herangezogen werden, als im Mittel- oder Westeuropa. Aber selbst in diesen letzteren Ländern gibt es gewisse Arbeiten, die der Mann, auch wenn er unbeschäftigt ist, kaum verrichten würde. In den tropischen Ländern ist der den Frauen zugewiesene Arbeitsanteil von dem hiesigen verschieden. So würde ein deutscher Arbeiter oder Handwerker, auch wenn er keine Arbeit hat, schwerlich daran denken, die Mahlzeiten zu kochen oder die Wäsche zu waschen, sondern beide Arbeiten seiner außerdem mit Haushalt und Kindererziehung stark beschäftigten Frau überlassen. Er wird aber nichts daran finden, wenn keine Wasserleitung vorhanden ist, Wasser herbeizuschaffen oder Sachen vom Waren-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lager bis zu seiner Wohnung zu tragen. Bei dem Neger ist es umgekehrt. Er wird sich durchaus nicht bedenken zu kochen oder zu waschen, wird sich aber nicht leicht dazu entschließen, an Stelle seiner Frau Wasser vom Brunnen in die Wohnung zu schleppen. Die Kenntnis dieser Traditionen hat vielen europäischen Beurteilern gefehlt. So wird von sehr vielen hervorgehoben, daß sie bei ihren Zügen durch das Land häufig Negerfamilien getroffen haben, wo die Frau die gesamten Habseligkeiten, vielleicht noch etwas Brennholz, trug, außerdem einen Säugling auf dem Rücken angebunden hatte und ein Kind an der Hand führte, während der vorausgehende Mann nichts trug als einen Speer, vielleicht noch Bogen und Pfeile. So sehr dies auch von europäischen Reisenden gerügt wurde, so oft beweist es, daß sich diese Reisende niemals die Mühe gegeben haben, dem Grund dieser Erscheinung nachzugehen. Der vorausgehende Mann hatte für die Sicherheit der Familie zu sorgen, Angriffe von Menschen und Tieren abzuwehren und wenn möglich auch die Gelegenheit zu erfassen, um durch eine Jagdbeute die Verpflegung der Familie zu verbessern. Um das tun zu können, durfte er nicht mit Lasten oder Kindern beschwert sein; denn dann hätte ihm die Möglichkeit zur Abwehr oder zur gelegentlichen Wilderlegung gefehlt. Schließlich wurden häufig von den Negern Handlungen erwartet, die selbst auszuführen oder ausführen zu lassen, der betreffende Europäer auch nicht im entferntesten dachte. Fast jeder, der in den Kolonien gewesen ist, wird von Europäern, welche eine Karawanenreise unternommen hatten, die Bemerkung gehört haben, daß an irgend einer Stelle ein Baum über den Karawanenweg gefallen war, den die Eingeborenen nicht weggeschafft, sondern umgangen hatten. Bei seinem Rückmarsche hatte der betreffende Europäer den Baum noch daliegend gefunden und keiner der Neger, die daran vorbeigezogen waren, hatte das Hindernis aus dem Wege geräumt. Stets waren diese Europäer sehr erstaunt, wenn an sie die Frage gerichtet wurde, weshalb sie nicht selbst das Hindernis aus dem Wege geräumt hatten. Sie verfügten über eine Anzahl von Trägern und über genügende Werkzeuge, sie konnten das Hindernis in einer Viertel- bzw. einer halben Stunde beseitigen, während die Neger dafür einer mehrstündigen Arbeit bedurft hätten. Wenn ihre Zeit auch unbestreitbar wertvoller war, so wäre doch auch ihr Zeitaufwand ein so kurzer gewesen, daß er für den Reisezweck kaum in Frage gekommen wäre. Aber sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hatten gar nicht daran gedacht, die Arbeit ausführen zu lassen, die sie bei den Negern als selbstverständlich voraussetzten.

Hält man sich diese Eigenschaften und Schwächen des Eingeborenen vor Augen, so ergibt sich mit Notwendigkeit der Schluß, daß man sie überall da zur Arbeit wird heranziehen können, wo die Arbeit für sie lohnend und die Absatz- oder Erwerbsmöglichkeit im genügenden Maße geboten ist.

Eine Ausnahme besteht nur bei den Nomadenvölkern. Der Nomade ist nicht allein in Afrika, sondern überall in hohem Maße bedürfnislos. Ueberall steht er dem Ackerbauer feindlich gegenüber, schon weil ihn dieser im Raum und in der Benutzung der Wasserstellen beschränkt. Die Ungebundenheit und Freiheit vor allem schätzend, verachtet er den ansässig gewordenen und bebaut selbst das Land nur dann, wenn er durch die äußerste Not zur Aufgabe seines Nomadenlebens gezwungen wird. In unseren Kolonien waren aber die Nomadenstämme wenig zahlreich, vielleicht mit Ausnahme von Südwest-Afrika, und spielten in der Gesamtheit keine maßgebende Rolle.

Der erste Schritt, zu welchem sich die deutsche Regierung behufs wirtschaftlicher Anschließung des Landes entschloß, war die Ausführung ausgedehnter Eisenbahnen. Ich will hier nicht im einzelnen auf die verschiedenen Bahnen unserer Kolonien eingehen. Sie wissen, daß eine Anzahl von Hauptlinien vollendet, andere in Angriff genommen waren, als der Kriegsausbruch die weitere Entwicklung unmöglich machte. Durch die neuen Eisenbahnen wurden zunächst frühere zu Trägerdienst verwendete Menschenmassen frei. Es wurde für die Neger sowohl eine Absatzmöglichkeit ihrer Erzeugnisse als auch eine Arbeits- und damit eine Erwerbsmöglichkeit gegeben. Es konnten ferner diejenigen Waren, gegen welche die Eingeborenen ihre Erzeugnisse umtauschten, billiger herangebracht werden. Infolgedessen entstanden überall in der Nähe der Bahnen nicht allein europäische Plantagen, sondern auch Eingeborenenkulturen. Von weit her zogen die Eingeborenen in die Nähe der Bahn und ließen sich da nieder. Auf diese Erscheinung sind die Klagen mancher Personen, insbesondere von Missionaren, gegründet. Diese Personen hatten in früherer Zeit ihre Niederlassungen an Orten gegründet, wo die starke Eingeborenenbevölkerung eine lohnende Tätigkeit versprach. Die Orte lagen aber häufig abseits der Bahn und mit dem Vordringen der Bahnbauten verließ ein immer stärkerer Teil der Bevölkerung den ursprünglichen Wohnsitz, um sich in die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nähe der Bahn zu begeben. Der Missionar beklagte sich über die Entvölkerung in der Nähe der Mission, er zog Schlüsse auf die Entvölkerung des Landes, während tatsächlich nur eine Verschiebung der Bevölkerung aus wirtschaftlichen Gründen stattgefunden hatte.

Mit der verstärkten Ansiedlung der Eingeborenen längs der Bahn erwuchs für die Verwaltung des Schutzgebiets die Aufgabe, die Eingeborenen auf diejenigen Produkte hinzuweisen, deren Kultur für sie möglich sowie rentabel war, und womit sie ihre wirtschaftliche Lage verbesserten. Daraus entstand notwendig ein gewisser Konflikt mit den europäischen Plantagenbesitzern, welche mit Recht eine Konkurrenz der Eingeborenenarbeit mit der Plantagenarbeit scheuten. Der Neger kennt weder Anlagekapital noch Verzinsung, Verwaltungskosten, Abschreibungen, Zeitverrechnung u. dgl. Seine Erzeugungskosten sind gedeckt, wenn er sich ernährt hat. Deshalb ist er dem Plantagenbau überall da im Vorteil, wo die Erzeugung nicht durch den Eintritt von Großkapital bedingt ist. Wo letztere Verhältnisse eintreten oder wo eine schwierige Organisation notwendig ist, bleibt die europäische Plantage oder der nach europäischer Art geführte Betrieb nicht allein überlegen, sondern auch einzig möglich, wie z. B. beim Anbau von Sisal oder bei Anlage von Saatzuchtstellen. Wo dies nicht der Fall ist, wird der Eingeborenenbetrieb, der auch einem geringeren Risiko ausgesetzt ist, auf die Dauer die Oberhand gewinnen. Diese Erscheinung ist auch in anderen Ländern hervorgetreten. So habe ich in Russisch Turkestan gesehen, daß Anfang dieses Jahrhunderts ausgedehnte Baumwollplantagen von sehr bedeutenden Firmen, wie Knoop, Jaroslawer Manufaktur, Gebr. Morosow u. a. betrieben wurden. Wenige Jahre später hatten fast alle genannten Firmen sich auf Saatzuchtstellen beschränkt und ihre weiten Gebiete an Eingeborene abgegeben, denen sie lediglich Saaten lieferten.

Für den aussichtsreichen Plantagenbau und für die Eisenbahnbauten waren aber zahlreiche Eingeborenenarbeiter erforderlich, die nach der Politik der Regierung freiwillig die Arbeit ergreifen sollten. Um Uebergriffe durch die Anwerber nach Möglichkeit zu verhüten, wurden besondere Beamte (Distriktskommissare) bestellt, welche die Art der Anwerbung prüfen, die freiwillige Stellung des Arbeiters sichern sollten. Für die europäischen Unternehmer erwuchs freilich daraus die Verpflichtung, einen den Umständen angemessenen Lohn pünktlich auszuzahlen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und für die Unterbringung sowie für die Versorgung der Arbeiter durch Lebensmittel Sorge zu tragen. Diese Verpflichtungen riefen bei den europäischen Unternehmern den begreiflichen Wunsch hervor, eine allgemeine Arbeitspflicht einzuführen, schon deshalb, weil eine solche Arbeitspflicht natürlich den Lohn am meisten herabzudrücken geeignet war. Derartigen Bestrebungen gegenüber mußte sich die Regierung ablehnend verhalten; denn die Einführung einer allgemeinen Arbeitspflicht bringt für die Regierung auch die Verpflichtung, für eine passende Arbeitsgelegenheit zu sorgen, eine Aufgabe, welche sich auch in kultivierten Staaten nur mit großen Schwierigkeiten erfüllen lassen würde, welche aber in wenig kultivierten Ländern schon deshalb nicht durchführbar ist, weil die dazu notwendige ausgedehnte Organisation einen zahlreichen Beamtenstab erfordern und damit das Budget der Kolonien auf das schwerste belasten würde. Die Einführung einer Arbeitspflicht ohne Schaffung einer passenden ausreichenden und billigen Ansprüchen entsprechenden allgemeinen Arbeitsgelegenheit würde lediglich eine einseitige, die politische Lage auf das schwerste bedrohende Maßregel darstellen, welche auf keine andere Stufe zu stellen ist, als die zwangsweisen Viehkäufe, deren sich in der ersten Koloniezeit hier und da manche Personen schuldig gemacht haben.

Bei der Besprechung der wirtschaftlichen Verhältnisse darf mit einer kurzen Bemerkung auf die farbigen Händler auswärtiger Herkunft hingewiesen werden, die sich in vielen unserer Kolonien (in Ostafrika: Inder, in Westafrika: Haussa) finden. Diese stellen die Vermittlung zwischen dem europäischen Handel und dem Eingeborenen-Konsument dar und leiten die Handelsbeziehungen bis in die kleinsten und entferntesten Kanäle. Ihr Ausschluß würde eine übermäßige Verteuerung der Waren herbeiführen, da der europäische Händler, der ihre Stelle einnehmen sollte, notwendigerweise für seinen Lebensunterhalt und seine Unterkunft größere Aufwendungen zu machen gezwungen ist. Es würde auch unzweifelhaft die gesellschaftliche Stellung des Europäers — und der Neger sowie der Orientale, hat ein scharfes Gefühl für die gesellschaftliche Stellung — verschlechtern, wenn der Europäer in ausgedehntem Maße die mit manchen Demütigungen verbundene Tätigkeit des kleinsten Händlers und Hausierers übernehmen würde.

Neben den rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen kam für die deutsche Regierung noch ein ethisches Moment in Frage. Wir besaßen kein Recht zur Besitzergreifung, wenn wir die recht-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

liche, wirtschaftliche und kulturelle Stellung des Eingeborenen nicht verbessern. Was für die rechtliche und wirtschaftliche Stellung geschehen war, ist bereits erwähnt worden. Für die kulturelle wurde durch Einrichtung zahlreicher und sich immer stärkeren Besuches erfreuender Schulen gesorgt. Nebenbei wurde, wie in den betreffenden Abteilungen des Kolonialkongresses des näheren ausgeführt wird, die Volksgesundheit auf das energischste gefördert. Ich will hier nur die Durchführung der Pockenimpfung, die erfolgreiche Bekämpfung der Schlafkrankheit, Malaria und der Wurmkrankheit erwähnen.

Das waren die Grundzüge der europäischen Eingeborenen-Politik, wie sie im vollen Maße nach Befriedung der Gebiete eingesetzt hat. Daß sie gute Erfolge zeitigte, mögen Sie daraus ersehen, daß in den 7 Jahren, welche dem Weltkriege vorangingen, kein Aufstandsversuch in den deutschen Kolonien gemacht worden ist; ferner daraus, daß sich in vielen Negerhäusern und Hütten europäische Kulturgegenstände befanden, die früher unbekannt gewesen waren, wie Lampen, Moskitonetze, Ruhestühle und Werkzeuge u. dgl., und schließlich aus der Haltung der Eingeborenen während des Krieges. Wie die farbigen Soldaten zu uns gestanden haben, ist bekannt, weniger zum Bewußtsein des deutschen Volkes ist es gekommen, daß auch die unbewaffneten Träger, deren Zahl eine viel größere war, treu zu uns hielten, trotzdem ihnen täglich jede Gelegenheit zum Entweichen geboten war und ihre Treue sie lange Zeit von ihrer Familie und ihrer Heimat fern halten mußte. Als ein Beispiel der Anhänglichkeit nicht an einzelne Europäer, sondern an die Regierung will ich nur anführen: Als die Schutztruppe von Portug. Ostafrika nach der Kolonie zurückkehrte, führte ein Eingeborenen-Dorfschuize (Jumbe) den Befehlshaber einer Schutztruppenabteilung zu einer Stelle, wo er die erhobenen und von ihm während der englischen Besetzung vergrabenen Steuerbeträge in Silberrupien aufbewahrt hatte.

Ich hoffe Ihnen damit ein Bild der deutschen Eingeborenenpolitik, ihrer Ziele und ihrer Erfolge gegeben zu haben.

Dr. Arning: Der Herr Vorredner, Herr Gouverneur v. Rechenberg hat in der ihm eigenen launigen Weise manches über Eingeborenenpolitik gesagt, dem man zustimmen kann, um so mehr, als er sich in vielen der von ihm berührten Punkte auf die bekannte Schrift des gleichfalls hier anwesenden Herrn Regierungsrates Dr. Zache berufen hat, von dem man weiß, daß seine Mei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nung über diese Politik mit der Meinung der wirklichen Praktiker sich im Einverständnis befindet. Auf besondere Einzelheiten will ich daher in dieser Beziehung nicht eingehen. Nur eins möchte ich betonen: wenn der Herr Vorredner sagt, daß die von ihm geschilderte Eingeborenenpolitik dahin geführt habe, daß in den letzten 7 Jahren gar keine Aufstände in der Kolonie Deutsch-Ostafrikas stattgefunden haben, daß kaum ein Schuß hat abgefeuert zu werden brauchen, so nehme ich an, daß er die letzten 7 Jahre vor dem Kriege meint, also die Zeit von 1907 bis 1014. Das ist die Zeit, an deren Beginn gewissermaßen der Ausspruch Dernburgs steht, daß er in Deutsch-Ostafrika eine Eingeborenen- und Handelskolonie übernommen habe und sie nur als solche weiter führen wolle. Eine Ansicht, über die die Macht der Tatsachen schnell zur Tagesordnung übergegangen war.

Nicht diejenige Eingeborenenpolitik, die man damals verkündete, die aber nie in die Tat übersetzt worden ist, hat dies vortreffliche Ergebnis gezeitigt, sondern es ist diejenige gewesen, welche bis zu dem Jahre 1907 betrieben worden war.

Nur die Arbeit der in Deutsch-Ostafrika ansässig gewordenen Deutschen hat das Land zu dem gemacht, was es zu Beginn des Krieges war, nur die dort angesiedelten Deutschen, die ihr neu geschaffenes Vaterland mit ihrer ganzen Kraft verteidigen wollten, haben die Führung des ruhmreichen ostafrikanischen Krieges möglich gemacht. Was hätte da noch alles geleistet werden können, wenn nicht durch Maßnahmen der Kol. Regierung die Ansiedlung unnötig stark zurückgehalten wäre?

Dies geschah angeblich um der Eingeborenen willen, und so ist denn die Ansiedlungspolitik ein wesentlicher Teil der Eingeborenenpolitik. Das ist unzweifelhaft richtig auch in anderer Beziehung, denn die Erziehung der Eingeborenen hat in hohem Maße in dem Verkehr der Pflanzer und Farmer mit ihren Leuten einen Niederschlag gefunden.

Von den Ansiedlern Deutsch-Ostafrikas ist wohl fast die Hälfte auf dem Felde der Ehre in der Verteidigung ihres selbstgewählten Vaterlandes geblieben.

In Rücksicht hierauf haben wir zwei Pflichten zu erfüllen: eine Pflicht der Pietät und eine solche des Willens zum kolonialen Leben.

Die Ansiedler sind in einem großen Teile unserer Presse und von gewissen Parteien im Reichstage in der namenlosensten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weise verunglimpft worden, als seien sie die größten Schurken, Leuteschinder und Betrüger ihren Arbeitern gegenüber. Schon der Herr Vorredner hat zugegeben, daß in dieser Beziehung von denen, die solche Behauptungen verbreitet haben, Einzelfälle zu Unrecht verallgemeinert seien. Das ist dankenswert, aber der wirkliche Kenner der Dinge kann feststellen, daß solche Vorkommnisse nur ganz und gar selten gewesen sind.

Wäre das nicht der Fall gewesen, so würde es nicht möglich gewesen sein, was wir in diesem Feldzuge an rührender Treue unserer farbigen Soldaten erlebt haben. Das war das Ergebnis der deutschen Erziehung durch unsere Eingeborenenpolitik, deren Hauptträger eben diese verleumdeten Pflanzer und Farmer waren.

Vier Gruppen solcher Erzieher hat es in der Hauptsache gegeben: die Beamten, Missionen, die Schutztruppe und die Ansiedler. Die ersten beiden haben bei weitem nicht die gleiche Bedeutung gehabt wie die beiden letzteren, obwohl auch ihre Tätigkeit durchaus anerkannt werden soll. Die beiden letzteren waren diejenigen, welche in die innigste Berührung mit sehr großen Teilen der Bevölkerung gekommen sind; sie sind daher die hauptsächlichsten Träger der Eingeborenenpolitik gewesen. Ihnen ist in erster Linie der Erfolg zuzuschreiben, der sich für alle Welt kund getan hat in der Haltung der Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas während dieses ostafrikanischen Feldzuges.

Auf den Pflanzungen hatten die Hunderttausende, die im Laufe der Jahre durch die Hände der Besitzer gegangen waren, gelernt, was die Deutschen ihnen an wirklichen Kulturgütern brachten; sie hatten eine Behandlung gefunden, wie sie notwendig war: Erziehung zur Arbeit, hygienische körperliche Pflege, Gerechtigkeit, Verdienst und Wohlstand. Die Anhänglichkeit der Leute an ihre Herren war geradezu rührend. Oft kam es vor, wenn ein auf seiner Besitzung noch befindlicher Deutscher eingezogen wurde, auch als es uns im weiteren Verlaufe des Krieges nicht mehr allzu gut ging, daß dann die Arbeiterschaft, um sich von ihrem Herrn nicht zu trennen, mit ihm ins Feld zog, sich als Askari einstellen ließ, oder die noch viel schwerere Arbeit der Träger auf sich nahm. Ohne dieses Verhältnis der deutschen Arbeitgeber zu den Eingeborenen wäre der Feldzug in seinen ruhmreichsten Linien gar nicht möglich gewesen.

Eine Pflicht der Pietät also ist es, daß wir der gefallenen Ansiedler auch heute auf dem ersten Kolonialkongreß nach dem Kriege gedenken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist aber auch eine Pflicht für uns, wenn wir wirklich den Willen zu einem ferneren kolonialen Leben bekunden wollen. Denn die koloniale Schuldlüge ist aufgebaut auf den Verläumdungen, die von Deutschen in unverantwortlicher Weise gegen diese verdienten Männer, derer wir heute gedenken, geschleudert worden sind.

Der Feindbund hat in den Versailler Diktaten geradezu sich darauf berufen, daß ja deutsche Parlamentarier das ungeheuerlichste Material gegeben hätten, woraus klar hervorgehe, daß die Deutschen nicht fähig und nicht berechtigt seien, Kolonien zu besitzen. Als Beweis sind, wie unwidersprochen oftmals in der Presse festgestellt worden ist, in den Versailler Verhandlungen die Parlamentsreden von zwei ehemaligen Abgeordneten genannt worden, nämlich die der Herren Noske und Erzberger. Den unverantwortlich in die Welt geschleuderten Beschuldigungen dieser beiden Herren also verdanken wir die koloniale Schuldlüge. Sie zu zerstören, möge dazu diese Feststellung der Pietät und des kolonialen Lebenswillens dienen.

Reg.-Rat **Zache**-Hamburg: Das Thema wird immer wichtiger werden. Denn eine Welle des Widerstandes der farbigen Rassen gegen die politische und wirtschaftliche Weltherrschaft der Weißen geht durch die ganze Welt und wird zur großen gemeinsamen Gefahr der Weißen werden.

Unsere Eingeborenenpolitik war immer auf den Grundsatz „Gerecht" zugeschnitten, ganz gleich, ob ein Gouvernement mehr auf Dur oder Moll gestimmt war.

Klöckner: Die Frage, ob Eingeborenen- oder Europäerkulturen, kann nur von Fall zu Fall entschieden werden. In dichtbevölkerten Gegenden ist regelmäßig kein Platz für Europäerkulturen. Dort sind die Eingeborenenkulturen nach Möglichkeit zu begünstigen, wenn sie Erfolg versprechen. Es genügt, auf die Baumwollerzeugung der Eingeborenen im britischen Uganda-Protektorat und auf die vielversprechenden Anfänge im deutschen Bezirk Muansa hinzuweisen. Aufgabe der Regierung ist es, die Schwierigkeiten der Arbeiterbeschaffung durch eine geeignete Arbeiterpolitik zu überwinden. Die Schwierigkeiten sind besonders groß bei gewissen Kulturen, die, wie Baumwolle, nur für einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum eine größere Arbeitermenge beanspruchen. Der Vortragende stand als Gouverneur mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seinen Auffassungen in der Arbeiter-, wie in der Inderfrage im scharfen Widerspruch zu mindestens neun Zehntel der erwerbstätigen europäischen Bevölkerung von Deutsch-Ostafrika. Indessen erscheint es nicht angezeigt, jetzt näher darauf einzugehen. Eins aber muß unumwunden anerkannt werden, daß das deutsche Gouvernement sich überall die Wohlfahrt der Eingeborenen auf das äußerste hat angelegen sein lassen und daß der gegen sie erhobene gegenteilige Vorwurf sie vollständig ungerecht trifft. Sie stand darin an der Spitze aller in Afrika tätigen Kolonialmächte. England nicht ausgenommen. Aber auch die deutsche Bevölkerung der Kolonien, vor allem auch die Farmer und Pflanzer, haben stets mit verschwindenden Ausnahmen die Notwendigkeit weitgehendster Fürsorge für die Eingeborenen erkannt und danach gehandelt. Besonders die Pflanzer waren, schon um ihre Betriebe aufrecht erhalten zu können, gezwungen, sich einen festen Stamm von Arbeitern zu schaffen, der ihnen unabhängig von jeder vertraglichen Verpflichtung treu blieb und zugleich die Ergänzung ihres Arbeiterbedarfs sicherte. Das ist mit großem Erfolge geschehen. Diese Pflanzungsarbeiter haben in Ostafrika bis zum Kriegsende den Kern der Truppenträger gebildet. Dadurch, daß sie sich einen festen Stamm von Arbeitern schufen, ist es in Deutsch-Ostafrika einer ganzen Reihe von Männern möglich gewesen, sich, ohne daß sie zunächst nennenswerte Mittel besaßen, durch Unternehmerarbeiten die Mittel zu beschaffen, um sich als Pflanzer und Farmer erfolgreich selbständig zu machen.

Jede Eingeborenenpolitik muß danach streben, den Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen. Jeder Kulturfortschritt kann nur durch eigene Arbeit errungen werden. Diese Auffassung deckt sich mit den Grundsätzen, nach denen die katholischen Missionen in Deutsch-Ostafrika gearbeitet haben: Erziehung zur Arbeit, Gleichmaß, Strenge, Gerechtigkeit, weitgehendste wohlwollende Fürsorge.

Im Januar 1914 sagte ein älterer Boy, der aus Britisch-Ost mit nach Deutsch-Ost genommen werden wollte, auf den Einwand, daß die Deutschen doch für viel strenger gälten als die Engländer und im deutschen Gebiet im allgemeinen geringere Löhne gezahlt würden, wie in Britisch-Ost: „Ihr Deutschen, du bist mein Vater, du bist meine Mutter, du bist mein nächster Verwandter. Die Engländer, ich mache meine Arbeit, er bezahlt meinen Lohn, und damit fertig."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geheimer Baurat **Schubert:** Pflicht eines Kolonialkongresses ist es, dafür zu sorgen, daß nicht vergessen werde, daß das deutsche Volk noch eine Schuld für rückständige Löhnung der Askaris in Ostafrika abzutragen hat.

Wie steht es damit?

Weiter muß es Aufgabe eines Kolonialkongresses sein, nicht nur über Vergangenes zu berichten, sondern rechtzeitig die Aufgaben der Zukunft zu erfassen. Deshalb kann eine Debatte über Eingeborenenpolitik nicht vorübergehen an dem gewaltigen Problem der Rassenfrage, die sich in Afrika zu einer kulturfeindlichen Gefahr zu entwickeln droht. Verfolgt man die Lohnbewegung, die Streiks und die Klassengegensätze, die in Südafrika den sozialen Frieden bedrohen, denkt man daran, daß die Erschließung künftiger deutscher Kolonien in ganz anderen, großzügigeren Formen als bisher sich vollziehen wird, weil sie zunächst vom internationalen Kapital finanziert wird, beachtet man, daß auch der deutsche Pflanzer, Kaufmann und Industrielle dort für das internationale Kapital Zinsendienste wird leisten müssen, daß wir werden gezwungen sein, weiterhin mehr als bisher alle Arbeit zu mechanisieren und dazu die Farbigen zu hochwertigen Arbeitern heranzubilden, dann wird man der Tatsache Rechnung tragen müssen, daß mit zunehmender geistiger Entwickelung der Neger auch ihr Verständnis für die antikapitalistischen Strömungen und solche der Beteiligung am Geschäftserfolg wachgerufen wird. Beachtet man, welch bedenklichen Umfang diese antikapitalistische Bewegung in Südafrika bereits genommen hat, so wird man als weitschauender Kolonialpolitiker erkennen müssen, daß sich die Frage der Heranziehung einer farbigen Arbeiterschaft schließlich zu den großen Lohnproblemen verdichtet, wie den Farbigen ein Teil der durch die Arbeit des weißen Mannes geschaffenen Neuwerte als eigener Besitz zugeführt wird. Diese Frage ist nicht nur eine afrikanische, sondern eine in der Heimat zu lösende. In der Lösung des sozialen Problems daheim liegt gleichzeitig die des Rassenproblems in Afrika.

Gouverneur **Schnee:** Herr Dr. Arning habe den Anteil der Pflanzer und Ansiedler an der Eingeborenenpolitik in Deutsch-Ostafrika hervorgehoben. Es sei zutreffend, daß von der ganz überwiegenden Mehrzahl der Pflanzer und Ansiedler die Eingeborenen richtig behandelt seien und daß sich daraus eine günstige Wirkung in bezug auf die Haltung der Eingeborenen ergeben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

habe, insbesondere auch im Weltkriege. Aber die Darstellung des Herrn Dr. Arning scheine ihm doch etwas einseitig zu sein. Auf den Pflanzungen und Farmen seien im Laufe der Jahre doch insgesamt nur einige 100 000 eingeborene Arbeiter beschäftigt gewesen. Deutsch-Ostafrika habe aber 7⅔ Millionen Eingeborene. Diese haben auch in solchen Bezirken treu zur Regierung gehalten, in welchen sich keine Pflanzungen befanden und aus denen keine oder nur wenige Arbeiter auf die Pflanzungen gelangt seien. Daraus ergebe sich, daß doch der vom Gouvernement und dessen Beamten geführten Eingeborenenpolitik eine entscheidende Bedeutung zugekommen sein müsse.

Im übrigen komme es weniger darauf an, wem jetzt nachträglich das Verdienst an der deutschen Eingeborenenpolitik in den Kolonien zugemessen werde. Die Regierung, die Schutztruppen, die Pflanzer, die Missionare hätten ein jeder an ihrem Teil das ihrige getan. Die Hauptsache sei und darin seien sich alle Redner einig, daß diese Eingeborenenpolitik gerecht und wohlwollend gewesen sei und daß die zur Bemäntelung des Kolonialraubes erfundenen Lügen über schlechte Eingeborenenbehandlung unbegründet seien.

Geheimer Oberregierungsrat **Gerstmeyer:** Ich möchte nur eine kurze Bemerkung zu den letzten Ausführungen des Herrn Geheimrats Schubert über eine Gewinnbeteiligung der Neger machen, die m. E. nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Mit dem Gedanken der Gewinnbeteiligung der Arbeiter an den Unternehmungen ist in Deutschland nach der Revolution viel gespielt worden und man hat von einer solchen die Heilung aller möglicher Gebrechen der Zeit erwartet. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der Verwirklichung des Gedankens sich schon hier in der Heimat erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Vollends ihn für die Neger in Afrika durchzuführen, erscheint mir gänzlich ausgeschlossen. Herr Geheimrat Schubert ist von den Verhältnissen in der Südafrikanischen Union ausgegangen. In den meisten afrikanischen Kolonien liegen aber die Verhältnisse ganz anders. Jedenfalls ist die Plantagenwirtschaft mit den Bergbaubetrieben usw. in Südafrika nicht zu vergleichen. Sie ist überhaupt nicht eine rein kapitalistische Unternehmungsform, sondern, soweit die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Betracht kommen, mehr eine patriarchalische. Es kommt auf das gute persönliche Verhältnis des Leiters zu den Eingeborenen an, darauf,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ob er diese richtig zu behandeln versteht. Dies klang ja auch aus allen Ausführungen der Herren Vorredner heraus.

Geh. Baurat **Schubert** entgegnet Herrn Gerstmeyer: Ueber die Frage der Beteiligung der Arbeiterschaft am Reingewinn kann man nur debattieren, wenn man sie bis zu Ende durchgedacht hat. Sie hat nicht nur eine kaufmännische, sondern auch eine technische Seite, die schließlich zu dem Schluß führen, daß man nicht nur in Geldwerten, sondern in solchen des Kräfteverbrauchs rechnen und denken muß. Nicht um die Fragen handelt es sich: hier Kapital, hier Arbeitnehmer, sondern um die der Verbindung am Besitz, Kapital und menschlicher Arbeitsleistung. Als die drei gleichnötigen Voraussetzungen jeglicher Produktion, in Afrika und Europa, muß jedem der drei Grundelemente gleicher Anteil am Erfolg zugesprochen werden. Die richtige Lösung zu finden ist Aufgabe der Intelligenz daheim; sie ist auch der Kernpunkt jeglicher künftigen Eingeborenenpolitik.

Deutsche Kolonial- und Kulturpolitik in China.

Geheimer Ober-Regierungsrat Prof. Dr. **Köbner.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Meine Damen und Herren!

Der Deutsche Kolonialkongreß 1924 soll nicht zu Ende gehen, ohne daß in seinem sachkundigen Kreise auch die Deutsche Kolonial- und Kulturarbeit in China wenigstens in ihren knappesten Umrißlinien behandelt wird. Dafür spricht ein dreifacher Grund:

Zunächst einmal ist es eine Schuld, die wir gegenüber unserer deutschen kolonialen Vergangenheit haben, daß wir neben Afrika und der Südsee auch des dritten Gebietes gedenken, nämlich Ostasiens, wo wir in einer kürzeren Zeitspanne und in einem geographisch viel begrenzteren Rahmen, aber auf diesem beschränkten Raume mit um so größerer Intensität kolonialer Kulturarbeit tätig gewesen sind und starke moralische und materielle Erfolge erzielt haben. Ein, wenn auch noch so kurzer Rückblick auf diesen Teil unserer kolonialen Arbeit erscheint um so notwendiger,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als in den letzten Jahren des Krieges und nach dem Kriege gerade die deutsche Kolonialpolitik in China mehrfach als grundsätzlich verfehlt bezeichnet worden ist.

Zweitens aber verdient eben jene deutsch-chinesische Kolonialperiode eine Beachtung auch im Rahmen der allgemeinen kolonialpolitischen Probleme, so vor allem der beiden Grundfragen aller Kolonisation, der in den vorangehenden Erörterungen soeben behandelten Eingeborenenpolitik und der Bodenpolitik. Die deutschen gesetzgeberischen Methoden zur Bekämpfung der Bodenspekulation, zur Gewährleistung eines tunlichst stabilen und angemessenen Bodenpreises für neu zuziehende Kolonisten und zur Sicherung eines erheblichen Anteiles an der Wertsteigerung des Grund und Bodens infolge der fortschreitenden Kolonisation für die Staatskasse, Maßnahmen, die zuerst in der Landordnung von Kiautschou niedergelegt worden sind, haben weit über dieses Gebiet, ja über Deutschland hinaus, Beachtung und Nachahmung gefunden. Was die Eingeborenenpolitik anlangt, so waren deren Aufgaben natürlich in unserem ostasiatischen Schutzgebiete von vornherein ganz wesentlich verschieden von denen in Gebieten mit mehr oder minder primitiven eingeborenen Bevölkerungen, denn wir hatten in einem Lande uralter eigener, hochentwickelter Kultur zu kolonisieren. Die Art und Weise nun, in der Deutschland zur Zeit seiner kolonialen Herrschaft dort die Verwaltung gerade in Angelegenheiten seiner chinesischen Untertanen geführt hat, und der Erfolg, der ihm dabei beschieden war, die Anerkennung, die es nicht nur von seiten deutscher, sondern in der Vorkriegszeit von seiten fremder kolonialerfahrener, namentlich auch angelsächsischer Beurteiler gefunden hat, stellen einen erheblichen Posten dar auf der Aktivseite unserer Kolonialbilanz; sie geben damit einen wesentlichen Beitrag zur Widerlegung der kolonialen Schuldlüge.

Drittens aber, und vor allem erscheint unser Thema von außerordentlicher Wichtigkeit, wenn wir unsere Blicke nicht nur auf die Vergangenheit, sondern auf die Gegenwart und die Zukunft richten. Dies aber bildet doch die vornehmlichste Aufgabe des deutschen Kolonialkongresses, das Auge nicht nur rückwärts schweifen zu lassen, auf eine glücklichere Vergangenheit, sondern mit Energie und Mut, aber zugleich auch mit voller Beherrschung und nüchterner Kritik der objektiv gegebenen Möglichkeiten den Blick vorwärts zu richten in die Zukunft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unseres nationalen Wiederaufstieges. Bei dieser Zukunftseinstellung unseres Themas kann natürlich, wie ich einem politisch geschulten Kreise wie dem Ihrigen nicht erst zu beweisen brauche, in China nicht von einer kolonialen Betätigung im territorialen Sinne die Rede sein, wie wir sie in Afrika in irgendeiner Form nicht aufhören dürfen und nicht aufhören werden zu verlangen. Bei der deutschen Gegenwarts- und Zukunftsarbeit in China handelt es sich um koloniale Aufgaben im weiteren Sinne des Wortes, um eine wirtschaftliche und kulturelle Betätigung über See, die für Deutschland bei seinem Ueberschuß an Menschen in dem so grausam verkleinerten Heimatgebiet, bei seinem Ueberschuß namentlich auch an Intellektuellen, die draußen ein Wirkungsfeld größeren Stils anstreben, bei seinem Zwange zum Bezuge von Rohstoffen und zur gesteigerten Ausfuhr hochwertiger Güter heute nötiger ist als je. Eben deshalb rückt heute China auf das stärkste in den Kreis der für uns durchaus aktuellen Probleme: Es ist einer der größten Märkte der Erde und unter diesen der der Erschließung noch in besonderem Maße fähige und bedürftige. Es ist zugleich einer der wenigen wirklich großen Märkte, die trotz der uns auch dort gegenüber den konkurrierenden Nationen aufgezwungenen Erschwerungen doch für einen verhältnismäßig freien Wettbewerb uns offenstehen.

Weit über allem unmittelbaren wirtschaftlichen Nutzen hinaus aber eröffnet sich der deutschen Arbeit in China eine kulturpolitische Aufgabe ganz großen Stiles. Denn die letzte und größte Folgeerscheinung des Weltkrieges liegt, wie immer deutlicher sichtbar wird, in der Auseinandersetzung unter den großen Rassen der Erde, die längst vor dem Kriege begonnen hatte, aber durch diesen, durch die völlige Paralysierung der Kräfte Europas im Kriege, und durch die unerhörte, so maßlos kurzsichtige Farbigenpolitik unserer Feinde im Kriege und nach dem Kriege außerordentlich an Raschheit und Intensität gesteigert worden ist. In China sehen wir gerade jetzt schwere innere Zuckungen, die in ihrem Ausgange noch ganz unübersehbar sind und heute ein überaus wirres Bild zeigen, die aber doch immer deutlicher das eine erkennen lassen, was wir aus so vielen anderen Symptomen schon wußten, daß nämlich auch dort, wie auf dem ganzen gewaltigen asiatischen Kontinente, starke nationale Freiheitsbewegungen zutage treten. Die Parteien und einzelne Persönlichkeiten, die in Asien Träger dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bewegungen sind, predigen zum Teil auch auf kulturellem Gebiete die starre Rückkehr zu der alten eigenen nationalen Tradition und die Abkehr von den vielgepriesenen Segnungen der westlichen Zivilisation. Zum größeren Teile aber sind es wiederum auch gerade die Parteien und Persönlichkeiten, die eben im Interesse der nationalen Wohlfahrt und Freiheit energische Reformen im Sinne vorgeschrittener westlicher Kultur fordern. Dies trifft gerade für maßgebende Führer der nationalen Freiheitsbewegung in China zu, nicht im Sinne einer blinden Nachahmung der heute nicht mehr überschätzten europäisch-amerikanischen Kultur, sondern in dem einer Synthese uralt-eigener östlicher und moderner westlicher Kulturelemente. Ob und in welchem Maße es den einzelnen westlichen Nationen auf die Dauer gelingen wird, dieser gewaltigen Reformbewegung, dieser werdenden neuen Kultur in China wesentliche Bestandteile ihres eigenen Geistes beizumischen, ihre eigene Sprache, Kultur und Wirtschaft im Fernen Osten mit dauerndem Erfolg auszubreiten, das wird von weittragender Bedeutung sein auch für die Zukunftsgeltung jeder dieser weißen Nationen in einem wahrhaft weltpolitischen Sinne.

Bei dem zähen Ringen, das hierbei im Wettbewerbe unter den Nationen Europas und Amerikas längst eingesetzt hat, sehen wir nun gegenwärtig Deutschland in einer ganz eigenartigen, zunächst beinahe paradox erscheinenden Lage: Mancherlei von dem, was unsere Feinde für besonders wirksam hielten, um uns in unserem früher so erfolgreichen Wettbewerbe auch in China zu unterdrücken, ist dort gerade umgekehrt zu unseren Gunsten ausgeschlagen. Man wäre versucht, hier mit dem Dichter zu sagen, es sei „Ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Freilich kann von einem „stets" bei diesen uns feindlichen Kräften angesichts des furchtbaren Aderlasses Deutschlands ganz gewiß nicht die Rede sein, aber bei manchen Maßnahmen, die unsere Feinde mit ganz besonderem Scharfsinn für Mittel zu unserer wirtschaftlichen Ausschaltung und dauernden Niederhaltung erachteten, sehen wir doch heute bereits, daß sie fast genau den umgekehrten Erfolg haben. Das trifft zum Teil ganz besonders auf die Lage der Deutschen in China zu, wie sie sich seit dem Kriege gestaltet hat. Wir sind — abgesehen von Rußland — die einzige große Nation, die in China das Recht der Exterritorialität ihrer Angehörigen, das heißt, der eigenen konsularen Gerichtsbarkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über ihre Untertanen, verloren hat. Wir sind die einzige unter diesen Nationen, die neuerdings die Zoll-Autonomie, d. h. den wichtigsten Teil der chinesischen Finanzhoheit, hat anerkennen müssen. Wohl hat die Unterwerfung Deutscher unter die chinesische Rechtsprechung in einzelnen Fällen, so gerade in einem jüngst viel erörterten Prozesse zu Härten geführt, und die schwere Ungerechtigkeit liegt eben in dem Unterschiede der Rechtsstellung der Deutschen gegenüber den Angehörigen der anderen fremden Staaten. Das und manches andere erschwert zunächst natürlich im einzelnen bisweilen unseren Wettbewerb, und das war ja auch der Zweck im Sinne unserer Gegner. Aber nun sehen wir, wenn wir über den Einzelfall hinausblicken, daß gerade diese Verzichte Deutschlands uns den Chinesen sehr viel näher gebracht haben. Denn ein jedes dieser Rechte, die wir aufgegeben haben, die von den anderen Hauptnationen aber nach wie vor in Anspruch genommen werden, stellt einen Pfahl im Fleische Chinas dar, einen Zustand, der von dem erwachenden chinesischen Nationalgeiste immer schmerzhafter als Beeinträchtigung der Souveränität des eigenen Staates, als unerträglicher politischer Druck empfunden wird. Ueber alle jene Besonderheiten unserer veränderten Rechtsstellung hinaus aber haben wir in China in einem grundlegenden psychologischen Sinne einen Vorsprung vor den Siegernationen: Wir sind Schicksalsgenossen der Chinesen geworden als eine besiegte, eine von den Siegern schwer bedrückte Nation. Das ist nun nicht etwa so zu verstehen, daß China aus einem Gefühl des Mitleids heraus deutschfreundlich geworden sei. Mitleid ist nirgends in der Welt eine Grundlage der politischen Einstellung, und keine Nation der Welt vielleicht ist, in den einzelnen Individuen wie als Volksganzes, zum Mitleid so wenig neigend wie der Ostasiat. Nicht Mitleid hat China uns näher gebracht, sondern eine nüchterne, durchaus realpolitische Einstellung auf Grund des eigenen Vorteils, eine Einstellung, die letzten Endes überall die tragfähigste Grundlage dauernden Zusammenarbeitens großer Nationen bildet und die selbstverständlich auch allein unserer eigenen nationalen Würde entspricht. Denn wir wollen von China nichts geschenkt haben, und China denkt gar nicht daran, uns etwas zu schenken. China weiß aber, daß wir zu den Nationen gehören, die seiner nationalen Renaissance auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete in weitem Ausmaße Hilfsmittel bieten können, während wir zugleich die einzige unter den großen Nationen sind,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit deren Inanspruchnahme und Hilfe nicht die ständige Gefahr territorialer Uebergriffe oder eines politischen Uebergewichts gegenüber der chinesischen Staatssouveränität verbunden ist.

Alles dies erleichtert unseren Wettbewerb in China. Das mag zunächst, wie ich schon betonte, paradox klingen. Aber es handelt sich hier nicht um eine bloße Hypothese, sondern um eine positive Entwicklung, in der wir uns bereits befinden. Hierfür wollen wir im folgenden eine Reihe von Tatsachen sprechen lassen, soweit es der sehr eng begrenzte Rahmen dieses Vortrages gestattet.

Zuvor ein ganz kurzes Wort über die Quellen für das heutige Thema. Ueber die deutsche Kolonialpolitik in China liegt eine ziemlich umfassende Literatur vor, die zum überwiegenden Teile quellenmäßig zurückgeht auf die amtlichen Kiautschou-Denkschriften, die dem Reichstag alljährlich von 1898—1909 vorgelegt worden sind. Es war ein besonders unglückliches Zusammentreffen, daß gerade in diesem Jahre 1909 der Reichstag aus Ersparnisgründen beschloß, diese Denkschrift in Zukunft nur noch alle fünf Jahre zu bringen. So kam es, daß die nächste Kiautschou-Denkschrift im Jahre 1914 fällig war. Das Material über diesen großen, für die Entwicklung der Kolonie ganz besonders inhaltreichen Zeitraum lag, vom Gouvernement vorbereitet, mir gerade zur Bearbeitung vor, als der Weltkrieg ausbrach und uns vor ganz andere Aufgaben stellte als die einer rückblickenden Berichterstattung. — Da auch für die vorliegenden Kiautschou-Denkschriften die Redaktion, immer natürlich auf der Grundlage der vom Gouvernement gelieferten Materialien, in allen den genannten Jahren mir obgelegen hat, glaube ich heute das Recht und zugleich die Pflicht zu haben, ein Wort über den Geist zu sagen, aus dem diese amtlichen Berichte geflossen sind: Sie ergeben Jahr um Jahr auf das deutlichste, daß Deutschland, nicht etwa in der Zeit des Verlustes unserer Kolonien, sondern in den Tagen des Glückes und unserer stärksten Macht — die Aufgaben der Kolonialpolitik als die einer Kulturpolitik im stärksten Sinne des Wortes aufgefaßt hat.

Was die Kenntnis und zuverlässige Beurteilung der jetzigen, so äußerst verworrenen Lage in China anlangt, von der Stand und Zukunftsaussichten der deutschen kulturellen und wirtschaftlichen Bestrebungen naturgemäß mannigfach beeinflußt werden, so sind zuverlässige Quellen bei dem Ihnen allen bekannten Notstande unserer gegenwärtigen Auslands-Berichterstattung uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oft schwer zugänglich. Wir sind in weitem Maße auf die Telegramme der großen westlichen Nachrichten-Agenturen und dazwischen auf Berichte Moskaus angewiesen. Um so dankenswerter ist es, daß eine kleine Zahl besonders sach- und landeskundiger deutscher Publizisten in unserer Zeit um die Verbreitung gegenseitiger Kenntnis und gegenseitigen Verstehens zwischen Deutschland und China unermüdlich bemüht sind. Die planmäßige Förderung solchen Verständnisses für China und für die Bedeutung der deutsch-chinesischen Beziehungen in Deutschland und andererseits des Verständnisses für die deutschen Dinge in China, ist eine überaus bedeutungsvolle Aufgabe. Ich möchte ihre Wichtigkeit und Dringlichkeit schon in diesen einleitenden Ausführungen besonders hervorheben in der Hoffnung, daß sich gerade zu diesem Punkte eine fruchtbringende Erörterung anschließt.

Wenn wir nunmehr die Periode der deutschen Kolonialpolitik in China wenigstens in einigen ganz knappen Grundlinien skizzieren wollen, so müssen wir uns erinnern, wie gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Dinge in Ostasien hinsichtlich der kolonialen Betätigung der Hauptnationen lagen. Damals besaßen alle anderen in Ostasien wirtschaftlich interessierten Großmächte eigene Stützpunkte im Fernen Osten, England in Hongkong, Singapore usw., Frankreich im Süden in Indochina, Rußland im Norden im Amur-Gebiete mit Wladiwostok, Portugal in Makao, Spanien auf den Philippinen, Holland auf den Sundainseln. Deutschland aber entbehrte jedes territorialen Stützpunktes. Es bedurfte indessen eines solchen seit langem sowohl für seinen Handel, der in China an zweiter Stelle unter den Handelsbeziehungen aller weißen Nationen stand, als auch als Stützpunkt für das Kreuzergeschwader, das eben zum Schutze jener Handelsinteressen in den ostasiatischen Gewässern stationiert war. Als durch alles dies die Notwendigkeit einer eigenen kolonialen Erwerbung gegeben war, hat sich Deutschland bei seiner Besitzergreifung 1897 bzw. bei Abschluß des deutsch-chinesischen Vertrages vom 6. März 1898 von vornherein streng auf das äußerste Mindestmaß von territorialem Erwerb im Kiautschougebiete beschränkt, dessen Größe nicht mehr als etwa 500 qkm betrug, während andere Mächte in eben jener Zeit oder bald darauf ihre großen territorialen Eroberungen auf Kosten Chinas vornahmen. Auch hat Deutschland in völkerrechtlicher Hinsicht eine für das chinesische Empfinden besonders schonende Form

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewählt, indem es nicht die förmliche Abtretung, sondern eine pachtweise Ueberlassung jenes Gebietes verlangte. Die Konzessionen, die der Kiautschou-Vertrag Deutschland im Hinterlande, in der chinesischen Provinz Schantung, brachte, waren wirtschaftlicher und ausdrücklich nicht-politischer Natur.

In aller Folgezeit hat Deutschland streng den Gedanken eines weiteren Gebietserwerbes auf chinesischem Boden, insbesondere einer von den Chinesen befürchteten weiteren territorialen Ausdehnung in Schantung, von sich gewiesen. Es tat dies auch in der Zeit, in der durch die Welt die Idee ging, die die Chinesen selbst in ihrer bildhaften Sprache als das „kua fen", wörtlich übersetzt „Das Zerschneiden der Melone", bezeichnet haben, d. h. die Idee einer territorialen Aufteilung Chinas. Während ein Teil der Kolonialnationen zweifellos dieses Programm verfolgte, gehörte Deutschland durchaus zu denjenigen Mächten, die gegen den Gedanken einer solchen Aufteilung Front machten und vielmehr grundsätzlich für die Aufrechterhaltung der chinesischen Staatssouveränität eintraten.

Trotz alledem haben sich gerade an jenen Erwerb von Kiautschou in den letzten Jahren lebhafte Erörterungen geknüpft, an denen wir auch hier trotz aller Knappheit der Zeit nicht ganz vorübergehen können.

Es ist charakteristisch für die systematisch gegen Deutschland geführte Propaganda, daß auf der Konferenz von Washington 1921 der Generalsekretär der chinesischen Delegation, Tiao, eine Denkschrift überreicht hat, in der dem deutschen Vorgehen hinsichtlich Tsingtaus die Schuld an dem ganzen politischen Niedergang Chinas beigemessen und Deutschland geradezu als „Straßenräuber" bezeichnet wird. Diese Darstellung trägt deutlich die angelsächsische Handschrift einer bestimmten Gruppe des Jungchinesentums. Es wird hier Deutschland die Schuld an einer gesamteuropäischen kolonialen Expansion beigelegt, die doch schon mehr als ein halbes Jahrhundert vorher zu der Besetzung von Hongkong geführt hatte, der Beute eines Krieges, der in der Geschichte mit Recht unter dem den Sieger so schwer belastenden Namen des „Opiumkrieges" fortlebt, ja die zum Teil schon Jahrhunderte vorher mit den oben genannten kolonialen Erwerbungen eingesetzt hatte, und die dann in der Folgezeit zu den großen territorialen Festsetzungen namentlich Rußlands und Japans auf chinesischem Staatsgebiet führte, im Vergleich zu denen das Gebiet von Kiautschou winzig erscheint.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jene Denkschrift war offenbar ein Versuch, die Sympathien der Machthaber der Konferenz von Washington, vor allem der auf ihr vorherrschenden angelsächsischen Mächte, durch eine Beschimpfung des abwesenden und nicht zu einer Verteidigung zugelassenen Deutschland zu gewinnen.

Aber auch in Deutschland selbst haben sich in den letzten Jahren des Krieges und nach dem Kriege kritische Stimmen gerade hinsichtlich der Erwerbung von Kiautschou vernehmen lassen. Während Tsingtau lange Zeit gewissermaßen die Lieblingskolonie des deutschen Volkes und auch der deutschen Volksvertretung war, die bei der Bewilligung der Etatsmittel gerade dieser Kolonie nie gegeizt hat, wurde nach seinem Fall gerade auf den Erwerb von Kiautschou als auf ein Musterbeispiel verkehrter politischer Einstellung hingewiesen. Es ist gesagt worden, daß lediglich hierdurch die früher ausgezeichneten Beziehungen zwischen Deutschland und China dauernd getrübt worden seien; es ist aber auch die ganze weltpolitische Einstellung jenes nach Ansicht der Kritik von vornherein unhaltbaren Schrittes als verfehlt bezeichnet worden.

Was nun zunächst den letztgenannten Punkt anlangt, so ist ein näheres Eingehen auf die weltpolitischen Probleme, die sich an die Tsingtaufrage knüpfen, heute leider unmöglich, da eine solche Erörterung allein das Vielfache der uns zur Verfügung stehenden Zeit beanspruchen müßte. Nur in aller Kürze sei dazu bemerkt, daß es nachträglich überaus leicht ist, zu sagen, man hätte Tsingtau nicht erwerben sollen — wenn nämlich die ganze folgende Entwicklung der großen Politik bis zum Weltkriege und in diesen hinein schon im Jahre 1897 vorauszusehen gewesen wäre. Das aber war so wenig der Fall, daß in jener Zeit mit ganz anderen Gruppierungen der Großmächte des Stillen Ozeans für die Zukunft gerechnet werden konnte, ja mußte. Es hätte sich eine Reihe von politischen Konstellationen denken lassen, in deren Auswirkung Deutschland hinsichtlich seines Kiautschou-Besitzes eine Stärkung durch eine der pazifischen Mächte oder Mächtegruppen gehabt hätte. Es kann, wie schon bemerkt, heute nicht unsere Aufgabe sein, die weltpolitische Entwicklung der Folgezeit darzustellen, durch die es schließlich zu jener politischen Gruppierung kam, die es zustande brachte, alle die alten, schweren Gegensätze zwischen diesen Mächten, zwischen den großen asiatischen Kolonialrivalen England und Rußland, zwischen Rußland und Japan, die sich kaum ein Jahrzehnt zuvor so blutig bekämpft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hatten, und schließlich zwischen den natürlichen Gegenspielern am Stillen Ozean, Japan und Amerika, zu überbrücken und alle diese Mächte zu einer geschlossenen Gegnerschaft gegen Deutschland zu verbünden. Tsingtau ist nicht in Tsingtau verloren gegangen, sondern durch die Gesamtlage unserer Politik.

Was nun aber die andere, uns heute besonders berührende Frage, nämlich die Stellung der Chinesen selbst zum Kiautschougebiete anlangt, so ist zuzugeben, daß durch die Erwerbung Tsingtaus aus Anlaß der Ermordung der Missionare zunächst in China und besonders in der Provinz Schantung eine starke Verstimmung entstanden ist, die in der Folgezeit und namentlich auch wieder im Weltkriege auf das geschickteste und ganz systematisch von der Seite der mit uns in China konkurrierenden Nationen gestärkt und geschützt worden ist. Aber demgegenüber ist doch unbedingt zweierlei festzustellen. Zunächst einmal ist es eine Heuchelei, wenn von seiten der anderen Kolonialnationen, namentlich gerade von England, jener Vorgang gerügt wird. Es ist ja gerade in der Kolonialgeschichte der Engländer eine nicht selten geübte Methode gewesen, die Ermordung oder Gefährdung eines ihrer Staatsangehörigen zum Ausgangspunkt diplomatischer Aktionen zu nehmen, die regelmäßig auf große Kompensationsforderungen hinausliefen.

Aber eine ganz andere, weit stärkere moralische und politische Rechtfertigung, als jener Vergleich mit anderen Kolonialnationen sie bietet, hat Deutschland selbst sich durch seine Chinesenpolitik geschaffen, die nach der Erwerbung von Tsingtau alsbald einsetzte und in konsequent chinesenfreundlichem Sinne mit großer Beharrlichkeit und mit immer größerem Erfolge fortgesetzt wurde. Die Chinesen haben sehr bald eingesehen, daß jene europäische Musteranlage, die unter der deutschen Marineverwaltung an ihrer Küste geschaffen wurde und die ihre Einflußsphäre durch Eisenbahnen, Bergwerksanlagen und einen aufblühenden Handel in das Innere erstreckte, ihnen selbst aufs stärkste zugute kam. Die modernen Hafenanlagen, die besten der ganzen chinesischen Küste, die städtebaulich mustergültige Stadtanlage mit ihrem hygienischen Chinesenviertel, vor allem auch das an der Küste einzig dastehende, echt deutsche Werk einer erfolgreichen Aufforstung — all dieses und vieles andere, was wir bei der Kürze der Zeit hier nicht näher ausführen können, waren Leistungen, die auch bei den Chinesen mehr und mehr Interesse und Nachahmungstrieb erweckten. Die Chinesen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sahen mit ihrem nüchternen Sinn sehr bald ein, daß hier gewissermaßen eine Musterausstellung deutscher Kultur vor ihnen ausgebreitet wurde, von der sie viel mehr lernen konnten als aus Büchern oder selbst aus kostspieligen Europareisen, die doch immer nur auf einzelne beschränkt waren.

Heute zeigen nach Berichten nicht nur aus deutschen, sondern auch aus amerikanischen Quellen die meisten jener Schöpfungen in Tsingtau — wie in so vielen anderen, früher unter der deutschen Verwaltung blühenden Kolonialgebieten — einen Zustand tiefen Verfalls. Erwähnt sei, daß in jenen Berichten als Ausnahme die Anstrengungen eines tüchtigen chinesischen Leiters des Forstwesens bezeichnet werden; aber es ist charakteristisch, daß auch dieser unlängst nur mit großer Mühe den Plan hat verhindern können, die Bäume gegen eine Anleihe zu verpfänden.

Unter der deutschen Herrschaft aber waren nicht nur die oben erwähnten technischen Einrichtungen mustergültig, sondern auch alle anderen Verwaltungszweige waren, gerade soweit sie Bedürfnissen der chinesischen Bevölkerung unseres Schutzgebietes dienten, in bester Entwicklung begriffen. Die Organisation der Justiz für die chinesische Bevölkerung gewann deren Vertrauen nicht nur durch ihre strenge Unparteilichkeit, sondern auch dadurch, daß sie moderne deutsche Rechtseinrichtungen auf das glücklichste mit altbewährten chinesischen Rechtsanschauungen zu verbinden bemüht war. Ebenso faßten die Chinesen bald Zutrauen zu der Gerechtigkeit der deutschen Verwaltung, bei der zur Beratung in chinesischen Angelegenheiten und zur Mitwirkung bei der chinesischen Stadtgemeinde ein besonderes Chinesenkomitee gebildet wurde. Das Schulwesen für die einheimische Bevölkerung war in rascher, den Bedürfnissen der Chinesen verständnisvoll entgegenkommender Entwicklung begriffen. Alle die deutschen Bestrebungen, das Chinesentum uns wirklich innerlich und kulturell näher zu bringen, fanden ihre Krönung in der deutsch-chinesischen Hochschule. Sie umfaßte je eine Abteilung für Medizin, für die technischen Disziplinen, für Rechts- und Staatswissenschaften und für Land- und Forstwirtschaft. Ihren Unterbau bildete eine Unterrichtsanstalt auf der Grundlage deutscher Realbildung, aber zugleich mit sorgfältiger Pflege der ehrwürdigen chinesischen Bildungselemente, im bewußten Gegensatz zu manchen hypermodernen amerikanischen und japanischen Einrichtungen für chinesische Studierende, die diese dem Mutterboden der alten eigenen Kultur gänzlich ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fremden. Die deutsch-chinesische Hochschule in Tsingtau war, nach Ueberwindung nicht geringer Anfangsschwierigkeiten und Kinderkrankheiten, in vollster Entwicklung begriffen, als der Weltkrieg ausbrach. Sie wurde von chinesischen Studierenden nicht nur aus Schantung, sondern auch aus entfernten Provinzen Chinas besucht und gewann damit einen weittragenden geistigen Einfluß.

Diese ganze kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung im deutschen Kiautschougebiet hatte in immer zunehmendem Maße dahin geführt, daß die ursprüngliche Antipathie der Chinesen gegen Tsingtau einer Sympathie gewichen war. Sie fand ihren deutlichen und doch ganz unbestreitbaren Ausdruck darin, daß immer mehr Chinesen, und zwar auch gerade angesehene Persönlichkeiten, sich entschlossen, Tsingtau zu ihrem dauernden Aufenthalt zu nehmen. Von dieser Stimmung unter den Chinesen habe ich persönlich einen lebhaften Eindruck gewonnen, als ich während der kritischsten Tage der Revolution Ende des Jahres 1911 im Innern, in der Hauptstadt der Provinz Schantung, Tsinanfu, weilte. Ich war der Gast des Gouverneurs Sun-pao-tschi am Vorabend seiner Absetzung. In einer Stimmung, wie sie an jenem Abend im Yamen des Gouverneurs herrschte, erschließt selbst der vornehme, zurückhaltende Chinese, bei dem Selbstbeherrschung als oberste Tugend gilt, sein Herz wohl etwas leichter als er es sonst tut. Was nun in jenen Stunden Sun-pao-tschi mir über das deutsche Tsingtau gesagt hat, über den Segen, den diese feste Insel in dem brandenden Ozean der chinesischen Revolution bedeute, über den Wert Tsingtaus als einer Lehrstätte großen Stils für die Chinesen, das alles klang durchaus aufrichtig und überzeugend, und der chinesiche Staatsmann hatte es ja auch durch die Tat bestätigt, indem er eine seiner Frauen mit ihren Kindern in die Obhut von Tsingtau gegeben hatte.

Es ließe sich eine Fülle von weiteren einzelnen Zügen berichten, die einen deutlichen Beweis für das stets wachsende Verständnis der Chinesen für Tsingtau als den Vermittler deutscher Kultur liefern. Hier soll nur noch einer dieser Züge berichtet werden, der als besonders charakteristisch erscheint. Als 1914 die Belagerung durch die Japaner begann, ja bereits vorher, verließen die Studierenden der deutsch-chinesischen Hochschule schleunigst Tsingtau. Ein paar Monate später aber fand sich ein großer Teil jener Studierenden aus den verschiedensten Teilen des weiten Reiches bei der nächstgelegenen deutschen Hochschule, in Schanghai, wieder ein und bat darum, weiter in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Wissenschaften unterrichtet zu werden. Dabei waren das Studium und die Examina auf den amerikanischen und englischen Anstalten in China, die nach unseren Begriffen häufig mit sehr wenig Berechtigung den Titel „University" führen, für die Chinesen wesentlich bequemer und leichter. Der Chinese hat aber infolge der ganzen Gründlichkeit seines eigenen Wesens ein lebendiges Gefühl dafür, was die schwierigere, aber tiefer schürfende deutsche Lehre ihm zu bieten hat.

Dieser Uebergang der chinesischen Studenten von der einstigen deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau zu der deutschen Hochschule in Schanghai ist von symptomatischer Bedeutung dafür, wie die Kolonialarbeit, die Deutschland in China geleistet hat, auch nach der gewaltsamen Zerstörung unserer Kolonialherrschaft nicht ausgestorben ist, wie vielmehr die Samenkörner, die in der so kurzen und erfolgreichen Kulturarbeit in Tsingtau ausgestreut worden sind, noch lange nachher Früchte tragen.

Wenn wir uns nun zunächst der soeben genannten deutsch-chinesischen Hochschule in Schanghai zuwenden, so sehen wir hier eine Episode aus der Geschichte der Kriegszeit, die für das heute so oft in der Welt schwer verletzte deutsche Kulturbewußtsein eine hohe Genugtuung darstellt. In Schanghai bestanden eine von Deutschen begründete, aus privaten deutschen Zuwendungen unterhaltene und aus Reichsmitteln unterstützte Medizinschule und ebenso eine Technische Schule für Chinesen. Die letztere sowohl wie das Vorklinikum der Medizinschule lagen im Gebiete der französischen Niederlassung in Schanghai. Sie wurden im Kriege von den Franzosen geschlossen, und das wertvolle Inventar an technischen Modellen, Apparaten und Maschinen wurde von ihnen rechtlos geraubt. Die Chinesen aber, die den Wert der deutschen Hochschulbildung erkannt hatten, verpflanzten die Schule nach Wusung bei Schanghai, wiesen ihr dort ein leerstehendes chinesisches Schulgebäude zu und unterhielten in der Folgezeit die Schule und ihre deutschen Lehrer aus chinesischen Mitteln, da ja in dieser Zeit finanzielle Zuwendungen aus Deutschland zu erhalten unmöglich war. Auch als die chinesische Zentralregierung nach langem Zögern und heftigen inneren Widerständen im Jahre 1917 den Krieg an Deutschland erklärt hatte, hat die Regierung der Provinz Kiangsu, zu der Schanghai gehört, diese Unterstützung während des ganzen Weltkrieges fortgesetzt. Nach dem Kriege sind die Anstalten unter dem Namen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Tung-chi-Schulen in der Weise reorganisiert worden, daß sie nunmehr chinesische Anstalten sind, daß aber das Dozentenkollegium aus Deutschen besteht und daß auch in dem Arbeitsausschuß der Verwaltung neben den Chinesen Deutsche sitzen. Die Tung-chi-Schulen bestehen heute aus einer Technischen Hochschule, an der 14 deutsche Dozenten wirken, einer Medizinischen Hochschule mit einem Vorklinikum und einem Klinikum, an der gegenwärtig 9 deutsche Dozenten tätig sind, und einer vorbereitenden Sprachschule. Die Zahl der Schüler betrug nach den letzten Nachrichten je etwa 100 an der Technischen und an der Medizinischen Hochschule und 230 an der Sprachschule; eine große Zahl weiterer Bewerber mußte an dieser wegen Platzmangels abgewiesen werden. Die Technische Schule hat jüngst in Wusung ein überaus stattliches neues Lehrgebäude erhalten, das im Mai dieses Jahres feierlich eingeweiht worden ist. Seitens der deutschen Industrie sind Sammlungen von modernen Maschinen, Modellen und Apparaten, die Einrichtung eines Maschinenlaboratoriums, ferner Sammlungen für den chemischen und physikalischen Unterricht gestiftet worden, die jeder Technischen Hochschule zur Zierde gereichen würden; der Wert dieser Sammlungen wird auf 1 300 000 Goldmark geschätzt. Die deutsche Industrie hat damit in ebenso liberaler wie wirtschaftlich kluger Weise sich betätigt. Denn jeder deutschsprechende, durch deutsche Lehrmethoden und an deutschen Maschinen usw. geschulte Chinese ist in seinem eigensten Interesse eine zuverlässige Stütze für die Verbreitung deutscher technischer Erzeugnisse, ebenso wie jeder angelsächsisch erzogene Chinese für die amerikanische und englische Industrie wirkt. Das gilt ebenso natürlich für die jungen Chinesen, die erfreulicherweise bereits wieder zu Hunderten die Universitäten und Hochschulen in Deutschland besuchen.

Alles dieses haben längst die Angelsachsen eingesehen. Zuerst haben es die Amerikaner praktisch verwirklicht, die bereits im Jahre 1908 auf die Hälfte ihrer Entschädigung aus dem Boxerkriege verzichtet haben gegen die Verpflichtung Chinas, diese für die Ausbildung von jungen Chinesen an amerikanischen Universitäten zu verwenden. Der Einfluß, den diese aus Amerika zurückkehrenden Studierenden in China sowohl in wirtschaftlicher als namentlich auch in politischer Hinsicht ausgeübt haben, und zwar in innerpolitischen wie in außenpolitischen Fragen, ist erstaunlich groß. Ameri-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kanischer Geist dieser Jungchinesen war es, der die Revolution von 1911 geleitet und die damalige Verfassung gestaltet hat. Auch der Eintritt Chinas in den Weltkrieg, nach langem Schwanken, ist zu einem entscheidenden Maße dem Einfluß der Amerikaner und der amerikanisch organisierten Jungchinesen zuzuschreiben.

Jene Erfolge Amerikas haben in den letzten Jahren sowohl England wie Frankreich zur Nachahmung veranlaßt. Höchst charakteristisch haben darüber die „Times" geschrieben: „Zurückgekehrte Studenten mögen vielleicht nicht unmittelbar Aufträge für Lokomotiven und Dampfkessel, Baumwollgüter oder Wollwaren einbringen, aber sie schaffen eine Atmosphäre, die Aufträge in dem Lande, das sie kennen, begünstigt."

Deutschland hat keine Boxer-Entschädigung zu verwenden, denn wir haben auf unseren Anteil an dieser ohne Gegenleistung verzichten müssen. Wir vermögen der ungeheuren materiellen Ueberlegenheit der Angelsachsen nicht mit Mitteln gleicher Art, wohl aber mit der Stärke der deutschen Wissenschaft, einer auf dieser Wissenschaft beruhenden hochentwickelten Technik und mit der persönlichen Tüchtigkeit des deutschen Technikers wie des deutschen Kaufmanns in dem schweren Wettbewerb in China zu begegnen. Daß dies aber trotz aller Hemmnisse und Erschwerungen bei der Anspannung aller Kräfte möglich ist, haben die deutschen Erfolge der letzten Jahre sowohl auf kulturellem wie auf wirtschaftlichem Gebiet in China bewiesen. —

Die vor dem Kriege neben den Schanghaier Anstalten bestehenden, zum Teil mit Hilfe des Reichs unterstützten deutschen weltlichen Schulen freilich konnten in der Kriegszeit und der Wirtschaftsnot der Nachkriegszeit nicht am Leben erhalten werden. Heute gibt es in China außer den Tung-chi-Schulen lediglich deutsche Missionsschulen. Auch die früher vom Reiche unterhaltene deutsch-chinesische Mittelschule in Kanton wird jetzt von der Berliner Mission fortgeführt. Die Zahl der Missionsschulen in ganz China ist außerordentlich groß und umfaßt Kindergärten, Volksschulen und Mittelschulen. Dabei ist es besonders erfreulich, daß ein starkes Bestreben nach Schaffung von höheren Schulen zu verzeichnen ist. Auch hier also finden wir die Entwickelungstendenz zu Qualitätsleistungen, die für unsere ganze, kulturelle wie wirtschaftliche, Betätigung im Wettbewerbe der Nationen immer mehr der Leitgedanke sein muß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Missionen haben in China gerade in der Kriegs- und Nachkriegszeit eine verstärkte Bedeutung für das Deutschtum erhalten. Während seit 1917 die deutschen Kaufleute an der Ausübung ihres Berufes behindert und teilweise sogar interniert waren, konnten die deutschen Missionare im wesentlichen ungestört weiterarbeiten. In der Folgezeit, als im Jahre 1919 unter dem Drängen der Entente China daran ging, den weitaus größten Teil aller Deutschen, namentlich der deutschen Kaufleute, gewaltsam zu „repatriieren", d. h. auf elenden, viel zu kleinen und hygienisch höchst mangelhaften Schiffen zusammengepfercht, unter der Bewachung englischer Bajonette nach der Heimat zurückzusenden, durften die Missionare in China verbleiben. Es spricht für das Ansehen der deutschen Mission, daß ein von den Franzosen in der Provinz Tschekiang gemachter Versuch, auch die deutschen Missionare zu „repatriieren", an dem Widerspruch der chinesischen Bevölkerung scheiterte, ganz ähnlich wie übrigens das Bestreben der Engländer, die deutschen Aerzte aus China zu entfernen, von den Chinesen selbst vereitelt worden ist.

Die heute in China tätigen protestantischen Missionare gehören 11 verschiedenen Missionsgesellschaften an, die sich ihrerseits wieder auf umfangreiche Organisationen in der Heimat stützen. Eine starke Ausbreitung in den letzten Jahren hat die deutsche katholische Mission in China aufzuweisen, deren besondere Erfolge auch von Rom durch lebhafte Förderung anerkannt worden sind. Vor dem Kriege zählte sie 1 deutsches Vikariat und und 1 Provikariat; gegenwärtig bestehen 6 Vikariate und 3 Provikariate, in deren Rahmen Ordensgeistliche aus insgesamt 8 Orden arbeiten.

Die deutschen Missionare beider Konfessionen betätigen sich in China nicht allein auf religiösem Gebiet, sondern ganz wesentlich auch in der schon erwähnten Schularbeit sowie in der ärztlichen Missionstätigkeit. Ueber dieses Arbeitsgebiet, das von ganz besonderer Bedeutung für die deutsche Kulturpolitik gerade auch in Ländern hoher eigener Kultur wie China ist, können wir uns hier kurz fassen, da dieses Thema in einer anderen Abteilung des Kolonialkongresses bereits ausführlich erörtert worden ist.

Die deutsche ärztliche Wissenschaft erfreut sich auch in China besonderen Ansehens. Aber auch auf diesem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebiete macht sich eine gewaltige materielle Ueberlegenheit der amerikanischen Medizin geltend, die in dem mit einem riesigen Jahresetat ausgestatteten Rockefeller-Institut in Peking ihren Mittelpunkt hat. Trotzdem ist es dem Ansehen der deutschen Medizin, die in China seit langem ausgezeichnete Vertreter gehabt hat, gelungen, sich zu behaupten. Es wirken zurzeit in den chinesischen Vertragshäfen etwa 20 deutsche Aerzte (außer den Missionsärzten), der größte Teil davon althergebrachtermaßen in Schanghai, andere in Tientsin, in Peking, in Tsingtau, Hongkong und Kanton. —

Wenn wir noch einmal die Gesamtlage der vorher aufgeführten deutschen Kulturbestrebungen in China überblicken, so sehen wir eine erhebliche Verschiebung gegenüber der Vorkriegszeit, insofern nämlich die finanzielle Grundlage der Schulen, Hospitäler u. a. m., die früher im wesentlichen von Deutschland bestritten werden konnte, nunmehr im allgemeinen von den Chinesen selbst beschafft werden muß, während es Sache der Deutschen nach wie vor ist, die geistige Leitung mit Anspannung aller Kräfte zu behalten.

Was aber früher hinsichtlich der technischen Wissenschaften betont worden ist, gilt letzten Endes allgemein von aller deutschen Kulturarbeit, daß sie nämlich neben ihrem ideellen Wert und neben der Bedeutung, die sie an sich für unser nationales Ansehen besitzt, die Basis schaffen hilft auch für wirtschaftliche deutsche Betätigung.

Was nun die Entwicklung der deutschen Wirtschaftsinteressen in China seit dem Kriege anlangt, so müssen wir bei der Betrachtung der Lage des Handels scharf zwischen dem deutschen Kaufmann und der deutschen Ware unterscheiden.

Die Haltung der deutschen Kaufmannschaft in China und ihre Erfolge bieten ein überaus erfreuliches Bild. Wir erwähnten schon, daß Anfang 1919 der größte Teil der deutschen Kaufleute zwangsweise aus China entfernt wurde; nur ein sehr kleiner Teil konnte zurückbleiben. Aber schon im Jahre 1919 setzte, zunächst vereinzelt, eine Rückwanderung deutscher Kaufleute ein. Obwohl die Franzosen und Engländer sie zu verhindern suchten und zunächst eine förmliche Rechtsgrundlage mangels eines Friedensvertrages zwischen Deutschland und China noch nicht gegeben war, ließen die chinesischen Behörden in wohlüberlegter Schätzung der Vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

züge des deutschen Kaufmanns für die chinesische Wirtschaft sie gewähren. Dann folgte eine Rückwanderung und Neu-Einwanderung in größerer Anzahl, für die nunmehr seit dem deutsch-chinesischen Vertrage vom 20. Mai 1921 eine feste rechtliche Basis gesichert ist. Heute gibt es in China bereits wieder so viele deutsche Firmen wie vor dem Kriege, ja an einzelnen Plätzen, namentlich in Tientsin, hat sich ihre Anzahl gegen damals vergrößert. Die Zahl der Angestellten der Firmen hat fast durchweg zugenommen. Eine Anzahl der größten deutschen Werke hat in den letzten Jahren eigene Vertretungen in China eingerichtet, während andere nach wie vor mit den bewährten deutsch-ostasiatischen Firmen zusammenzuarbeiten. Die deutsche Kaufmannschaft hat sich eine Organisation geschaffen in vier Deutschen Handelskammern, in Schanghai, in Tientsin, Hankon und Kanton; ferner bestehen deutsche Vereinigungen in Tsingtau, Tsinanfu, Tientsin und Charbin.

Alles in allem gibt es heute in China wieder etwa 2500 Deutsche, das ist, wenn man von Tsingtau und den früher in China stationierten deutschen Truppen absieht, etwa dieselbe Zahl wie vor dem Kriege.

Die Leistungen dieser deutschen Kaufmannschaft seit 1919 müssen, wie schon betont, große Genugtung erwecken. In der letzten Kriegszeit und in den ersten Nachkriegsjahren hat das amerikanische Großkapital sich lebhaft bemüht, sich im Chinahandel festzusetzen und insbesondere die Ausfuhr chinesischer Landesprodukte an sich zu ziehen. Der Erfolg war nicht von Dauer. Gerade das chinesische Ausfuhrgeschäft erfordert große Erfahrungen und eine Menge mühsamer Kleinarbeit, genaue Kenntnis der Landesprodukte, vielfach auch Beherrschung der Landessprache und persönliche Beziehungen unter den Chinesen. Die deutschen Kaufleute verfügen seit altersher gerade über diese Eigenschaften und Kenntnisse, und nur so ist es den deutschen Firmen trotz aller Schwierigkeiten gelungen, im Chinageschäft, insbesondere im Ausfuhrgeschäft, in dem sie eben ganz besondere Erfahrungen besitzen, wieder festen Fuß zu fassen und sich ihrererseits am chinesischen Export nach fremden Ländern und gerade auch nach Amerika erfolgreich zu beteiligen. Der deutsche Handel ist nach alledem wieder soweit vorgeschritten, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der chinesischen Ausfuhr durch deutsche Häuser geleitet wird. Das Bestimmungsland dieser Waren konnte bisher nur zum geringen Teile das verarmte Deutsch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

land selbst sein. Infolgedessen erscheint jener Handel natürlich auch nur zum kleinen Teile als deutscher in der Statistik. Er ist aber als eine wesentliche Grundlage für die Existenz und das Wiederaufblühen der deutschen Kaufmannschaft in China von erheblicher Bedeutung.

Was die Einfuhr deutscher Erzeugnisse nach China anlangt, so bieten sich ihrer statistischen Erfassung Schwierigkeiten, die uns schon längst aus der Vorkriegszeit bekannt sind. Diese lagen damals und liegen heute auf seiten der deutschen Ausfuhr-Statistik darin, daß die Waren zum Teil über fremde Häfen gehen und deshalb zu diesen als Bestimmungsland gezählt werden. Mir sind schon aus der Zeit vor dem Kriege Fälle erinnerlich, wo eine einzelne deutsche Unternehmung wie etwa die Schantung-Eisenbahn, die bei ihrem Bau deutsches Material verwandte, von einzelnen Warengruppen in einem Jahre für sich allein mehr nach China verschifft hat, als in der deutschen Ausfuhrstatistik für dieselben Waren insgesamt verzeichnet war; dies lag einfach daran, daß ein Teil jener Waren zunächst nach Rotterdam oder Antwerpen ging. Umgekehrt verzeichnet die chinesische Seezollstatistik bei der Einfuhr als Herkunftsländer diejenigen Gebiete, aus denen die Ware unmittelbar nach China gelangt. Hierbei spielt von jeher insbesondere Hongkong eine große Rolle als Umschlagplatz für einen großen Teil der europäischen Waren. So kommt es, daß z. B. Hongkong an zweiter Stelle, gleich nach Deutschland, als Herkunftsland für Anilinfarben steht, während auf jener Insel nachweisbar noch nie solche Farben hergestellt worden sind, es sich vielmehr um deutsche Produkte handelt, die den Weg über Hongkong genommen haben; ähnliches gilt von Holland, das bei der Anilinfarben-Einfuhr an dritter Stelle in der Seezollstatistik steht. Gerade vom deutschen Standpunkt aus ist deshalb der vor einiger Zeit in der Zollkonferenz in Schanghai gefaßte Beschluß zu begrüßen, dem Seezollamt zu empfehlen, in Zukunft in seiner Statistik die eingeführten Waren nicht mehr nach dem Verschiffungs-, sondern nach dem Herkunftslande aufzuführen.

Trotz jener für Deutschland ungünstigen statistischen Methodenfehler hat die deutsche Einfuhr im Jahre 1923 bereits wieder 32,5 Millionen Haikuan-Taels betragen gegenüber einer Höchstziffer vor dem Kriege von 28,3 Millionen im Jahre 1913, wobei aber zu beachten ist, daß die zollamtlichen Warenpreise, die in der chinesischen Seezollstatistik zugrunde gelegt werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

inzwischen erheblich erhöht worden sind. Der deutsche Anteil an der chinesischen Gesamteinfuhr betrug 1923 3,42% gegenüber 4,83% im Jahre 1913.

Die deutsche Einfuhr nach China würde noch wesentlich günstiger dastehen, wenn sie nicht durch eine ganze Reihe von Faktoren gehemmt worden wäre, die in politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen Deutschlands in den letzten Jahren begründet waren und in der Zukunft hoffentlich behoben sein werden. Hierzu gehören von allem die Folgen des Ruhreinbruches, die sich auch bei der Ausfuhr nach China stark geltend gemacht haben. Weitere Faktoren waren die durch die Inflation bedingte sprunghafte und unzuverlässige Preisbildung in Deutschland sowie die Nichteinhaltung von Lieferungsfristen seitens der Industrie u. a. Endlich aber muß erwähnt werden, daß manchmal auch Qualitätsmängel der Waren sich bemerkbar machten. Bei aller Anerkennung für die deutsche Ausfuhrindustrie kann nicht in Abrede gestellt werden, daß in den ersten Jahren nach dem Kriege solche Beanstandungen gegen die früher stets tadellose Beschaffenheit der deutschen Waren auf verschiedenen Märkten der Erde hervorgetreten sind. Diese Verhältnisse scheinen glücklicherweise bereits in der Besserung begriffen zu sein. Es besteht das stärkste Interesse des deutschen Auslandskaufmanns sowie der deutschen Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit daran, daß sie sich nicht wiederholen und daß der alte Ruf der unbedingten Zuverlässigkeit der deutschen Produkte ohne alle Einschränkung wieder überall auf dem Erdball Geltung gewinnt.

Auf chinesischer Seite gab es bei der Entwicklung des Ein- und des Ausfuhrgeschäftes Störungen infolge der inneren Wirren. Ganz abgesehen von diesen politischen Verhältnissen aber, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, muß eine weltwirtschaftlich eingestellte, nicht nur auf das Heute und das Morgen, sondern auf eine größere Zeitspanne gerichtete Beurteilung die unabänderliche Tatsache ins Auge fassen, daß sehr allmählich, aber doch deutlich anwachsend, eine Ausbreitung der eigenen ostasiatischen Industrie stattfindet. Erheblich später als Japan ist China, sehr langsam, aber stetig, in eine industrielle Entwicklung eingetreten, die zunächst das Ziel hat, wichtige Artikel des Bedarfs des eigenen Volkes herzustellen, und der Krieg hat durch den Ausfall der meisten fremden Zufuhren diese Entwicklung sehr verstärkt. Auf die einzelnen chinesischen Industrie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zweige kann hier nicht eingegangen werden. Zusammenfassend aber kann betont werden, daß es sich bisher erfreulicherweise in allem wesentlichen um Waren handelt, bei denen Deutschland nicht als Konkurrent beteiligt ist, nämlich einmal um spezifisch chinesische Waren wie Seidenstoffe, dann aber in der Hauptsache um billige Massenartikel (Baumwollgarne, billige Baumwollgewebe, Oele, Streichhölzer u. a. m.), die für den deutschen Wettbewerb nicht geeignet sind. Diese ganze Entwicklung, die nicht aus den Augen verloren werden darf, weist aber doch auch ihrerseits letzten Endes den deutschen Handel und die deutsche Industrie in die Richtung, die wir bereits vorher als Grundlinie für die Zukunft deutscher Betätigung in der Weltwirtschaft bezeichnet haben, nämlich die immer stärkere Betonung hochwertiger Qualitätsware.

Als ein günstiger und wesentlicher Faktor für unseren Wettbewerb in China ist schließlich hervorzuheben, daß China seine ursprüngliche Forderung, daß Deutschland auf das Recht der meistbegünstigten Nation verzichten solle, bei dem Abschlusse des deutsch-chinesichen Vertrages am 20. Mai 1921 fallengelassen hat. Aus diesem Vertrage, Art. IV, ergibt sich vielmehr materiell die Meistbegünstigung Deutschlands.

Der deutsche Handel findet seine wesentliche Ergänzung und Stütze in dem Wiederaufbau der zeitweilig völlig ausgeschaltet gewesenen deutschen Schiffahrt, die im Verkehr mit dem Fernen Osten wieder erfreulich erstarkt ist. Es verkehren gegenwärtig nach China Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, des Norddeutschen Lloyd, der Stinneslinien und der Rickmerslinie. Die früher blühende deutsche Küsten- und Binnenschiffahrt in China ist noch nicht wieder hergestellt. Doch ist zu hoffen, daß sie demnächst wieder aufgenommen werden kann, zumal nach dem jüngsten Abkommen zwischen Deutschland und China vom Juni 1924 den deutschen Reedereien ihre alten Liegeplätze zurückgegeben werden sollen. —

Wenn nach alledem das Gesamtbild der Lage der deutschen Kultur- und Wirtschaftsinteressen in China sich als ein erfreuliches darstellt, so können wir diese knappe Darstellung doch nicht abschließen, ohne daß sich uns die Frage aufdrängt: Fallen nicht schwere Schatten auf dieses Bild durch die Nachrichten, die gerade in der jüngsten Zeit über die heftigen inneren Wirren in jenem Lande zu uns gelangen? Wohl kann zuversichtlich gehofft werden, daß die Chinesen, und zwar ausnahmslos alle Parteien,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach den früher von ihnen gemachten Erfahrungen es ängstlich vermeiden werden, die Fremden selbst oder ihr Eigentum zu bedrohen, um sich nicht der Gefahr einer sonst unmittelbar zu erwartenden Intervention der Fremdmächte und deren Schadenersatzforderungen auszusetzen. Aber es liegt auf der Hand, daß eine längere Dauer und ein weiteres Umsichgreifen der Unruhen doch eine immer empfindlichere Störung des ganzen Wirtschaftslebens des Landes und damit auch des Außenhandels zur Folge haben müssen. Ueber alle unmittelbar betroffenen Interessen hinaus aber ist das Schicksal eines Volkes, das den vierten Teil aller Menschen umfaßt, in jedem Falle ein Problem von stärkster, nicht nur weltwirtschaftlicher, sondern auch weltpolitischer Bedeutung.

Meine Damen und Herren! Sie lasen in den Pressetelegrammen der letzten Zeit zunächst von dem mehr örtlichen Kriege, der sich zwischen den beiden Generälen der Provinzen Tschekiang und Kiangsu abspielte. Hinter ihnen aber reckten sich bald die viel größeren Gestalten der beiden Marschälle des Nordens empor, des Militärgouverneurs der Mandschurei, Tschang-tso-lin, und auf der anderen Seite des Militärbefehlshabers der chinesischen Nordprovinzen, Wu-pei-fu. Sie hörten weiter von Fäden, die zwischen Tschang-tso-lin und dem ewig unruhigen Machthaber des Südens Sun-jat-sen in Kanton gesponnen sind. Im Hintergrunde der Parteien aber — darin liegt das Bedenkliche der Lage — stehen Fremdmächte, stehen zurzeit vor allem Japan, das in der heute wieder einmal umstrittenen Mandschurei weitausgedehnte koloniale Interessen zu vertreten hat und Rußland, von dessen Propaganda in China wir noch zu sprechen haben werden.

Ueber die Aussichten dieses Kampfes uns hier irgendwie im einzelnen zu verbreiten, wäre Konjektural-Politik, die wir durchaus vermeiden wollen.*) Eine Auswertung der wirkenden Grundkräfte aber, unter Ausschaltung der verwirrenden Einzelheiten der Tagesnachrichten, gewissermaßen eine Beurteilung auf längere Sicht, erscheint gegenüber der Entwicklung in China als aussichtsvoller.

Das ganze chinesische Staatswesen bietet in jedem Falle heute den Anblick einer völligen Zerrüttung. Es ist nur allzu begreiflich, wenn europäische Beurteiler daraus oft den Schluß ziehen,

*) Nach der Zeit des obigen Vortrages trat zunächst noch der General Feng-yu-hsiang in den Vordergrund. Zurzeit ist in Peking der Marschall Tuan-tschi-jui vorläufiger Staatschef und Ministerpräsident; die oben betonte Ungewißheit über die weitere Entwicklung bleibt bestehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß das Chinesentum am Ende aller seiner nationalen Kraft angelangt sei. Dabei muß nur das eine stutzig machen, daß diese Voraussage für China nun schon seit einer ganzen Reihe von Generationen gemacht ist, ja, daß China seit Jahrhunderten immer wieder die Beute politischer Eroberer geworden ist, und daß bei alledem doch das chinesische Volk und die chinesische Kultur heute als lebendig und lebensfähig erscheinen. Was ist der Grund? Wir begehen bei der Beurteilung chinesischer, ja man kann ganz allgemein sagen orientalischer, nationaler Verhältnisse allzu leicht den fundamentalen Irrtum, den Maßstab des spezifisch europäischen Staatsbegriffes anzulegen. In Wahrheit spielt im ganzen Orient — mit alleiniger Ausnahme Japans — vor allem aber in China der Staat nicht entfernt die Rolle als Träger der ganzen nationalen Kultur und Wirtschaft wie in Europa. Die Bande, die das nationale Leben dort zusammenhalten, sind wesentlich nicht-staatliche. Es ist in China vor allem die nach Ausdehnung wie nach Intensität ihrer Durchbildung überaus starke Institution der Familie, der Sippe, die seit Jahrtausenden beinahe unverändert die wesentlichste und in sich völlig tragfähige Grundlage der ganzen nationalen Struktur bildet. Für die chinesische Anschauung ist der Staat nichts anderes als eine erweiterte Familie.

Bei jener strengen Hochhaltung der Familie handelt es sich nicht etwa um eine mehr oder minder legendäre Anschauung geschichtlicher Pietät, sondern um ein höchst lebendig wirksames, praktisch sich betätigendes Kräftesystem. Unter seinen mannigfachen Auswirkungen sei als überaus charakteristisch hier nur erwähnt, daß China bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts überhaupt keine staatliche Polizei gehabt hat, und daß trotzdem die Sicherheit von Leben und Eigentum in dem weiten Lande, abgesehen natürlich von Zeiten politischer Wirren, gut gewahrt war, eben weil die Funktionen des Staates von der Familie kraft der Gewalt ihres Oberhauptes wahrgenommen wurden. Der echt chinesische Satz, daß für die Handlungen jugendlicher Personen deren Vater, ältere Bruder oder Vormund haftet und bestraft werden kann, ist auch von der deutschen Verwaltung in der Verordnung des Gouverneurs über die Rechtsverhältnisse der Chinesen im Kiautschou-Gebiete von 1899 als geltendes Recht aufgenommen worden und hat sich bestens bewährt.

Wir können auf jene ganzen, nicht nur kulturgeschichtlich überaus reizvollen, sondern auch im wohlverstandenen Sinne der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

politischen Geschichte geradezu entscheidend wichtigen nationalen Entwicklungsfaktoren Chinas heute leider nicht näher eingehen. Wir haben jedenfalls die Grundtatsache im Auge zu behalten, daß die Familie in China durchaus intakt ist und daß damit für jenes Volk die keimfähige Urzelle einer gesunden nationalen Entwicklung, die Vorbedingung für eine nationale Wiedergeburt gegeben ist. In jedem Falle werden wir China als ein gewaltiges Reservoir von Kräften in kultureller, wirtschaftlicher und damit mittelbar früher oder später auch in politischer Hinsicht zu betrachten haben.

Eine Entwicklungstendenz erscheint bei den heutigen Wirren und Zuckungen Chinas als die immer deutlicher werdende Unterströmung, nämlich die schon erörterte nationale Freiheitsbewegung, dieselbe Grundströmung also, die wir heute mehr oder minder bei allen asiatischen Nationen von dem vordersten Orient an bis zum fernsten Osten finden. Wir haben schon einleitungsweise betont, daß diese große weltpolitische Entwicklungslinie, nämlich die Emanzipation Asiens und die Auseinandersetzung unter den großen Rassen der Erde, die als letzte und größte Folgeerscheinung des Weltkrieges mehr und mehr sichtbar wird, in ihren Anfängen und Grundursachen weit älter ist als der Krieg, daß sie aber durch den Krieg und durch die nicht allein unerhört kulturwidrige, sondern auch unsagbar kurzsichtige, wahrhaft selbstmörderische Politik der Ententemächte in der Verwendung von Massen Farbiger auf europäischem Boden im Kriege und französischerseits noch lange nach dem Kriege außerordentlich beschleunigt und intensiver gestaltet ist.

Die epochale Bedeutung und Gefahr jener gewaltigen Auseinandersetzung ist auch in der wichtigsten und eben darum von ihr am meisten betroffenen unter den europäischen Kolonialnationen von weiterblickenden Köpfen längst erkannt. Erinnern wir uns unter anderem des Buches des inzwischen verstorbenen Hyndman „The Awakening of Asia", das von Henting unter dem Titel „Das Erwachen des Morgenlandes" ins Deutsche übertragen ist.

Die eigenen, sozusagen aus dem Boden des Landes erwachsenen Kräfte der nationalen Freiheitsbewegungen auf dem großen asiatischen Kontinente, insbesondere in China, haben nun in den letzten Jahren von außen her, zum Teil ganz unorganisch und gewissermaßen künstlich, sehr erhebliche Verstärkungen erhalten, die von drei ganz verschiedenen Seiten kommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die eine dieser Strömungen geht von Amerika aus, von wo das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, gerade auch in den Köpfen der jungen Chinesen sehr lebhaft propagiert worden ist. Wir haben schon vorher betont, wie stark der amerikanische Einfluß in dem Jungchinesentum ist.

Eine zweite Bewegung kommt von ganz anderer Seite her, von Japan. In japanischen Zeitungen stand zuerst das Wort von der „Weißen Gefahr", das dem chinesischen Ohr nur allzu gefällig klingen mußte. Von Japan ist zuerst das Schlagwort „Asien den Asiaten" ausgegeben worden, das man als die asiatische Monroedoktrin bezeichnet hat. Auf diese Bewegung näher einzugehen, fehlt es heute an Zeit, und sie darf in ihren Grundzügen wohl auch als bekannt vorausgesetzt werden. Wenn wir über ihre Aussichten eine Mutmaßung aussprechen sollen, so muß sie etwa dahin lauten: Die von Japan bei dieser Agitation erstrebte Führung bei einer allasiatischen oder wenigstens einer gesamt-ostasiatischen Freiheitsbewegung wird ihm auf die Dauer schwerlich zufallen. Selbstverständlich kann bei der gegenwärtigen Zerrissenheit Chinas Japan vorübergehend wieder eine Art politischer Führerrolle für das Land oder für größere Teile desselben spielen. Auf die Länge der Zeit aber werden — ganz abgesehen von den weltpolitischen Kräfteverhältnissen am Stillen Ozean, die sich durch die Konsolidierung des angelsächsischen Blockes seit Washington 1921 stark verschoben haben — auch die Chinesen, ganz ebenso wie die Inder, der Ansicht sein, daß „Asien den Asiaten" nicht übersetzt werden darf mit „Asien den Japanern."

Ein dritter Strom nationalistischer Ideen, der sich über ganz Asien und ganz besonders auch über Ostasien ergießt, hat seine Quelle in Moskau. Es ist hier nicht der Ort, ein moralisches Werturteil über die sattsam bekannten politischen Methoden des Bolschewismus zu fällen. Es kann aber unmöglich verkannt werden, daß man von Rußland aus seit nunmehr sieben Jahren ganz planmäßig eine Asien-Politik großen, wirklich weltpolitischen Stiles getrieben hat. Sie geht in drei Hauptrichtungen von Moskau aus, einmal südlich nach Angora, zweitens in südöstlicher Richtung, indem sie Anschluß an die indische Freiheitsbewegung gesucht und gefunden hat, endlich aber ist sie mit allen Mitteln wieder ostwärts in die durch Krieg und Revolution verlorenen Gebiete Sibiriens und Ostsibiriens gegangen, ist längst wieder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bis zum Stillen Ozean gelangt, wo das vielumstrittene Wladiwostock wieder russischer Stützpunkt ist, und entfaltet darüber hinaus eine bolschewistische Propaganda in vielerlei verschlungenen, offenen und geheimen Kanälen hinüber nach Japan und über ganz China. Das Endziel dieser ganzen Politik Moskaus liegt offenbar darin, in einem gewaltigen Bogen von Vorderasien bis China konzentrisch die britische Machtposition in Asien zu umfassen und in ihrem Kernlande Indien zu treffen. Mit einem Worte, es ist letzten Endes nichts anderes als die alte zaristisch-imperialistische Politik mit veränderten Mitteln. Es ist das alte weltgeschichtliche Ringen zwischen den beiden großen europäischen Asienmächten England und Rußland. — Was die mutmaßliche Wirkung dieser bolschewistischen Propaganda in China anlangt, so werden ihre Ideen der Weltbeglückung in den, gerade in sozialen Dingen äußerst konservativen Massen des chinesischen Volkes sich aller Voraussicht nach noch weniger durchsetzen als anderswo, wohl aber wird in China, wie in so vielen anderen Teilen Asiens, durch jene Propaganda den nationalistischen Strömungen ein starker Auftrieb gegeben.

Wir können diese weltpolitischen Perspektiven hier nicht weiter zeichnen, da sie den zeitlichen Rahmen dieses Vortrages sprengen würden. Als Gesamtergebnis sehen wir die Verstärkung der vorher geschilderten, bereits heute sich lebhaft rührenden, aber zweifellos noch in den Anfängen befindlichen und mit höchster Wahrscheinlichkeit immer mehr zunehmenden nationalen Freiheitsbewegung in China. Wir haben schon in der Einleitung betont, daß es zum großen Teil gerade die Führer dieser Freiheitsbewegung sind, die zugleich energische Reformen in China auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete verlangen. Wenn sie hierbei den Anschluß an die westliche Zivilisation suchen müssen, so tun sie dies aber in starkem Unterschiede gegen früher mit der Grundforderung der Anerkennung einer völligen Gleichberechtigung Chinas mit den Nationen des Westens. Es ist charakteristisch, daß sich gerade jetzt in Peking ein „Bund gegen die ungleichen Verträge“ gebildet hat, der offenbar auch von der chinesischen Regierung begünstigt wird.

Auf jene Grundforderung der Gleichberechtigung muß jedes Volk, das mit China arbeiten will, sich für die Zukunft einstellen. Diejenigen unter den weißen Nationen, die zuerst diese Forderung der veränderten Weltlage in ihrer ganzen Bedeutung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

klar erfassen und loyal erfüllen, werden in China wie in ganz Asien einen ganz außerordentlichen Vorsprung haben. Zu diesen Nationen sollte vor allem die deutsche gehören. Sie kann es trotz aller erdrückenden Erschwernisse der Gegenwart gerade in China aus zwei wesentlichen Gründen: Erstlich, weil für Deutschland, wie wir schon in unseren einleitenden Betrachtungen dargelegt haben, schon gegenwärtig die „ungleichen Verträge" nicht mehr bestehen und wir eben dadurch den Chinesen näher gekommen sind. Ferner aber, weil der Deutsche von altersher die Fähigkeit hat, sich in fremde Kulturen besonders lebendig zu versetzen. Diese Gabe, die durch Uebertreibung gar manches Mal in der deutschen Geschichte uns schädlich geworden ist, wird es in ihrer Anwendung auf China gewiß nicht sein. Hier kann uns die Fähigkeit der wirklichen geistigen Durchdringung einer fremden Kultur von größtem Nutzen sein, hier ist sie es uns bereits in hohem Maße. Hier hat auch die uns gegenüberstehende Nation, nämlich das Chinesentum selbst, gerade in seinen besten Vertretern ein untrüglich feines und sicheres Verständnis dafür, daß der Deutsche ihm in besonderem Maße gerecht wird.

Hier also sollen und müssen unsere weiteren Arbeiten immer wieder einsetzen. Unabsehbar viel bleibt noch zu tun. Wir dürfen uns nicht auf den erreichten Erfolgen, die doch nur einen ganz bescheidenen Anfang darstellen im Verhältnis zu dem noch Erreichbaren, der Ruhe hingeben. Wir müssen unermüdlich arbeiten an der Verbreitung und Vertiefung des gegenseitigen Verständnisses zwischen Deutschland und China.

Aufklärung weiter Kreise über die Bedeutung der deutsch-chinesischen Beziehungen ist letzten Endes ein Teilproblem der gewaltigen nationalen Erziehungsaufgabe, die es heute mehr als je als Lebensnotwendigkeit, als Vorbedingung des Wiederaufstieges erscheinen läßt, im deutschen Volke in ganz anderem Maße als bisher das Verständnis für die großen weltpolitischen Zusammenhänge zu wecken und zu pflegen. Entscheidend ist die Erweckung solchen Verständnisses in der heranwachsenden Generation, auf der unsere Zukunft beruht. Die Räume der ehrwürdigen alma mater, in denen der Deutsche Kolonialkongreß heute zu Gaste ist, mahnen uns daran, daß dies ganz besonders für den Nachwuchs unserer Akademiker gilt, bei denen zu einem so wesentlichen Teile die Führung bei den großen nationalen Zukunftsaufgaben liegen muß, denen diese Führung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber nur zufallen wird, wenn sie durch wirkliche innere Ueberlegenheit in außenpolitischer Kenntnis und Urteilskraft einen Anspruch darauf haben. Seit langen Jahren habe ich an unserer Universität und Handelshochschule mich bemüht, an dieser Aufgabe nach meinen Kräften mitzuarbeiten durch Vorlesungen über Weltpolitik oder ganz allgemein über Auswärtige Politik. In alledem habe ich zugleich die beste Art gesehen, unsere kolonialen Traditionen in einem weiteren Rahmen zu pflegen. Solche akademischen Studien liegen heute noch außerhalb der geregelten Lehrpläne der Fakultäten. Es wäre im Interesse der Sache zu wünschen, daß sie in diese eingefügt und tunlichst an allen deutschen Hochschulen gepflegt würden. Des näheren auf diese Fragen hier einzugehen, würde über den Rahmen meiner heutigen Aufgabe hinausführen. Wohl aber liegt es recht eigentlich in der Grundlinie des Deutschen Kolonialkongresses, die fundamentale Bedeutung jener nationalen Forderung der Erziehung zu weltpolitischem Denken mit stärkstem Nachdruck zu betonen.

Was die besondere Nutzanwendung auf die Förderung des Verständnisses für die deutsch-chinesischen Beziehungen anlangt, so wird, wie wir schon in der Einleitung betonten, hoffentlich gerade zu dieser Frage in der folgenden Aussprache von berufener Seite das Wort genommen werden.

Meine Damen und Herren! Lassen Sie uns diese Ausführungen schließen mit der erneuten Mahnung, daß für die deutsche kulturelle und wirtschaftliche Betätigung in China, in jenem ungeheuer weiten Gebiete, das zu den ältesten Kulturländern der Erde gehört und doch in gewissem Sinne — vom europäischen Standpunkte aus gesehen — wiederum beinahe noch wie Neuland erscheint, noch unermeßlich viel zu tun bleibt, eine heute noch gar nicht absehbare Summe mannigfacher Arbeit zu leisten ist. Diese Erkenntnis soll uns aber nicht die Freude und die stolze Genugtuung über das schmälern, was in den letzten, schwersten Jahren des deutschen Zusammenbruches im Wettbewerbe mit den mächtigsten Nationen der Erde, mit einer beinahe erdrückenden finanziellen und politischen Uebermacht doch bereits deutsche Tüchtigkeit, was die innere Kraft deutscher Kultur und das persönliche und fachmännische Ansehen des deutschen Kaufmannes drüben in China vorangebracht haben, wo wir wirklich im Sinne des Bismarckwortes „moralische Eroberungen“ gemacht haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lassen Sie aber gerade in diesem unserem Kreise uns auch bewußt bleiben, daß eine der Grundlagen dieser Erfolge deutscher Kulturpolitik in jenem fernen Lande doch in der deutschen kolonialen Arbeit gelegen hat.

Regierungsbaurat **Ernst Boerschmann:** Die lebendigen und treffenden Ausführungen des Herrn Vortragenden gipfelten in dem Wunsche, daß wir Deutsche bei der Regelung unserer neuen Beziehungen zu China von höherer Sachkenntnis der dortigen Verhältnisse geleitet werden möchten und dadurch in den Stand gesetzt, eine richtige Einstellung unserer gesamten Politik, auch der Kulturpolitik, vorzunehmen. Es handelt sich ja vor allem darum, die Gedankengänge und Absichten und Hoffnungen der Chinesen zu verstehen, nicht allein darum, China als Objekt für unsere wirtschaftlichen und politischen Ziele zu betrachten. Weil wir in der Regel die Dinge dort nur von unserem Standpunkte aus ansahen, sind uns, wie den europäischen Staaten überhaupt, zahlreiche Mißgriffe unterlaufen. Trotz aller Fremdartigkeit und häufigen Wunderlichkeit der chinesischen Verhältnisse haben wir von der Ueberzeugung auszugehen, daß wir in den Chinesen eine uns völlig ebenbürtige und gleichberechtigte Nation vor uns haben, mit der wir Deutschen überdies gegenwärtig noch durch eine Art Schicksalsgemeinschaft politischer Ohnmacht verbunden sind. Darüber hinaus müssen wir uns der Tatsache bewußt bleiben, daß die inneren Kräfte des Chinesentums noch heute so stark sind, wie sie sich in einer großen Geschichte von Jahrtausenden zu allen Zeiten offenbart haben. Die kulturelle und völkische Kraft wird in einer nicht fernen Zukunft, wenn erst Technik und Wirtschaft in China weiter entwickelt sein werden, auch unter den Völkern eine Macht erster Ordnung darstellen. Und wenn man unserem früheren Kaiser sicherlich nicht immer folgen kann in seiner Politik gegenüber dem Fernen Osten, so bleibt sein prophetisches Wort zu recht bestehen, daß die Völker Europas ihre heiligsten Güter zu wahren hätten. Der Verrat an der weißen Sache, die unsere Gegner im Weltkriege durch unsere fortgesetzten Demütigungen vor allen farbigen Völkern ausübten, wird sich in erster Linie an ihnen selbst rächen.

Sollen wir also einen richtigen Standpunkt gewinnen für die Beurteilung chinesischer Verhältnisse, die immer noch um vieles verwickelter bleiben werden als unsere eigenen, die schon reichlich schwierig sind, so müssen, als ein Haupterfordernis, die all-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemeinen Kenntnisse über China im breiten Publikum viel stärker verbreitet werden als es bisher, auch vor dem Kriege, geschah. Das ist eine Voraussetzung für zielbewußtes Tun. Denn die wirklich handelnden Persönlichkeiten müssen getragen werden von dem Untergrund einer breiten Gemeinschaft, die interessiert und einigermaßen gut informiert ist. Es genügt nicht, daß einzelne Autoritäten auf den einzelnen Gebieten hochgezüchtet werden und schließlich vorhanden sind. Der einzelne ist immer Irrtümern ausgesetzt, und woher soll der Nachwuchs kommen anders als aus einem breiten Felde? Betrachte ich mein eigenes Gebiet, die Förderung wissenschaftlicher und allgemein kultureller Erkenntnis des Chinesentums, so muß ich zugeben, daß hierin trotz aller Schwierigkeiten des letzten Jahrzehnts mancherlei wirkliche Fortschritte und noch mehr verheißende Ansätze zu verzeichnen sind. So haben Sinologie und Kunstwissenschaft über China gerade in Deutschland in jüngster Zeit höchst beachtenswerte Erfolge erzielt und auch weitere Kreise zu interessieren verstanden, so haben Reisende und Berichterstatter oft von bester Sachkenntnis richtige Bilder chinesischen Wesens selbst in die Tagespresse gebracht, und es haben selbst die Staatsbehörden gelegentlich derartige Arbeiten und Unternehmungen unterstützt, zumal wenn es sich um Aufarbeitung wertvollen alten, früher gesammelten Materials handelte, in der richtigen Erkenntnis, daß der einmal geknüpfte Faden nicht abreißen darf. Ja, es sind sogar Aussichten vorhanden für die Vermehrung von Lehrstühlen für ostasiatische, insbesondere chinesische Forschungen. Man soll gerade wissenschaftliche Erkenntnisse nicht unterschätzen bei dem Bestreben, praktische Erfolge zu erzielen. Denn, wie Geheimrat Roethe in seiner Begrüßungsansprache ausgeführt hat, ist es der ideale Geist, der sich um so sicherer und richtiger in die Nützlichkeiten des praktischen Lebens umsetzt, gerade weil er selbstlos arbeitet. Immerhin ist es noch ein weiter Weg von diesem Samenkorn bis zu der Frucht, die man ernten und essen kann. Das Mittel ist die Befruchtung der Allgemeinheit durch die Presse. Die politische Tagespresse ist eine Sache für sich. Sie versagt heute bei uns in chinesischen Dingen fast vollständig und lebt nur von dem, was sie auf dem Umwege über London oder Paris an Nachrichten sammelt. Können hier Aenderungen erst durch eine grundlegende Besserung unserer ganzen finanziellen Lage erfolgen, so können wir in anderer Richtung uns doch vielleicht jetzt bereits selber helfen. Es handelt sich darum,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen großen Kreis des breiteren Publikums über China aufzuklären, zugleich aber dem wirtschaftlich und politisch Interessierten zuverlässige Angaben, Uebersichten und Nachrichten, zu übermitteln für seine besonderen Zwecke, ihm Anregungen und Ausblicke zu eröffnen. Ein hervorragendes Mittel dafür wäre eine große, vornehm ausgestattete und reich illustrierte Zeitschrift, die monatlich ein oder zwei Male erscheinen und zu ihren Mitarbeitern namhafte Kenner Ostasiens, insbesondere Chinas, haben müßte. Abgesehen davon, daß hier zuverlässige Mitteilungen über Land und Leute, über den ganzen Umfang der geistigen und sichtbaren Kultur geboten und natürliche und vernünftige Ansichten über die Verhältnisse im Fernen Osten vermittelt werden, so stellt ein derartiges Blatt, das übrigens schon zahlreiche Vorläufer in englischer Zunge hat, ein wirksames Organ dar für den geistigen Austausch zwischen uns und den Chinesen selbst, vor allem mit unseren Landsleuten dort draußen, die auch durch Mitarbeit an ihm ständig interessiert bleiben. Ferner aber dürfte es ein wirksamstes Insertionsorgan werden für deutschen Handel und deutsche Industrie, für deren Anzeigen noch viel zu wenig Kanäle vorhanden sind. Diese Kreise im Verein mit dem Verbande für den Fernen Osten, in dem eine große Zahl wirtschaftlicher Kräfte vereinigt sind und der schon so viel Bedeutendes auf chinesischem Gebiet geleistet hat, müßten dafür gewonnen werden, ein solches Unternehmen zu unterstützen, das zugleich ideale und unmittelbar praktische Folgen haben muß und berufen ist, auch wissenschaftliche Tatsachen in edelster Form zu popularisieren. Eine wichtige Aufgabe eines solchen Blattes müßte es sein, deutsche technische Errungenschaften und ihre Auswirkungen in Ostasien dort bekannt zu machen und ferner durch fortlaufende politische Berichterstattung, die natürlich von weiten Gesichtspunkten auszugehen hat und deren Inhalt bleibenden Wert behalten muß, selbst den Berufenen ein unentbehrliches Hilfsmittel für seine Arbeit zu liefern. Jede Unterstützung, die ein derartiges Blatt finden würde durch die dabei interessierten Kreise, wäre aufs freudigste zu begrüßen und dürfte sich schon in naher Zeit umsetzen in die besten Erfolge auf allen einzelnen Gebieten. Gelingt es uns, das wunderbare Spiel der Kräfte, das sich uns gerade in China darbietet, einigermaßen zu begreifen, das Verständnis dafür zu verbreiten, so gewinnen wir auch erhöhtes Zutrauen von seiten der Chinesen, und es wird eine Brücke geschlagen zum gegenseitigen Verstehen, durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das letzten Endes beide Teile auch materielle Vorteile gewinnen. Ich zweifle nicht daran, daß eine Zeitschrift, wie ich sie hier andeutete, ein wesentliches Hilfsmittel für jene Ziele sein wird.

Dr. Arning: Scheinbar hängt das, was ich auszuführen gedenke, nicht mit der hier zur Debatte stehenden Frage zusammen, ich bitte aber, doch mich freundlichst anzuhören, weil der Schluß das Gegenteil ergeben wird.

Ich will von der deutschen Kolonial-Schule in Witzenhausen sprechen und kann dieses wohl um so eher tun, als der Herr Vortragende in den Schlußteilen seiner Ausführungen mehr als einmal darauf hingewiesen hat, welch große Bedeutung das Schulwesen im allgemeinen hat bei der Erschließung Chinas für unsere Handelszukunft. Er hat damit Schulen gemeint, die wir in China bereits unterhalten, und die wir noch in größerem Maße weiterhin dort einrichten müssen, wenn wir nicht gegenüber den anderen Mächten völlig ins Hintertreffen geraten wollen.

Das ist gewissermaßen eine aktive Schulpolitik. Es gibt aber auch noch eine andere, die man vielleicht als eine passive bezeichnen könnte, indem wir Chinesen auf unseren heimischen Schulen ausbilden. Dazu würde sich die deutsche Kolonial-Schule in erster Linie mit eignen. Sie hat nach dem Kriege ihre Tätigkeit nicht etwa eingestellt, sondern sie ist im Gegenteil trotz der schlechten allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse stärker besucht worden als je zuvor. Sie ist eine Bildungsstätte für diejenigen Deutschen geblieben, die im überseeischen Auslande ihr Fortkommen suchen wollen, und der vor dem Kriege erworbene gute Ruf hat es gezeigt, daß die in ihr ausgebildeten jungen Männer von den deutschen und fremdländischen Unternehmern in Uebersee mit besonderer Vorliebe angestellt werden. Eine überraschend große Anzahl, weit über 100, sind seit dem Ende des Krieges von ihr hinausgezogen, um draußen angesehene Stellungen zu bekleiden und ihrer Erziehung gemäß als Stützen des Deutschtums zu dienen, und zwar in einer Weise, daß auch die maßgebenden Reichsbehörden ihr dieserhalb ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben.

Ihre hervorragende Eigenart hat aber auch noch einen anderen Erfolg bewirkt; er hat die Aufmerksamkeit des Auslandes hervorgerufen, so daß sie in wachsender Anzahl von Ausländern deutschfreundlicher Herkunft besucht wird. Vor allen Dingen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stammen diese aus Mittelamerika und aus den verschiedensten Teilen Asiens. Es finden sich Türken, Armenier, Bucharen, Inder, Perser, die z. T. durch ihre Legationen überwiesen werden.

Dadurch knüpfen sich vielversprechende Beziehungen. Nicht nur werden in den Herkunftsländern die Möglichkeiten geschaffen, für Unterkunft und Anstellung der Herren, die von der deutschen Kolonial-Schule hinausgehen wollen, sondern es werden neue Verbindungen hervorgerufen, die auch dem Absatz deutscher Industrieerzeugnisse neue und sichere Bahnen eröffnen.

Ich erwähne dies gerade an dieser Stelle, weil ich hier viele Herren anwesend sehe, die noch heute in engen Beziehungen zu China stehen, und die ich darauf hinweisen möchte, daß in der deutschen Kolonial-Schule und deren Besuch durch Chinesen ein weiteres Bindemittel mit dem Fernen Osten gegeben ist.

Erich von Salzmann-Berlin: Ich bestätige die Ausführungen des Geheimen Admiralitätsrats Dr. Köbner im vollen Umfang. Der deutsch-chinesische Freundschaftsvertrag von 1921 erweist sich als eine tragbare Basis für gute gegenseitige Beziehungen, sowohl im politischen wie im wirtschaftlichen Sinne. Die augenblicklichen Wirren in China halte ich nicht für von grundlegender Natur. Es sind Kämpfe von Prätorianern unter den einzelnen Marschällen. Die bolschewistische Propaganda in China ist zwar fraglos sehr stark. Ihre Auswirkung wird aber sehr langsam eintreten. Das noch nicht voll in die Tatsache umgesetzte Frühjahrsabkommen 1924 betreffend deutsches Eigentum und Deutsch-Asiatische Bank ist zu begrüßen, weil es die Beziehungen zwischen Deutschland und China endgültig regelt. Die Hoffnung, daß die Einzelheiten des Abkommens bald voll zur Tat werden, steht bei mir persönlich allerdings nicht auf sehr starken Füßen.

Missionsdirektor **D. Knak:** Die moralischen Erfolge, die sich Deutschland in Schantung errungen hatte, sind vom Standpunkt der evangelischen Mission aus um so bewundernswerter, weil die evangelische Mission seiner Zeit die Begründung, mit der Tsingtau besetzt wurde, lebhaft bekämpfen mußte. Die evangelische Mission hielt es mit den Grundsätzen christlicher Mission für unvereinbar, daß die Ermordung christlicher Missionare mit politischen und militärischen Eingriffen beantwortet wurde und sie steht heute naturgemäß noch auf demselben Standpunkte. Gleichwohl muß rückhaltslos anerkannt werden, daß sich Deutschland

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei den Chinesen durch die Tüchtigkeit seiner Arbeit in unerwartetem Maße Ansehen und Freundschaft erworben hatte. Mir haben bei meinem Besuch in und um Tsingtau Chinesen aus der sog. 50-Kilometerzone ganz unvermittelt die Frage vorgelegt, wann denn endlich die Deutschen nach Tsingtau zurückkämen, da es für die Chinesen des Landes niemals eine bessere Zeit gegeben habe, als diejenige unter deutschem Regiment. Es ist auch unleugbar, daß das Ansehen der Verwaltung von Tsingtau der Missionsarbeit in hohem Maße zugute gekommen ist. Da die Berliner Mission nicht nur im Kiautschougebiet arbeitet, sondern ein weit älteres und größeres Arbeitsfeld in Kuangtung hat, ist sie in der Lage, zu vergleichen. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die Ausbreitung des Evangeliums unter der schwarz-weiß-roten Flagge leichter und schneller Erfolge gehabt hat, als in Kuangtung. Und daß es nicht Reis-Christen waren, die dort gewonnen wurden, ergibt sich aus dem gesunden christlichen Leben der Berliner Missionsgemeinden um Tsingtau, das den Krieg und die Vertreibung der Deutschen unerschüttert überdauert hat. Missionar Lutschewitz, der früher in der Nähe von Tsingtau gearbeitet hat, jetzt dagegen in der Provinz Kuangtung wirkt, hat gerade an dem Unterschiede nachträglich erfahren, wieviel mittelbare Förderung das deutsche Regiment in Tsingtau der Ausbreitung des Christentums gebracht hat. Mir ist es nicht fraglich, daß das Ansehen der Deutschen und die Zuneigung zu ihnen den Krieg im wesentlichen überdauert hat. Dabei spreche ich naturgemäß nur von der Stimmung im Volke, nicht von der Politik der Regierenden. Bezeichnend war mir dafür, daß ich im Deltabezirk südlich von Canton Kinder auf der Straße ein patriotisches Volkslied singen hörte, in dem der Satz vorkam: „Wir wollen so gute Vaterlandsfreunde werden, wie der Außenminister B i ß e m a k.“ Aber diese Stimmung braucht neue Nahrung. Auf dem Gebiete kulturpolitischer Bestrebungen gibt es kaum andere Betätigungen, für die die Chinesen so dankbar sind, als höhere Schulen und ärztliche Hilfe. Beide Betätigungen sind auch von dem Gesichtspunkte der Mission aus heute besonders wichtig. Infolgedessen hat z. B. die Berliner Mission die deutsch-chinesische Mittelschule in Canton nach Kriegsschluß dadurch vor dem Eingehen bewahrt, daß sie einige ihrer Missionare dorthin abkommandierte, als die letzten deutschen Lehrer in die Heimat zurückkehrten. Heute stehen drei Berliner Missionare an dieser trotz der Kriegsunruhen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufblühenden Schule. Es ist bezeichnend, daß angesehene Kaufleute Cantons sich für sie interessieren. Einer von ihnen hat seinen Sohn von dem berühmten Christian Canton College an die deutsch-chinesische Mittelschule versetzt und dieser die Mittel zur Anstellung eines neuen Lehrers dargereicht. Das ist ein deutliches Anzeichen dafür, daß Deutschland, trotzdem es in der äußeren Aufmachung sicherlich nicht mit Amerika Schritt halten kann, durch die Güte seiner Leistungen sich durchsetzen kann. Selbst englische und amerikanische Fachmänner auf dem Missionsschulgebiete erklären unumwunden die deutschen Pädagogen als überlegen und ziehen jetzt deutsche Schulmänner wenn irgendmöglich in ihren Dienst. Auch auf dem Gebiet der ärztlichen Hilfe sollten wir uns von den größeren Mitteln des Auslandes nicht abschrecken lassen. Der Ruf des deutschen Arztes ist den anderen in China überlegen. Der vom Berliner Verein für ärztliche Mission ausgesandte Dr. Rummel in Canton hat diesem Ruf neue Nahrung gegeben. Der Verein sendet in diesem Jahr einen anderen Arzt ins Hinterland von Canton, weil gerade dort auch mit verhältnismäßig geringen Mitteln und mit chinesischer Unterstützung auch heute noch ärztliche Missionsarbeit sehr wirksam werden kann. Es wäre gut, wenn die ärztliche Mission nicht, wie es bisher vielfach geschieht, nur durch lobende Anerkennung, sondern auch durch opferwillige Mitarbeit wenigstens von allen denen gefördert würde, denen ihre innere Einstellung der Mission gegenüber das erlaubt und nahe legt.

Konsul a. D. **Scholz** empfiehlt auf künftigen deutschen Kolonialkongressen nicht mehr von „deutscher Kolonialpolitik in China“ zu sprechen. China sei kein Kolonialland, unser dortiges „Pachtgebiet“ Tsingtau von einst sei auch staats- und völkerrechtlich anders behandelt worden als die „Kolonien“. Heute verlange das durch die Entwicklung der Kriegs- und Nachkriegszeit gestärkte politische Selbständigkeitsgefühl der chinesischen Bevölkerung und Regierung und unser eignes Interesse an freundschaftlichen Beziehungen zu China eine noch rücksichtsvollere Einstellung. Wolle der deutsche Kolonialkongreß künftig auch deutsche Kulturarbeit im Auslande allgemein in sein Programm einbeziehen, so sei nichts dagegen einzuwenden, sondern von jedem Chinafreunde zu begrüßen, wenn auch die deutschen Kulturleistungen in China in diesen Rahmen mitaufgenommen und durch diese Behandlung gefördert würden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionssuperintendent Professor **Uhlig:** Es ist davon gesprochen worden, daß wir im Zusammenhang mit dem großen Krieg und seinen Folgen zu einer andern Stellungnahme den Bewohnern Chinas gegenüber geführt worden sind. Von manchen ist das wohl als eine Not empfunden worden. Wahres Christentum weist dem einzelnen Deutschen, Europäer oder wer es sei die Stellung dem Nächsten gegenüber, welcher Nation, welcher Rasse er auch angehören mag, zu, daß er ihn gerade so hoch wie sich selbst schätzt. Nachdem uns äußere Notwendigkeit auf solche Stellungnahme hinweist, sollten wir nun, jeder einzelne persönlich, bewußt diese Stellung, auch den Bewohnern Chinas gegenüber, einnehmen.

Wenn mit Recht darauf hingewiesen wurde, daß wir Deutschen andere Völker und so auch die Bevölkerung des großen Chinesischen Reiches in weitesten Kreisen gründlicher kennen lernen sollten, so darf ich vielleicht hervorheben, daß es tatsächlich bereits in unserm Volk gar nicht unansehnliche Kreise gibt, denen chinesische Verhältnisse zum Teil recht vertraut sind. Es sind Leserkreise unserer verschiedenen Missionsblätter, die regelmäßig Berichte aus China geben. Mögen manchmal diesen Berichten mancherlei Mängel anhaften, so möchte ich doch hier auf die Benutzung dieser leicht zugänglichen Quellen nachdrücklich aufmerksam machen.

Redakteur **C. Fink:** Nach dem, was von dem Herrn Vortragenden sowie den Herren, die in die Debatte eingegriffen haben, gesagt worden ist, bleibt kaum noch etwas vorzubringen übrig. Mit Herrn Pastor Uhlig muß, wer die Dinge im Fernen Osten aus eigener Anschauung kennt, übereinstimmen, daß persönliche Beziehungen zu den Chinesen von der allergrößten Bedeutung sind und das Mittel liefern werden, manche bestehende Schwierigkeit zu überwinden. Dafür ist aber von größter Bedeutung, daß den Gedanken Rechnung getragen werden, die Herr Baurat Boerschmann vertreten hat. Als die großen Staatsmänner Chinas vor nunmehr zwei Jahrzehnten darangingen, grundlegende Reformen für die Neugestaltung ihres Vaterlandes zu schaffen, da stellte einer ihrer Größten, Tschang Tschihtung, in einem Buch, das sehr bald die weiteste Verbreitung fand, die Forderung auf: „Lernt!“ Diese Worte müssen auch wir uns zu eigen machen. Die Kenntnis Chinas ist in Deutschland auch heute noch auf ganz kleine Kreise beschränkt. Wir müssen danach streben, Land und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leute des Fernen Ostens ganz anders zu verstehen, als es heute der Fall ist; nur dann können wir hoffen, solche engen und fruchtbringenden Beziehungen zu ihnen herzustellen, wie es die Lebensinteressen Deutschlands dringend erfordern. Deshalb muß auch für uns das Wort „Lernt!“ gelten. Und auf noch eins möchte ich bei dieser Gelegenheit hinweisen. In allen Ausführungen, die wir heute gehört haben, insbesondere in dem Bild, das Herr Geheimrat Köbner in so meisterhafter und, wie auch von hier im Saal anwesenden eben erst aus China eingetroffenen Herren bezeugt wird, den Tatsachen durchaus gerechtwerdenderweise uns heute gemalt hat, sind eigentlich nur die wirtschaftlichen und kulturellen Belange betont worden. Ich meine aber, wir dürfen die politischen dabei nicht zu kurz kommen lassen. Nie sind wir in Japan so sehr als non-valeur behandelt worden, als seit wir unsere Machtstellung im Konzern der Völker eingebüßt haben; die Tokioer Regierung rechnet politisch mit uns ernstlich heute nicht mehr, wobei sie freilich sich vielfach im scharfen Gegensatz zu den Volkskreisen selbst befindet. Aehnlich, vielleicht nicht so ausgesprochen, liegen die Dinge für uns in China. Wir würden das in ganz anderer Weise fühlen, brächte es nicht das Verhältnis Chinas zu den sogenannten Vertragsmächten mit sich, daß es im Kampf um die Wiedergewinnung der „gleichen Rechte“ uns gelegentlich gegen jene ausspielte. Wir müssen auch in China fortan wieder selbst politisch stärker auftreten. Im Zusammenhang mit diesen Gedanken erinnere ich vor allem auch an das, was in vergangenen Zeiten unsere Marine in China geleistet hat. Es soll nicht dem Wiederaufleben einer deutschen Kanonenbootpolitik das Wort geredet werden; nichts wäre falscher, als mit einem solchen Gedanken auch nur zu spielen; rein machtpolitisch können wir in China nichts durchsetzen; jeder Versuch, es zu tun, würde uns auf ewig mit China verfeinden. Aber deshalb sollen wir uns nicht ganz zurückziehen und auf jede Betätigung verzichten. Gerade bei asiatischen Völkern darf unter keinen Umständen die Auffassung politischer Schwäche Boden gewinnen. Wir haben kürzlich gesehen, welchen vorzüglichen Eindruck der Besuch eines deutschen Kreuzers in Spanien gemacht hat. Es wird davon gesprochen, daß nach den in Spanien gemachten Erfahrungen der Besuch eines Kreuzers auch in Amerika in Aussicht genommen ist. Ich kann daran nur die Hoffnung knüpfen, daß in nicht allzuferner Zeit eine Kreuzerfahrt auch wieder bis an die Gestade

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Pazifik ausgedehnt wird. Wir würden damit China praktisch beweisen, daß, wenn wir auch im Krieg, den die Welt gegen uns geführt hat, unterlegen sind, wir doch noch da sind und daß man mit uns in Zukunft wieder rechnen muß. Gerade die Marine hat in China in der Förderung des Ansehens Deutschlands Großes geleistet. Das darf nicht vergessen werden. Neben dem Vorbildlichen, das sie in Tsingtau geschaffen hat, hat sie in allen Häfen, die sie besucht hat, durch die Vorzüglichkeit ihrer Schiffe, durch deren ungemein glänzendes Manöverieren auch in schwierigen Gewässern und die Manneszucht ihrer Besatzung (oft sehr im Gegensatz zu anderen Marinen) einen ebenso tiefen wie nachhaltigen Eindruck auf die Chinesen gemacht, die die Ueberlegenheit Deutschlands über manche andere mit viel größerem Lärm auftretenden Mächte willig anerkannt haben. Deutschland hat in dieser Hinsicht seiner Flotte im Ausland viel zu danken gehabt, und sicherlich kann die deutsche Flotte auch heute im Ausland nur Gutes wirken und dazu beitragen, daß Deutschland auch politisch richtiger eingeschätzt wird, als es vielfach geschieht. Das gilt ganz besonders für China, wo wir unter keinen Bedingungen uns ausschließlich auf wirtschaftliche Betätigung und kulturelle Mitarbeit beschränken dürfen. Wohin eine politische Isolierung führen kann, haben wir im Jahre 1919 schwer empfinden müssen, als es unseren Gegnern gelang, fünf Monate nach dem Abschluß des allgemeinen Waffenstillstandes China zu bewegen, die Deutschen mit Gewalt aus China zu vertreiben.

Major a. D. **Moßdorf** ging von der wenig erfreulichen Tatsache aus, daß nur eine sehr kleine Zuhörerzahl dem vorzüglichen Vortrag des Geheimrats Köbner gefolgt sei. Allein schon daraus ergebe sich die Forderung, daß es darauf ankomme, die große Masse für China zu interessieren und zu solchen Vorträgen heranzubringen. Einer der vorhergehenden Diskussionsredner (Boerschmann) hatte die Forderung nach einer guten Zeitschrift, auf gutem Papier gedruckt und mit Illustrationen versehen, gestellt. Wer soll solche Zeitschrift kaufen und vor allem, wer soll sie finanzieren? Er gab zu, daß es mit unserem Zeitschriftenwesen über Ostasien recht schlecht bestellt ist. Worauf es aber in erster Linie ankomme, sei eine Verbesserung des Nachrichtenwesens aus dem Fernen Osten. Einer der Vorredner hatte auf die große Schar der deutschen Berichterstatter hingewiesen, die sich jetzt bereits wieder draußen befänden. Redner war der entgegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesetzten Ansicht, da bisher keine deutsche Zeitung einen täglichen Nachrichtendienst aus dem Fernen Osten besitzt. Alles, was die deutschen Zeitungen in dieser Richtung bringen, stamme aus englischer und teilweise aus französischer Quelle. Es sei auch nicht anzunehmen, daß in dieser Beziehung in absehbarer Zeit eine Aenderung eintrete, so notwendig sie erscheine. So müsse mit dem jetzigen Verfahren weiter gearbeitet werden. Dabei müsse aber die Forderung gestellt werden, daß sich wenigstens in den Redaktionen der großen Zeitungen Kenner der ostasiatischen Verhältnisse befänden, die an die teilweise tendenziös aufgemachten Nachrichten aus England und Frankreich die notwendige Kritik anzulegen verständen. So ließe sich, wenn auch in kleinem Maßstab, die Forderung an eine gute Zeitung durchführen, daß sie dem Interessenten im Laufe eines Jahres ein fortlaufendes Archivmaterial liefere, das man, wie teilweise schon geschehen, zum Schluß durch eine zusammenfassende Jahresübersicht vervollständigen könne. Bei solchem Verfahren könne auch der Vorwurf beseitigt werden, der vielfach von Persönlichkeiten, die längere Zeit draußen gelebt hätten, erhoben würde, daß hier bei uns ganz falsche Vorstellungen über die dortigen Vorgänge herrschten. Im allgemeinen habe sich auch hier sehr oft der Satz bewährt, daß man weit ab von den Ereignissen vielfach objektiver urteile als an Ort und Stelle. Das habe auch das Referat des Geheimrat Köbner erwiesen, das anwesende Ostasienkenner, die erst vor kurzem von dort zurückgekommen seien, als äußerst sachlich und treffend bezeichnet hätten.

Geheimer Oberregierungsrat Professor **Köbner:** Nach der vielfältigen freundlichen Zustimmung, die die Ausführungen des Vortrages in der Aussprache gefunden haben, glaube ich mein Schlußwort auf einige wenige Punkte beschränken zu sollen. Ich bin mir durchaus der großen Schwierigkeiten bewußt, die ein Thema wie das unsrige bietet, und weiß, wie schwer es heute ist, von der Heimat aus die so sehr veränderte Lage in einem Lande wie China zutreffend zu beurteilen und dabei vor allem die großen Entwicklungslinien richtig zu erkennen, deren Verständnis wichtiger ist als alle Einzelheiten. Um so wertvoller ist mir heute die lebhafte Zustimmung gerade der Herren, die soeben mit frischen Eindrücken aus China zurückkehren, sei es, daß sie ihr Einverständnis hier selbst so warm ausgesprochen haben wie Herr von Salzmann, sei es, daß ihre Zustimmung heute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch andere Redner in der Diskussion zum Ausdrucke gebracht worden ist.

Ein Mißverständnis scheint mir und wohl auch den anderen hier Anwesenden obzuwalten bei den Bemerkungen, die Herr Konsul Scholz zu der Formulierung dieses Themas des Kolonialkongresses gemacht hat. Denn das Wort „Kolonialpolitik" im Thema bezieht sich doch auf die Vergangenheit, auf ein historisches Faktum, und schon in der Einleitung des Vortrages habe ich den Trennungsstrich gegenüber jedem Gedanken einer territorialen Betätigung auf chinesischem Boden in der Zukunft gezogen. Wenn der Herr Redner weiterhin die staats- und völkerrechtliche Stellung Tsingtaus und unserer anderen Schutzgebiete berührt hat, so würde ein Eingehen hierauf mich auf mein eigentlichstes, langjähriges kolonialrechtliches Arbeitsgebiet führen; ich glaube indessen in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich angesichts der Fülle aktueller Probleme, die uns vorliegen, diesen Punkt hier nicht näher erörtere. Im übrigen stimmen wir wohl alle mit dem Herrn Redner darin überein, daß wir dem gesteigerten politischen Selbständigkeitsgefühl der Chinesen Rechnung zu tragen haben. Eben dieser Anschauung glaube ich aber bereits in dem Vortrage durch den nachdrücklichst betonten Gedanken der Anerkennung der völligen Gleichberechtigung Chinas mit den anderen Nationen Ausdruck gegeben zu haben, und derselbe Grundgedanke durchzog doch auch unsere heutige Aussprache.

Daß wir aber auch die Zeit unserer Kolonialpolitik in Tsingtau mit stärkstem Rechte zugleich als die einer deutschen Kulturpolitik bezeichnen und behaupten dürfen, uns durch diese die chinesische Bevölkerung innerlich näher gebracht zu haben, dafür hat die heutige Aussprache einen neuen wichtigen Beleg erbracht. Ich meine, die überaus wertvollen Mitteilungen des Herrn Missionsdirektors Knak, der jenes Gebiet in neuerer Zeit, nach dem Kriege, bereist hat. Was er uns soeben hier über die Stimmung berichtet hat, in der dort die Chinesen der Zeit der deutschen Verwaltung noch jetzt gedenken, das bildet die beste Rechtfertigung unserer kolonialen Methoden. Deutschland hat allen Grund, sich auch dieses Kapitels deutscher Kolonialgeschichte mit berechtigter Genugtuung zu erinnern.

Ganz besonders begrüße ich es, daß in der Aussprache die Notwendigkeit der Propaganda für die Bedeutung der deutsch-chinesischen Beziehungen ausführliche Erörterung gefunden hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es sind auf diesem Gebiete heute eine Reihe von wertvollen Anregungen gegeben worden. Wenn hierbei die Herren Redner z. T. voneinander darin abwichen, welche Maßnahmen am dringlichsten erscheinen, so herrschte doch eine erfreuliche Einmütigkeit hinsichtlich der unbedingten Notwendigkeit der Verbreitung des Verständnisses für chinesische Dinge.

Diesen Gedanken hat Herr Fink unter einem großen Gesichtswinkel eingeordnet in die Ideenreihe, der der weise chinesische Staatsmann Ausdruck gegeben hat in der Forderung: „Lernt!" Jene Grundanschauung, die so überaus charakteristisch erscheint für das alte Kulturvolk Chinas, berührt sich merkwürdig mit einer Auffassung, die wir gerade auch bei jungen, kraftvoll aufstrebenden Nationen finden. Aus meinen Studien in Amerika ist es mir als starker Eindruck in Erinnerung geblieben, daß bei Aussprachen über politische und verwandte Probleme mir oft die Wendung begegnete: „That's all matter of education." Wie immer man manchen anderen Seiten des öffentlichen Lebens drüben gegenüberstehen möge, in diesem Zuge des Amerikanertums muß man einen überaus wertvollen nationalen Entwicklungsfaktor erkennen. Deutschland, das klassische Land des „Lernens", wird diese Gabe auch gegenüber den politischen, insbesondere den außenpolitischen Problemen unserer Zeit zu pflegen und tatkräftig zu entwickeln haben. Das gilt vor allem für die heranwachsende Generation. Aus eben diesem Grundgedanken heraus habe ich in dem Vortrage auch auf die Bedeutung der akademischen Pflege außenpolitischer Bildung hingewiesen. Es handelt sich hier nicht allein darum, tüchtige Spezialkenner der Verhältnisse Chinas und ebenso der anderen Länder und Kulturkreise, mit denen wir zusammen zu arbeiten haben, zu schulen; wichtiger noch als die Ausbildung von Spezialisten erscheint es heute, möglichst breite Schichten der heranwachsenden Akademiker einzuführen in ein lebendiges Verständnis der großen weltpolitischen Zusammenhänge und Entwicklungsreihen. Es ist zu wünschen, daß alle hier zuständigen Stellen sich der Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser Aufgabe bewußt sind.

Bei der Gesamtheit der Arbeiten zur Weckung und Pflege weltpolitischen Verständnisses, ob sie nun auf literarischem, auf akademischem oder anderem Gebiete liegen, handelt es sich, das lassen Sie uns zum Schlusse noch einmal aussprechen, für Deutschland heute mehr als je um eine große nationale Erziehungsaufgabe,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf deren grundlegende Bedeutung hinzuweisen sicherlich auch der Deutsche Kolonialkongreß berufen ist.

Schlußwort des Vorsitzenden Gouverneur **Schnee:** Der Vorsitzende dankte in seinem Schlußwort den Rednern für ihre ausgezeichneten Darlegungen. Er betonte, daß man sich nicht auf die auf dem Kolonialkongreß stattgehabten Erörterungen beschränken dürfe. Es sei notwendig, den Kampf gegen die koloniale Schuldlüge wie gegen die Kriegsschuldlüge mit allen Kräften in der Oeffentlichkeit weiter zu führen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abteilung II.

Koloniale Wirtschaft.

Vorsitzender: Direktor Fuchs, Berlin, Dessauer Straße 28/29.
Stellvertreter: Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Gouverneur a. D. Dr. Hahl, Berlin, Flensburger Straße 11.

---

1. Picht, Heinrich: Die wirtschaftliche Notwendigkeit eigener kolonialer Betätigung für Deutschland.
2. Hartmann, Syndikus Dr.: Die neue Form von Überseegesellschaften.
3. von Zastrow, Geheimer Regierungsrat: Die Wirtschaft des Bezirks Grootfontein vor dem Kriege als Beispiel kolonialer Entwickelung.
4. von Stephani, Major a. D.: Der Anteil der Schutztruppen an der wirtschaftlichen und kulturellen Erschließung unserer Schutzgebiete.
5. Kisker, Hans: Die wirtschaftliche Lage in Südwestafrika.
6. Mickel, Ministerialrat: Die Plantagenwirtschaft in den deutschen Kolonien.

Eröffnungsansprache **P. Fuchs** am 17. September 1924.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich habe die Ehre, die Sitzung der zweiten Abteilung „Koloniale Wirtschaft" des Kolonial-Kongresses zu eröffnen. Gestatten Sie mir einige einleitende Worte. Als wir im Jahre 1910 den letzten Kolonial-Kongreß begingen, stand an meiner Stelle der unvergeßliche, allzu früh dahingegangene Karl Supf. Seinem nimmer rasten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Schaffensdrang, seiner unbeugsamen Energie war es mit zu danken, daß sich unsere Kolonien in solch hervorragendem Maße entwickelt haben. Ein gnädiges Geschick hat Karl Supf davor bewahrt, den Raub unserer Kolonien durch die Entente erleben zu müssen. Wir handeln aber in seinem Geiste, wenn wir nicht mutlos dem Verlorenen nachtrauern, sondern wenn wir kraftvoll den Wiederaufbau unserer zusammengebrochenen Uebersee-Interessen in die Hand nehmen.

Wir sind hier heute zusammengekommen, nicht nur um einen Rückblick zu werfen auf das, was wir Deutsche in 30jähriger kolonialer Arbeit mit beispiellosem Erfolge geschaffen haben, sondern wir wollen hier bekunden, daß wir, obwohl wir keine eigenen Kolonien mehr besitzen, willens sind, in dem uns gezogenen Rahmen an der wirtschaftlichen Entwickelung der in Betracht kommenden Ueberseegebiete mitzuarbeiten.

Dieser Rahmen ist dank der geradezu kläglichen Entschädigung, die wir vom Reich erhalten haben, allerdings kein sehr großer. Ich muß es mir versagen, hier näher auf die Entschädigungsfrage einzugehen, da die zur Verfügung stehende Zeit dies nicht zuläßt. Ich möchte Ihnen nur zwei Zahlen nennen, aus denen Sie das ganze Elend des Entschädigungsverfahrens erkennen. Die Entschädigungsquote beläuft sich grundsätzlich auf $2^0/_{00}$ und bei Entwurzelten auf $5^0/_{00}$ des anerkannten Schadens. Was würde wohl hier ein deutscher Landwirt sagen, der z. B. ein Gut von 2000 Morgen verloren hätte und dafür mit 10 Morgen entschädigt würde!!

Und noch eins, meine Damen und Herren, ich halte es für zweckmäßig, hier von dieser Stelle aus festzustellen, daß wir Kolonialwirtschaftler, Pflanzer und Kaufleute, niemals den jedem Völkerrecht Hohn sprechenden Raub unseres kolonialen Privatbesitzes durch die Entente anerkennen werden. Der Fluch dieser bösen Tat wird sich sicherlich dereinst gegen seine Urheber wenden. Es mehren sich bereits die Stimmen im feindlichen Lager, die das an uns begangene Unrecht offen zugeben. Für uns ist jedenfalls das letzte Wort in dieser Frage noch nicht gesprochen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die wirtschaftliche Notwendigkeit eigener kolonialer Betätigung für Deutschland.

Heinrich Picht-Berlin.

Vortrag in der Vollversammlung am 18. September 1924.

Sehr geehrte Anwesende! Um Anhaltspunkte für die künftige Entwicklung eines bestimmten Gebietes menschlicher Betätigung zu gewinnen, muß man sich über dessen bisherige klar zu werden versuchen. Hierin, also in der Nutzanwendung für die Zukunft, liegt der Wert der Geschichtsforschung. Um dem mir gestellten Thema gerecht zu werden, muß ich daher einen ganz kurzen kolonialhistorischen Abriß voransetzen.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Völker verlief in ihren Anfängen bekanntlich so, daß das Gebiet, auf dem das betreffende Volk wohnte, ihm alles zum Lebensunterhalt Notwendige lieferte. Die Berührung mit Völkern, deren Boden andere Erzeugnisse trug, führte zum Warenaustausch. Immer weiter erstreckte sich das Austauschgebiet. Immer größer wurde der Drang, sich das beste, was fremder Boden trug, zur Verbesserung der eigenen Lebenshaltung zu beschaffen. Erleichtert durch die Einführung des Geldwesens entwickelt sich dieser Handel periodisch zu außerordentlicher Blüte. Das Altertum holt sich bereits aus den entferntesten Gebieten Waren, vor allem Luxuswaren.

Die Kaufleute, die anfänglich durch Karawanen oder Schiffsexpeditionen Warenaustausch betreiben, finden es allmählich zweckmäßiger, in den fernen Ländern kleine Niederlassungen zu begründen. Die Niederlassungen werden im Laufe der Zeit größer. Es bildet sich eine kleine Kolonie von Ausländern, Streitigkeiten mit den Ureinwohnern bleiben nicht aus, das Mutterland tritt schützend ein, der Kampf geht in einen Eroberungskampf über, nach dessen für den Eroberer meist glücklicher Beendigung das Gebiet unter dessen Oberhoheit kommt und die Bezeichnung „Kolonie" erhält.

So hat sich die anfänglich wirtschaftliche Betätigung fast immer in eine politische verwandelt. Die deutsche Kolonialgeschichte zeigt ähnliche Entwicklungsgänge, wenn auch andere Ausführungsmethoden, wie die Geschichte der übrigen Kolonialvölker. Auf einen freundlichen Warenaustausch folgt eben fast immer der Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

such, den andern zu überflügeln, was zu Konflikten führt, die in der Unterwerfung des verhältnismäßig ungeschulteren oder schwächeren Volkes endigen, bis dieses von seinen Eroberern, sei es augerottet, sei es entsprechend seiner Rasse oder seinem politischen Machtrest behandelt, sei es zwangsläufig, durch die Eroberer so erzogen wird, daß es im Laufe der Zeit diese wieder aus dem Lande entfernt, welche Alternativen bekanntlich eine Menge Zwischenstufen zulassen.

Die Mission höher entwickelter Völker ist es daher, die mit kolonialer Betätigung untrennbar verbundenen machtpolitischen Momente mit dem Fortschreiten der Entwicklung der Kolonie und deren Bevölkerung allmählich abklingen zu lassen, damit unter dem Einfluß steigender Gleichberechtigung ein friedlicher Warenaustausch sich entwickelt und dieser Zustand möglichst lange erhalten bleibt. Da eine vernünftige Kolonialbetätigung ihr Ziel in der Entwicklung, nicht in der Ausbeutung der kolonialen Gebiete sieht, so wird das Mutterland zweckmäßig alle Elemente zulassen, die eine solche Entwicklung zu fördern geeignet sind. Vor dem Weltkrieg waren denn auch alle Kolonien den Angehörigen aller zivilisierten Völker zur wirtschaftlichen Betätigung offen, bis auf Sperrgebiete sogenannter Konzessionsgesellschaften, die jedoch eine völlig veraltete Wirtschaftsform darstellen, worauf auch im Hinblick auf die bekannt gewordenen Schachtschen Vorschläge hingewiesen werden muß. Daß einzelne Mutterländer sich zollpolitisch Vorteile an ihren Kolonien sicherten — Deutschland hat das nie getan — ist in Anbetracht der Investierungskosten nicht als ganz unberechtigt zu bezeichnen. Aber eine derartige Tendenz darf nicht überspannt werden, da Kolonialbetätigung neben dem Nationalwirtschaftlichen eine hohe ethische Aufgabe einschließt: nämlich Neuland der Erde neben seiner und des Mutterlandes Förderung zugunsten aller übrigen Völker zu entwickeln. Deutschland kann mit Stolz darauf hinweisen, daß es in dem kleinen, ihm ereichbar gewesenen Kolonialreich sich auch letzterer Aufgabe stets bewußt geblieben ist; sehr im Gegensatz zu Frankreich, dessen Kolonialbetätigung nur zu oft ein völliges Verkennen dieser ethischen Aufgabe zeigt.

Die eben angestellte Betrachtung beleuchtet erneut das internationale Unrecht, das unsere Kriegsgegner durch die Wegnahme der deutschen Kolonien und des dortigen deutschen Privateigentums begangen haben, vor allem, wenn man an die außerordentlich neutrale Form unserer Kolonialbetätigung denkt. Die ganze Ideen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

losigkeit des Versailler Vertrages mit seinem absoluten Mangel an Verantwortungsgefühl gegenüber den Grundrechten entwickelter Nationen drückt sich in dieser Wegnahme aus.

Doch lassen Sie mich den ursprünglichen Faden wieder aufnehmen: Auf die vorerwähnte Weise entstanden nun ganze Zwischenhandelsvölker, d. h. solche, die auf die wichtigsten Kolonialgebiete Beschlag legten und den so erworbenen Vorrang sich von den Völkern bezahlen ließen, die zu spät auf dem Plan erschienen und dadurch in Abhängigkeit von ersteren kamen. Diese Abhängigkeit drängte nach Abstellung. Und so war es denn auch der Drang, in bezug auf sogenannte Kolonialwaren Selbstversorger zu werden, der in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutschland den Anstoß zu einer neuen Kolonialepoche gegeben hat. Je stärker sich die deutsche Industrie entwickelte, je stärker der Wunsch nach besserer Lebenshaltung im deutschen Volke auftrat, um so mehr erkannte man, daß nicht — worauf heute morgen schon ein Redner hingewiesen hat — die Reizmittel der Tropen, wie Kaffee, Tee, Tabak, Gewürze usw. die wichtigsten Bezüge darstellen, sondern daß viel wichtiger sind industrielle Rohstoffe oder Lebensmittel, die die heimischen Himmelsstriche nicht oder nur in begrenztem Umfange oder mit größerer Kraftanstrengung zu erzeugen vermögen. Als Beispiel hierfür diene pflanzliches Fett.

1 ha Raps erzeugt in Nordeuropa rd. 500 kg Oel,
1 ha Oelpalme in Westafrika rd. 2300 kg Oel.

So sehen wir denn, daß die größte Kolonialmacht, England, ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet hat, diejenigen Teile der Erde unter ihre Oberhoheit bzw. zur Entwicklung zu bringen, die für bestimmte, dem englischen Mutterlande notwendige Rohstoffe die besten Vorbedingungen bieten, also, um bei dem vorerwähnten Beispiel zu bleiben, für das Fettbedürfnis Westafrika, welches Beispiel sich bezüglich der Baumwolle in Aegypten und Indien wiederholt und sich in anderer Form beliebig wiederholen ließe.

Durch derartige Beschlagnahme von Rohstoffgebieten werden zunächst die Eingeborenen von der betreffenden Kolonialmacht abhängig bzw. von dieser erzogen. Das hat in Anbetracht des Umstandes, daß derartige Völker durch den Reichtum ihres Bodens — verglichen mit den Völkern kargerer Himmelsstriche — ein gewisses Faulenzerleben zu führen gewohnt sind, eine weitgehende Berechtigung. Hier sind die Stuhlmannschen Berechnungen von Interesse, wonach bereits 1908 die Exportwerte des in einer Pflan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zung tätigen und des unabhängigen Arbeiters sich wie folgt gestaltet haben. In Togo 266 M. zu 5 M., in Kamerun 337 M. zu 6 M., in Ostafrika 127 M. zu 64 Pfg. Auf absolute Richtigkeit erheben diese Zahlen keinen Anspruch, geben aber wertvolle Anhaltspunkte. Neben die zweifellos notwendige Abhängigkeit der Urbewohner vom Mutterland tritt aber noch die Rohstoffabhängigkeit aller derjenigen Völker, die infolge der Initiative eines andern Staates von derartigen Gebieten ausgeschlossen worden sind.

Gerade Deutschland bietet in dieser Beziehung ein Beispiel, und so war es berechtigt, ja unbedingt notwendig, daß Bismarck in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Frage deutschkolonialer Betätigung aufgriff und uns noch kurz vor Toresschluß ein wenn auch kleines, aber recht wertvolles Kolonialreich erwarb.

Wie gering diese deutschkoloniale Expansion gewesen ist, erkennt man daran, daß bei Kriegsausbruch England $^1/_5$, Rußland $^1/_6$, Frankreich $^1/_{12}$ der Erdoberfläche besaßen, Deutschland aber mit seinen 70 Millionen Einwohnern gegenüber etwa 39 Millionen in Frankreich und 37 in England nur $^1/_{40}$.

Es steht unzweifelhaft fest, daß die Motive für Deutschlands damalige Kolonialerwerbungen ausschließlich wirtschaftlicher und nicht machtpolitischer Natur gewesen sind, wenn auch der von unsern Kriegsgegnern immer wiederholte, dem deutschen Charakter wie den Tatsachen gleichermaßen widersprechende Vorwurf, wir verfolgten unter kolonialem Deckmantel machtpolitische Absichten, einen Schein — ich betone das Wort Schein! — von Berechtigung erhielt, dadurch, daß wir Gebiete erwarben, die als Rohstofferzeuger geographisch erst in zweiter Linie in Frage kamen. Hierbei muß allerdings beachtet werden, daß Deutschland infolge seines späten Auftretens keine große Wahl mehr geblieben war, und zwar um so weniger, als allein England in den letzten drei bis vier Jahrzehnten des abgeschlossenen Jahrhunderts sein Weltreich von 15 auf 30 Millionen qkm erweitert hatte.

Wie wenig der Vorwurf machtpolitischer Absichten in Verbindung mit kolonialer Betätigung Deutschland gegenüber berechtigt war, dafür ein Beispiel für viele. Der amtliche französische Jahresbericht über Kamerun für das Jahr 1923 enthält folgenden Absatz:

„Die Deutschen hatten in Kamerun keine Einrichtung geschaffen, die als Befestigung oder als militärischer oder als Flotten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stützpunkt angesehen werden könnten. Die 4—5 m hohen Mauern mit Zinnen, die die deutschen Verwaltungsposten umrahmen, waren lediglich ein Schutz gegen bewaffnete Eingeborene; gegen eine nach europäischem Muster bewaffnete Truppe bilden sie keinen Schutz. Die Vorschriften des Art. 22 der Völkerbundsbestimmungen des Versailler Vertrages über die Zerstörung von Festungen und militärischen Stützpunkten sind in Kamerun also von vornherein erfüllt gewesen."

Daß wir unsere Schutzgebiete allerdings so völlig ohne Schutz gelassen haben, ist ein Vorwurf, der der kaiserlichen Regierung nicht erspart werden kann. (Lebhafte Zustimmung.) Zwischen militärischen und Flottenstützpunkten einerseits, absoluter Vertrauensseligkeit andererseits gibt es immerhin gewisse Zwischenstufen. (Sehr richtig.)

Die vorher erwähnte geringe Auswahlmöglichkeit in bezug auf koloniale Gebiete ist auch eine Erklärung dafür, daß Deutschland einen Gesichtspunkt nicht beachten konnte, der die koloniale Entwicklung aller Völker maßgebend bestimmen wird. Wie anfangs ausgeführt, werden infolge verbesserter Lebenshaltung die Bewohner der kälteren Zonen immer stärker auf tropische Gebiete und deren Rohstoffe hingewiesen. Es erscheint wie ein Hinweis der Natur, daß kälteren Erdteilen jeweils tropische entsprechen; so dem europäischen Kontinent Afrika, Nord- und Südamerika schließen das tropische Amerika ein; Asiens tropische Ergänzungen sind Indien und der indische Archipel. Und nun die Schlußfolgerung: Was vor 100 Jahren kolonialpolitisch noch richtig sein konnte, ist es bei der gegen Ende des letzten Jahrhunderts erfolgten politischen Erstarkung anderer, in kälteren Erdzonen liegenden Staatsgebilde nicht mehr. Blut und Staatskapital für den Ausbau von Außenposten zu wagen, auf die der Wirtschaftsanspruch näherliegender, erstarkender Staatengebilde an Berechtigung wächst, ist gefährlich. Aehnliche Gedankengänge dürften dem italienischen Historiker Ferrero vorgeschwebt haben, als er unter Bezugnahme auf das Versailler Diktat den Satz schrieb, daß die Geographie nicht, wie Menschen glauben, dem Sieger als Magd zu dienen geneigt sei.

Eine derartige Betrachtungsweise soll wegen der scheinbar damit empfohlenen Kolonialbeschränkung keineswegs mit jener Kolonialablehnung verwechselt werden, die in dem Klein-Engländertum der englischen Liberalen der 40er bis 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts ihren Niederschlag und in der Haltung der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

linken Parteien des Reichstags ihre bedauerliche Nachahmung zu einer Zeit gefunden hat, da England sich längst vom Klein-Engländertum abgewandt hatte. Denn es hatte erkannt, daß nicht richtig ist, was Brentano einmal ausführte, daß es nämlich rein wirtschaftlich betrachtet, sogar vorteilhaft für ein Land ist, wenn ein anderes die Kosten der Kolonialverwaltung trägt, während es selbst die Geschäfte macht. Ein derartiges Vorgehen empfiehlt sich nur in den Gebieten, die als kurzfristige Kolonien bezeichnet werden könnten, d. h. in solchen, mit deren Verlust man in absehbarer Zeit rechnen muß, bei denen man also das Investierungsrisiko wie dasjenige politischer Konflikte zweckmäßiger andern überläßt. Bei lebensnotwendigen, infolge ihrer geographischen Lage oder der Art der Bevölkerung „langfristigen" Kolonien ist es durchaus falsch; denn zwischen Fahne und Handel besteht eine Wechselwirkung. Meist folgt zu Beginn die Fahne dem Handel, dann aber alsbald der Handel der Fahne.

Die letzten Monate bieten ein treffendes Beispiel, wie im Wege kolonialer Souveränität ermöglichte Rohstoffmonopolstellungen ausgenutzt werden können. Bekanntlich hat England in einem Teile seiner Kolonien gewaltige Kautschukplantagenkultur geschaffen, infolge deren steigender Erzeugung die Kautschukpreise unter den Punkt gefallen sind, der England einen ihm angemessen erscheinenden Gewinn läßt. Kurz entschlossen hat es daraufhin die Kautschukausfuhr kontingentiert, d. h. es läßt nur eine bestimmte Menge zollfrei aus den ihm unterstehenden Erzeugungsgebieten heraus. Den Schaden hiervon haben die Kautschukkonsumenten, vor allem die Vereinigten Staaten als größter Kautschukverbraucher der Welt, danach aber alle andern Völker der Erde.

Bei der steigenden Bedeutung Westafrikas für die Fettversorgung der Welt ist es zum mindesten wahrscheinlich, daß England einmal ähnliche Maßnahmen bezüglich der Oelpalmprodukte erläßt, sofern ihm die aufstrebende Palmölindustrie der holländischen Kolonien kein Paroli bietet. Die Geschädigten sind dann wieder diejenigen Völker, die nicht über genügend fettliefernde Gebiete verfügen. Volkswirtschaftlich gesprochen ist es also nicht richtig, daß man unter fremder Flagge ebenso arbeiten kann, wie unter der eigenen. Ja selbst ein so starker Staat wie England muß das verspüren, wie mutatis mutandis aus einem kürzlich gehaltenen Vortrag des bekannten englischen Nationalökonomen Keynes hervorgeht, in dem dieser unter Hinweis auf englische Bahnen in fremden Ländern ausführt: „Ich glaube, daß es nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch sehr wenige Länder in der Welt gibt, in denen im Besitz von Ausländern befindliche öffentliche Einrichtungen auf faire Behandlung rechnen können."

Wir haben bisher Kolonien nur in ihrer Eigenschaft als Rohstofflieferanten betrachtet. Nicht minder wichtig sind sie bekanntlich als Aufnahmebecken heimischer Erzeugnisse. Wenn einmal gesagt worden ist, daß ein Land wie Deutschland entweder Menschen oder Waren exportieren müsse, so ist dies doch wohl nicht ganz zutreffend. Richtiger würde es lauten: Menschen und Waren, und beides in erster Linie nach eigenen Kolonien, damit die wirtschaftliche Wechselwirkung zwischen Mutterland und Kolonie immer stärker wird. Durch die Menschen wird die Kolonie organisiert und entwickelt, gleichzeitig ein engeres völkisches Band geknüpft; durch die Waren wird der Rohstoffbezug bezahlt und anderen Volksgenossen das Verbleiben in der Heimat ermöglicht.

Wie wichtig eine Ausnutzung der je nach dem Klima der betreffenden Kolonie verschiedenen Siedlungsmöglichkeiten ist, worauf vorhin Herr Geheimrat Schmidt schon hingewiesen hat, geht u. a. auch daraus hervor, daß von sachverständiger Seite die Kaufkraft eines weißen Kolonisten auf das 50fache gegenüber der eines Eingeborenen geschätzt wird. Daß man dabei kolonialwirtschaftliche Betätigung nicht nach den Grundsätzen einer rein kaufmännischen Bilanz beurteilen darf, ist uns im Laufe unserer kurzen Kolonialbetätigung immer klarer geworden, vor allem bei der erstaunlichen Entwicklung, die unsere Schutzgebiete trotz der mangelnden Initiative nachbismarckscher Regierungskreise und trotz der ablehnenden Haltung des Reichstages, die ich aber nicht zuletzt auf erstere zurückführe, erlebt haben. Stieg doch der Gesamthandel unserer Schutzgebiete in den letzten zehn Jahren vor dem Kriege von 56 auf 286 Millionen, die eigenen Einnahmen von 14 auf 68 Millionen Goldmark.

Welch staatsmännischer Tiefstand drückt sich demgegenüber in jener bekannten Aeußerung Caprivis aus, als er, verärgert über die Ausgaben einer Kolonie, erklärte, er wolle ihr noch ein Probejahr gewähren, bevor er ihre Preisgabe erwäge.

In der Auswahl der Gebiete wohlüberlegte, koloniale Betätigung ist kein kurzfristiges Geschäft und die Kürze der Caprivischen Gedankengänge wie diejenige der kolonialfeindlichen Parteien des Reichstages tritt in solchen Aeußerungen zutage. Um so erfreulicher war es, daß bis zum Kriege die Stellungnahme zu unsern Kolonien sich selbst bei der Sozialdemokratie wesentlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geändert hatte, so daß im Frühjahr 1914 die sozialdemokratische Reichstagsfraktion zum ersten Male in ihrer Geschichte den Beschluß faßte, den Forderungen für neue Bahnbauten in den Kolonien zuzustimmen und ein sozialdemokratischer Abgeordneter an einem parlamentarischen Vortragsabend über koloniale Fragen im Jahre 1916 erklärte: „Wir wollen in unserer Existenz als Wirtschaftsmacht nicht von Englands Gnade abhängen", und ferner, „daß der Uebergang der deutschen Kolonien in feindliche Hände keine bleibende Tatsache werden dürfe, diese Ueberzeugung sitzt tief auch in den Herzen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft."

Daß diese Ansicht der breiten Massen sich nach der Revolution nicht geändert hat, geht aus der fast einstimmig (gegen nur wenige Stimmen der Unabhängigen) angenommenen Resolution der Nationalversammlung in Weimar hervor, die lautete:

„Die im Art. 19 des Satzungsentwurfs des Völkerbundes über die deutschen Kolonien getroffenen Bestimmungen sind mit dem in Punkt 5 des Wilsonprogramms aufgestellten kolonialen Friedensbedingungen nicht in Einklang zu bringen. Die Nationalversammlung legt gegen eine einseitige Aenderung dieser Bedingungen, die von Deutschland und den Alliierten als gemeinsame Grundlage für den Frieden angenommen sind, feierlich Verwahrung ein und fordert die Wiedereinsetzung Deutschlands in seine kolonialen Rechte."

Welcher Umschwung gegenüber den Zeiten der Kolonialskandale, deren Haltlosigkeit seitens der Regierung immer aufs neue nachgewiesen werden konnte. Hier zeigt es sich besonders klar, welche erziehliche Wirkung die Beschäftigung mit den Kolonien, ganz abgesehen von ihren wirtschaftlichen Vorteilen auf die Masse des Volkes im Sinne eines weltwirtschaftlichen und damit eines weltpolitischen Denkens ausübt. Durch die Beschäftigung mit kolonialen Dingen und damit mit überseeischen Dingen, hätte im Laufe der Jahre das deutsche Volk ganz automatisch erkannt, wie die Dinge in der Welt sich zuspitzten, wie die Kriege aus wirtschaftlicher Eifersucht entstehen und England trotz aller Friedensbeteuerungen Deutschlands doch in kurzem zum Schwerte greifen würde, entsprechend dem Ausspruch des Lord Hardwick im Jahre 1743: „Wenn unser Wohlstand zurückgeht, so ist es an der Zeit, den Handel der Nation zu vernichten, die uns von den Märkten verdrängt, indem wir ihre Schiffe von dem Weltmeere treiben und ihre Häfen blockieren." (Hört, Hört!) In der Kolonialbetätigung Englands, soweit sie nicht eine deutsch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

koloniale Expansion zu verhindern suchte, lag demnach zweifellos ein dem europäischen Frieden förderliches Moment, da England in dem Handel mit seinen Kolonien einen Ausgleich für die Verluste auf dem Weltmarkt finden konnte. Auf letzterem hatte Deutschland bereits England überflügelt, führte es doch ohne Kolonien 8,9 Milliarden, England aber nur 6,1 Milliarden auf den freien Weltmarkt aus. Der Chamberlainsche Plan, das englische Reich zollpolitisch zusammenzuschließen, war daher im Interesse des Völkerfriedens nicht unberechtigt. Unsere industrielle Entwicklung wäre dann vielleicht etwas ruhiger verlaufen, die englische Furcht vor der deutschen Konkurrenz nicht in dem gleichen Umfang geweckt worden. „Mit Kanonen suchte daher das England von 1914 zu erreichen, was Chamberlain 1906 mit Zöllen mißlungen war." Daß solche Zölle im Interesse der eigenen Bürger keine Prohibitivzölle sein durften und dürfen, braucht hier um so weniger betont zu werden, als wir in Deutschland an Geld- und Industriesyndikaten genügend Erfahrung in dieser Richtung haben sammeln können. Fassen wir alles zusammen, so kommen wir wiederum zu dem Schluß, daß die Abschneidung von einem erweiterten eigenen Betätigungsfeld, d. h. der Raub von Deutschlands Kolonien, grundfalsch gewesen ist. Hier paßt das Wort: „Es war mehr als ein Fehler, es war eine Dummheit."

Für uns ist der Krieg eine harte Schule gewesen oder hätte es zum mindesten sein können, welche harte Schule wir durch längere Beschäftigung mit kolonialen Fragen und dadurch rechtzeitiges Erkennen der Weltgegensätze möglicherweise hätten vermeiden können. Heute können wir nur zurückdenken an das, was deutsche Arbeitskraft in den deutschen Schutzgebieten geleistet hat und müssen den kolonialen Gedanken im Volke aufrecht erhalten als Brücke zum Wiedererwerb der unsere Volkswirtschaft ergänzenden Kolonien, um mit ihnen von der Herrschaft andrer Völker befreite Rohstoffländer, eigene Absatzbecken für einen Teil unseres Ueberschusses an Waren und Menschen und eine stete Schule weltwirtschaftlichen Denkens zu erhalten. Auch uns ist es, wie jedem höherstehenden Volke, angeboren, in der Zivilisation zurückgebliebenen Völkern Fortschritte zu bringen. Das Wort der Kolonialmission ist für uns Deutsche kein leeres Schlagwort, sondern eine hohe Aufgabe, der sich das deutsche Volk bis zu dem Tage, da ihm die Kolonien weggenommen worden sind, in würdiger Weise unterzogen hat, ja, ich stehe nicht an zu sagen, in würdigerer Weise als alle anderen Völker, da dabei die eigenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Interessen oft hintangesetzt wurden. Wenn wir daran denken, wer heute die Früchte des in unsern Kolonien Geschaffenen genießt, so drängen sich die Worte auf die Lippen, die ein kernhafter Deutscher vor Hunderten von Jahren ausgesprochen hat und die mir als Schlußworte die geeignetsten erscheinen, die Worte des Großen Kurfürsten:

„Wem noch einig teutsch Blut um sein Herz warm ist, muß darüber seufzen und weinen! Wem sein Vaterland lieb ist, muß die unglücklichen Zeiten beklagen: Wir haben unser Gut, wir haben unser Blut, wir haben unsere Ehre und Namen dahingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns schier zu Dienstknechten um fremde Nationes berühmet, uns des uralten hohen Namens fast verlustig und diejenigen, wo wir vorhin kaum kannten, damit herrlich gemacht haben."

(Lebhafter Beifall.)

Die neue Form der Ueberseegesellschaft.

Dr. Walter **Hartmann.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Meine Damen und Herren! Die ungeheuere Verarmung, der in der Inflationszeit weiteste Schichten des deutschen Volkes verfallen sind, hat den Möglichkeiten der Vereinigung zersplitterter kleiner Kapitalien für den Aufbau und Betrieb größerer Unternehmungen erhöhte Bedeutung verschafft. Dies gilt insbesondere für koloniale und Ueberseeunternehmungen. Der deutsche Kolonial- und Ueberseemann hat zwar unter der Inflation weniger gelitten als der Inlanddeutsche. Diese Tatsache kann ihm aber wenig Trost bieten, denn sie beruht auf der weiteren betrüblichen Tatsache, daß er meist schon vor der Inflation sein Vermögen restlos verloren hatte; war doch das deutsche Privateigentum im Auslande, insbesondere in den deutschen Kolonien, schon im Jahre 1919 auf Grund des Versailler Diktates von den meisten Staaten des Feindbundes zugunsten des Reparationskontos liquidiert oder, auf gut deutsch gesagt, gestohlen worden. Wollte und will der deutsche Uebersee- und Kolonialmann die Erfah-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungen, Beziehungen und Kenntnisse, die er draußen erworben hat, erneut für sich nutzbar machen, so wird er in der Regel darauf angewiesen sein, an den Kapitalmarkt zu appellieren, d. h. sich an eine Vielheit von Einzelkapitalisten zu wenden, um sein Unternehmen zu finanzieren oder mit anderen Worten: er muß eine Gesellschaft gründen. In Vorkriegszeiten stand ihm, soweit er sich in den deutschen Kolonien betätigen wollte, hierfür die Form der deutschen Kolonial-Gesellschaft zu Gebote. Sie war die beliebteste Form für größere koloniale Unternehmungen, weil sie, ähnlich wie die Aktiengesellschaft, eigene Rechtspersönlichkeit besaß, die Heranziehung vieler Teilhaber gestattete, ihnen keine über ihren Anteil hinausgehende Haftung für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft auferlegte und andererseits im Gegensatz zur Aktiengesellschaft von den vielen starren Regeln und Formvorschriften des Aktienrechts befreit war und in ihrer Organisation ganz nach dem Willen der Gründer den Bedürfnissen des einzelnen Falles angepaßt werden konnte. Nachdem wir unsere Kolonien durch das Versailler Diktat vorläufig verloren haben, ist es nicht mehr möglich, Kolonial-Gesellschaften neu zu gründen, da das Schutzgebietsgesetz die Form der Kolonial-Gesellschaft ausdrücklich nur für Gesellschaften vorsieht, deren ausschließliches Betätigungsfeld in den deutschen Kolonien liegt. Von den Gesellschaftsformen des deutschen Rechts mit eigener Rechtspersönlichkeit bleiben für neu zu gründende Unternehmungen daher nur die der Gesellschaft mit beschränkter Haftung und der Aktiengesellschaft übrig. Diesen Formen haften jedoch mancherlei Mängel an, welche sie für die Betätigung deutscher Unternehmungen im Auslande als untauglich erscheinen lassen. Bei der Gesellschaft mit beschränkter Haftung ist namentlich an die Schwerfälligkeit der Uebertragung der Gesellschaftsanteile zu denken, welche an die gerichtliche oder notarielle Beurkundung der Uebertragungserklärung gebunden ist, ferner an die Bestimmung, daß jede Gesellschafterversammlung durch eingeschriebene Briefe an sämtliche Gesellschafter einberufen werden muß, daß jedermann im Handelsregister nachsehen darf, wer die Beteiligten und wie hoch ihre Beteiligungen sind usw. Es kommt hinzu, daß mit dieser Gesellschaftsform mangels jeder ernsthaften Prüfung des Gründungsherganges Schwindel getrieben werden kann und leider auch getrieben worden ist, so daß die G. m. b. H. als solche vielfach starkem Mißtrauen begegnet. Der Berliner Volksmund

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat ja bekanntlich, treffend wie immer, dieses Mißtrauen in dem lapidaren Satz ausgedrückt: „G. m. b. H. bedeute: Gehste mit, biste hin."

Auch die Aktiengesellschaft weist mancherlei Schattenseiten gerade für die Auslandsunternehmung auf. Als hauptsächlichste Mängel erwähne ich folgende:

Das Handelsgesetzbuch schreibt für eine Reihe von wichtigen, eine Verzögerung nicht duldenden Anmeldungen, z. B. von Kapitalerhöhungen, Unterschriften sämtlicher Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrates in beglaubigter Form vor. Diese Vorschrift kann für überseeische Unternehmungen sehr unbequem werden, bei denen es die Regel ist, daß die Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrates in verschiedenen Erdteilen ansässig sind.

§ 260 H. G. B. verlangt die Vorlegung des Jahresberichtes und der Bilanz bei der Generalversammlung binnen höchstens 6 Monaten nach Abschluß des Geschäftsjahres; das ist bei manchen überseeischen Unternehmungen eine glatte Unmöglichkeit.

Die Formen zur Beschaffung neuen Kapitals für Aktiengesellschaften beschränken sich auf wenige Typen. Im wesentlichen kann neues Kapital nur durch Begebung neuer Stammaktien, unter Umständen auch von Vorzugsaktien, oder durch Begebung von Obligationen beschafft werden. Die vielen Typen der Kapitalbeschaffung, die insbesondere im angelsächsischen Auslande gang und gäbe sind, sind den deutschen Aktiengesellschaften verschlossen. Dadurch wird es ihnen in vielen Fällen unmöglich gemacht, auch ausländisches Kapital heranzuziehen, auf dessen Mitwirkung wir bei unserer Verarmung gerade für überseeische Unternehmungen Wert legen müssen.

Ein vierter Mangel ist auf die Vorschrift des Handelsgesetzbuches zurückzuführen, daß die Bilanz in Reichswährung aufzustellen ist. Diese Vorschrift kann für viele Unternehmungen, welche ihre hauptsächlichsten Einnahmen und Ausgaben in Pfund Sterling, Pesos, Milreis oder einer sonstigen fremden Währung haben, sehr unbequem werden. Es kann vorkommen, daß eine deutsche Aktiengesellschaft, welche in Brasilien gute Geschäfte gemacht und einen Milreisgewinn erzielt hat, in ihrer Renten- oder Goldmarkbilanz einen Verlust ausweisen muß, weil die brasilianische Währung in dem betreffenden Geschäftsjahr einen erheblichen Rückgang erlitten hat. Hindernd wirkt die Vorschrift der Bilanzierung in Reichsmark auch auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Kapitalbeschaffung bei ausländischen Geldgebern, solange bei diesen noch ein Mißtrauen gegen die Wertbeständigkeit der deutschen Währung besteht. Ein Amerikaner wird nun einmal sich an einer deutschen Gesellschaft lieber mit einer auf Dollar lautenden Aktie oder Schuldverschreibung beteiligen, als mit einer solchen auf Renten- oder Goldmark.

Ein fünfter Mangel, der jedoch nicht nur die Aktiengesellschaft, sondern jede deutsche Gesellschaft betrifft, liegt in ihrer hohen steuerlichen Belastung. Die Gewinne einer in Deutschland ansässigen Gesellschaft unterliegen bekanntlich der Körperschaftssteuer, die für den ausgeschütteten Teil des Gewinns zurzeit 45%, für den den Reserven zugeführten Teil 20% beträgt. Ferner werden vom Gewinn unter Umständen noch staatliche und gemeindliche Gewerbesteuern erhoben. Das Vermögen der Gesellschaft unterliegt der Vermögenssteuer. Eine Fülle anderer außerordentlicher Steuern auf das Vermögen liegt zwar hinter uns; ich erinnere da nur an das Reichsnotopfer, die Zwangsanleihe, die Brotversorgungsabgabe und die Rentenbankumlage. Ich habe aber zu dem Reichsfinanzministerium das feste Vertrauen, daß es mit diesen außerordentlichen Vermögensabgaben seine Erfindungsgabe nicht erschöpft haben, sondern uns weitere derartige Vermögenssteuern bescheren wird. Eine neue sehr erhebliche Belastung erwächst den deutschen Gesellschaften aus den Dawes-Gesetzen. Die im Industriebelastungsgesetz vorgesehene Obligationsschuld der Industrie, welche nach der augenblicklichen Rechtslage auch die sich lediglich im Auslande betätigenden deutschen Gesellschaften und auch erst neu zu gründende Gesellschaften aller Art erfaßt, ergreift etwa 20% des Vermögens der deutschen Gesellschaften und bürdet ihnen praktisch eine Zins- und Tilgungslast von 6% dieser 1/5 des Vermögens betragenden Schuld auf. Es liegt auf der Hand, daß eine sich im Ausland betätigende Gesellschaft, die mit derartig hohen Inlandslasten beschwert ist, und meist doch auch noch in dem fremden Lande, in dem sie ihren Betrieb hat, Steuern zahlen muß, gegenüber anderen dort tätigen nichtdeutschen Gesellschaften von vornherein stark gehandicapt ist und weitaus höhere Generalunkosten auf ihren Umsatz und ihre Erzeugnisse einzusetzen hat als nichtdeutsche Gesellschaften.

Alle diese Gründe legen es dem deutschen Unternehmer nur allzu nahe, von der Gründung einer deutschen Aktiengesellschaft abzusehen und statt ihrer die in dem betreffenden Lande ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bräuchliche, der deutschen Aktiengesellschaft ähnliche Gesellschaftsform zu wählen, also die Limited Company des englisch-amerikanischen Rechts, die sociedad anonima der Spanier, die naamlooze Vennootschapp der Holländer usw. Damit wird der Sitz der Gesellschaft in das fremde Land verlegt, die Generalversammlungen werden dort abgehalten und die Verwaltung dort geführt. Für einen steuerlichen Zugriff des Reiches kommen solche Gesellschaften natürlich überhaupt nicht in Frage. Es ist unvermeidlich, daß über kurz oder lang solche Gesellschaften, auch wenn sie von Deutschen gegründet und geleitet sind, der deutschen Wirtschaft und dem deutschen Volkstum verloren gehen.

Diese für jeden Deutschen betrübliche Prognose hat den leider viel zu früh dahingegangenen Direktor der Deutschen Togo-Gesellschaft, Friedrich Hupfeld, Anfang des Jahres 1924 veranlaßt, den Gedanken der Schaffung einer neuen Rechtsform an Stelle der dahingegangenen deutschen Kolonial-Gesellschaft zur Erörterung zu stellen. Seine Anregung ist von dem Kolonialwirtschaftlichen Fachausschuß der Berliner Industrie- und Handelskammer mit Eifer aufgenommen und zum Entwurf eines Gesetzes für die Errichtung von Auslandsgesellschaften verdichtet worden, der den zuständigen Reichsministerien zur Prüfung unterbreitet worden ist. Die Grundzüge des Entwurfs sind die folgenden:

Im Gegensatz zu der von Hupfeld propagierten Uebersee-Gesellschaft spricht der Entwurf von der Auslandsgesellschaft. Die neue Form würde mithin auch für Gesellschaften, die sich im kontinentalen Auslande, insbesondere in Rußland und Sibirien, betätigen, zu Gebote stehen. Daß die Teilnahme Deutschlands am Wiederaufbau Rußlands nach Verschwinden oder evolutionärer Entwickelung des bolschewistischen Regimes eine Aufgabe von größter Wichtigkeit für Deutschland ist und die gleiche Förderung verdient wie die Betätigung in Uebersee, brauche ich hier nicht näher darzulegen; hoffen wir doch alle, daß diese Aufgabe weitesten Schichten der deutschen Intelligenz und Unternehmerschaft lohnende und befriedigende Beschäftigung bringen und Deutschland zu einer entscheidenden Erstarkung seiner wirtschaftlichen und politischen Stellung in Europa verhelfen wird. Hinsichtlich der Gründung und Organisation lehnt sich der Entwurf an das alte Schutzgebietsgesetz und die in ihm enthaltenen Bestimmungen über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Kolonialgesellschaft an. Wie im Schutzgebietsgesetz wird zur genügenden Abgrenzung des Begriffes der Auslandsgesellschaft von anderen Gesellschaften die Betätigung im Auslande als ausschließlicher Gegenstand des Unternehmens gefordert. Es ist dies notwendig, um nicht anderen Gesellschaften, welche ihren Betrieb oder den Hauptteil ihres Betriebes im Inlande haben, die Benutzung der mit mancherlei Privilegien auszustattenden Form der Auslandsgesellschaft zu ermöglichen und damit Umgehungen Tür und Tor zu öffnen. Hinsichtlich der Organisation gibt der Entwurf den Auslandsgesellschaften weitestgehende Bewegungsfreiheit. Der Gesellschaftsvertrag muß nur die landläufigen Bestimmungen über den Erwerb und den Verlust der Mitgliedschaft, die Vertretung der Gesellschaft Dritten gegenüber, über die Befugnisse der Gesellschaftsorgane, über die Rechte und Pflichten der einzelnen Mitglieder, über die Jahresrechnung und die Verteilung des Gewinnes usw. enthalten. Wie sich aber die Gesellschaft einrichtet, ist ihr selbst überlassen. Hiernach sind insbesondere die Institute des Vorstandes und Aufsichtsrates im aktienrechtlichen Sinne nicht obligatorisch, vielmehr kann das Schwergewicht der Geschäftsführung von der Direktion in einen Verwaltungsrat verlegt werden, der gleichzeitig die Aufsichtsbefugnis über die Betriebsdirektion an Ort und Stelle hat, wie es sich für überseeische Gesellschaften nach dem Vorbilde der angelsächsischen Limited Company vielfach als zweckmäßig erwiesen hat. Die Freiheit der Organisation muß sich auch auf die Freiheit der Wahl der Währung erstrecken, in welcher die Gesellschaft bilanzieren will. Hat sie die Pfundwährung gewählt, und verpflanzt sie den Hauptteil ihrer Betriebe nach Südamerika in das Gebiet des Pesos oder Milreis, so muß es ihr auch gestattet sein, von einer Währung zur anderen überzugehen. Auch in der Wahl der Kapitalbeschaffungsformen würde die Auslandsgesellschaft nach dem Entwurf völlige Freiheit haben, sie könnte also den Aktien entsprechende Anteile begeben, diese Anteile mit Bauzinsen ausstatten, die sie halbjährlich oder alljährlich einmal ausschütten könnte, sie könnte auch convertible bonds und sonstige Vorzugsanteile begeben, wofern dies im Gesellschaftsvertrage gestattet ist. Bezüglich der convertible bonds sei mir ein kurzes Wort verstattet. Convertible bonds sind Schuldverschreibungen, die der Inhaber jederzeit in Aktien umwandeln kann. Mit der Umwandlung wird aus dem bisherigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gläubiger der Gesellschaft ein Aktionär der Gesellschaft. Für die gesetzliche Einführung dieses Typus in das deutsche Aktienrecht wird gegenwärtig in Deutschland eine geräuschvolle Propaganda entfaltet. Ich würde es als ein Unglück ansehen, wenn diese Propaganda Erfolg hätte. Sie sehen, m. D. und H., aus der Begriffsbestimmung des convertible bond schon ohne weiteres, welche außerordentliche Machtstellung dem Inhaber des convertible bond eingeräumt wird. Er ist Gläubiger der Gesellschaft mit fest begrenzten Ansprüchen auf Verzinsung und Rückzahlung und Vollstreckungsrechten in die Vermögenssubstanz der Gesellschaft im Falle der Nichtbefriedigung dieser Zins- und Rückzahlungsansprüche. Er kann aber jederzeit auch Teilhaber und Aktionär der Gesellschaft werden. Er wird solange Gläubiger bleiben, als die Gesellschaft nicht absolut gesichert dasteht und ihre Rentabilität seinen Zinsanspruch nicht übersteigt. Sobald die Gesellschaft aber wirklich ins Verdienen kommt, wird er auf seine zwar gesicherte, aber ziffernmäßig beschränkte Position als Gläubiger der Gesellschaft verzichten und als Teilhaber an den erhöhten Gewinnen und den Entwicklungsmöglichkeiten der Gesellschaft in vollem Umfange teilnehmen. Gegen die Einräumung einer solchen bevorzugten Position an einen in- oder ausländischen Geldgeber wird dann nicht viel einzuwenden sein, wenn es sich darum handelt, die Gesellschaft erst aufzubauen, ihre Vermögenssubstanz mit dem Gelde des Kreditgebers erst zu schaffen. Man wird es hier dem inländischen oder ausländischen Geldgeber nicht verdenken können, wenn er in der risikoreichen Zeit des Aufbaues zunächst noch die Hand auf der Vermögenssubstanz der Gesellschaft, die von ihm herstammt, haben, später aber über sein eingezahltes Kapital hinaus Anteil am Gewinn und an dem durch den Unternehmer erarbeiteten Vermögen der Gesellschaft haben will. So liegt die Sache vielfach bei Unternehmungen in Uebersee, mit denen ein besonderes Risiko verbunden ist, weshalb sich gerade dort die Form des convertible bond für die erste Kapitalbeschaffung entwickelt hat. In dieser Lage sind wir Deutschen jetzt wieder, wenn wir uns erneut in Uebersee betätigen wollen. Wir müssen dort von Grund aus anfangen; die Vermögenssubstanz der Gesellschaft wird mit dem Gelde des in- oder ausländischen Geldgebers überhaupt erst geschaffen. Deswegen stehe ich nicht an zu empfehlen, daß die Möglichkeit der Kapitalbeschaffung vermittelst der Ausgabe von convertible bonds für die Auslands-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gesellschaft nicht verschlossen wird. Ganz anders liegt die Sache jedoch bei den deutschen Inlandsgesellschaften. Hier, im deutschen Inlande, ist eine riesenhafte, wohl ausgebaute Industriemaschine vorhanden, die augenblicklich nur mangels ausreichenden Schmieröls, d. h. flüssigen Betriebskapitals, etwas eingerostet ist und zur Ankurbelung fremden Geldes bedarf. Es liegt deshalb keinerlei Grund vor, den ausländischen Geldgebern die geschilderte außerordentliche Machtposition des Inhabers von convertible bonds zu geben, denn ihr Geld schafft nicht erst die Vermögenswerte, die sie vermittelst der Gläubiger- und Vollstreckungsrechte des bonds-Inhabers bei schlechter Konjunktur an sich reißen könnten, sondern befruchtet die vorhandene Anlage nur. Dafür soll man den ausländischen Geldgebern entweder eine entsprechende Verzinsung ihres dargeliehenen Kapitals geben oder sie von vornherein als Teilhaber und Aktionär aufnehmen. Beide Rechtspositionen für den ausländischen Geldgeber inländischer Industrieunternehmungen im convertible bond miteinander zu verknüpfen, heißt aber, die Gefahr heraufbeschwören, daß wichtige Teile unseres wertvollsten Aktivums, unserer Industrieanlagen, bei schlechten Konjunkturen für Zinsrückstände und ähnliche Lappalien in ausländische Hände übergehen und das Erstgeburtsrecht des deutschen Aktionärs an der deutschen Industrie um des Linsengerichts niedrigerer Zinsen willen an das Ausland verkaufen. Ich bitte also, aus meiner Empfehlung des convertible bond für die Auslandsgesellschaft keinen Schluß auf eine Befürwortung der allgemeinen Einführung dieser Form in das deutsche Aktienrecht ziehen zu wollen.

Das notwendige Korrelat der weitestgehenden Bewegungsfreiheit der Auslandsgesellschaft in Organisations- und Kapitalbeschaffungsmöglichkeiten ist die Genehmigung der Errichtung der Gesellschaft und ihre Beaufsichtigung durch behördliche Stellen. Diesen Genehmigungszwang haben wir bereits bei den deutschen Kolonialgesellschaften gehabt, welche erst mit der von Bundesrat und Reichskanzler zu erteilenden Konzession ins Leben traten. Im Interesse der Beschleunigung der notwendigen Prüfung und der Erteilung der Genehmigung dürfte es künftighin genügen, wenn der Reichskanzler die Genehmigung erteilt und von einer Befassung des Reichsrates abgesehen wird. Die behördliche Aufsicht hätte sich, wie bisher, lediglich darauf zu erstrecken, daß die Gesellschaft ihren statu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tarischen Verpflichtungen nachkommt, und wäre in die Hände der Abteilung für Kolonialangelegenheiten beim Auswärtigen Amt oder auch in die Hände des Handelsregisterrichters zu legen. Schlechte Erfahrungen sind mit der behördlichen Aufsicht in den vergangenen Friedenszeiten nicht gemacht worden, weshalb ich nicht anstehe, sie auch für die künftige Auslandsgesellschaft zu empfehlen, weil andernfalls die grundsätzliche Freiheit von den einengenden und beschränkenden Vorschriften des Handelsrechts für Aktiengesellschaften für sie kaum erlangbar sein dürfte.

Ebenso wie für die Gründung müßte für die Umwandlung anderer Gesellschaften, z. B. der deutschen Kolonialgesellschaft oder deutscher Aktiengesellschaften, in die Form der Auslandsgesellschaft die Genehmigung durch den Reichskanzler vorgeschrieben sein. Diese Umwandlung müßte an möglichst einfache Formen gebunden werden. Ein entsprechender Beschluß der Generalversammlung der bisherigen Aktiengesellschaft oder Kolonialgesellschaft mit einer Mehrheit von 3/4 der in der Generalversammlung vertretenen Stimmen dürfte neben der Genehmigung des Reichskanzlers genügen. Ebenso wie die Umwandlung anderer Gesellschaften in die Form der Auslandsgesellschaft müßte die Vereinigung mehrerer Auslandsgesellschaften im Wege der Fusion oder eine Vereinigung einer Auslandsgesellschaft mit einer Kolonialgesellschaft oder einer Aktiengesellschaft gestattet sein.

Meine Damen und Herren! Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die bisher erörterten Vorschläge für den Inhalt des neuen Gesetzes über die Auslandsgesellschaften ohne große Schwierigkeiten die Zustimmung der Gesetzgeber finden werden, da das Bedürfnis nach einer Gesellschaftsform in der dargelegten freien Gestaltung unverkennbar ist. Manche der aufgestellten Forderungen decken sich auch mit Wünschen, die schon seit geraumer Zeit für unser deutsches Aktienrecht laut geworden sind und wohl auch einmal zu einer Reform des Aktienrechtes führen werden. Es wird sich aber nicht empfehlen, im Hinblick auf diese allgemeine Reformhoffnungen von dem Erlaß eines besonderen Gesetzes für die Auslandsgesellschaften abzusehen. Denn die Reform des Aktienrechtes ist ein allzu weites Feld, das sicher nicht so schnell beackert werden kann, wie es notwendig erscheint, um dem deutschen Unternehmungsdrang ins Ausland alsbald die erforderliche rechtliche Grundlage deutschen Ursprungs zu geben. Ich hoffe also, daß dieser Teil der Wünsche der deutschen Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

landsinteressenten, der sich in die Worte zusammenfassen läßt: Freie Bahn für die rechtliche Ausgestaltung der Auslandsgesellschaft! bei den zuständigen Regierungsstellen und beim Reichstage Verständnis und Förderung finden wird.

Nicht minder wichtig ist der 2. Teil der Forderungen des Kolonialwirtschaftlichen Ausschusses der Berliner Industrie- und Handelskammer an den Inhalt des Gesetzes über die Auslandsgesellschaft, die Forderung nach Gewährung von Steuervergünstigungen für die Auslandsgesellschaften. Gegen diese Forderung wird sich vielleicht das begreifliche Interesse des Reichsfinanzministeriums an Erhaltung aller möglichen Steuerquellen für den ungeheuren Bedarf des Reiches und an gleichmäßiger Belastung aller deutschen Steuerpflichtigen geltend machen. Ich hoffe jedoch, daß ein dieser grundsätzlichen Einstellung etwa entspringender Widerstand sich überwinden lassen wird. Tatsächlich handelt es sich ja gar nicht darum, daß dem Reiche Steuerquellen beschnitten oder entzogen werden sollen. Denn soviel ist klar, bleibt es dabei, daß sich ausschließlich im Auslande betätigende deutsche Gesellschaften den deutschen öffentlichen Lasten und Steuern, wie ich sie vorhin geschildert habe, in vollem Umfange unterworfen sind, so wird eben keine deutsche Unternehmung im Auslande in der Form einer deutschen Gesellschaft gegründet und betrieben werden können; sie wird stets ihren Sitz im Auslande nehmen und sich in das Gewand der in dem betreffenden fremden Lande gebräuchlichen Gesellschaftsform kleiden müssen. Ein aus nationalen und sonstigen Gesichtspunkten heraus entspringender Wunsch, die deutsche Gesellschaftsform zu wählen, würde an der harten Tatsache scheitern, daß sich das Unternehmen damit gegenüber anderen ausländischen Unternehmungen desselben Geschäftszweiges von vornherein konkurrenzunfähig macht. Es handelt sich also nicht darum, dem Reiche Steuerquellen wegzunehmen, sondern umgekehrt, ihm solche zu erschließen, indem man die Steuerbelastung von Gesellschaften, die sich ausschließlich im Auslande betätigen, so bemißt, daß diese Lasten die Gründung neuer deutscher Gesellschaften im Auslande nicht unmöglich machen. Mit Erlaß einer solchen Vorschrift würde man sich auch mit dem Grundgedanken des internationalen Steuerrechts im Einklang befinden, daß der Staat des Sitzes der Gesellschaft das Vorrecht auf die Steuerkraft der Gesellschaft habe; er, der der Gesellschaft und ihren Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

triebsstätten in erster Linie die Ruhe und Sicherheit ertragreicher Arbeit gewährleistet, hat dafür auch in erster Linie den Anspruch auf das Aequivalent dieser Leistung, die Steuerzahlung. Ermäßigungen der deutschen Steuerlast bedeuten also keine Steuervergünstigung, sondern nur die Ausschaltung untragbarer Doppelbesteuerung.

Wie die Steuerermäßigungen aussehen müssen, darüber will ich mich heute nicht verbreiten. In Frage kämen in erster Linie eine Erleichterung der Vermögenssteuerlast und der Lasten aus den Dawes-Gesetzen. Eine Handhabe in letzter Richtung scheinen mir die §§ 3 und 4 des Aufbringungsgesetzes vom 30. August 1924 zu bieten, welche vorsehen, daß bei den Umlegungen der Verzinsungs- und Tilgungslast bezüglich der Industrieobligationen auf zwingende Billigkeitsgründe und auf die Ertragsfähigkeit der einzelnen Betriebsvermögen Rücksicht genommen werden dürfe. Da Unternehmungen in exotischen Ländern an sich mit größeren Risiken als inländische Unternehmungen und außerdem mit den Steuern und öffentlichen Lasten des betreffenden auswärtigen Staates zu rechnen haben, wird von vornherein eine mindere Ertragsfähigkeit der Auslandsgesellschaften angenommen und daraufhin ein niedrigerer Satz für ihre Heranziehung zur Aufbringung der Lasten aus den Dawes-Gesetzen festgesetzt werden können. Ohne Steuervergünstigungen würde jedenfalls die deutsche Auslandsgesellschaft, auch wenn sie im übrigen in den Vorschriften über die Gründung und Organisation allen Wünschen der Interessenten entsprechen würde, ein totgeborenes Kind sein. Mit den Steuervergünstigungen wird sie dagegen den zahlreichen Deutschen mit kolonialer und Auslandserfahrung die Möglichkeit nutzbringender Verwertung ihrer in einem langen Auslandsleben erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen bieten, dem Deutschen Reiche Steuerzahler erhalten und zuführen und die koloniale und Ueberseetätigkeit unter eigener deutscher Firma und Flagge neu beleben. Mit dem Erlaß des Gesetzes über die Auslandsgesellschaft würden Reichsregierung und Reichstag das ihrige tun, um auch dem Auslande die kolonisatorische Befähigung des Deutschen erneut vor Augen zu führen und so gegen die dreisteste aller Lügen des Versailler Friedensdiktates wirksam anzukämpfen, die Lüge, daß das Deutsche Reich wegen mangelnder kolonisatorischer Befähigung seiner Angehörigen Kolonien in Uebersee nicht verdiene.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Mosler,** Mitglied der Industrie- und Handelskammer und Vorsitzender deren Kolonialwirtschaftlichen Fachausschusses, Berlin: Jedes Volk, welchem die verhängnisvollen Erscheinungen der Uebervölkerung drohen, und das auf industrielle Ausfuhr angewiesen ist, muß sich Möglichkeiten zur Betätigung über See und im Auslande schaffen. Deutschland muß also die Form der Gesellschaftsbildung besitzen oder schaffen, welche auch angesichts der Kapitalarmut kleinere Wirtschaftsgebilde in zweckmäßiger Weise ermöglicht. Der Kolonialwirtschaftl. Fachausschuß der Industrie- und Handelskammer hat auf Grund von Anregungen aus seiner Mitte die ganzen Fragen eingehend erörtert, und zwar zunächst auf breiterer Grundlage unter Berücksichtigung auch der Interessen der bestehenden über See tätigen Aktiengesellschaften neben den Lebensnotwendigkeiten der älteren Kolonialgesellschaften und der an Neugründungen interessierten Kreise. Unsere Eingabe an die Ministerien gibt das Resultat der tiefgründigen Beratungen wieder, scheidet aber die Interessen der bestehenden über See tätigen Aktiengesellschaften aus. In überzeugender Weise hat der Vortragende dargelegt, daß weder die Form der G. m. b. H. noch der Aktiengesellschaft als künftiges Wirtschaftsgebilde für die Betätigung über See oder im Auslande genügen kann. Die Tatsache, daß solche Wirtschaftsgebilde ihre Betriebe, ihre Anlagen und ihre Verdienste in einer fremden Währungsrechnung haben, die zurzeit gebotenen heimischen Gesellschaftsformen aber die Reichswährung zur Bedingung machen, rechtfertigt das Gebot nach einem Wirtschaftsgebilde in beweglicher Form, das sein verantwortliches Kapital auch in fremden Währungen begründen und dies auch einmal dem Gebot der Stunde entsprechend auf andere Währung umstellen kann. Die Verwaltungsform der G. m. b. H. und der A.-G. legt diesen Wirtschaftsgebilden Fesseln an, die sie nicht tragen können, weil die verantwortlichen Leiter und Aufsichtsratsmitglieder oftmals über See mitarbeiten, aber für die Erfüllung der regelmäßigen Förmlichkeiten und Unterschriften hier nicht zur Verfügung sein können. Verfehlt wäre es, diesen und den anderen naheliegenden Gesichtspunkten dadurch Rechnung zu tragen, daß man einer Abänderung des Aktiengesetzes das Wort redete. Unsere Aktiengesetzgebung hat sich für unsere heimischen Verhältnisse auf das beste bewährt und ist das beste Aktiengesetz der Welt. Grundlegende Abänderungen oder gar Durchlöcherungen seiner Grundsätze und Schranken würden großes Unheil in der heimischen Wirtschaft ånrichten. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Regierung muß Hüter und Wahrer unserer bewährten Aktiengrundsätze sein. Die hier für die überseeische Betätigung auftretenden Anforderungen sind aber so weitgehend und tiefgreifend, andererseits in der Hauptsache nur für Gebilde von geringerem Kapitalumfang bestimmt, daß dafür die Aktiengesetze nicht in Bewegung gebracht werden können, sondern eine besondere Form geschaffen werden muß, die in zweckmäßiger Weise der Vortragende beschrieben hat. Ich trete daher seinen Ausführungen in allen Punkten bei und stelle den Antrag, sie in einer von uns anzunehmenden „Resolution" zusammenzufassen.

Heinrich **Picht** - Berlin begrüßt grundsätzlich die Schaffung der neuen Rechtsform, an der er auch persönliches Interesse hat, da er an den Vorarbeiten des verstorbenen Direktors Hupfeld für den Kolonialwirtschaftlichen Fachausschuß der Berliner Handelskammer teilgenommen hat. Soweit die Steuerfragen durch den Vortragenden angeschnitten worden sind, wünscht Redner für alle Auslandsgesellschaften eine entsprechende Erleichterung. Sofern aber fiskalische Interessen dem entgegenstehen würden, sollten zum mindesten die Gesellschaften Erleichterungen bekommen, die im Sinne der Entschädigungsgesetze als „Entwurzelte" anzusehen sind. — Sehr bedenklich erscheine Redner Genehmigung und Aufsicht durch den Reichskanzler; das müßte im Ausland zu gänzlich unbegründeten, aber für Deutschland recht unerfreulichen Kritiken führen. Es genüge vollständig registerrichterliche Kontrolle unter Zuhilfenahme eines Gründungsberichts der in Frage kommenden Handelskammer. —

Geh. Baurat **Schubert:** Ein neues Gesetz über Auslands-Gesellschaften darf nicht an den modernen Forschungen der kaufmännischen Erfolgsberechnung vorübergehen. Es ist im Interesse des steuerlichen Schutzes der jungen Unternehmungen nötig, daß neben der kaufmännischen Bilanz auch technische Bilanzen zur Berechnung der Rentabilität der Betriebe aufgestellt werden. Die Rentabilität der industriellen Unternehmungen betrug vor dem Krieg durchschnittlich nur 5¾ bis 6¾%. Jetzt fordert der Dawesplan eine Vorverzinsung von 8% auf die Obligationen. Solche Ueberschätzung der Ertragsfähigkeit ist eine Folge der kaufmännisch einseitigen Einstellung, die die Rentabilität nur am Buchkapital und Buchwerten, nicht aber an den tatsächlich im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unternehmen arbeitenden Geld- und Sachwerten mißt. Es muß gefordert werden, daß die Bilanzen der Ueberseegesellschaften nach Tageswerten in beliebiger Münze aufgestellt werden, damit die Steuerbehörde selbst den Zeitpunkt erkennen könne, wo sie vernichtend in die Substanz der Wirtschaft eingreift. Das ist ihr bisher infolge der falschen, unlogischen Bilanzaufmachung nicht möglich. Darum muß mit einem Neuaufbau unserer Auslandsunternehmungen auch eine gesetzliche Neuregelung der Bilanzierungsvorschriften erfolgen. Es wird sich empfehlen, die Vorschläge der Sachverständigen, wie z. B. Prof. Schmidt-Frankfurt, nicht unbeachtet zu lassen.

Dr. Walter **Hartmann:** Herrn Picht erwidere ich, daß zwischen der Genehmigung der Errichtung der Auslandsgesellschaft und der späteren dauernden Beaufsichtigung wird unterschieden werden müssen. Erstere muß an die Genehmigung einer Verwaltungsbehörde geknüpft werden, weil mit der Verleihung des Charakters der Auslandsgesellschaft allerlei Privilegien in rechtlicher und steuerlicher Hinsicht verbunden sind; die Verleihung solcher Rechte ist aber stets Sache der Entscheidung einer Verwaltungsbehörde und nicht Sache richterlicher Entscheidung gewesen.

Hinsichtlich der steuerlichen Seite habe ich Herrn Picht wohl richtig dahin verstanden, daß er sich gegen eine steuerliche Bevorrechtigung der Auslandsgesellschaft, wenn diese vom Reichsfinanzministerium gewährt würde, nicht wehren würde, daß er sie aber gern als eine Art Aufhöhung der bisherigen unzureichenden Entschädigung für die erlittenen Kriegs- und Liquidationsschäden in erster Linie den alten Kolonialgesellschaften zugute kommen lassen will. Ich möchte vor dieser Verquickung der Entschädigungsfrage mit der Frage des Gesetzes über die Auslandsgesellschaften warnen; so sehr ich mit den Bestrebungen nach einer ausreichenderen Entschädigung sympathisiere, befürchte ich doch von einer Verknüpfung dieser Bestrebungen mit den Wünschen hinsichtlich des Erlasses des Gesetzes über die Auslandsgesellschaften, daß sie eine starke Verzögerung, wenn nicht eine völlige Verhinderung des Erlasses des Gesetzes im Gefolge haben würde. Im übrigen freue ich mich der in der Diskussion hervorgetretenen weitgehenden Uebereinstimmung aller Redner mit den Forderungen und Zielen meines Vortrages. Wird diesen gemeinsamen Wünschen seitens der behördlichen Stellen und des Reichs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tages gleiches Verständnis und gleiche Förderung zuteil, so wird alsbald aus den Ruinen des einst vielversprechenden Auslands- und Kolonial-Deutschtums neues Leben emporblühen.

Die Wirtschaft des Bezirks Grootfontein vor dem Kriege als Beispiel kolonialer Entwicklung.

Geh. Regierungsrat **von Zastrow.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Im Anfang des Jahres haben sich bedeutende Männer aus allen großen Ländern der Welt zusammengesetzt, um festzustellen, wie es mit der Wirtschaft Deutschlands bestellt sei und zu bestimmen, welche Zahlungen zu leisten wir imstande seien. Man kann über das Ergebnis dieser monatelangen Untersuchungen, wie sie in dem Sachverständigen-Gutachten niedergelegt sind, denken was man will. Eins steht fest, daß die Ergebnisse lückenhaft sind, weil es unmöglich ist, auch bei größerer Mitarbeit aller beteiligten Stellen einen so komplizierten Wirtschaftskörper, wie Deutschland, voll zu erfassen und richtig zu beurteilen.

Bei einem Neuland, wo die Entwicklung erst nach wenigen Jahren zählt, wo keine komplizierten Verhältnisse vorliegen, ist dies anders und deshalb glaube ich in der Lage zu sein, ein einigermaßen richtiges Bild von der wirtschaftlichen Entwicklung des Bezirkes Grootfontein in Südwestafrika vor dem Kriege geben zu können. Bei der Bearbeitung dieses Themas während der unfreiwilligen Muße der Okkupation des Landes stand mir nicht nur das amtliche Material zur Verfügung, sondern auch die beteiligten Kreise haben in bereitwilligster Weise genaue Auskunft gegeben.

Wenn der Ueberblick, den ich Ihnen gebe, auch nur einen Teil des Schutzgebietes umfaßt, so kann man von ihm doch auf das ganze Land schließen, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse überall ziemlich dieselben sind, auch wenn zu berücksichtigen ist, daß es infolge der stärkeren Niederschläge möglich war, in Grootfontein mehr Ackerbau auf Regenfall zu treiben, als in andern Landesteilen und die Farmer so sich nicht nur auf die Viehzucht zu beschränken brauchten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich glaube auch, daß die Uebersicht nicht nur ein historisches Interesse hat. Wenn auch die politischen Verhältnisse durch den Krieg und die jetzige Mandatsherrschaft andere geworden sind, die natürlichen Verhältnisse des Landes sind dieselben geblieben und wenn, was ja sehr zu hoffen ist, Deutsche in größerer Zahl weiter nach Südwestafrika auswandern, muß es für sie von Vorteil sein, einen Ueberblick über die wirtschaftlichen Möglichkeiten zu erhalten. Aus den beigebrachten Unterlagen können sie ersehen, welche Mittel sie auch jetzt für einen Farmbetrieb brauchen.

Von der jetzigen Mandatsverwaltung ist wiederholt die Behauptung aufgestellt worden, der jetzige Rückgang des Landes sei darauf zurückzuführen, daß die deutsche Regierung eine künstliche Treibhauskolonisation gemacht habe. Wie falsch diese Ansicht ist, glaube ich gleichfalls mit meinen Zahlen beweisen zu können.

Die ersten Ansiedler, die sich in Grootfontein niedergelassen haben, sind Buren gewesen, die im Jahre 1885 nach zehnjähriger mühsamer Wanderung durch die Kalahari und Angola endlich hier festen Fuß faßten und die Republik Upingtonia gründeten. Es ist nicht nötig sich hier mit diesem interessanten Gebilde weiter zu beschäftigen, denn kaum einer der Buren war noch im Lande, als im Jahre 1896 ein anderer Burentreck folgte. Ihn fand die Schutztruppe vor, als sie im Jahre 1899 die Stationen Grootfontein und Otavi gründete und so die Möglichkeit einer richtigen Besiedelung schuf. Nur 15 Jahre also hat sich der Bezirk entwickeln können, noch dazu unterbrochen durch die Auswirkungen des Aufstandes 1904/5. Trotzdem waren Mitte 1914 schon 220 Farmen im Privatbesitz, davon allerdings mehrere in einer Hand vereinigt, so daß die Zahl der selbständigen Farmer 170 betrug.

Die meisten dieser Farmer, 90 an Zahl, waren ehemalige Schutztruppler oder Angestellte verschiedener Betriebe, die nach Beendigung ihrer Dienstzeit im Lande bleiben wollten. Sie hatten inzwischen den Bezirk kennen gelernt und sich einen ihnen günstig erscheinenden Platz — manchmal hat er sich als ein Fehlschlag herausgestellt — ausgewählt. Sie haben den ersten weiteren Zuzug von 14 Farmern im wesentlichen bewirkt, und zwar in der Weise, daß sie Bekannte oder Verwandte aus ihrer alten Heimat nach sich zogen. So ist es gekommen, daß, da eine Reihe der ersten Ansiedler aus Ostpreußen stammte, die Ostpreußen am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zahlreichsten unter den Farmern vertreten sind. Erst in den späteren Jahren kann man einen anderen Zuzug beobachten. Sogenannte Farmvolontäre, also Leute, die sich ansiedeln wollten, kamen als Arbeiter auf die Farmen und blieben oft in der Gegend, wo sie ihre ersten Landeskenntnisse gesammelt hatten. Fälle, wo Ansiedler nur auf Grund der theoretischen Kenntnisse und der Lektüre über das Land den Bezirk ausgewählt haben, sind erst festzustellen, nachdem der Bezirk durch die Eisenbahn erschlossen war. Ein Beweis, wie die Schaffung von Verkehrsmöglichkeiten die Besiedlung fördert. 66, u. z. ¾ davon in den letzten Jahren vor dem Kriege, sind so zugewandert.

Es ist nur natürlich, daß die meisten Farmer, 70 an Zahl, in dem für Ackerbau besonders geeigneten Bezirke, Landwirte waren. Eine bedeutende Anzahl, 50, ist aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, 27 waren Kaufleute, der Rest verteilt sich auf die verschiedensten Berufe.

Natürlich hat der ursprüngliche Beruf großen Einfluß auf das Weiterkommen des einzelnen Farmers ausgeübt. Der Landwirt hatte den Vorteil, daß er beim Ackerbau mancherlei Fehler vermied, die ein Laie leicht machte. Der Handwerker konnte sich vieles auf der Farm selbst herstellen, wozu ein anderer Geld ausgeben mußte und konnte sein altes Handwerk mitunter noch als Nebenberuf betreiben. Im ganzen muß aber gesagt werden, daß in erster Linie die persönliche Tüchtigkeit, Anpassungsfähigkeit und Landeskenntnis für das Vorwärtskommen ausschlaggebend gewesen sind. Deshalb legte die Regierung sehr richtigerweise Wert darauf, daß die Ansiedler nicht gleich nach ihrer Ankunft im Lande selbständige Farmer wurden. Trotzdem haben sich 74 in den ersten zwei Jahren selbständig gemacht. 36 waren zwischen 3 und 5 Jahren, 46 zwischen 6 und 10 und 14 noch länger im Lande, als sie ihre Farm erwarben.

Im Anschluß hieran sei berichtet, wie lange die Farmer 1914 im Lande waren, als Beitrag der Frage der Bodenständigkeit der Bevölkerung, die in wirtschaftlicher und politischer Beziehung von Bedeutung ist. 55 waren zwischen 1 und 5 Jahren, 68 zwischen 6 und 10, 42 zwischen 10 und 20 und 5 über zwanzig Jahre im Lande. Diese Zahlen beweisen, daß ein besonderes Fluktuieren der Bevölkerung nicht stattgefunden hat, was auch durch den Umstand bewiesen wird, daß Farmverkäufe von Privaten nur in sehr geringer Zahl stattgefunden haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedeutsam sind auch die Zahlen über das Alter der Farmer beim Erwerb der Farm. 25 Jahre und darunter waren 36. 26 bis 30 waren 50, bis 40 70 und über 40 nur 12. Verheiratete waren 84 mit nur 162 Kindern. Diese letzten Zahlen erklären sich daraus, daß die meisten Farmer noch nicht soweit wirtschaftlich gefestigt waren, daß sie eine Ehe eingehen konnten, und die geringe Anzahl der Kinder zeigt die kurze Zeit fast aller Ehen. Dazu kam die Schwierigkeit, überhaupt eine Frau zu finden. Im Lande geborene junge Mädchen gab es kaum, wer heiraten wollte, mußte sich eine Braut aus Deutschland holen. Oft fehlte hierzu noch das Geld und so erklärt es sich, daß viele Ehen zustande gekommen sind, bei denen die Braut nur eine Jugendbekannte war, die der Bräutigam lange Jahre nicht gesehen oder auch ein Mädchen, daß Verwandte ausgesucht hatten und die er überhaupt nicht kannte. Daß solche Ehen unglücklicher gewesen sind, als die, wo die Brautleute länger miteinander bekannt waren, läßt sich statistisch nicht feststellen.

Fragte man die Farmer, weshalb sie in die Kolonien gegangen sind, erhielt man in den wenigsten Fällen eine klare Antwort. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man drei Momente als besonders ausschlaggebend ansieht. Der Drang etwas zu erleben, aus den engen Verhältnissen der Heimat herauszukommen, zweitens der Wunsch selbständig zu werden, auf eigenem Grund und Boden zu sitzen und schließlich Geld zu verdienen, sind die Hauptursachen gewesen, wenn auch bemerkt werden muß, daß das Geldverdienen bei weitem nicht die Rolle gespielt hat, wie man vielleicht annehmen möchte.

Manche hatten auch ein gut Stück Welt gesehen, sind in Amerika, Australien und Südafrika gewesen, schließlich zog es sie doch nach der deutschen Kolonie, weil sie nicht unter fremder Flagge leben wollten. Das beweist auch die Tatsache, daß nicht weniger als 15 Farmer vorher in Südafrika ansässig gewesen sind, ehe sie sich in dem von der Natur zweifellos weniger begünstigten Südwest niederließen.

Mit einem Worte soll auch noch festgestellt werden, daß die Ansiedler nicht die schlechtesten, sondern vielfach die besten Vertreter waren, die Deutschland entsandte. Natürlich hat es Ausnahmen gegeben und es kann nicht geleugnet werden, daß einige Eltern das Verbrechen an ihren Kindern und dem Deutschtum begangen haben, daß sie ihre mißratenen Söhne in die Kolonien schickten. Glücklicherweise waren es aber nur seltene

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fälle und zum Beweis hierfür genügt es, auf die einzige Tatsache hinzuweisen, daß in den ganzen letzten 15 Jahren vor dem Kriege ein Verbrechen von Weißen überhaupt nicht zur Bestrafung gekommen ist, Vergehen in verschwindend geringer Zahl und fast nur wegen an sich unbedeutender Verfehlungen. Bestrafungen von Weißen wegen Mißhandlung von Eingeborenen sind, das verdient als Beweis gegen die Lügen unserer Feinde hervorgehoben zu werden, in den ganzen Jahren so gut wie nie zu verzeichnen gewesen.

Die im Bezirk wohnenden 170 Farmer hatten im Jahre 1914 einen Viehbestand von fast 22000 Stück Großvieh, 28000 Stück Kleinvieh, 650 Stück Pferde und Maultiere und auf den 915000 ha, die in ihrem Besitz waren, über 4000 ha Ackerland.

Es ist nun von Bedeutung festzustellen, welche Mittel die Farmer aufgewandt haben, um ihren Wirtschaftsbetrieb aufzubauen. Durch Rundfrage bei den einzelnen habe ich zu erfahren versucht, mit wieviel Kapital sie ihren Wirtschaftsbetrieb begonnen und was sie später noch an Geld in ihn verwandt haben. Die mitgeteilten Zahlen sind zweifellos richtig, denn sie wurden mir während des Krieges gegeben, also in einer Zeit, wo keiner ein Interesse hatte, falsche Angaben zu machen.

Außerdem ließen sie sich bei den kleinen Verhältnissen, um die es sich handelt, mehr oder minder genau kontrollieren. Folgendes ist das Ergebnis. Mit einem Kapital bis zu 3000 M. haben 20, bis 6000 M. 24, bis 10000 M. 55, bis 20000 M. 28, bis 50000 M. 39, bis 100000 M. 8 und über 100000 M. 6 begonnen. D. h., 117 Farmer haben mit 20000 M. und weniger und nur 53 mit einem nennenswerten Kapital zu wirtschaften angefangen.

Alle Beträge zusammen ergeben ein aufgewandtes Eigenkapital von 3,4 Millionen. Hierzu kommt noch folgendes:

1. Das Geld, das die Farmer in den ersten Jahren nach dem Aufstand als Ansiedlungsbeihilfe von der Regierung erhalten haben, es sind dies 250000 M., von denen die Hälfte 1914 zurückgezahlt war.

2. Was sie im Nebenberuf verdient haben, Erbschatten, eingebrachtes Gut der Frau und ähnliches. Diesen Betrag zu schätzen, ist sehr schwer, auf keinen Fall ist er höher als 300000 M. anzusetzen.

3. Die Beträge, die als Hypotheken auf die Farm gegeben sind. Es waren dies 1914 rund 300000 M.

4. Die Kredite der neugegründeten Landbank mit 650000 M.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Militärpensionen an ehemalige Schutztruppler mit 165 000 M.

6. Der laufende Kredit der Kaufleute. Dieser Betrag war sehr hoch und betrug nach den genauen Angaben der in Frage kommenden Firmen 1,1 Millionen. Ueber diesen Kredit müssen einige Worte gesagt werden. Er ist eine Erscheinung, die in jedem Neulande mit ihren Mängeln und Vorteilen vorhanden ist. Die Mittel fast aller Farmer sind gering. Die Anforderungen dagegen, die die Einrichtung eines Farmbetriebes mit sich bringt, groß. Man sieht viele Möglichkeiten des Verdienstes, wenn das genügende Kapital vorhanden ist, was ist dann natürlicher, als daß jede Kreditmöglichkeit ausgenutzt wird. Dem Kaufmann liegt andererseits daran, einen möglichst großen Umsatz zu haben und wenn die Konkurrenz einmal mit dem Kreditgeben angefangen hat, kann keiner zurückstehen. Zweifellos haben die Kaufleute so viel zur schnellen Entwicklung des Landes beigetragen. Andererseits sind aber auch die Schattenseiten nicht zu übersehen. Die Kaufleute sind gezwungen, hohe Zinsen zu nehmen und auch höhere Preise als beim Barverkauf. Mancher Farmer, der nicht mit Geld umgehen kann, wird auch durch die leichte Möglichkeit, Kredit zu erhalten, veranlaßt, über seine Verhältnisse zu leben und unnötige Ausgaben zu machen.

Zählt man alle diese Posten zusammen und nimmt noch einen gewissen Betrag für möglicherweise nicht erfaßtes Kapital hinzu, so kommt man zu dem Ergebnis, daß etwa 6,1 Millionen Mark im Bezirk investiert waren.

Bevor ich nun dazu übergehe auseinanderzusetzen, welche Werte mit diesen Geldern geschaffen sind, möchte ich kurz einige Angaben machen, die ein Bild über das allgemeine Wirtschaftsleben geben.

Die Grootfonteiner Kaufleute haben im Jahre 1913 Güter im Werte von 1 Million eingeführt. Darunter als Hauptposten Ackergeräte für 140 000 M. Reis, Mehl u. dgl. für 150 000 M., Kaffee Zucker, Tee, Tabak für 120 000 M., Baumaterialien für 100 000 M., Wäsche und Textilien 100 000 Mark. Wenn von diesen Waren auch ein Teil auf die Beamten und sonstigen Bewohner des Ortes entfällt, so wurde die Hauptsache doch von den etwa 100 Farmbetrieben verbraucht, die ihre Bedürfnisse in dem Orte kauften. Dazu kamen noch die Waren, die von außerhalb und direkt aus Deutschland mittelst Postpaket bezogen wurden. Sie waren nicht gering; denn die Post hat im Jahre 1913 über 85 000 M. für Nachnahmepakete eingezogen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die anderen Zahlen der Poststatistik geben ein anschauliches Bild. Im Jahre 1912, spätere Zahlen liegen nicht vor, kamen an 96 000, gingen ab 47 000 Briefe. Es kamen an 3500 Pakete gegen 564 aufgegebene. Die Zahlen für Telegramme sind 2100 eingegangene und 2400 aufgegebene. Posteinzahlungen betrugen 619 000 M. Auszahlungen 424 000 M. Berücksichtigt man bei allen diesen Zahlen, daß sie nur für etwa 150 Haushaltungen galten, so ist das wieder ein Beweis dafür, welchen Schaden die deutsche Wirtschaft durch den Verlust der Kolonien erlitten hat.

Zum Schluß soll nun noch der Versuch gemacht werden, eine Bilanz des Bezirkes für das Jahr 1914 aufzustellen. Die Unterlagen hierfür sind in den obigen Ausführungen schon gegeben und brauchen hier nur wiederholt zu werden. Auf die Passivseite müssen die 6,1 Millionen gebracht werden, die das von den Farmern investierte Kapital und ihre verschiedenen Schulden darstellen. Dazu müssen noch 1,2 Millionen gerechnet werden, die die Farmer als Restkaufgelder schuldeten, so daß sich ein Betrag von 7,3 Millionen ergibt.

Dagegen sind auf die Aktivseite zu setzen unter Zugrundelegung der Preise, die vor dem Kriege allgemein üblich waren

21 000 Stück Rindvieh	3 000 000,	also 140 M. das Tier
25 000 „ Kleinvieh	280 000,	also 11 M. das Tier
1 000 Pferde, Maultiere und Esel	325 000,	also 325 M. das Tier
Schweine, Strauße, Hühner im Gesamtwert von	60 000	
	also 3 665 000 M.	

für das lebende Inventar. Dazu kommt der Wert der 915 000 ha Farmland, die man unter Berücksichtigung der Wassererschließung des vorhandenen Acker- und Berieselungslandes, der Gartenanlagen, der Gebäude und des toten Inventars auf 8¾ Millionen schätzen konnte. Danach standen einem Aktivum von 12,3 Millionen 7,3 Mill. Passiva gegenüber, was einer jährlichen Verzinsung von 25% des aufgewandten Eigenkapitals entspricht.

Mag man gegen diese Zahlen im einzelnen auch Einwendungen zu machen haben, das Gesamtbild, das sie geben, bleibt richtig, nämlich, daß sich der Bezirk in einer gesunden, ruhigen Entwicklung befand, daß die Farmer ohne Sorge vertrauensvoll in die Zukunft sehen konnten und daß die Hilfe, die die Regierung zur Förderung der Besiedelung gegeben hat, sich in den notwendigen normalen Grenzen hielt. Außer den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwähnten Barbeträgen von 125 000 M. für Ansiedlungsbeihilfen und von 650 000 M. Hypotheken der Landbank, wenn man dieses Geld überhaupt als Regierungsbeihilfe rechnen kann, sind Gelder nur noch für Wassererschließung und im ganz geringen Maße für Ankauf von Zuchtvieh zur Verfügung gestellt worden.

Die Zahlen geben aber auch einen Ueberblick über die wirtschaftliche Bedeutung eines so kleinen Wirtschaftskörpers für die allgemeine deutsche Wirtschaft.

Naturgemäß erhebt sich die Frage, wie die Lage jetzt, 10 Jahre später, unter den Nachwirkungen des Krieges ist. Viele Zahlen kann ich nicht anführen, aber einige werden genügen, um ein klares Bild zu geben. Statt 170 Farmen sind nur noch etwa 40 im Betriebe. An Stelle von 4 großen Kaufgeschäften in Grootfontein, deren jedes 3—4 Angestellte hatte, sind nur noch 2 vorhanden, in denen die Inhaber die Kundschaft allein bedienen. Wenn man jetzt eine Bilanz aufstellen würde, würde sich ein ganz anderes ergeben. Die Passiva sind gestiegen, der Wert der Aktiven, insbesondere des Viehs, bedeutend zurückgegangen. Die Gründe hierfür anzuführen, liegt außerhalb des Rahmens meines Themas, besonders da sie von anderer Seite bei den hiesigen Verhandlungen erörtert werden. Hier sollte nur an einem kleinen Teile des großen Südwestafrikanischen Schutzgebietes gezeigt werden, wie sich die erste wirtschaftliche Entwicklung vollzogen hat.

Der Anteil der Schutztruppen an der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung unserer Schutzgebiete.

Major Franz **v. Stephani,**
früher in der Kaiserl. Schutztruppe für Kamerun.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Die Taten der Schutztruppen während des Weltkrieges gehören der Geschichte an. Aus berufenem Munde und von berufener Feder sind ihre Leistungen der Nachwelt überliefert und Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Diese gewaltigen militärischen Leistungen waren aber nur möglich, weil die gesamten deutschen Bewohner unserer Schutzgebiete in 30jähriger Friedenszeit es ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

standen hatten, in die Psyche ihrer schwarzen Schutzbefohlenen einzudringen. Sie alle, waren sie nun Soldaten, Beamte, Angestellte oder Ansiedler, hatten um die Seele des Negers gerungen und sie für sich gewonnen. Darin lag die große von den Deutschen in den Kolonien geleistete Kulturarbeit, daß sie es verstanden hatten, so stark die seelischen Belange einer primitiven Bevölkerung zu erfassen, daß diese in der jahrelangen schweren Kriegszeit treu zur deutschen Sache hielt. Gerade diese Erscheinung ist der schlagendste Beweis gegen die Schuldlüge unserer Feinde, daß Deutschland es nicht verstanden hätte zu kolonisieren und nicht wert sei, ihm das Schicksal farbiger Menschen anzuvertrauen.

Nicht zuletzt war es sicherlich die mühevolle Friedensausbildung der Schutztruppe, welche die kriegerischen Erfolge der Schutztruppe vorbereitet hatten. Gewiß, vom Standpunkt der militärischen Führung aus betrachtet, war diese Ausbildung in keiner Weise genügend. Weder durch die Ausbildung, noch durch die Bewaffnung und Ausrüstung waren die Schutztruppen für einen Krieg gegen einen modern ausgerüsteten, äußeren Gegner vorbereitet. Schon die Dislokation der Schutztruppen ließ eine derartige Ausbildung gar nicht zu. Auch hierin liegt ein Beweis, wie wenig die deutsche Regierung die Absicht haben konnte, die Eingeborenen unserer Schutzgebiete zu militarisieren und von den Schutzgebieten aus Raubzüge gegen den Handel der Welt zu unternehmen, wie es uns von unseren Feinden vorgeworfen wird. Allein die geringen Stärken der militärischen Besatzung unserer Schutzgebiete widerlegen diese Behauptung auf das schlagendste. In Ostafrika war die Schutztruppe in einer Stärke von 2700 Köpfen in 14 Kompagnien zusammengefaßt, die in 20 Standorten über die ganze Kolonie verteilt waren. In Kamerun waren es nur 1850 Mann, die in 12 Kompagnien auf 28 Stationen und Posten lagen. Südwestafrika, mit 1967 Schutztruppen-Reitern, hatte mit 9 Kompagnien und 3 Batterien 25 verschiedene Garnisonen. Alle diese Schutzgebiete sind an Flächenumfang anderthalb mal so groß wie das Deutsche Reich. Jedem Einsichtigen ist klar, daß man mit einer derartig verzettelten Truppe keinen Krieg führen, nicht einmal vorbereiten kann.

Von militärischer Seite aus war immer wieder auf die große Gefahr hingewiesen, welcher unsere Schutztruppe im Falle eines europäischen Krieges infolge ihrer schwachen Streitkräfte ausgesetzt war. Immer wieder war auf die Notwendigkeit der Vermehrung, Umorganisation und besseren Ausbildung der Schutz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

truppe hingewiesen worden. Aber alle diese Vorstellungen fanden bei den zuständigen Regierungsstellen kein Gehör. Allzu sehr glaubte man an diesen Stellen an einen ewigen Frieden, trotz aller drohenden Kriegszeichen. Als der Gouverneur von Kamerun im Februar 1914 meine Residentur (Ngaundere) besuchte, und ich mit ihm über die drohende Kriegsgefahr sprach, behauptete er, es würde niemals wieder einen Krieg geben. Deswegen halte er auch eine militärische Ausbildung der Schutztruppe für überflüssig und es genüge, wenn die Soldaten ordentlich schießen lernten. Im übrigen gebe es aber die Kongoakte, denen zufolge ein europäischer Krieg niemals auf die Kolonien übergreifen könne.

Auch das Telegramm, welches der Staatssekretär des Reichskolonialamts, Dr. Solf, bei Erklärung des Kriegszustandes in Deutschland an die Schutzgebiete richtete, daß für die Kolonien keine Kriegsgefahr drohe, beweist, wie sehr man im Banne pazifistischer Ideengänge befangen war. Paragraph 11 der Kongoakte bedeutete keineswegs die Neutralisierung der Kolonien, sondern sah nur für den Fall des Ausbruchs eines Krieges zwischen den Vertragsteilhabern die Möglichkeit der Neutralisierung derjenigen afrikanischen Besitzungen vor, welche dem konventionellen Kongobecken angehörten.

Wenn es unter diesen Umständen trotzdem gelungen ist, die Kolonien so lange gegen vielfache feindliche Uebermacht zu verteidigen, so war das nur möglich durch die begeisterte Hingabe aller Kolonialdeutschen und ihrer treuen farbigen Gefolgschaft, die in gemeinsamer, heldenhafter Abwehr den habgierigen Bedrohern ihrer neuen Heimat trotzten.

Doch ich will heute nicht von kriegerischen Dingen reden, sondern von der friedlichen Arbeit, welche die Schutztruppen seit ihrem Bestehen in unseren Kolonien geleistet haben und welchen Anteil sie an der wirtschaftlichen und kulturellen Erschließung und Entwickelung der Schutzgebiete gehabt haben. Ihre kriegerischen Leistungen sind dem deutschen Volke bekannt. Aber von der friedlichen Tätigkeit der Schutztruppen ist nur weniges an die Oeffentlichkeit gedrungen. Wohl gibt es eine reiche Literatur über unsere Kolonien, wohl haben viele Schutztruppen-Offiziere über ihre Erlebnisse im schwarzen Erdteil geschrieben, aber das, was in planvoller, langjähriger, aufbauender Arbeit geleistet worden ist, kommt neben den Berichten über überstandene Gefahren und Abenteuer nicht genügend zum Ausdruck.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach § 2 der Schutztruppenordnung waren die Gouverneure berechtigt, Teile der Schutztruppe, soweit militärische Bedenken nicht entgegenstanden, im Verwaltungsdienst zu verwenden. Von diesem Recht ist in weitestem Maße Gebrauch gemacht worden. Im Rahmen meines heutigen Vortrages ist es nicht möglich, im einzelnen auf alle Leistungen einzugehen, welche mit der Verwaltungstätigkeit der Schutztruppe verbunden sind. Die Geschichte unserer Schutzgebiete ist so eng mit der Entwicklung der Schutztruppen verbunden, daß ich ihre ganze Geschichte erzählen müßte, wenn ich meine Aufgabe erfüllen wollte.

Erst das Jahr 1893 gab der äußeren Gestaltung unserer Schutzgebiete ihre Grenzen. Und erst mit diesem Zeitpunkt, als man sich entschloß, an Stelle schwacher, zum Teil privater oder gesellschaftlicher Polizeitruppen kaiserliche Schutztruppen in den Kolonien zu verwenden, datiert die eigentliche Besitzergreifung unserer Kolonie. Hatte man sich in den ersten Jahren unserer kolonialen Betätigung damit begnügt, die Küstengebiete zu befriedigen und in Verwaltung zu nehmen, so war es nun erst möglich, gestützt auf militärische Machtmittel, allmählich in das Hinterland der einzelnen Schutzgebiete vorzudringen.

In Südwestafrika war es der 1894 zum Gouverneur und Kommandeur der Schutztruppen ernannte Major Leutwein, welcher den Frieden im Schutzgebiet sicherte und vom Jahre 1895 ab das neuerworbene Gebiet in 7 Militärdistrikte einteilte, die das Land mit einem Netz von 35 Stationen überzogen und unter Verwaltung nahmen. Im Jahre 1897 wurden diese Militärdistrikte in 6 Bezirksämter und 1 Militärbezirk umgewandelt, von denen 3 unter der Leitung von Zivilbeamten standen. Vom Jahre 1903 ab gab es nur noch 2 Militärdistrikte, doch standen an der Spitze von 2 Bezirksämtern noch Offiziere der Schutztruppe. Von den 15, den Bezirksämtern unterstellten Distriktsverwaltungen wurden noch 7 von Offizieren geleitet. Erst mit dem großen Aufstand in Südwestafrika wurde es notwendig, die Schutztruppe völlig aus dem Verwaltungsdienst zu ziehen und sie ihrer eigentlichen rein militärischen Aufgabe zuzuführen.

In Ostafrika wurde 1891 der Versuch unternommen, nachdem die Wißmanntruppe in die kaiserliche Schutztruppe für Ostafrika umgewandelt war, eine reine Zivilverwaltung einzuführen. Der Untergang der Zelewskischen Expedition bewies, daß diese Maßnahme verfrüht war, und so wurde im Jahre 1893 die zivile und militärische Gewalt wieder in einer Hand unter dem Oberst Frei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

herrn v. Schele vereinigt. Und so blieb es auch unter den nachfolgenden Militärgouverneuren, General Liebert und Graf Götzen. Während dieser Zeit fand die Schutztruppe in ausgedehntestem Maße in der Verwaltung Verwendung. Seit im Jahre 1906 das Schutzgebiet einem Zivilgouverneur unterstellt wurde, wurde allmählich die Truppe aus dem Verwaltungsdienst zurückgezogen. Im Jahre 1910 fanden von den 12 Kompagnien der Schutztruppe nur noch 3 in der Verwaltung Verwendung. Im Jahre 1914 waren es nur noch 2, in Iringa und Mahenge. Zwei der Residenturen, Bukoba und Urundi, waren allerdings noch mit Offizieren besetzt.

Am längsten blieb die Schutztruppe in Kamerun in der Verwaltung tätig, seitdem nach Gründung der kaiserlichen Schutztruppe unter Hauptmann von Morgen und Leutnant Dominik im Jahre 1893 die Verwaltung in das Innere des Schutzgebietes vordrang. Im Jahre 1911 waren von den 10 Kompagnien der Schutztruppen noch 8, im Jahre 1912 von 12 Kompagnien 10 mit der Verwaltung der ihnen zugewiesenen Bezirke beauftragt.

Die Besitzergreifung des Hinterlandes durch die Schutztruppen brachte es mit sich, daß ihr in erster Linie kolonisatorische Aufgaben zufielen. Und wir müssen anerkennen, daß sie sich dieser großen neuen und vielgestaltigen Aufgabe in vollkommenstem Maße gewachsen gezeigt hat. Wir sehen nun, wie die verschiedenen Militärstationen tief im Innern des Landes aus dem Boden wachsen, wie allmählich die Unterkunftsräume aus Eingeborenenmaterial verschwinden und an ihre Stelle gesunde, luftige, massive Bauten treten. Es war nicht leicht, alle diese Baulichkeiten aus dem Nichts hervorzubringen. Wieviel Schwierigkeiten machte es, die richtigen Mischungen für die Herstellung von Ziegelsteinen ausfindig zu machen. Waren es doch häufig Laien, welche sich dieser Aufgabe unterziehen mußten. Aber durch keinen Mißerfolg ließen sie sich abschrecken. So entstanden allmählich jene Bauten mit Mauern und Ecktürmen, welche uns aus kolonialen Bildern bekannt sind. Oft hat man über diese Vorliebe für Zinnen und Türme gelächelt. Uns aber waren diese Bauten ein Zeichen deutschen Fleißes, des Sehnens nach Seßhaftigkeit und des Ausdrucks deutscher Macht. Wie froh schlug das Herz eines jeden, wenn er nach heimatlicher Urlaubszeit auf seine Station zurückkehrte und ihm die alte schwarz-weiß-rote Flagge hoch vom Turme entgegengrüßte. Der Ausbau der Militärstationen und ihre innere Ausstattung sind ein bleibendes Ehrendenkmal der kolonisatorischen Arbeit deutscher Soldaten. Vor allen Dingen aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des deutschen Unteroffiziers, welcher hier so Hervorragendes geleistet hat, daß es die Bewunderung und das Erstaunen aller Fremden, besonders aber der Engländer hervorrief, wenn sie tief im Innern der Schutzgebiete die großen schönen und sauberen massiven Gebäude vorfanden. Solche Leistungen waren nur bei einer Schutztruppe möglich, die, wie die deutsche, auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht gewachsen war. Fast alle unsere Unteroffiziere hatten vor ihrer Dienstzeit irgendein Handwerk oder einen Beruf erlernt, die sie instand setzten, ihre Kenntnisse der neuen Heimat dienstbar zu machen. Und es kann gar nicht genug anerkannt werden, was hier von deutschen Unteroffizieren geschaffen worden ist. Das englische Söldnerheer konnte solche Kräfte nicht aufweisen, und so finden wir selbst in den ältesten britischen Kolonien, soweit es die Transportverhältnisse zuließen, als Unterkunftsräume für die Europäer, in der Heimat fertiggestellte und draußen wieder zusammengeschlagene hölzerne Bungalows mit Wellblechdeckung vor, oder, wo die Verkehrsverhältnisse den Transport nicht zuließen, nur einfachste Buschhäuser.

Eben solches Erstaunen wie die Hochbauten erregte unser gut ausgebautes Wegenetz, welches Tausende von Kilometern fahrbarer Straßen bis tief in das Innerste der Schutzgebiete aufwies. Und mit welch primitiven Mitteln und mit wie geringen Kosten mußten diese Wegearbeiten vollendet werden. Wohl selten bekam eine Militärstation mehr wie 600 Mark im Jahre für den Ausbau des Wegenetzes. Die genügten gerade für die Beschaffung des Handwerkszeuges, für mehr nicht. Große Felsblöcke wurden auf die Weise beseitigt, indem man nach Art ältester Völker Feuer auf die Felsen legte und das erhitzte Gestein sodann mit kaltem Wasser begoß, um den Stein mürbe zu machen und nun zentimeterweise mit der Spitzhacke wegschlagen zu können. So entstanden viele Wege. Dort, wo vor wenig Jahren noch häufig Träger und Tragtiere mit ihren Lasten abstürzten, konnte man jetzt bequem hinaufreiten oder -fahren.

Ganz besonders zu erwähnen sind die technischen Leistungen der Eisenbahntruppe in Südwestafrika, welche die erste Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk und später die Südbahn von Lüderitzbucht nach Kubub baute. Ohne die von ihr hergestellte große Landungsbrücke in Swakopmund, wäre die Landung der Truppen und des Kriegsmaterials nach der schon im Jahre 1904 erfolgten Zerstörung der steinernen Mole gar nicht möglich gewesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach dem Hereroaufstand wurden dem Schutzgebiet das Verbleiben von 3 Kompagnien der Schutztruppe nur zuerkannt, wenn diese beim Bahnbau Verwendung fänden. Und so sehen wir hier drei Jahre lang drei Kompagnien beim Bahnbau um ihre militärische Existenz ringen. Ein beschämendes Gleichnis für die Kurzsichtigkeit und Knauserigkeit unseres Vorkriegsreichstages.

Eine hochwichtige Aufgabe fiel dem ärztlichen Personal der Schutztruppen zu. Seine Leistungen an der Bekämpfung von Seuchen, wie Wurmkrankheit, Pocken und Schlafkrankheit sind weltbekannt. Aber ebenso wertvoll ist das, was an stiller Arbeit in den Polikliniken und Lazaretten geleistet worden ist. So war der Arzt der treueste und wertvollste Mithelfer des Offiziers in der Verwaltungstätigkeit. Während dieser von den Eingeborenen nur immer fordern mußte, konnte jener ihnen etwas bringen und ein Helfer sein. Nicht zum wenigsten ist es der Tätigkeit der Aerzte zuzuschreiben, wenn die schwarze Bevölkerung so schnell und fest Vertrauen zur deutschen Verwaltung faßte. Ich habe es deswegen immer für verkehrt gehalten, Aerzte mit Verwaltungsaufgaben zu betrauen, weil diese Tätigkeit mit ihren oftmals scharfen Eingriffen das Vertrauen zum Arzt erschüttern mußte. In eben so großem Maße wie die Aerzte, haben auch die Sanitätsunteroffiziere ihre Pflicht getan und Hervorragendes auf selbständigen Posten geleistet. Die Auswahl und Vorbildung beider Kategorien geschah mit ganz besonderer Sorgfalt und bot die Gewähr für den Erfolg ihrer aufopfernden und menschenfreundlichen Tätigkeit. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß schon auf vielen Stationen die Lymphe für die Pockenimpfung selbst hergestellt wurde, nachdem die Zusendung der Impfstoffe auf die weiten Entfernungen hin sich nicht mehr durchführen ließ. In den letzten Jahren konnten auf diese Weise viele Zehntausende von Eingeborenen in den Militärbezirken gegen die Pocken geimpft werden.

In fast allen Militärbezirken wurden als erste Unterlage für die Verwaltung Volks- und Viehzählung vorgenommen, die Sitten und Gebräuche und rechtlichen Verhältnisse der Eingeborenen wurden studiert, ihre Geschichte erforscht und die wirtschaftlichen Bedingungen erkundet. Pferde- und Viehzucht wurden gefördert und überall Versuchsplantagen und Gärten angelegt, welche die Verpflegung der Stationsbesatzung und der durchziehenden Karawanen und Arbeiter sicherstellten.

Allmählich ging man zur Besteuerung der Eingeborenenbevölkerung über, auch ohne daß hierzu Anweisungen von seiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Gouvernements ergangen wären. So trugen die Militärbezirke allmählich selbst in erheblichem Maße zu den Kosten ihrer Unterhaltung bei.

Einen ganz besonders großen Raum nimmt die geographische Erkundung und Erschließung der Schutzgebiete in der Tätigkeit unserer Schutztruppenangehörigen ein. Haben sich auch viele andere an den kartographischen Aufnahmen beteiligt, so sind es doch in der Hauptsache Schutztruppenangehörige, welche die Unterlagen für die nunmehr so vollendeten Kolonialkarten geschaffen haben. Das Rückgrat für diese Landesaufnahmen boten die von Schutztruppenoffizieren geleiteten großen Grenzexpeditionen, die das Land mit einer großen Anzahl fester geodätischer Punkte überzogen. Die Namen aller derjenigen aufzuführen, welche sich an dieser freiwillig geleisteten kartographischen Arbeit beteiligt haben, würde zu weit führen. Es handelt sich um Hunderte. Auch der Sprachforschung sowie der Sammlung ethnographischer Gegenstände, zoologischen und botanischen Materials wurde höchstes Interesse entgegengebracht, von deren Erfolgen unsere heimischen Museen ein eindrucksvolles Bild geben.

Alle diese Erfahrungen wurden auf den Stationen in den sogenannten „Orientierungsheften" niedergelegt, die das gesamte Material enthielten, welches die geschichtliche, wirtschaftliche und politische Entwicklung der verwalteten Bezirke zum Ausdruck brachte und so der später einmal die Verwaltung übernehmenden Zivilbehörde eine feste Unterlage schaffte, auf der sie weiterbauen konnte. In dieser verständnisvollen selbstlosen Zusammenarbeit zwischen Zivil- und Militärbehörde lag die beste Gewähr für den stetigen Ausbau der Schutzgebiete, wie er in so ausdrucksvoller Weise vor unseren Augen sich vollendet hat.

Ich habe festzustellen versucht, was von amtlicher Seite aus geschehen ist, um diese wirtschaftliche Betätigung der Schutztruppen zu öffentlicher Kenntnis zu bringen. Ich habe darüber sehr wenig gefunden, nur die Haushaltungsrechnungen des Schutzgebietes in Kamerun geben darüber einigen zahlenmäßigen Aufschluß. In dankenswerter Weise wurden diesen seit dem Jahre 1910 ein Anhang beigefügt, welcher eine Zusammenstellung der Einnahmen enthielt, getrennt nach den Dienststellen, bei welchen sie eingekommen waren. Daraus ergibt sich, daß die in der Verwaltung tätigen Kompagnien der Schutztruppen mit folgenden Zahlen an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Einnahmen aus der Besteuerung der Eingeborenen beteiligt waren.

1910: 816 156 Mark, 1911: 1 097 489 Mark, 1912: 1 417 516 Mark, zusammen: 3 331 161 Mark. Dazu Ersparnisse 1910 bis 1912 aus Total: 3 581 161 Mark.

Die Gesamteinnahmen aus Steuern in allen (zivilen und militärischen) Verwaltungsbezirken betrugen: 1910: 2 938 510 Mark, 1911: 3 848 447 Mark, 1912: 4 7705 113 Mark, zusammen: 11 492 060 8 von 12 Verwaltungsstellen mit gut einem Drittel an den Steuereinnahmen des Schutzgebietes beteiligt. Nicht also nur, wie man es nach den Angaben des Haushaltsetats annehmen müßte, mit den als Einnahme der Militärverwaltung angegebenen Summe für 1910: von Mark, 1911: 1541 Mark. 1912: 2667 Mark, zusammen: 4208 Mark. (Einnahmen der farbigen Handwerker der Schutztruppe.)

Das ist ein gewaltiger Unterschied gegen die vorhin genannte wirkliche Zahl von 3 581 161 Mark. An der Gesamteinnahme von 3 023 964 Mark Steuern im Jahre 1911 sind die 12 Zivilverwaltungsstellen mit 1 926 474 Mark, die acht Militärstationen mit 1 097 490 Mark beteiligt. Jede Zivildienststelle brachte also im Jahre 1911 durchschnittlich 160 540 Mark, jede Militärdienststelle 137 186 Mark ein. Die Kosten für eine Zivildienststelle im Jahre stellen sich durchschnittlich auf 250 000 Mark, für eine Militärdienststelle auf 220 000 Mark, so daß diese einen Zuschuß von jährlich 82 812 Mark erfordert, jene von 89 460 Mark. Wir sehen also, daß der Reichszuschuß, welcher betrug im Jahre 1910: 2 383 216 Mark, 1911: 2 313 566 Mark, 1912: 2 844 785 Mark, nicht nur ein Zuschuß für Zwecke der Militärverwaltung ist, wie man nach dem Wortlaut des Etats annehmen müßte, sondern ein Zuschuß für die gesamte Schutzgebietsverwaltung. Die Behauptung, daß nur die teuren Schutztruppen überhaupt noch einen Reichszuschuß bedingten, und mit der im pazifistischen Reichstag immer wieder gegen die Schutztruppen agitiert wurde, im Gegensatz zur Zivilverwaltung, die sich allein unterhalte, ist damit wohl ein für allemal widerlegt.

Ein anderer Grund, den man immer wieder gegen die Schutztruppen anführte, war der, daß die Schutztruppe schneller zur Waffe griffe und eher schösse als eine Polizeitruppe, die man durchaus an Stelle der Schutztruppe aufstellen wollte. Nach der Zusammenstellung für die Verleihung der Kolonialdenkmünze, also

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Liste der in den Schutzgebieten stattgehabten kriegerischen Unternehmungen, sind anzurechnen:

für die Schutztruppe in Ostafrika 77 Unternehmungen, für die Schutztruppe in Kamerun 101 Unternehmungen, für die Polizeitruppe in Togo 36 Unternehmungen, für die Polizei in der Südsee 27 Unternehmungen.

Diese Zahlen an sich zeigen natürlich ein Uebergewicht der kriegerischen Unternehmungen bei den Schutztruppen. Berechnet man sie aber auf die Größe der Schutzgebiete und auf die Einwohnerzahl, dann ergibt sich ein ganz anderes Bild. Auf 100 000 Quadratkilometer berechnet, ergeben sich dann für Ostafrika 8, für Kamerun 13, für Togo 41, für die Südsee 11, auf je 1 Million Einwohner berechnet, für Ostafrika 10, für Kamerun 38, für Togo 35, für die Südsee 45 Unternehmungen. Das bedeutet eine wesentliche Verschiebung zugunsten der Schutztruppen. Auch den zweiten Vorwurf, daß die Schutztruppe mehr schösse als eine Polizeitruppe, glaube ich hierdurch widerlegt zu haben.

Interessant ist auch eine Aufstellung des Gouvernements von Kamerun aus dem Jahre 1911, welche den Wert der Gebäude der Militärstationen mit rund 1 500 000 Mark angibt. Diese wenigen Zahlen mögen genügen, um darzutun, daß alle die Vorwürfe, die man in der Heimat so oft den Schutztruppen gemacht hat, unberechtigt waren, und ich muß es dem einzelnen überlassen, daraus die Schlußfolgerungen zu ziehen.

Wie ich schon anfangs gesagt hatte, konnten meine Ausführungen im Rahmen eines Vortrages nur unvollkommen sein. Sie konnten nur Anregung geben zur Weiterarbeit und zur Sichtung des vorhandenen Materials. Zurzeit ist es noch in alle Winde zerstreut. Das, was amtlich bei den einzelnen Dienststellen niedergelegt war, ist durch den Krieg verlorengegangen. Ich richte deswegen an alle diejenigen, welche noch im Besitz von Abschriften der Orientierungshefte oder anderer dienstlicher oder privater Niederschriften sind, die Bitte, dieselben zu sammeln und einem neu einzurichtenden Schutztruppenarchiv zur Verfügung zu stellen, damit sie der Nachwelt erhalten bleiben. Es handelt sich schließlich nur um das Material einer kurzen Spanne Zeit, etwa vom Jahre 1890—1914, also einen Zeitraum von 25 Jahren. Es müßte eigentlich möglich sein, die gesamten Unterlagen wieder vollzählig herbeizuschaffen.

Wir wollen das, was wir geleistet haben, und was wir in langer, oft schwerer Zeit an Erfahrungen erworben haben, unserm Volk

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Vaterland erhalten wissen, damit es dermaleinst wieder Verwendung finden kann, wenn wir unsere Schutzgebiete wieder zurück erhalten haben.

General **Maercker:** Daß unsere Kolonien so wenig auf einen europäischen Krieg vorbereitet waren, das lag einmal an dem Mangel an Wirklichkeitssinn beim deutschen Volke und dann an der schutztruppenfeindlichen, ja kolonialfeindlichen Haltung des Reichstages.

Das deutsche Volk wollte keinen Krieg und deshalb glaubte es auch nicht an ihn. Denn der Deutsche glaubt nur das, was er wünscht. Und weil er den Krieg nicht wünschte, deshalb bereitete er ihn auch nicht vor. Wie anders hätte der Krieg in Ostafrika und Kamerun verlaufen können, wenn wir genügend Waffen besessen hätten, um sofort Verstärkungen damit ausrüsten zu können. So mußte sich Lettow diese Waffen erst von seinen Feinden holen.

Der Reichstag war nie geneigt, gern Mittel für die militärische Rüstung der Kolonien zu bewilligen. Und das wirkte sich nicht nur auf die heimische Kolonialverwaltung aus, die im steten Kampf gegen Reichstag und Reichsfinanzamt ihre besten Kräfte aufbrauchte, sondern auch auf die Verwaltung an Ort und Stelle. Da beantragt ein Gouverneur selbst eine Verminderung seiner Schutztruppe und sträubt sich gegen die Errichtung einer Funkenstation, die sein Schutzgebiet mit einem andern verbinden soll — weil dadurch sein Etat um zwei Europäer belastet würde! Und ein anderer Gouverneur lehnt die Niederlage einer Kriegsreserve an Proviant und Munition ab, weil das „unproduktive Ausgaben" seien und will von einer Ausrüstung seiner Schutztruppe mit Kraftwagen nichts wissen. Das koste zuviel! Fünf Jahre später wurde diese Truppe durch den Kraftwagen besiegt.

Der Herr Vortragende hat von den Kulturleistungen der Schutztruppen gesprochen. Der Deutsche Kolonialkriegerbund hat zum Kolonialkongreß ein Buch herausgegeben, das lediglich das Kolonisationswerk der Schutztruppe und Marine behandelt. Ich habe dem Buche den Titel gegeben: „Unvergessenes Heldentum", weil ich der Meinung bin, daß die kolonisatorische Tätigkeit der Schutztruppe ebensoviel wahres Heldentum aufweist, wie die kriegerische.

Es gilt aber nicht nur Rückschau zu halten, sondern auch vorauszuschauen. Wir sind alle davon überzeugt, daß Deutschland wieder zu kolonialer Tätigkeit gelangen wird. Sind wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genügend darauf vorbereitet, in dem Augenblick, in dem sich die Tore der Welt wieder für uns öffnen, den Schritt ins Freie mit Erfolg zu unternehmen? Sollen wir noch einmal eine Periode der Fehler, der Irrungen und Hemmungen durchmachen? Um das zu verhindern, habe ich schon im Februar d. J. bei der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft den Antrag gestellt, die Kolonialverwaltung des Auswärtigen Amtes möge veranlaßt werden, alles für eine künftige Kolonialpolitik vorzubereiten. Inzwischen ist aber die Koloniale Verwaltung zahlenmäßig (drei Beamte) und der Zusammensetzung nach (nur Juristen) so wenig auf eine solche Aufgabe zugeschnitten, daß ich mich zu einem neuen Antrage veranlaßt gesehen habe, die Koloniale Reichsarbeitsgemeinschaft möge diese wichtige Aufgabe selbst in die Hand nehmen.

Professor **Hans Meyer**-Leipzig: Der eben gehörte Vortrag ist der einzige des Kongresses, der von einem ehemaligen Schutztruppenoffizier gehalten wurde. In andern Abteilungen ist mehrfach von Leistungen der Schutztruppe die Rede, aber es würde gewiß der Sache mehr genützt, man würde der ehemaligen Schutztruppe mehr gerecht geworden sein, wenn man eine besondere Abteilung „Schutztruppe" in das Programm des Kolonialkongresses aufgenommen hätte. Der Herr Vortragende hat vortrefflich über die wirtschaftlichen und kulturellen Arbeiten der Schutztruppe berichtet. Als Geograph möchte ich hinzufügen, daß, was die Schutztruppenoffiziere in Kartographie, Länderkunde und Völkerkunde unserer Kolonien geleistet haben, ein unvergängliches Verdienst unserer Schutztruppe ist. Genannt seien nur Hauptmann Herrmann, Hauptmann Maercker (Massai), Ramsey, Langheld, Seefried u. a. Wir haben allen Anlaß, auf diesem Kongreß auch den wissenschaftlichen Leistungen der Schutztruppe, die jenen der älteren kolonisierenden Nationen durchaus gleichartig sind, hohe Anerkennung und wärmsten Dank zu zollen. Am Schluß seiner Ausführungen hat der Herr Vortragende von der zu wünschenden Schaffung eines „Schutztruppenarchives" gesprochen. Ich schlage vor, daß diese Anregung in einer Resolution zum Ausdruck gebracht werde, die von unserer Abteilung an die Kongreßleitung weiterzugeben wäre.

Riebisch, vom Bund der Kolonialfreunde: Es ist mir ein Herzensbedürfnis, von dieser Stelle, als Reiter der deutschsüdwestafrikanischen Schutztruppe einige Worte zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechen. Den geradezu herrlichen Worten des hochverehrten Herrn Referenten habe ich wahrlich nichts hinzuzusetzen. Freude und Dank möchte ich zum Ausdruck bringen, daß man endlich, und noch dazu zum Kolonialkongreß, die Taten und Arbeiten der Schutztruppen, ihre Leistungen auf soldatischem, aber auch vor allem auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete der Welt offenbart. — Blicken wir 40 Jahre zurück, wer hat den Boden vorbereitet, auf welchem der deutsche Pflanzer und Farmer so ganz Hervorragendes geschaffen? Der Kol.-Soldat, Hand in Hand mit dem Forscher und Kaufmann. Ist doch der Schutztruppler als Pionier mit der Waffe, aber auch als Pionier der Kultur anzusprechen. Sind doch unsere brauchbarsten Kolonisten aus der Truppe hervorgegangen. Und das möchte ich meinen Kameraden im deutschen Vaterlande und in Uebersee zurufen: „Seien Sie eingedenk dessen, was wir unter Afrikas heißer Sonne und auf den Inseln des unermeßlichen Stillen Ozeans geleistet. Tragt gerade Ihr dazu bei, daß der koloniale Gedanke Gemeingut des Volkes wird, pflanzt in Euren Kindern den Keim kolonialen Wollens. Wenn die 1000 und aber 1000 Kämpfer um Deutschlands Kolonien hier tatkräftig Hand anlegen, dann kommt die koloniale Einheitsfront in unserem Volke zustande. Aber vor etwas möchte ich meine alten Kameraden warnen: Behandeln Sie die koloniale Frage nicht als parteipolitische, sondern als eine Volkswohlfrage. Volkswohl über alle Parteiinteressen! Die breite Masse unseres Volkes müssen wir gewinnen, auf daß, wenn der Tag kommt, ¾ unseres Volkes den Schrei in die Welt schicken: Gebt uns unsere Kolonien wieder! Wir brauchen zum Leben koloniale Rohstoffe und Siedlungsländer. Deshalb Kolonialkämpfer, Schutztruppen vor die Front!

Rittmeister a. D. **v. Fritsch** - Dresden: Ergänzend ist noch zu erwähnen, daß die Schutztruppe wirtschaftlich noch mehr hätte leisten können, wenn nicht der Widerstreit der Belange mit der Zivilbevölkerung bestanden hätte. Die Schutztruppe mußte vor denjenigen, deren Existenz vom Verdienen abhing, in dieser Beziehung zurücktreten und durfte nicht mehr erzeugen (Gartenerzeugnisse und anderes), als was sie für sich selbst brauchte.

Major **v. Brandis** begründet in Anlehnung an die Ausführungen über den Anteil der Schutztruppen in der Entwicklung der Kolonien folgende Resolution:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Der deutsche Kolonialkongreß nimmt mit Entrüstung zur Kenntnis, daß die Kriegslöhne an die Farbigen in Ostafrika immer noch nicht bezahlt sind. Er fordert von der Reichsregierung und dem Reichstag, daß diese Ehrenschuld unverzüglich eingelöst wird."

Die Tilgung dieser Schuld ist nötig:

1. im Belange der Erhaltung des Ansehens des ganzen deutschen Volkes,
2. zur Erleichterung des Wiederaufbaues in Afrika.

Die Farbigen können kein Vertrauen zu den deutschen Kaufleuten, Pflanzern und Farmern gewinnen, solange das Volk, dem sie entstammen, die Einlösung einer Ehrenschuld unterläßt und nicht einmal Anstalten trifft, den Kriegsbeschädigten zu helfen.

v. Abendroth: Der Kampf um die Kolonien ist ein Teil des Kampfes um den deutschen Staat. Träger dieses Kampfes war in erster Linie die Schutztruppe. Sie war ein Teil des alten Heeres, das Träger des heldischen Gedankens war. Dieser bedeutet Aufopferung der eigenen Person und Forderung von Heldentum. Der Kampf um die Kolonien ist nicht abgeschlossen. Auch in diesem Kampfe gibt es Heldentum zu fordern. Daß die Regierung den Südwestafrikanern anrät, England zu optieren, ist das Anraten einer Kapitulation. Diese rät man nicht an, ein solcher Rat bedeutet Verrat am deutschen Staat und ist unwürdig unserer in den Kolonien gefallenen Schutztruppler.

Bezirksamtmann a. D. **Ahlhorn:** Ich möchte auf den Vorschlag von Herrn v. Stephani zurückgreifen und würde es für praktischer halten, wenn die Schutztruppen zunächst mit dem Sammeln für ihr eigenes Archiv den Anfang machten. Wenn eine Persönlichkeit, wie Herr Major v. Stephani selbst sich an die Spitze stellte und mit Werbeschreiben an seine alten Kameraden heranträte, so würde der Erfolg nicht ausbleiben. Auf diese Weise würde wahrscheinlich bald alles wertvolle Material zusammengebracht werden, das jetzt in den Schreibtischen der alten Kolonialleute schlummert und auf die Dauer verloren gehen würde. Und wenn der Soldat mit gewohntem Schneid auf diesem Wege vorangehen würde, dann würde auch der etwas langsamer arbeitende Bürokrat nachfolgen. So könnte das Schutztruppen-Archiv die erste Zelle für das allgemeine Kolonialarchiv werden!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlußwort **von Stephani:** Herr Major von Brandis hat in der Diskussion vorgeschlagen, nicht ein Schutztruppen-Archiv, sondern ein Kolonial-Archiv zu schaffen.

Ich möchte dem widersprechen und bitten, an dem von Herrn Professor Dr. Hans Meyer so warm unterstützten Vorschlag der Schaffung eines Schutztruppen-Archivs festzuhalten. Sie haben soeben in der Aussprache gehört, wie wenig die Klagen der Schutztruppe von anderen Stellen vertreten werden. Wie sie wissen, ist in der neuen, dem Auswärtigen Amt angegliederten Kolonialabteilung kein Angehöriger der Schutztruppen vertreten. Sie sehen, wie selbst hier beim Kolonialkongreß kein Referat für Schutztruppenangelegenheiten vorgesehen war.

Nach diesen Erfahrungen, denen ich noch eine ganze Reihe aus der Friedenszeit anfügen könnte, erscheint es mir nicht zweckmäßig, die Sammlung des fraglichen, für die koloniale Entwicklung so wertvollen Materials irgendeiner Zentralstelle zu überlassen, sondern ich bin der Ansicht, daß wir Schutztruppen-Angehörigen die Waffe selbst in der Hand behalten müssen. Ich bitte, daß Sie es bei der Schaffung eines „Schutztruppen-Archivs" belassen und ich bin gern bereit, dem von Herrn Professor Hans Meyer gemachten Vorschlage entsprechend, mich der Aufgabe zu unterziehen, die für die Schaffung des Archivs nötigen Vorbereitungen in die Wege zu leiten.

Folgende Resolutionen wurden darauf einstimmig angenommen:

Die heute gelegentlich des Deutschen Kolonialkongresses versammelten deutschen Männer und Frauen stellen den Antrag, alles Material über die militärische, wissenschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Tätigkeit der Schutztruppe in einem „Schutztruppenarchiv" zu sammeln, um so die von dieser geleisteten Arbeit und erworbene Erfahrung unserem Volke zu erhalten als ehrendes Denkmal deutschen kolonialen Soldatengeistes und zu künftiger praktischer Verwendung.

Der Deutsche Kolonialkongreß nimmt mit Entrüstung zur Kenntnis, daß die Kriegslöhne an die Farbigen in Ostafrika immer noch nicht bezahlt sind. Er fordert von Reichsregierung und Reichstag, daß diese Ehrenschuld unverzüglich eingelöst wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die wirtschaftliche Lage Südwestafrikas.

Hans **Kisker.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Herr Major von Stephani hat uns soeben erzählt von dem Staunen, welches zur Zeit des Weltkrieges die Eindringlinge in unsere Schutzgebiete ergriff, als sie die musterhafte Anlage der Stationen sahen. Was er uns da von Kamerun berichtete, ist typisch für die übrigen Schutzgebiete; in bezug auf Südwest wird es jeder bestätigen können, der dort war. Kurz vor Beginn des Weltkrieges besuchte im Einverständnis mit unserer Regierung der landwirtschaftliche Sachverständige der Union von Südafrika, Herr William Macdonald, unser Schutzgebiet. Bei seiner Rückkehr nach der Union äußerte er seine Verwunderung, wie gut sich Deutsch-Südwest in den 30 Jahren der deutschen Herrschaft entwickelt hätte im Vergleich zu den angrenzenden Teilen der Kap-Kolonie, die doch z. T. bereits seit 200 Jahren besiedelt waren. Herr Macdonald hat sich während des Weltkrieges in politischer Beziehung als ein wahrer Deutschenfresser und Jingo erwiesen, was seinem Urteil doppeltes Gewicht gibt.

Herr Geheimrat von Zastrow hat Ihnen gestern an dieser Stelle einen anschaulichen Bericht gegeben von der guten Entwicklung des Bezirks Grootfontein in Südwestafrika, der zur deutschen Zeit von ihm geleitet wurde. Was er davon erzählte, war in gewisser Weise typisch für alle Bezirke des Landes, ja, ich möchte sagen, daß der Bezirk Grootfontein infolge eigentümlicher Ursachen seiner ersten Anfänge noch schwierigere Wege der Entwicklung zu gehen hatte, als die anderen Bezirke. Leider kann ich Ihnen heute nicht so günstige Bilder entrollen. Die wirtschaftliche Entwicklung Südwests hat sich zweifellos seit 1914 erheblich verschlechtert. Es wäre ungerecht, dies nur auf Maßnahmen der neuen Verwaltung des Landes zu schieben. Die allgemeine Weltlage und Fehler der Ansiedler des Landes müssen durchaus mit in diese Rechnung eingestellt werden. Aber trotzdem wird niemand verkennen, der jene Jahre in Südwest miterlebt hat, daß Maßnahmen der südafrikanischen Verwaltung einen starken Teil der Schuld tragen an der schlimmen Wirtschaftslage, in welcher sich das Land heute befindet. Unmittelbar nach dem Ende der südafrikanischen Kriegshandlungen glaubten viele südafrikanische Kreise zweifellos, daß nun erst die wahren Fortschritte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Landes beginnen würden. Die wahren Lehrmeister im Kolonisieren würden jetzt das Land in die Hand nehmen und das richtige daraus machen. Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen eines Gespräches, welches ich im Juli 1915 im Stacheldrahtlager von Otavifontein mit einem englischen Offizier hatte. Dieser empfahl mir dringend, bald Land in Walfischbucht zu kaufen, da dieser Platz als neuer Hafen des Landes einen reißenden Aufschwung nehmen würde. Nun, es sind seitdem mehr als 9 Jahre vergangen, und erst seit wenigen Monaten ist Walfischbucht zu einem gewissen Leben erwacht. Viele Hoffnungen ähnlicher Art sind zunichte geworden, aber dieser Optimismus, der damals und noch eine ganze Reihe von Jahren nachher im Lande verbreitet war, und der auch von den englischen Banken eher gestärkt als eingeschränkt wurde, hat sich als sehr gefährlich erwiesen; denn er veranlaßte viele Farmer, noch weitere Kredite aufzunehmen und zwar bei den englischen Banken; bei der erhofften dauernden Verbesserung der Zustände in Südwest, so meinte man, würde man diese Darlehen in nicht zu ferner Zeit wieder abtragen können. Viele Wirtschaften befanden sich noch in den Anfängen ihrer Entwicklung. Sie waren angewiesen gewesen auf weitere Zuschüsse aus Deutschland und als diese nun ausblieben, nahm man sie bei den englischen Banken auf. Hier liegt der Grund zu der außerordentlichen Verschuldung, unter welcher Südwest heute leidet. Später, um 1914, wurden diese Zustände noch verschärft durch mehr oder weniger gewissenlose private Geldgeber, die aus der Union eingewandert waren. Einer von ihnen hatte z. B. im November 1918 500 000 Schilling bei einem Kurse von 80 in deutsches Papiergeld umgewandelt. Er rechnete fest damit, daß das deutsche Volk diese Papiermark wieder auf pari heraufarbeiten würde. Als dies infolge des Versailler Diktates bei aller schweren Arbeit der guten Deutschen nicht glückte, wußte er einen Teil seines Schadens auf andere Schultern abzuwälzen. Er gab Pfund-Sterling-Kredite aus, die nur zur Hälfte in Schillingen ausgezahlt wurden. Die andere Hälfte mußte in deutschem Papiergeld zum doppelten des Tageskurses angenommen werden. Der allgemeine Zinssatz für einjährige Hypotheken betrug 15 v. H. Das war normal. Es kamen aber auch Zinssätze von 60 v. H. und über 100 v. H. vor. Dagegen wurde ein Wucherausschuß errichtet, aber das Unglück wollte es, daß in den Vorstand dieses Ausschusses gerade jener eben angedeutete Herr hineingewählt wurde. . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei solchen Zuständen ist es kein Wunder, wenn das Land reißend schnell verschuldete. Die amtlich eingetragenen Privatschulden betrugen Ende 1923 rund 105 Mill. Goldmark gegenüber 97 Mill. 12 Monate vorher. Sie sehen also, daß die furchtbare Schuldlawine noch immer im langsamen Weiterrollen begriffen ist. Wir können nicht annehmen, daß sie sobald zum Stillstand kommt oder gar schmilzt.

Es würde zu weit führen, hier noch zu berichten von der Vernichtung anderer kostbarer Werte, die in der deutschen Zeit geschaffen worden waren, wie z. B. mancher Versuchs- und Zuchtstationen; einzugehen auf die meist unerträglich hohen Kosten für Gerichtshandlungen oder grundbuchamtliche Eintragungen. Erwähnt sei nur mit einem Wort, daß die neue Südafrikanische Landbank, welche die Gewinne der alten deutschen Landwirtschaftsbank sang- und klanglos eingestrichen hatte, heute kaum mehr Geld ausgeben kann. Fast ihr gesamtes Kapital ist in Land festgelegt, fast ausschließlich deutschen Farmen, die sie hat übernehmen müssen, weil ihre früheren Besitzer die Zinsen nicht mehr aufbringen konnten. Diese ehemaligen Farmer mußten dann sehen, wo sie unterkamen; ein sehr musikbegabter Kalkfelder Farmer erfreut heute mit seiner Gattin die Reisenden in der ersten Klasse eines der schönen neuen Ostafrikadampfer mit seiner musikalischen Kunst; ein guter Simmenthaler-Züchter des Bezirks Windhuk ist jetzt Koch in einem dortigen Gasthof, und so könnte ich noch von so manchem erzählen.

In seinem letzten Jahresbericht sagt Herr Hofmeyr, der Administrator des Landes, daß der größte Teil der Bevölkerung hoffnungslos dem Bankerott entgegengeht. Da Herr Hofmayr immer ein Mann war, der geneigt war, die Aussichten des Landes in günstigem Lichte zu sehen, entspricht dieses Urteil sicher der vollen Wahrheit. Es sind auch keineswegs nur deutsche Ansiedler diesem bösen Schicksal erlegen. In der kurzen Scheinblütezeit von 1919 ist mancher kaufkräftige Ansiedler aus der Union ins Land gekommen. Auch von ihnen ist der größte Teil heute bankerott. Als Anfang 1922 die böse Heuschreckenzeit sich ankündigte, unter der Südwest bis zum heutigen Tage gelitten hat, verließen z. B. im Bezirk Okahandja manche dieser südafrikanischen Farmer schon in einer Art von Budenangst ihre Plätze und erschienen in Trupps vor dem Regierungsgebäude in Windhuk, damit ihnen geholfen würde. Im Bezirk Grootfontein z. B. sind heute $^3/_4$ aller Farmen verlassen. Jahrelang war von dem Zustrom von Kapital- und Ar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beitskraft kaum noch die Rede, neuerdings ist zum Glück eine geringe Besserung eingetreten.

Die Verkehrsverhältnisse im Lande sind noch immer wenig günstig. Zwar hat man einige kleine Bahnbauten unternommen, aber dies geschah fast nur mit gering bezahlten Arbeitern aus der Union; auf die allgemeine schlechte Lage des Landes übten diese Bauten kaum einen belebenden Einfluß aus. Ein Ausfuhrhafen, der den Anforderungen dieses Viehzucht- und Bergbaulandes gewachsen wäre, fehlt noch. Die gleichzeitig mit der Beschießung Daressalaams am Trafalgartage 1914 erfolgte Zerstörung der leistungsfähigen Swakopmunder Landungsbrücke schaltete diesen Hafen aus. Die 30 Kilometer weiter südlich in öder Sandwüste liegende Walfischbucht ist als Hafen bisher noch unzureichend, außerdem sehr teuer. Die Spesen, welche eine Tonne Ware bis zum Bahnhof Swakopmund zu tragen hat, haben sich gegen das Jahr 1914 etwa versiebenfacht. Dabei wird in Walfischbucht nur ein halb so viel gelöscht wie 1914 in Swakopmund. Am 15. Juli 1922 hat das Kapsche Parlament 600 000 Pfund zum Ausbau von Walfischbucht bewilligt. Die Zinsbürgschaft für dies Kapital mußte die Verwaltung von Südwest übernehmen, im übrigen gehört der Hafen und sein Hinterland zur Union. Seit Mai d. J. wird der Ausbau des Hafens energischer betrieben. Eine holländische Firma ist dabei, eine große Fahrtrinne auszubaggern; von einer 30 Kilometer langen Wasserleitung ist der größte Teil fertig. Das Wasser soll von Roibank im östlichen Hinterlande Walfischbuchts kommen. Warum man es nicht aus Swakopmund holt, trotzdem dort Wasser reichlich und in gleicher Entfernung vorhanden ist, und trotzdem man im Londoner Abkommen versprochen hatte, Swakopmund mehr als bisher unter die Arme zu greifen, weiß ich nicht.

Dort in Walfischbucht sollen auch die großen Anlagen zur Verarbeitung des Viehes in Gefrierfleisch erbaut werden. Das Alleinrecht auf den Versand von Gefrierfleisch ist durch einen Vertrag vom 4. November 1922 einem großen Kapstädter Fleischring, der Imperial Cold Storage gegeben worden; die gleiche Gesellschaft hat für 3 Jahre das Alleinrecht auf die Ausfuhr von Lebendvieh bekommen. Es sei hier eingeschaltet, daß man mit dieser Ausfuhr von Lebendvieh im vorigen Jahre einen vielversprechenden Anfang gemacht hat. Die Tiere gingen meist nach England, aber z. B. auch durch Deutschland bis nach der Schweiz. Bei einer dieser Sendungen wurde ein Reingewinn von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

140 Schilling je Ochse erzielt; die Verkaufspreise für diese Tiere in England schwankten zwischen 360 und 450 Schilling, Sie sehen also, wie ungeheuer hoch die Transportkosten sind. Die Kühlhallen in Walfischbucht werden frühestens Ende nächsten Jahres fertig sein; dann ist eine tägliche Verarbeitung von 150 Rindern und 300 Schafen geplant. Für diese zu errichtenden Anlagen sind aus Südwester Steuergeldern bewilligt 10000 Pfund für die Grundmauern und außerdem 5—6000 Pfund, um zum Schutze dieser Grundmauern Boden anzuhöhen, der unter dem Meeresspiegel liegt; bei Hochwasser pflegt ein Teil von Walfischbucht unter Wasser zu stehen. Der Baugrund für diese Anlagen ist dem Fleischring geschenkt worden, außerdem wird er freien Anschluß an den Hafen und an das Eisenbahnnetz erhalten. Anfang März sind dem Fleischring 500000 ha Land in den Bezirken Karibib, Okahandja und Outjo zu mäßigen Preisen verkauft worden. Wenn dieser Farmbesitz erst entwickelt sein wird, werden sich die übrigen Farmer des Landes einem schweren Wettbewerb gegenübersehen.

Walfischbucht soll auch der Ausfuhrhafen für den riesigen Viehbestand Rhodesias werden, wenn die begonnene Bahn nach dem Osten in die Kalahari hinein ausgebaut sein wird. Das ist aber noch ferne Zukunftsmusik.

Bei der schlechten Lage der Farmerschaft, deren Kaufkraft größtenteils erloschen ist, leidet naturgemäß auch die Kaufmannschaft sehr stark. Wir haben (gestern) gehört, daß die Südwester Kaufleute genötigt waren, den Farmern große Kredite einzuräumen. Mir ist z. B. der Fall eines Großkaufmanns bekannt, der 4 Mill. Goldmark derartiger Außenstände in seinen Büchern hatte, und daher genötigt gewesen war, einen Bankkredit von 2 Mill. aufzunehmen. Wohin solche Zustände führen, kann ich Ihrem Urteil überlassen. Mit der zähen Tatkraft des deutschen Kaufmanns ist trotzdem z. B. in Windhuk eine Molkerei geschaffen worden, die im Monat Juni 50000 Schilling für angelieferte Sahne auszahlen konnte. Bei den kleinen Verhältnissen des Bezirks ein recht ansehnlicher Betrag. Eine andere ebenso erfolgreiche Molkerei besteht in Kalkfeld; weitere sind in Omaruru und Grootfontein im Bau oder geplant.

Zum Glück sieht es im Bergbau etwas besser aus. Die Lüderitzbuchter Diamantminen, welche 1921 geschlossen waren (damals wurden 200 Deutsche auf den Heimdampfer gesetzt und 3000 Eingeborene entlassen), arbeiten wieder. Ende 1923 waren 6000 Eingeborene und eine entsprechende Anzahl von Weißen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dort wieder an der Arbeit. Auch die Nordfelder, die in der Wüste zwischen Lüderitzbucht und Swakopmund liegen, sind seit neuerer Zeit wieder in Betrieb. Im Jahre 1920 hatten sich die größten deutschen Diamantfeldeigner zum Teil wohl infolge eines gewissen politischen Drucks bestimmen lassen, ihre Betriebe übergehen zu lassen in die Hände einer englisch-amerikanisch-deutschen Gesellschaft, der „Consolidated". Die gewonnenen Diamanten werden zwangsweise durch die Unionsregierung bzw. durch ein Londoner Syndikat verkauft, wobei die Minenbesitzer nach ihrer Angabe sehr schlecht abgeschnitten haben. Da weniger als die Hälfte des erwarteten Preises erzielt wurde, hat die „Consolidated" neuerdings eine Klage gegen die südafrikanische Regierung angestrengt.

In den Kupfergebieten des Nordens, Otavi-Tsumeb, sieht es gut aus. Kupfer und Mottramit wird in reichem Maße gewonnen; Tsumeb ist ein betriebsames Bergwerkstädtchen geworden. Seit einigen Jahren hat sich auch Karibib zu einem Minenbezirk entwickelt. Die dortigen Marmorwerke, die bei Kriegsausbruch ihre sämtlichen Vorbereitungsarbeiten hinter sich gebracht hatten, konnten während der Kriegszeit nur mit großer Mühe über Wasser gehalten werden; sie sind dann schließlich in englische Hände übergegangen und haben Anfang des Jahres ihre Tätigkeit wieder eröffnet. Von den 14 Sorten Marmor, die es dort gibt, sind 4 eine Besonderheit Karibibs. Es werden monatlich 300 cbm geliefert, die Bank von England hat kürzlich große Bestellungen gemacht.

Der Zinnbergbau im Bezirk Karibib ist dank der Tatkraft des um Südwest so verdienten Herrn August Stauch günstig entwickelt worden; außerdem wird Guano durch eine englische Gesellschaft abgebaut.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über die Eingeborenenfrage. Sie hängt wie eine dunkle Wolke über dem Lande.

Die meisten von Ihnen werden von der Allnegerbewegung schon gehört haben. Diese von Marcus Garvey in Neuyork geleitete Bewegung macht sich schon seit Jahren in Südafrika bemerkbar. Rührige Vertreter Garveys sitzen in Pretoria und Lüderitzbucht. Während in Europa und auch in Südafrika das Proletariat dauernd sinkt, bemühen sich kluge und tatkräftige Neger ihre Rasse in jeder Beziehung zu heben. Der Erfolg kann auf die Dauer nicht ausbleiben. Südafrika und auch Südwest müssen also der Gefahr eines großen Eingeborenenaufstandes ins Auge blicken, wobei ich nicht sagen will, daß dieser nahe bevorsteht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unser Kongreß soll praktischen Zwecken dienen. Ich möchte daher zum Schluß ausdrücklich betonen, daß m. E. sich niemand, der auswandern will, davon abhalten lassen soll, nach Südwest zu gehen. Südwest braucht neue deutsche Einwanderung. Ein gewisses Kapital ist dafür Voraussetzung. Aber im übrigen halte ich die Ansiedlungsmöglichkeiten für mindestens so aussichtsreich wie etwa in Südamerika, das als Auswanderungsziel so beliebt ist. Schwere Anfangsjahre werden in jedem Falle zu überstehen sein, aber in Südwest droht sicher weniger als in anderen Ländern die Gefahr, daß der Deutsche wieder einmal nur als Kulturdünger dient. Fördern Sie daher die Einwanderung tüchtiger deutscher Ansiedler nach Südwest überall da, wo der Wille zur Auswanderung feste Gestalt angenommen hat.

Herr Dr. **L. Scheben:** Wenn ich mir erlaube, die Skizze, die Herr Kisker von der wirtschaftlichen Lage unseres alten Südwests entworfen hat, in einem Punkte nicht unwesentlich zu ergänzen, so bewegt mich hierzu besonders die Erwägung, daß auch die im Rahmen einer Diskussionsrede eingeschränkten Ausführungen eines Sachverständigen, der bis vor kurzem „draußen" war, dazu dienen können, ein bedauerliches Versehen weniger fühlbar zu machen, das darin liegt, daß der von mir zu behandelnden Materie auf diesem Kongreß eine weder ihrer Bedeutung noch dem Auftreten analoger Disziplinen entsprechende Stellung eingeräumt worden ist. Ich spreche von der Tierseuchenbekämpfung in unseren ehemaligen Kolonien, bzw. dem Hauptvortrage entsprechend von der Tierseuchenbekämpfung in Südwestafrika unter der Mandatsregierung.

Daß in einem Neulande, wie Südwestafrika, dessen wirtschaftliches Rückgrat die Viehzucht ist, mit allen Mitteln der vorhandene Viehbestand gegen Seuchengefahr geschützt werden muß, bedarf keines besonderen Beweises. Die deutsche Regierung hat daher nach schmerzlichen Rückschlägen eine, dem Stande der Wissenschaft entsprechende Kampffähigkeit den Viehseuchen gegenüber in stets erhöhtem Maße sich angelegen sein lassen. Nach dem Vorschlage von Ostertag ist die Organisation des Veterinärwesens in Südwestafrika mustergültig in die Wege geleitet worden. Wie nutzbringend dies, modernen Grundsätzen entsprechende, den Landesverhältnissen angepaßte Veterinärwesen war, beweist die Statistik und ist jedem deutschen und nichtdeutschen Farmer, der vor dem Kriege in Südwestafrika war

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und die heutige Zeit dort miterleben muß, in schmerzlich süßer Erinnerung.

Denn die nach der Einnahme Südwests von der südafrikanischen Union eingesetzte Verwaltung des Veterinärwesens hat durchaus versagt, so sehr, daß ihr nicht viel mehr als der Wert einer Attrappe zugesprochen werden dürfte. Kein Wunder; der Betrieb des wohleingerichteten Landeslaboratoriums, das mit diagnostischer Tätigkeit und Forschungsarbeiten überhäuft war, wurde eingestellt, die Regierungstierärzte bis auf drei ihres Amtes enthoben und gemeinsam mit den Militärtierärzten nach Deutschland geschickt.

Es sei hier vorweg genommen, daß die erwähnten drei Regierungstierärzte, um es nicht zum äußersten kommen zu lassen, unter großen Opfern der Farmerschaft von dieser privatim angestellt und erst später von der Unionsregierung übernommen wurden.

Wie es mit dem Tierärzteersatz aussah, vermag man sich nur annähernd vorzustellen, wenn man berücksichtigt, daß in der Union dringendste Nachfrage nach 40 Tierärzten war, deren Stellen aus Mangel an geeigneten Personen meist noch heute unbesetzt sind und daß die in Südwestafrika zur Ausführung veterinärpolizeilicher Maßnahmen erforderlichen Polizeimannschaften so gut wie gar nicht vorhanden waren. Besaß nämlich Südwest unter deutscher Regierung ca. 400 perfekt ausgebildete Sergeanten, die auch besonderen Veterinärunterricht erhielten, ganz abgesehen von der 2000 Mann starken Truppe, die in dringenden Fällen auch zur Verfügung stand, so bestand und besteht auch heute noch die ganze Polizei samt Militär in Südwest, das 1½mal so groß ist als das alte Deutschland, aus nicht mehr als 284 schlecht ausgebildeten, oft sogar nicht einmal des Schreibens kundigen Polizisten.

Der Mangel fast jeglicher Kontrolle, die Nichtverfolgung auch stärkster Vergehen gegen die Viehseuchengesetze und das fast regelmäßige Versagen der Magistratsgerichte in den seltenen Fällen der Aufnahme eines Strafverfahrens in Zusammenhang mit der allgemeinen öffentlichen Unsicherheit, die sich wenigstens seitens der Eingeborenen bis zur offenen Verhöhnung von Polizei und Behörden und zu Widersetzlichkeiten auswuchs, ist es verständlich, daß die Viehseuchen wieder auflebten, sich immer weiter über die ihnen gesteckten Grenzen verbreiteten und von Jahr zu Jahr immer größeres Terrain eroberten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn dieser beklagenswerte Zustand in der Oeffentlichkeit bisher seiner Bedeutung entsprechend nicht hervorgehoben ist, so dürfte dies weniger auf den Mangel an Einsicht als vielmehr auf die gewaltige Wirtschaftskrisis zurückzuführen sein, die ein so starkes Sinken der Viehpreise zur Folge hatte, daß der Farmer auch großen Verlusten gegenüber fast gefühllos geworden war. Mit Rücksicht hierauf und ähnliche Tatsachen in anderen Wirtschaftsgebieten würde sich eine spezielle Kritik der Seuchenbekämpfung im Mandatsgebiet Südwest erübrigen, wenn nur vorübergehende, d. h. nach Abstellung der gerügten Mängel in absehbarer Zeit heilbare Schäden in Frage kämen.

Das trifft leider nur bei den rein kontagiösen Krankheiten, d. h. solchen, die sich von Tier zu Tier übertragen, zu, nicht aber bei den sogenannten Bodenkrankheiten, Seuchen, die sich vermittelst Aufnahme der Nahrung aus dem durch das Blut geschlachteter Tiere infiziertem Erdreich verbreiten. Da die mit dem Blut in die Erde gelangten Bakterien dort Dauerformen von bis heute noch nicht fixierter Lebensdauer bilden, die praktisch. (im Gegensatz zu den Ursprungsbakterien im Tierkörper), fast unzerstörbar sind, wachen in allen Kulturstaaten die Gesetze strengstens darüber, daß durch Unschädlichmachung der Tierkörper, möglichst ohne vorherige Oeffnung derselben, die Bodeninfektion verhindert wird.

Auf dem 8. internationalen tierärztlichen Kongreß zu Budapest im Jahre 1905 berichtet Theiler, der führende Tierarzt Südafrikas und der Organisator der dortigen Veterinärpolizei, daß Milzbrand und Rauschbrand in Südafrika häufiger vorkommen als in den gemäßigten Zonen und führt zur Erklärung die Tatsache an, daß ein Vernichten der Kadaver in den meisten Fällen nicht stattfindet. Und er klagt, daß der „Schwarze nicht allein schuldig sei, sondern auch der weiße Mann durch seine Indolenz und Nachlässigkeit sein möglichstes getan, den sonst jungfräulichen Boden zu infizieren."

Es ist in bemerkenswerter Weise der deutschen Verwaltung in Südwest unter den ungünstigsten Umständen gelungen, die weitere Verbreitung des Milzbrandes von den vorhandenen Seucheplätzen aus zu verhindern. Diese gewaltige Arbeit hat die Mandatsregierung in wenigen Jahren zu nichte gemacht. In geradezu schamloser Weise wurde nicht nur von Eingeborenen, sondern auch von zugewanderten Weißen durch Transport offensichtlich milzbrandkranker Tiere oder Fleisch von milzbrandkranken Tieren die Krankheit verschleppt, ohne daß selbst auf tatsächliche Fest-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stellung, selbst von Tierärzten, eine Bestrafung erfolgte. Das Gesagte gilt auch vom Rauschbrand, der vor vier Jahren in nie dagewesener Heftigkeit auftrat und große Verluste durch Verschleppung dieser Krankheit von den Seucheplätzen aus hervorrief.

Die Hauptbedeutung dieser zuletzt berührten Tatsachen ist, daß die betroffenen Tierbesitzer gezwungen sind, sich gegen die jährlich nunmehr drohenden Verluste durch jährliche Impfungen der empfänglichen Tiere zu schützen. Ob man sich in Farmerkreisen bisher ernstlich darüber klar geworden ist, welche Wertminderung des ohnehin schon bis um 75% entwerteten Bodens (infolge wirtschaftlicher Krisis), bzw. welche Belastung eine solche, jährlich sich wiederholende Zahlung und Arbeitsleistung, zumal auf großen Schaffarmen, bedeutet, möchte ich fast bezweifeln, wird aber in Zukunft von den Betroffenen mit Schrecken erkannt werden.

Ein Kapitel für sich ist die Bekämpfung der Schafräude. Während diese in Deutschland und sonstwo den Tierärzten obliegt, hat man in Südafrika ein selbständiges Ressort daraus gemacht mit einer besonderen Beamtenkategorie, den sogenannten Räudeinspektoren. Das sind Laien, die in der Regel von Tierärzten in der Erkennung der fraglichen Krankheit ausgebildet sind. Das Urteil über diese Einrichtung, sagt Geheimrat v. Ostertag in seinem Werke „Das Veterinärwesen in Deutsch-Südwestafrika 1912", ist bei allen Sachverständigen und Farmern ein so wenig günstiges, daß es sich nicht empfehlen dürfte, sie im Schutzgebiet nachzuahmen. Wie richtig dieses Gutachten ist, wird durch zahlreiche Pressemitteilungen in der Union bestätigt. Der „Burger" brachte vor vier Jahren die Klage zweier Farmervereine, die darin gipfelt, „daß mit dem System der Räudeinspektoren die Farmer mehr geplagt werden, als die Schafe". Wie richtig das Ostertagsche Urteil ist, haben wir schaudernd in Südwest erlebt. 25 Schafinspektoren, meist wenig oder gar nicht Vorgebildete, wurden auf das unglückliche Land losgelassen. Die Würdigung ihrer Betätigung kann hier aus Mangel an Zeit nicht vorgenommen werden.

Es ist nur gerecht und anständig, wenn ich zum Schlusse dieser Ausführung betone, daß es mir fern liegt, mit den gemachten Vorwürfen irgendwelche Personen in Südwestafrika zu belasten. Im Gegenteil darf ich aus voller Ueberzeugung der Leitung des Veterinärwesens wie auch des Räudedepartements bescheinigen, daß sie volles Verständnis für die vorhandenen Mißstände an den Tag gelegt haben und nach Möglichkeit zur Abhilfe bereit waren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die mühevolle Sisyphusarbeit der Tierärzte verdient höchste Anerkennung. Auch der Bereitwilligkeit und rückhaltlosen Hilfe der Presse in Südafrika, die sie den Südwestafrikanern (ohne Rücksicht auf parteipolitische Interessen) durch unverzüglichen Abdruck und zustimmende Kommentare der kritischen Berichte bot, kann ich nur dankbar gedenken. Meine Darstellung bezweckt nichts weiter als auf einem mir, durch jahrzehntelange Praxis vertrautem Gebiete ein System, nämlich die Mandatswirtschaft, dessen Urheber sich angemaßt haben, den Deutschen die Kolonisationstätigkeit abzusprechen und aller Welt zu zeigen, wie es gemacht werden muß, ad absurdum zu führen.

Heinrichs, General a. D., Direktor der Kaooko-, Land- u. Minen-Gesellschaft, dankt dem Herrn Kisker für seine interessanten Ausführungen über den wirtschaftlichen Niedergang in Südwest. Dieses ist ein Beweis von dem Fiasko, welches die bisherige deutschfeindliche Politik der Kap-Regierung in wirtschaftlicher Beziehung dort unten gezeitigt hat.

Durch den Regierungswechsel in Kapstadt, den Amtsantritt Herzogs als Premierminister, darf auf prinzipielle Aenderung im deutschfreundlichen Sinne gerechnet werden.

Versprechungen des Administrators Hofmeyr mir gegenüber lassen dieses mit Bestimmtheit erwarten! Es kann allen deutschen Südwestern daher nur dringend zugeredet werden, wieder nach Südwest zurückzukehren! —

Es darf darauf gerechnet werden, daß nach der Durchführung der Dawesschen Amerikaanleihe, auch deutsches Kapital wieder geneigt sein wird, sich in Südwestafrika zu betätigen, sobald sich die Geldmarktverhältnisse in Deutschland und in der ganzen Welt wieder gebessert haben werden. Dieses ist in absehbarer Zeit sicher zu erhoffen.

v. Fritsch beantragt folgende Entschließung: „Die Teilnehmer am Kolonialkongreß senden nach einem Vortrage über die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse im jetzigen Südwestafrika den dortigen Landsleuten herzliche Grüße und bitten sie, trotz allem auszuhalten im deutschen Koloniallande."

Die Entschließung wurde einstimmig angenommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Plantagenwirtschaft in den deutschen Kolonien.

Ministerialrat Dr. **Mickel.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Die Plantagenwirtschaft in den deutschen Kolonien war der Teil der kolonialen Landwirtschaft, deren Bedeutung für die Entwicklung der Kolonien wie auch für das Wirtschaftsleben des Mutterlandes nicht hoch genug veranschlagt werden konnte. Die Plantagen als die typische Betriebsform großer landwirtschaftlicher Unternehmungen in heißen Ländern waren mit berufen, die für das Wirtschaftsleben des deutschen Volkes unentbehrlichen tropischen oder subtropischen Rohstoffe zu liefern. Dabei handelt es sich sowohl um eine ganze Reihe von Nahrungs- und Genußmitteln, als auch um die große Zahl der Rohstoffe, die für die Belieferung der deutschen Industrie und vornehmlich der Textil- und Fettindustrie in Frage kommen. Während der langen Friedenszeit mit ihrer ungehemmten Entwicklung der internationalen Verkehrsbeziehungen, mit ihrer gewaltigen Förderung der Erzeugung überseeischer Rohstoffe, mit ihrer ungeahnten Verbesserung der Verkehrsmittel und der damit verbundenen Erleichterung des Warenaustausches, war es dem Kulturmenschen zur Selbstverständlichkeit geworden, daß ihm alle notwendig erscheinenden Gebrauchsgegenstände zur Verfügung standen, einerlei, ob deren Urstoff aus fremdem Boden und unter fremdem Klima oder in der heimischen Wirtschaft hervorgebracht war. Man machte sich nicht die Mühe, über die weiten und komplizierten Wege nachzudenken, auf denen die Heranschaffung der ausländischen Rohstoffe im internationalen Warenverkehr durchgeführt wurde. Erst die plötzliche Durchbrechung des internationalen Handelsverkehrs durch den Weltkrieg, wodurch das Schicksal der gesamten Wirtschaft, von den größten und wichtigsten Erwerbszweigen bis zur kleinsten Haushaltung, auf das empfindlichste betroffen wurde, hat das Bewußtsein von dem Wert eigener Rohstoffgebiete und der gesicherten Zufuhr ihrer Produkte erwachen lassen. Man lernte begreifen, daß mit dem Wesen eines Großmachtstaates diese wirtschaftliche Unabhängigkeit unlösbar verbunden sein muß. Diese überseeischen Produktionsgebiete und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

damit die Ausdehnung der deutschen Produktionskraft auf kolonialwirtschaftliche Arbeit müssen naturgemäß an Bedeutung gewinnen, wenn die sinkende Finanzkraft des Mutterlandes den Bezug der ausländischen Rohstoffe erschwert oder gar zur Unmöglichkeit macht. Die Frage der Rohstoffversorgung fordert aber auch deshalb erhöhte Beachtung, weil die Verarbeitung der Rohstoffe, z. B. der Baumwolle, in stets steigendem Maße von den Produktionsländern selbst vorgenommen wird. Damit erfährt auf der einen Seite der Ausfuhrüberschuß eine Verringerung, andererseits tritt aber auch eine Verkleinerung der Absatzmärkte für Fertigware ein, da die Bedarfsdeckung in erster Linie aus den Erzeugnissen der landeseigenen Industrie erfolgt. Das gesunde Ziel jeder nationalen Wirtschaft geht eben dahin, nicht nur die Erzeugung der Urstoffe in eigener Hand zu haben, sondern auch ihre Verarbeitung und Veredelung zu übernehmen, schon deshalb, um die anfallenden Zwischengewinne dem eigenen Volksvermögen zugute kommen zu lassen. Die Wirtschaft eines Landes ist um so stärker, je mehr es in der Lage ist, aus eigener Kraft und unabhängig vom Auslande seinen Rohstoffbedarf zu befriedigen und für seine Erzeugnisse gesicherten Absatz zu finden.

Die Schutzgebiete waren Rohstoff- und Absatzgebiete zugleich. Sie bildeten die notwendige Ergänzung zur heimischen Landwirtschaft, die aus klimatischen Gründen für die Erzeugung einer ganzen Reihe wichtigster Rohstoffe nicht in Frage kommt. Man spricht daher von zweierlei Landwirtschaft: die eine umfaßt den Aufgabenkreis unter deutschem Klima, die andere die Produktion in den Tropen und Subtropen. Die Kolonien mit ihrer vielgestaltigen Produktionsmöglichkeit, ihrer schnell wachsenden Erzeugung landwirtschaftlicher Stoffe, ihrer großen Aufnahmefähigkeit an industriellen Gütern waren berufen, für das Mutterland einen bedeutungsvollen Rückhalt in dem Konkurrenzkampf um Rohstoffe und Absatzbedingungen zu bilden; sie spielten daher als Stütze für die weltwirtschaftliche Stellung des Mutterlandes und als Rüstzeug im Kampfe um die internationalen Handelsbedingungen eine wichtige Rolle.

Mit der zunehmenden industriellen Entwicklung Deutschlands und seinem gewaltigen Bedarf an gewerblichen Rohstoffen aus fremden Ländern war die Abhängigkeit vom auswärtigen Handel immer größer geworden. Einfuhrartikel, wie z. B. die Baumwolle, lieferten nicht nur einem großen Teil unserer Bevölkerung Arbeitsgelegenheit und damit das tägliche Brot, sondern beein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

flußten auch die gesamte materielle Lage der großen Masse unseres Volkes. Jede Einschränkung der Einfuhr dieser Rohstoffe mußte daher unsere gesamte Verbrauchs- und Erwerbswirtschaft in bedenkliche Mitleidenschaft ziehen. Diese Abhängigkeit vom Ausland, die die Gefahr ständiger Beunruhigung der deutschen Wirtschaft einschloß, wies immer stärker darauf hin, die natürlichen Hilfsquellen unserer eigenen Kolonien auszunutzen, wenn auch von vornherein zu erwarten war, daß, gemessen an dem gewaltigen Bedarf, der Erfolg zunächst nur ein bescheidener sein konnte. Dieser Weg war um so mehr vorgezeichnet, als die Rohstoffe kolonialen Ursprungs innerhalb der Gesamteinfuhr immer wichtiger wurden. Von der einseitigen Förderung der Eingeborenenkulturen, deren große Bedeutung keineswegs verkannt werden soll, konnte das erwünschte wirtschaftliche Aufblühen der Kolonien und die Erfüllung ihrer Aufgaben als Rohstofflieferanten schon deshalb nicht erwartet werden, weil wichtige Nutzpflanzen, wie z. B. die Sisalagave, für den Anbau durch Eingeborene nicht in Frage kommen. Vielmehr mußte die Plantagenwirtschaft der Hauptfaktor der landwirtschaftlichen Entwicklung werden. Nur auf dem Wege der Vereinigung von Wissen und Können des Europäers mit der Arbeitskraft des Eingeborenen konnte unter Ausnutzung der modernen technischen Hilfsmittel der größtmögliche Gewinn für das Mutterland erreicht werden. Dabei darf nicht vergessen werden, daß neben diesem Gewinn und neben den Vorteilen für die wirtschaftliche Entwicklung der Schutzgebiete, der Eingeborene selbst aus diesem Gegenseitigkeitsverhältnis großen Nutzen zog, und zwar durch die neugeschaffenen Erwerbsgelegenheiten, die die Möglichkeit schufen, seine Lebenshaltung besser zu gestalten. Auch der erzieherische Einfluß, die Gewöhnung an systematische Arbeit und das Bekanntwerden mit neuen Methoden der Bodenbearbeitung müssen als Gewinn für den Eingeborenen gebucht werden.

Die ersten Anfänge der Plantagenunternehmungen entstanden in Anlehnung an kaufmännische Betriebe in Kamerun und Ostafrika. In dem fruchtbaren und regenreichen Urwaldgebiet am Kamerungebirge wurde der Anbau von Kakao und Tabak in Angriff genommen, in Ostafrika begann man mit der Kultur von Kaffee, Kokospalmen, Zuckerrohr, Baumwolle, Vanille und Tabak, in Neu-Guinea mit dem Anbau von Tabak und Baumwolle, in Samoa mit Kokospalmen. Nur in dem reich bevölkerten Togo beschränkte man sich auf die Entwicklung der landwirtschaft-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Erzeugung durch die Eingeborenen und auf den landesüblichen Handel mit Palmöl und Palmkernen.

Zu Beginn dieser kolonialen Betätigung fehlte zunächst dem deutschen Volke die nötige Erfahrung und Schulung auf dem neuen Gebiet der tropischen Landwirtschaft. Es kann nicht wundernehmen, daß mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden waren und auch Enttäuschungen und Fehlschläge nicht ganz ausblieben. Die Fehler wurden aber nicht umsonst gemacht. Alle kolonisierenden Nationen haben sogenannte Kinderkrankheiten ihrer Kolonialwirtschaft durchmachen müssen. Von keiner Nation ist diese Uebergangsperiode aber so schnell überwunden worden, wie von uns Deutschen. Nach kaum 20 Jahren langsamer Entwicklung und wechselnder Erfolge war die koloniale Lehrzeit in der Hauptsache überwunden und in der Auswahl der Kulturarten eine ausreichende Klärung erzielt. Nunmehr begann eine neue Entwicklungsepoche ungefähr in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie wurde gekennzeichnet durch eine starke Belebung der gesamten kolonialen Arbeit. Mit wachsendem kolonialem Interesse stellte sich auch das Privatkapital mit immer größeren Aufwendungen in den Dienst der wirtschaftlichen Erschließung der Schutzgebiete. In den geeigneten und küstennahen Landesteilen nahmen Zahl und Nutzungsfläche der Plantagen schnell zu und damit auch die Zahl der eingeborenen Arbeitskräfte. Mit der Zuführung von Geld in den Wirtschaftskörper der bis dahin „schlafenden Länder" entwickelte sich Handel und Verkehr mit ungeahnter Schnelligkeit. Die Technik hielt in immer größerem Umfange ihren Einzug unter stärkster Beeinflussung des Wirtschaftslebens. Dies gilt besonders auch für die Eisenbahnen, deren Bau in den letzten 10 Jahren vor dem Kriegsausbruch große Fortschritte gemacht hatte. Mit der Besserung der Verkehrsverhältnisse wurden immer weitere Strecken Landes erschlossen und damit der Arbeit des Europäers und dem Warenaustausch nutzbar gemacht. Die Bahnen übernahmen den Gütertransport und machten die Eingeborenen, die bisher als Träger tätig waren, für die Pflanzungsarbeiten in größerer Zahl frei. Die zum Teil musterhaft angelegten und bewirtschafteten Pflanzungen zeigten das Bild freudigster Entwicklung und fanden ungeteilte Anerkennung, auch von kolonialen Sachverständigen anderer Länder. Mit zunehmender Erfahrung auf dem Gebiet der kolonialen Landwirtschaft konnten die Arbeitsmethoden ständig verbessert und damit auch höhere Gewinne erzielt werden. Diese Erfolge führten in der Heimat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu einem ständig wachsenden Interesse für koloniale Betätigung und damit zu immer innigeren Beziehungen zwischen den Kolonien und dem Mutterlande. Die Pflanzungsunternehmungen lieferten immer größere Erntemengen, die in den entsprechenden Exportziffern ihren Ausdruck fanden. Im Jahre 1913 hatten die in den einzelnen Schutzgebieten in plantagenmäßige Kultur genommenen Landflächen folgende Ausdehnung erreicht:

Schutzgebiet	Gesamtanbaufläche ha	Kapok ha	Kautschuk ha	Kokospalmen ha	Sisalagaven ha	Kaffee ha	Baumwolle ha	Tabak ha
Deutschostafrika	106292	120	45317	8178	24751	4803	12941	16
Kamerun	28225	13161	7402	—	30	107	--	153
Togo	1343	183	174	659	268	—	—	—
Neu-Guinea . .	32264	394	2339	29242	78	9	—	3
Samoa	10702	3612	1162	4889	—	3	—	—

Aus dieser Uebersicht ist der landwirtschaftliche Charakter der einzelnen Kolonien ohne weiteres zu erkennen. An der Spitze der plantagenmäßig genutzten Flächen steht Deutsch-Ostafrika, in dem in der Hauptsache Kautschuk und Sisal neben ansehnlichen Beständen von Kokospalmen, Kaffee und Baumwolle vertreten sind. In Kamerun dagegen steht der Kakao im Vordergrund, während alle übrigen Kulturen mit Ausnahme von Kautschuk stark zurücktreten. Togo ist seiner Boden- und klimatischen Verhältnisse wegen in der Hauptsache ein Land für Eingeborenenkulturen geblieben und umfaßt nur ganz geringe Flächen von Palmen, Sisal, Kakao und Kautschuk. Neu-Guinea und Samoa sind als Südseevertreter Länder der Kokospalme, zu der sich in Samoa der Kakao und in Neu-Guinea der Kautschuk gesellt.

Mit der Ausdehnung der Anbauflächen der Plantagengewächse und der wachsenden Erfahrung wurde auch der Sortenfrage das notwendige Interesse entgegengebracht, um die Erntequalitäten und damit die Gewinne der Unternehmungen in möglichst günstigem Sinne zu beeinflussen. Ueber die Entwicklung in den einzelnen Kolonien ist kurz noch folgendes zu sagen:

In Kamerun haben die ersten Kakaoplantagen die auf diese Kulturpflanze gesetzten Erwartungen voll erfüllt. Die Europäerpflanzungen wurden in der Hauptsache am Fuß des regenreichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kamerunberges, dessen vulkanischer Verwitterungsboden der Kakaokultur besonders günstig ist, angelegt. Die Folge war, daß bereits im Jahre 1899 das beste dortige Plantagenland vergeben war. Der große Fortschritt der Kakaokultur zeigt sich auch in den Ausfuhrziffern, die im Jahre 1912 bereits 4553 Tonnen aufwiesen. Die Ernteerträge waren in weiterer schneller Steigung begriffen, zumal ausgedehnte Bestände in das ertragreiche Alter eintraten. Die anfänglichen Versuche mit Tabakbau in Bibundi und Kribi waren in ihren Erfolgen nicht ermutigend und wurden eingestellt. Kurz vor Kriegsausbruch wurden sie aber am Fuße der Manenguba-Berge wieder aufgenommen und lieferten ein Produkt, das sich mit den besten Tabaken der Welt messen konnte und sich in Deutschland innerhalb kurzer Zeit viele Freunde erwarb. Der Kaffee, mit dem ebenfalls Versuche gemacht wurden, schied bald aus der Reihe der empfehlenswerten Produkte aus, nachdem sich gezeigt hatte, daß gefährliche Schädlinge eine rentable Kultur unmöglich machten. Erst in der neueren Zeit sind wieder kleine Anfänge dieser Kultur entstanden. Eine besonders günstige Zukunft hatte auch die Bananenkultur, seitdem diese Frucht in Deutschland immer mehr Verbreitung und Liebhaber gefunden hatte. Im Jahre 1914 wurden über die bestehenden Anlagen hinaus ausgedehnte Bananenplantagen von der afrikanischen Fruchtkompagnie in Kamerun angelegt, und auch besondere Dampfer zum ausschließlichen Zweck der Bananenbeförderung gebaut, die zwischen Hamburg und Kamerun verkehrten. Der Kautschukkultur in ihren verschiedensten Vertretern wurde fortgesetzt im botanischen Garten in Victoria große Aufmerksamkeit zuteil, da man über den wahren Nutzungswert der einzelnen Arten Hevea, Ficus, Castilloa und der 1901 entdeckten Kickxia elastica noch nicht im klaren war. Die Erfahrungen haben aber gezeigt, daß im Hinblick auf die starke Konkurrenz auf dem Weltmarkt nur die Hevea als Kautschuklieferant dauernden Wert behielt. 1901 wurden die ersten Ermittlungen über den wirtschaftlichen Wert der Oelpalme angestellt. Die Pflanzenfette gewannen von Jahr zu Jahr größere Bedeutung und erweiterten ihren Markt zu fast unbegrenzter Aufnahmefähigkeit besonders auch dadurch, daß auf dem Gebiete der Fettchemie Fortschritte erzielt wurden, die eine erhebliche Ausdehnung des Verbrauchs von Pflanzenfetten an Stelle tierischer Fette für Zwecke menschlicher Ernährung ermöglichten. Dieser Fortschritt erhöhte naturgemäß den wirtschaftlichen Wert der Oelpalme, die mit Recht als die Fett-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pflanze der Zukunft bezeichnet und in die Reihe der Plantagenkulturen aufgenommen wurde. Bereits 1904 wurde eine Maschine zum Knacken der Palmkerne erfunden und einige Jahre später eine solche zum Pressen des Palmöls konstruiert. Die große Bedeutung der Oelpalme als Fettlieferant fand auch darin Ausdruck, daß eine Aufschließungsbahn in die unermeßlichen Oelpalmengebiete am Randplateau Kameruns gebaut wurde, wodurch diese reichen Gebiete der Nutzung zugeführt werden konnten. Bei dem Vordringen in die Hochländer eröffneten sich gleichzeitig ausgezeichnete Aussichten für die Baumwollkultur, deren Einführung auch seitens der Verwaltung mit allen Mitteln gefördert wurde.

In Togo hatten infolge der wenig günstigen Boden- und klimatischen Verhältnisse die Plantagenkulturen, und zwar Kautschuk, Kokospalmen, Sisal und Kakao nur geringe Ausdehnung erfahren. Es waren nur drei große Pflanzungsgesellschaften vertreten. Die landwirtschaftliche Erzeugung dieses Schutzgebietes basierte vielmehr in überwiegendem Maße auf der Eingeborenenkultur. Hierbei verdient neben Baumwolle der Kapok besondere Erwähnung, der in vorzüglicher Qualität als weißer Edelkapok, in ansehnlichen Mengen auch als grauer Kapok gewonnen wurde. Die Einführung der Baumwollkultur in den deutschen Kolonien nahm ihren Anfang in Togo. Im Jahre 1900 wurden vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee (Wirtschaftlicher Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft) eine Baumwollexpedition nach diesem Schutzgebiet mit der Aufgabe, die dortigen Vegetationsverhältnisse im Hinblick auf den Baumwollbau zu prüfen und die Baumwolle als Volkskultur einzuführen. Diese Bestrebungen, die von gutem Erfolg begleitet waren, sind von der Verwaltung in weitestgehendem Maße unterstützt worden.

In Neu-Guinea hatte die Neu-Guinea-Compagnie ihre Pflanzungsarbeiten mit dem Anbau von Baumwolle und Tabak begonnen, weil diese einjährigen Nutzpflanzen schnellen und reichen Ertrag versprachen. Die Baumwolle konnte sich jedoch als Hauptkultur infolge der Ungunst der Witterung nicht behaupten und wurde später nur noch als Zwischenkultur zwischen Kokospalmen angebaut. Auch der Tabak, dessen Anbau mit Chinesen unter Leitung gelernter Sumatrapflanzer betrieben wurde und in den ersten Jahren recht zufriedenstellende Ernten lieferte, entsprach nicht den Erwartungen und wurde im Jahre 1902 aufgegeben. Im Anfang der neunziger Jahre wurden verschiedene Kautschuksorten eingeführt und ihr Anbau vergleichsweise ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sucht. Die Anpflanzung von Castilloa und Ficus nahm nennenswerte Dimensionen an, während die Hevea, die sich später als die beste Kautschukpflanze herausstellte, nur langsam und allmählich vermehrt werden konnte. Die Entwicklung der Weltproduktion an Kautschuk führte zu der Ueberzeugung, daß Neu-Guinea schon wegen der mangelnden und teueren Arbeitskräfte in der Kautschukproduktion niemals mit den niedrigeren Arbeitslöhnen der malayischen Staaten werde konkurrieren können. Daher wurden mit dem Rückgang der Preise alle Castilloa- und die jungen Ficuspflanzungen durch Kokospalmen ersetzt, während die Hevea- und die ertragreifen Ficuspflanzungen weitergeführt wurden. — Die Kaffeekultur, wie auch der Anbau von Muskatnuß und Vanille wurden nur in ganz kleinem Maßstabe betrieben, dagegen der Kakao in beträchtlichem Umfange und mit bestem Erfolg angepflanzt. Ende 1911 waren bereits 413 ha mit den Sorten Criollo und Forastero bepflanzt, und die Ernten betrugen 1912 schon 83 500 kg, 1913 135 263 kg und nahmen weiterhin mit der Vergrößerung der ertragreifen Bestände schnell zu. Auch die Sisalagave fand in Neu-Guinea Eingang und zeigte erfreuliche Anfänge ihres Gedeihens. Unter allen Kulturen gewann aber die Kokospalme immer mehr ihre überragende Bedeutung, weil ihr in Neu-Guinea die besten Entwicklungsbedingungen geboten wurden. Die plantagenmäßig angepflanzten Palmen hatten 1898 die erste Ernte ergeben. Von da an nahm diese Kultur einen ganz rapiden Aufschwung. Am 1. Januar 1912 betrug das bepflanzte Areal 22 940 ha. Im Jahre 1911 wurden bereits 24 760 Tonnen Kopra ausgeführt, deren Verarbeitungsrückstände 8000—10 000 Tonnen Oelkuchen, d. h. Edelfuttermittel für die deutsche Landwirtschaft lieferten. Im Jahre 1914 hatte Neu-Guinea einschließlich der Karolinen und Marschallinseln nicht weniger als 36 400 ha Kokospalmen unter Kultur; hinzu kamen noch schätzungsweise 3 Millionen Bäume der Eingeborenen. Die steigenden Ernten gewannen an Bedeutung und Wert durch immer sorgfältigere Aufbereitung. Die Sonnentrocknung wurde mehr und mehr durch Darrentrocknung mit künstlicher Heizung ersetzt. Die Darren hatten schon damals in bezug auf Leistungsfähigkeit, Feuersicherheit und Qualität des Produktes eine Vollkommenheit erreicht wie in keinem anderen Produktionslande der Welt. Eine weitere Verbesserung wurde unter Ausnutzung aller bisher gemachten Erfahrungen durch das im vorigen Jahr in Deutschland konstruierte Kopratrockenhaus (Tropenkammer-Trockner „Guinea") erzielt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dessen Leistung trotz seiner Einfachheit unerreicht dasteht und das zur Trocknung auch anderer kolonialer Erzeugnisse geeignet ist.

Schon vor unserer im Jahre 1900 erfolgten Erwerbung der Insel Samoa waren dort bedeutende Kokospflanzen durch die Firma Godeffroy und die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft angelegt worden. Auch der Kakao fand sehr günstige Entwicklungsmöglichkeiten und wurde sowohl von den Kleinsiedlern als auch von den Plantagengesellschaften in großem Umfange angebaut. Die Qualität war sehr gut, so daß hohe Preise erzielt werden konnten. Die Aufnahmefähigkeit des heimischen Marktes wurde immer größer, da der Kakao immer mehr zum Volksgetränk wurde. — Im Jahre 1905 wurde eine Kautschukkompagnie gegründet, die große Anpflanzungen von Hevea vornahm. Chinesen mußten als Arbeiter angeworben werden, da die Samoaner nur vorübergehend in den Plantagen arbeiteten. — Auch die Ananas fand seit dem Jahre 1912 plantagenmäßigen Anbau und gedieh glänzend. Die Früchte wurden konserviert und als Büchsenananas zum Versand gebracht. — Die Kokospalmen- und Kakaokultur behielten jedoch ihre führende Bedeutung; ihre Ernten machten sehr erfreuliche Fortschritte, die bei der Kokospalme sogar bis zur Verdoppelung der Erträge innerhalb eines Jahres führten.

Von den bisher genannten Kulturen gewann für Deutsch-Ostafrika die Sisalagave die größte Bedeutung und wurde bezüglich ihrer Anbaufläche nur vom Kautschuk übertroffen. Sie konnte geradezu als ideale Nutzpflanze für ostafrikanische Verhältnisse bezeichnet werden, um so mehr, als ihr Produkt auf dem Weltmarkt in wachsenden Mengen begehrt wurde und stets lohnenden Absatz fand. Der Nordosten Deutsch-Ostafrikas, der von der Usambarabahn erschlossen wurde, wie auch andere verkehrsgünstig gelegene Gebietsteile der Küste, gewannen geradezu durch diese Kultur ein besonderes Gepräge. Mit der starken Vergrößerung der Anbaufläche ging die Erzeugung von Sisalhanf Hand in Hand, die sich dem Werte nach von 1905—1913 von rd. 1 Mill. M. auf fast 11 Mill. M. erhöhte. Die Sisalplantagen konnten vielfach als Musterbetriebe ersten Ranges angesehen werden. — Die Kautschukkultur in Form von Manihot-Kautschuk hatte schnelle Verbreitung gefunden. Die Konjunktur war anfänglich günstig. Die Anspruchslosigkeit dieser Nutzpflanze gestattete die schnelle Bepflanzung großer Flächen. Auch die Ernte, die bereits

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im dritten Jahre beginnt, bedarf zu ihrer Aufbereitung kaum nennenswerter Einrichtungen und Anlagen und erspart somit weitere Ausgaben gerade in der kritischen Zeit vor der Ertragreife der Pflanzungen. Die Entwicklung auf dem Weltmarkt mit starker Nachfrage nach Kautschuk infolge der schnellen Entfaltung der Automobilindustrie führte zu einer Ueberschätzung der Aufnahmefähigkeit des Marktes und demgemäß zu sehr starken Anpflanzungen in Südostasien. Die Folge dieser Ausdehnung der Pflanzungen war eine starke Erhöhung der Zufuhr und damit ein erheblicher Rückgang der Preise, unter dem in besonderem Maße der weniger wertvolle Ceara-Kautschuk zu leiden hatte. Die Pflanzungen mit weniger günstigen Produktionsverhältnissen waren daher kurz vor dem Kriege in eine recht kritische Lage gekommen und suchten nach Ersatz durch andere Kulturen, um so mehr, als auch in Zukunft die Konkurrenz durch den Para-Kautschuk (Hevea) eine Rente nicht mehr erwarten ließ. — Die Kaffeekultur hatte schon frühzeitig in Usambara Eingang gefunden. Leider wurde sie durch eine gewisse Uebereilung und mangels genügender Erfahrungen nicht auf die Gegenden beschränkt, die durch ihre Bodenverhältnisse eine Gewähr für gedeihliche Entwicklung der Pflanzungen bieten konnten. Die anfänglich gehegten Hoffnungen wurden daher nicht in vollem Umfange erfüllt. Hinzu kam, daß auch die Preise im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts auf dem Weltmarkt erheblich zurückgingen, um erst kurz vor dem Kriege wieder eine bemerkenswerte Tendenz nach oben zu zeigen. Neben dem genannten Verbreitungsgebiet gewannen auch die Gebiete am Kilimandscharo und Meru immer größere Bedeutung, weil in diesen Höhenlagen mit tiefgründigem Boden und günstigen Niederschlagsverhältnissen für das Gedeihen des anspruchsvollen Kaffees die besten Voraussetzungen gegeben waren. Auch die dort vorhandenen Möglichkeiten der künstlichen Bewässerung mußten dem Kaffee besonders in seiner Jugendentwicklung zugute kommen. Die Besserung der im Hinblick auf die vorzügliche Qualität niedrigen Preise wurde mit Erfolg zu erreichen versucht durch genossenschaftlichen Zusammenschluß der Erzeuger und Schaffung einer Standardmarke. In den letztgenannten Gebieten wie auch in Bukoba traten bereits im Jahre 1914 alle anderen Exportkulturen an Bedeutung weit hinter dem Kaffee zurück. — Auch die Anpflanzungen des Kapokbaumes waren in schneller Verbreitung begriffen. Dies war in der Hauptsache auf die sehr große Nachfrage auf dem heimischen Markt zurückzuführen, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gute Preise zahlte, ferner auch auf die Einfachheit der Kultur dieses schnell wachsenden Baumes, der mit weniger günstigen Anbaubedingungen noch vorlieb nahm. Hinzu kommt, daß kurz vor dem Kriege eine Aufbereitungsmaschine in Deutsch-Ostafrika erfunden war, so daß die Entnahme der Kapokfaser aus der Kapsel wie auch das Entfernen der Samen auf maschinellem Wege unter Erzielung eines vorzüglichen Produktes bei sehr geringen Kosten ermöglicht wurde. Von den einjährigen Kulturpflanzen stand naturgemäß die Baumwolle im Vordergrund des Interesses. Auf die Bedeutung dieses Rohstoffes für die gesamte deutsche Wirtschaft ist bereits hingewiesen worden. Aehnlich wie in Togo hat sich auch in Deutsch-Ostafrika das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee um die Einführung und Ausbreitung der Baumwolle in hervorragender Weise bemüht. Es handelte sich dabei darum, die Frage der Baumwollversorgung Deutschlands aus den eigenen Kolonien einer Lösung zuzuführen und die Baumwolle entsprechend ihrer großen Bedeutung zur Hauptkulturpflanze unserer Tropenländer auszugestalten. Im Jahre 1902 wurde mit dem Anbau der Baumwolle in Plantagenkultur wie auch durch Eingeborene begonnen. Der Erfolg war im allgemeinen zufriedenstellend und die Ausfuhrmengen in ständigem Steigen begriffen. Allerdings waren auch Rückschläge gerade bei großzügig angelegten Pflanzungen nicht ausgeblieben. Die Erfahrungen hatten allmählich aber die Gebiete erkennen lassen, die, vornehmlich infolge unbeständiger Witterungsverhältnisse, für einen rationellen Baumwollbau ausscheiden mußten. Auf der anderen Seite gewann aber in den erfolgreichen Anbaugebieten die Kultur an Bedeutung, zumal nach Ablösung der anfangs gebauten ägyptischen Sorten durch die Uplandsorten die Höhe und Sicherheit der Ernten in erfreulichem Umfange zunahmen und bei steigenden Preisen guten Gewinn ließen. Zur Ersparung menschlicher Arbeitskräfte und zur besseren Vorbereitung der Saatfelder waren Dampf- und Motorpflüge in den Dienst der Baumwollkultur gestellt worden. Die Ernten hatten sich von 1906 bis 1913 auf mehr als das Zehnfache gesteigert. Auch die Regierung zeigte im Einverständnis mit dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee der Förderung der Baumwollerzeugung das allergrößte Interesse, so daß ein stetiges Fortschreiten der Baumwollerzeugung, die geradezu als nationale Notwendigkeit anerkannt wurde, gewährleistet war.

Wie bereits erwähnt, hatte im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die landwirtschaftliche Entwicklung der Schutzgebiete

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine besonders erfreuliche Belebung erfahren. Die Erschließungsarbeiten setzten von da an in einem ungewöhnlich starken Ausmaße ein und fanden vor allem auch Ausdruck in den staatlichen Maßnahmen zur Förderung der Landeskultur, die bisher über einen recht bescheidenen Umfang nicht hinausgekommen waren. In Erkenntnis der Tatsache, daß die Landwirtschaft in erster Linie berufen war, das wirtschaftliche Rückgrat der Kolonien zu bilden, galt es, die vielseitigen Ansätze unternehmungsfroher Privattätigkeit zu unterstützen und in praktischer Versuchsarbeit die vielen offenen Fragen der landwirtschaftlichen Erzeugung in diesen Neuländern einer Lösung zuzuführen. Zu diesem Zweck wurde von der Kolonialverwaltung ein den deutschen Einrichtungen nachgebildetes landwirtschaftliches Versuchswesen eingeführt, dem neben wissenschaftlichen Aufgaben das weite und neue Arbeitsfeld der Förderung der landwirtschaftlichen Produktion zufiel. In ganz besonderem Maße wurde dieser landwirtschaftliche Dienst der Baumwollkultur nutzbar gemacht durch Gründung einer ganzen Anzahl von Baumwollkulturstationen in genügend erschlossenen Gebieten, die dieser Faserpflanze zusagende Entwicklungsbedingungen boten. Insgesamt waren bis zum Beginn des Jahres 1914 in den deutschen Schutzgebieten errichtet:

4 Institute wissenschaftlichen und praktischen Charakters,
9 allgemeine landwirtschaftliche Versuchsstationen,
9 Spezialversuchsstationen (7 für Baumwolle und 2 für Tabak),
2 besondere Ackerbauschulen (für Eingeborene).

Der Aufgabenkreis dieser Stationen war naturgemäß den jeweiligen lokalen Produktionsmöglichkeiten ihres Wirkungsgebietes angepaßt. Die wissenschaftlichen Institute, von denen einige bereits Weltruf erlangt hatten, bildeten Zentralstellen, in denen die interessierenden Fragen der gesamten tropischen Land- und Forstwirtschaft bearbeitet wurden. Einen hervorragenden Platz in der Versuchstätigkeit nahmen auch die Züchtungsarbeiten ein, bei denen trotz der Kürze der Zeit bereits glänzende Erfolge, vornehmlich bei Baumwolle, erzielt worden waren. Daneben umfaßte das Arbeitsgebiet der Stationen u. a. die Boden- und Saatpflege, die Sortenauswahl und Düngung, die Einführung landwirtschaftlicher Maschinen zum Zwecke der Ersparung menschlicher Arbeitskräfte unter gleichzeitiger Verbesserung und Verbilligung der Arbeitsleistung, die Einführung und Prüfung neuer erfolgversprechender Kulturpflanzen wie auch die Maßnahmen zur Förderung des Ackerbaus und der Tierzucht der Eingeborenen, um

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren Lebenshaltung zu verbessern. Die Zahl der in den deutschen Schutzgebieten tätigen landwirtschaftlichen Beamten betrug zu Beginn des Jahres 1914 zusammen 145 Personen, davon waren 48 höhere Beamte mit voller akademischer und praktischer Ausbildung, 36 mittlere Beamte und 60 Unterbeamte, die aus dem praktischen landwirtschaftlichen Berufe in Deutschland hervorgegangen waren. Entsprechend gestiegen waren auch die zur Förderung der Landwirtschaft in den Etat der Kolonialverwaltung eingesetzten Mittel. Sie beliefen sich in dem Etatsjahre 1913/14 auf insgesamt 4,1 Millionen Mark und bewiesen damit den ernsten Willen der Regierung, die tropischen Rohstoffländer mit möglichster Beschleunigung der deutschen Wirtschaft nutzbar zu machen. Wieviel auf diesem Gebiete noch zu tun war und welch ungeheure Möglichkeiten für die Erzeugung wichtigster Exportstoffe vorlagen, zeigte sich während des Krieges, der uns in noch gänzlich unerschlossene Gebiete mit hervorragender Fruchtbarkeit führte.

Die schnelle Entwicklung der Schutzgebiete findet einen ungefähren Ausdruck in den Exportzahlen, an denen die Erzeugnisse der Plantagenwirtschaft steigenden Anteil nahmen. Die Gesamtausfuhr an pflanzlichen und tierischen Produkten bezifferte sich im Jahre 1896 auf einen Wert von rund 7,8 Millionen Mark und 1912 auf rund 60,7 Millionen Mark. In Prozenten ausgedrückt, ist die Ausfuhr in der Zeit von 1896 bis 1912 um 778 Prozent gestiegen und kennzeichnet damit einen Aufschwung, der die gedeihliche und verheißungsvolle Weiterentwicklung außer jeden Zweifel stellte. Das Jahr 1913 wie auch die erste Hälfte des Jahres 1914 brachten weiteren gewaltigen Fortschritt und sehr erfreuliche Erfolge. Das wirtschaftliche Leben pulsierte immer stärker. Die Zeiten des Tastens und der Unsicherheit waren vorüber. Die Plantagen nahmen an Zahl, an Fläche, an ertragreifen Beständen dauernd zu. Sachkenntnis und Erfahrung wurde immer mehr Gemeingut der Betriebsleiter und ihrer Hilfskräfte. Die Frage des Anbaus wirklich geeigneter Kulturen war gelöst und damit die Wirtschaftlichkeit der Unternehmungen auf eine sichere Basis gestellt. In der Methodik der tropischen Landwirtschaft waren bereits große Fortschritte erzielt. Mit ständiger Erweiterung des Verkehrsnetzes wurden immer neue Gebietsteile der Erzeugung von Exportgütern erschlossen. Die gesamte koloniale Wirtschaft zeigte das Bild fleißiger Arbeit, guter Erfolge, beginnenden Wohlstandes. Da kam unerwartet der Weltkrieg, der dieser Entwicklung ein Ziel setzte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir fragen uns heute, nachdem 10 Jahre seit Kriegsausbruch verflossen sind, welche Zustände herrschen zurzeit in den zu Mandatsgebieten gewordenen früheren deutschen Kolonien. Rückschritt oder doch wenigstens Stillstand mit ganz geringen Ausnahmen sind heute das Charakteristikum in unseren tropischen Kolonien Afrikas und der Südsee. Nicht nur auf dem Gebiete der Wirtschaft, sondern auch in kultureller Hinsicht auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und des Schulwesens ist weitgehender Rückgang, starke Verwahrlosung zu konstatieren. Die früher wohlgepflegten Pflanzungen, die von Jahr zu Jahr in steigendem Maße an Ausdehnung gewannen und immer größere Ausfuhrwerte schufen, sind heute mehr oder weniger verwildert. Die Segnungen der Menschenhand sind zerstört. Busch und Wald bedecken wieder die Flächen, die einst in segensreicher Arbeit der Kultur zugeführt waren.

In Kamerun hat sich der wirtschaftszerstörende Einfluß des Mandatswesens besonders stark bemerkbar gemacht. Pflanzungen in Privatbesitz sind heute nicht vorhanden, und es kann nicht wundernehmen, daß mit der Verwaltung der liquidierten Pflanzungen durch Beamte der Mandatsbehörden ein dauernder Rückgang der Erträge und eine weitgehende Verwahrlosung der Plantagen Hand in Hand geht. Die Unverkäuflichkeit der Pflanzungen beweist auch, daß es den Mandatarländern an Kolonial-Interessenten fehlt, daß die mit Kolonialbesitz übersättigen Ententestaaten gar nicht in der Lage sind, die zur sachgemäßen Bewirtschaftung der einstmals deutschen Pflanzungen benötigten Kräfte zur Verfügung zu stellen. Verfall und Verwilderung der einstmals blühenden Pflanzungen sind die Folge.

Die Zustände in Kamerun finden ihre Ergänzung in dem Schicksal der Pflanzungen in Neu-Guinea und Samoa, wo Australier und Neuseeländer ihre gänzliche Unfähigkeit zur Verwaltung dieser ihnen zugefallenen Gebiete bewiesen haben. Wenn trotz der dort herrschenden Mißwirtschaft aus den einstmals deutschen Pflanzungen in Neu-Guinea im Jahre 1922 eine Kopra-Ausfuhr von 26 000 Tonnen noch möglich war, so beweist dieses Ergebnis lediglich den günstigen Zustand der Palmbestände unter deutscher Pflege und das Heranwachsen großer junger Bestände in das ertragsfähige Alter. Die Verunkrautung und Verwahrlosung der Pflanzenbestände des reichen Südseegebietes innerhalb der wenigen Jahre nach Ausweisung der deutschen Besitzer sind so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weitgehend und umfangreich, daß die vorgenommenen Versteigerungen zu einem nennenswerten Ergebnis nicht geführt haben.

In Deutsch-Ostafrika haben die Versteigerungen des gesamten deutschen Privateigentums einen Betrag von rd. 1 Million £ ergeben, während seitens der deutschen Regierung der tatsächliche Wert auf mindestens das Zwanzigfache dieser Summe geschätzt wurde. Die Pflanzungen, die zu einem Spottpreise verschleudert wurden, sind vielfach in die Hände von Indern gekommen, auch in den gesunden Gegenden der im Norden gelegenen Hochländer am Kilimandscharo und Meru, wo die Kaffeekultur eine überraschende Ausdehnung und Bedeutung gefunden hatte. Die hervorragenden Qualitäten dieser Kaffee-Provenienzen haben in neuerer Zeit auf dem Londoner Markte eine Preissteigerung um nahezu 100% erlebt, so daß die heutigen Besitzer mühelos das ernten, was deutscher Fleiß vor Jahren gesät hat. Die ausgedehnten und von den Deutschen mustergültig geleiteten Sisalpflanzungen sind ebenso wie im Kriege auch heute noch vielfach Gegenstand der Ausbeutung und des Raubbaues in Händen von Leuten, die die heutige günstige Konjunktur sich zunutze machen, aber an der dauernden Förderung der Landeskultur wenig oder kein Interesse haben. Bezeichnend für die Verschiebung des Pflanzungsbesitzes in den Bezirken Tanga und Usambra ist die Tatsache, daß dort heute nur noch 28 Europäer in der Landwirtschaft tätig sind, während deren Zahl zur Zeit der deutschen Herrschaft sich auf 243 belief.

Ueberall und allenthalben zeigt das heutige Bild unserer früher blühenden Kolonien unter der Herrschaft der Mandatare den Zustand starken Rückfalls in Unkultur und Unfähigkeit. Die Vorwürfe und Anklagen über die „Unwürdigkeit und Unfähigkeit" der Deutschen und über die falschen und erfolglosen Methoden der Kolonial-Verwaltung sind mehr und mehr zur Legende geworden. Wir wollen hoffen, daß der diesjährige Kolonial-Kongreß dazu beitragen möge, unsere Leistungen und Erfolge auf den kolonialen Gebieten, die uns seit Kriegsbeginn aus Haß und Mißgunst abgesprochen wurden, in der Welt wieder zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Es ist heute bei der großen Notlage unseres Volkes nicht die Zeit, die deutsche Wirtschaft und Zukunft Sache der Erinnerung an eine bessere Vergangenheit sein zu lassen. Wir dürfen nicht ruhig dasitzen und schweigend fortgesetztes und neues Unrecht über uns ergehen lassen in der zweifelhaften Hoffnung, daß die Vernunft und die wahren Interessen der Völker doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einstmals siegen werden. Deutschland verfügt über einen Ueberschuß von kolonialen Arbeitskräften, nicht zuletzt auf dem Gebiete der tropischen Landwirtschaft, die zu ihrer vollen Entfaltung wieder Betätigungsmöglichkeiten auf deutschem überseeischen Boden brauchen.

Ein Kulturvolk von der Größe und Bedeutung des deutschen Volkes mit so hochstehenden Leistungen der Wissenschaft und Technik, vor allem auch in der europäischen und tropischen Landwirtschaft, darf den Gedanken an eigene überseeische Rohstoffgebiete zur Wiedererlangung größerer wirtschaftlicher Unabhängigkeit nicht aufgeben, wenn es sich nicht selbst aufgeben will. Möge dem kolonialen Gedanken, wie er im deutschen Kolonialkongreß 1924 Ausdruck findet, bald ein greifbarer Erfolg beschieden sein.

Herr Heinrich **Picht** (Schlußwort): Im Rahmen der Abteilung erscheint es richtig, auf die verdienstvolle Tätigkeit des Kolonialwirtschaftlichen Komitees hinzuweisen, die trotz des Verlustes der Kolonien unbeirrt fortgeführt wurde. Besonders zu begrüßen ist das Wiedererscheinen des „Tropenpflanzers", das zeigt, daß, trotzdem die darin niedergelegten Forschungsergebnisse unseren ehemaligen Feinden nur noch zugute kommen, Deutschland nicht aufgegeben hat, in seiner bisherigen, selbstlosen Weise an der Entwicklung kolonialer Gebiete weiterzuarbeiten.

Vorbildlich sind unsere landwirtschaftlichen Institute in den Kolonien gewesen; Amani war weitbekannt unter seinem verdienstvollen Leiter Prof. Dr. Zimmermann und der Botanische Garten in Viktoria ist durch die Arbeiten von Fickendey und Zeller weltberühmt geworden. Die Pflanzer am großen Kamerunberg haben diese wissenschaftliche Unterstützung ebenso anerkannt, wie sie es bitter empfunden haben, daß erst so spät wissenschaftlich geschulte Kräfte ihnen zu Hilfe kamen. Da nach einem ungeschriebenen Weltgesetz eine geleistete Arbeit sich einmal lohnt, so ist auch hier anzunehmen, daß wir noch einmal die Früchte der Arbeit ernten. Daß dies möglichst rasch der Fall sei, ist unser aller Wunsch!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abteilung III.

Tropenmedizin und Hygiene.

Vorsitzender: Geheimer Ober-Medizinalrat Ober-Generalarzt Professor Dr. Steudel, Dahlem, Humboldtstraße 27.

Stellvertreter: Professor Dr. Claus Schilling, Berlin, Brückenallee 34.

---

1. Steudel, Geheimer Ober-Medizinalrat Ober-Generalarzt Professor Dr.:
   Aerztliche Versorgung der deutschen Kolonien jetzt und vor Kriegsausbruch.
2. Fischer, Oberstabsarzt a. D. Dr.:
   Trypanosomen-Krankheiten.
3. Kudicke, Medizinalrat, Professor Dr., Frankfurt a. Main:
   Spirochätosen.
4. Ruge, Ober-Generalarzt, Professor Dr., Klotzsche b. Dresden:
   Amöbenruhr.
5. Fülleborn, Professor Dr., Hamburg.
   Wurmkrankheiten.
6. Richters, Stabsveterinär:
   Serumtherapie der Rinderpest in Deutsch-Ostafrika.
7. Malaria.
   a) Ziemann, Generalarzt a. D., Professor Dr.:
      Kriegsmalaria.
   b) Schilling, Professor Dr.:
      Tropenmedizinischer Teil.
      und Schulze, Oberarzt Dr.:
      Psychiatrischer Teil.
      } Malariabehandlung der Paralyse.
8. Hasselmann, Dr., Frankfurt a. M.:
   Moderne Insekten- und Rattenbekämpfung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die ärztliche Versorgung der deutschen Kolonien jetzt und vor dem Kriegsausbruch.

Prof. Dr. **Steudel.**

Vortrag in der Vollversammlung am 17. September 1924.

Meine Damen und Herren! Die früheren deutschen Kolonien sind uns noch immer streng verschlossen. Wenn wir uns also ein Bild über ihre jetzige ärztliche Versorgung machen wollen, sind wir auf das angewiesen, was die Mandatsberichte und andere Veröffentlichungen darüber mitzuteilen für gut halten. Ich will Ihnen zunächst einen Ueberblick darüber geben und dann versuchen, die daraus sich ergebenden Folgerungen für die gesundheitlichen Verhältnisse der Eingeborenen zu schildern.

Ueber Togo berichtet eine Kommission der französischen Deputierten-Kammer im Jahre 1923 in einem Rapport Général, der ein koloniales Programm bildet: die Deutschen hätten mit mildtätigen Gaben in Lome, Palime und Atakpame bemerkenswert gut eingerichtete Krankenhäuser gebaut. Aber es sei merkwürdig, daß diese Anlagen keinerlei Einrichtungen zur Aufnahme und Behandlung von Eingeborenen enthalten. Die französische Verwaltung wolle im Gegensatz dazu zeigen, daß sie den ärztlichen Dienst für die Eingeborenen als die erste ihrer Pflichten gegenüber ihren Schutzbefohlenen betrachte. Damit wird die Einstellung von Mitteln für Eingeborenen-Hospitäler in Lome, Anecho und Atakpame begründet. Sollte es den Franzosen ganz entgangen sein, daß wir in allen diesen Stationen gut eingerichtete Eingeborenen-Krankenhäuser schon gehabt haben? Jeder Eingeborene an diesen Orten hätte ihnen sagen können, wo er unter deutscher Herrschaft ärztliche Hilfe gefunden hat. Hier habe ich die Medizinalberichte über die deutschen Schutzgebiete vom Jahre 1908/09; Sie sehen auf Tafel IX oben eine Holzbaracke für kranke Eingeborene in Lome, unten das neu erbaute im Jahre 1908 bezogene Eingeborenenkrankenhaus von Lome, auf der anderen Seite oben das Krankenhaus für Europäer in Anecho, das Nachtigalkrankenhaus, unten das 1908 bezogene Eingeborenenkrankenhaus in Anecho. Im folgenden Jahrgang der Medizinalberichte ist das neu gebaute Eingeborenenkrankenhaus von Palime eingehend beschrieben. In

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Atakpame war zunächst für diese Zwecke ein Gebäude ermietet; im Etat 1914 waren für einen Neubau Mittel vorgesehen. Wie die Franzosen das Publikum irre zu führen suchen, können Sie auch aus dieser Nummer der Dépêche Coloniale vom 24. August 1924 sehen. Das darin enthaltene Bild ist unterschrieben: „L'Hôpital de Palimé", im Text ist über Alter und Herkunft des Krankenhauses nichts gesagt, da aber der ganze Artikel nur von der ärztlichen Fürsorge der französischen Regierung für die Eingeborenen in Togo handelt, muß jeder unbefangene Leser annehmen, daß es sich um ein neues von der französischen Regierung erbautes Eingeborenen-Krankenhaus handelt. Wenn Sie aber die Abbildung mit diesem Bilde in den deutschen Medizinalberichten vergleichen, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es das von uns im Jahre 1909 erbaute Krankenhaus ist.

In dem unter französischer Verwaltung befindlichen Teil von Togo, der ⅔ unseres Schutzgebietes ausmacht, sind fünf Militärärzte vorgesehen, die alle an der Küste oder in den küstennahen Bezirken stationiert sind, während die nördlichen Bezirke, die den größeren Teil des Landes ausmachen, wie der gleiche Bericht sagt, solange ohne ärztliche Versorgung bleiben, bis die vorhandenen Mittel ausreichen, auch hier ein wahrhaft nützliches Werk durchzuführen.

Wir erfahren auch durch den Bericht, daß in allen französisch-westafrikanischen Kolonien zusammen auf 13 Millionen Einwohner 34 Aerzte kommen, das ist ein Arzt auf 382000 Einwohner, während wir in Togo und Kamerun auf 75000 Einwohner einen Arzt hatten, demnach hatten wir in unseren afrikanischen Kolonien im entsprechenden Verhältnis zur Zahl der Eingeborenen etwa fünfmal so viel Aerzte als die Franzosen in Westafrika. In dem englischen Anteil von Togo sind drei Aerzte, also im ganzen Schutzgebiete jetzt acht Aerzte gegenüber 16 deutschen Aerzten bei Kriegsausbruch.

In dem französischen Mandat von Kamerun, das reichlich ⅔ unseres früheren Schutzgebietes, dabei die ganzen Schlafkrankheitsgebiete, umfaßt, sind nach den neuesten Mandatsberichten für 1923 18 Aerzte, davon 11 Militärärzte, fünf kontraktlich verpflichtete Aerzte und zwei Privatärzte, im Jahre vorher waren es nur 11 französische Aerzte. Im englischen Mandat von Kamerun sind drei Aerzte, also zusammen in unserem früheren Schutzgebiet jetzt 21 gegenüber 49 deutschen Aerzten bei Kriegsausbruch.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für Deutsch-Ost-Afrika läßt sich ein Vergleich nicht anstellen, weil in den englischen Mandatsberichten die Zahl der Aerzte überhaupt nicht genannt wird. Daß auch dort ein großer Mangel an Aerzten herrscht, geht aus einem hygienischen Bericht über Schlafkrankheit an den Völkerbund hervor, in dem gesagt wird, daß in der Nachkriegszeit bis 1921 kein Fall von Schlafkrankheit gemeldet wurde. Es sei zwar anzunehmen, daß die Schlafkrankheit noch nicht erloschen ist, zur näheren Feststellung wäre aber die Bereisung der früheren Schlafkrankheitsgegenden durch drei Aerzte notwendig; diese drei Aerzte aus dem vorhandenen ungenügenden Aerztepersonal zu entnehmen, sei unmöglich.

In Neu-Guinea mußte nach dem australischen Mandatsbericht das mit den gesundheitlichen Forderungen eines Tropengebietes unerfahrene Aerztepersonal häufig gewechselt werden; es sollten Aerzte in Behandlung tropischer Krankheiten erst ausgebildet werden. In einem späteren Bericht sind sechs Hospitalärzte und ein Laboratoriumsarzt aufgeführt; wir hatten vor Kriegsausbruch 12 Aerzte im Schutzgebiet.

Auf den von Japan besetzten Inseln hat sich durch starke japanische Einwanderung das Bevölkerungsbild so verändert, daß ein Vergleich mit früher sich nicht ziehen läßt. Daß die japanische Einwanderung für die eingeborenen Insulaner gesundheitlich große Gefahren bringt, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

In Samoa sind nach dem neuseeländischen Mandatsbericht ein Chefarzt und fünf Aerzte tätig, das ist ein Arzt mehr als unter deutscher Verwaltung. Dazu ist aber zu bemerken, daß die neuseeländische Verwaltung mehr als die dreifache Zahl von Beamten angestellt hat. Den Eingeborenen ist daraus kein Nutzen erwachsen; die unter deutscher Verwaltung bereits weit fortgeschrittene Bekämpfung der verbreiteten Augenkrankheiten, die viele Erblindungen zur Folge hatten, durch einen Augenarzt ist nicht fortgesetzt worden. Dagegen haben die Eingeborenen für freie ärztliche Behandlung eine besondere Steuer die „medical tax“ bis zu ein Pound pro Kopf zu bezahlen.

Auch die Geldaufwendungen, welche die Mandatsmächte für das öffentliche Gesundheitswesen machen, sind viel geringer, als diejenigen, welche Deutschland früher machte. Ich will nur ein Beispiel herausgreifen: Nach dem französischen Mandatsbericht für 1922 wurden für die Schlafkrankheitsbekämpfung in Kamerun 236790 Papierfranken ausgeworfen, während im deutschen Etat 1914 schon 550000 M. vorgesehen waren, das ist etwa fünfmal

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

soviel. Für das ganze Gesundheitswesen wurden von der veranschlagten Summe von 1 800 000 Franken nur 1 300 000 ausgegeben, während nach dem deutschen Etat von 1913 für das Gesundheitswesen in Kamerun 1 190 000 M. verbraucht wurden, das ist, wenn man in Rechnung stellt, daß der französische Mandatsanteil 2/3 des Schutzgebietes beträgt, mehr als der doppelte Betrag der von den Franzosen 1922 aufgewendeten Mittel. Wie die Neuseeländer auf Samoa, so erheben die Franzosen in Togo und Kamerun von den Eingeborenen für freie ärztliche Behandlung eine besondere Steuer, die „Taxe speciale de l'Assistance médicale" in Höhe von 10% der Kopfsteuer. Und dabei wirtschaften die Franzosen aus ihrem Anteil von Kamerun einen jährlichen Ueberschuß von vier Millionen Franken heraus.

Wir sehen also, daß in allen unseren früheren Schutzgebieten eine sehr wesentliche Verminderung der ärztlichen Fürsorge für die Eingeborenen unter der Mandatsherrschaft eingetreten ist. Ich will nun an zwei Beispielen versuchen, Ihnen darzulegen, welche Folgen für die Eingeborenen daraus entstehen werden oder zum Teil schon entstanden sind, und zwar will ich die zwei Krankheiten herausgreifen, die in Afrika unter den Eingeborenen noch heute die meisten Opfer fordern, die Pocken und die Schlafkrankheit.

Professor Külz hat auf seinen Impfreisen in Togo auf Grund eingehender Befragung intelligenter Dorfältester berechnet, daß in Togo früher durchschnittlich jedes Jahr 1% der Bevölkerung an Pocken gestorben ist. Allerdings ist die Sterblichkeit keine gleichmäßige, denn die großen Pockenepidemien, die bis zu 60% Sterblichkeit aufweisen, durchziehen nur in größeren Zeitspannen die Länder, indem sie nahezu alle Menschen, welche die Krankheit noch nicht überstanden haben oder nicht durch Impfung geschützt sind, erfassen. Dann ist ein solches dezimiertes Land für eine Reihe von Jahren für eine Pockenepidemie nicht mehr geeignet, weil die Ueberlebenden nur selten ein zweites Mal an Pocken erkranken. Erst wenn durch Geburten und Zuwanderung wieder ein großer Teil empfänglicher Menschen im Lande ist, kann eine Pockenepidemie sich wieder ausbreiten. In einem Lande, in dem der überwiegende Teil der Bevölkerung durch Ueberstehen der Pocken oder durch Schutzimpfung geschützt ist, entsteht bei Einschleppung von Pocken nicht eine rasch sich ausbreitende allgemeine Epidemie, sondern es bilden sich kleinere unter Umständen langsam sich vermehrende Krankheitsherde. Einen solchen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zustand, der schwere Epidemien ausschließt, haben wir durch systematische Impfungen in unseren afrikanischen Kolonien hergestellt. Dies zu erreichen hat es vieljähriger angestrengter Arbeit bedurft. Zunächst mußte das Vertrauen der Eingeborenen gewonnen werden, die trotz ihrer großen Angst vor den Pocken durchaus nicht immer willig zur Impfung waren, weil sie an die Schutzwirkung nicht glaubten. Dann bildete eine große Schwierigkeit, daß die in Europa gewonnene Lymphe im heißen Klima nur kurze Zeit haltbar blieb, es galt also, in den Schutzgebieten selbst Lymphe zu bereiten, was in dem heißen Klima und bei den an Stallhaltung nicht gewöhnten Impftieren erst nach längeren Versuchen gelang. Erst durch die Einrichtung zahlreicher Lymphbereitungsstationen wurde es möglich, die Bevölkerung so durchzuimpfen, daß ein rascher das ganze Land entvölkernder Seuchenzug nicht mehr zu befürchten war. In Deutsch-Ostafrika hatten wir 16 Lymphbereitungsstationen, welche jährlich von etwa 250 Kälbern Lymphe gewannen; in Kamerun waren es acht. Diese im ganzen Lande verteilten Lymphbereitungsstationen bildeten nicht nur Zentren für die Durchimpfung der Bevölkerung, sondern sie waren auch Depots von größeren Mengen stets wirksamer Lymphe, so daß jeder an irgendeiner Stelle des Schutzgebietes sich zeigende Pockenherd sofort durch Massenimpfungen unterdrückt werden konnte, ohne daß man auf Heranschaffung von Lymphe von der Küste zu warten und ohne daß man den Verderb der Lymphe durch langen Landtransport zu riskieren brauchte. Infolge dieser Einrichtungen hatten wir in den letzten Jahren vor dem Kriege nirgends mehr größere Verluste von Eingeborenen an Pocken zu beklagen.

Während des Krieges wurden Massenimpfungen nicht vorgenommen. Wie steht es aber jetzt? Ueber Deutsch-Ostafrika berichten die Engländer in dem Mandatsberichte für das Jahr 1921, daß sie 138 000 Impfungen vorgenommen haben, das sind kaum 2% der Bevölkerung; wir hatten in den letzten fünf Jahren vor dem Kriege jährlich im Durchschnitt 700 000 Impfungen gemacht, also jährlich etwa 10% der Bevölkerung. Weiter berichten die Engländer in dem Mandatsbericht für 1922, daß sie in dem Impfinstitut in Daressalam 178 000 Portionen Lymphe gewonnen haben. Offenbar ist dieses Impfinstitut das einzige von unseren 16, das sie weiterführen. Vor dem Kriege haben die Engländer in ihren Deutsch-Ostafrika benachbarten Kolonien noch keine Lymphe hergestellt, sondern von uns aus Daressalam bezogen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jedenfalls genügt die Zahl der in den letzten Jahren in Deutsch-Ostafrika gemachten Schutzimpfungen nicht, um einer großen Epidemie wirksam vorzubeugen. Und von dem einen Impfinstitut an der Küste kann nicht das ganze Schutzgebiet genügend versorgt werden. Wenn bis jetzt noch keine großen Epidemien im Schutzgebiet sich ausgebreitet haben, so ist dies wohl noch eine Folge unserer ausgedehnten Schutzimpfungen; aber mit jedem Jahre wird der Impfschutz, der bei den Negern in Afrika viel rascher erlischt als bei uns Europäern, geringer und wenn nicht besser vorgesorgt wird, sind schwere Epidemien mit vielen Tausend Opfern vorauszusehen.

Auch die französischen Kolonien sind in der Pockenbekämpfung gegenüber dem Zustande unserer Kolonien vor dem Kriege rückständig. In dem bereits erwähnten kolonialen Programm der französischen Deputiertenkammer von 1923 lautet ein Punkt: „Die Frage der Lymphbereitungszentren muß in Anbetracht der Schwierigkeiten der Konservierung frischer Lymphe beim Transport in das Innere Afrikas geprüft werden". In den deutschen Schutzgebieten war diese Frage lange Zeit vor dem Kriege schon gelöst. Weiterhin wird in dem letzten französischen Mandatsbericht über Kamerun berichtet: „Die Pocken behalten noch immer den ersten Platz bezüglich der Todesfälle. Ihre überaus große Virulenz, ihre rapide Ausbreitung, die Schwierigkeit der Isolierung der Kranken machen zweifellos diese Krankheit zur gefürchtetsten des Landes." Auch dies war in den deutschen Kolonien ein vor dem Kriege überwundener Standpunkt. In Deutsch-Ostafrika haben die Pocken seit 1908, in Kamerun seit 1909 keine nennenswerten Opfer mehr gefordert. In den Jahren 1918 bis 1920 wurden von den Franzosen in Kamerun 22000 bis 59000 Eingeborene, also pro Jahr 1 bis 2% der Bevölkerung mit aus Paris eingeführter Lymphe geimpft. Das ist zu wenig, besonders, wenn man berücksichtigt, daß in den vorhergehenden 4 Kriegsjahren keine systematischen Impfungen vorgenommen worden sind. Im Jahre 1921 wurde das unter deutscher Verwaltung in Duala unterhaltene Lymphebereitungsinstitut wieder in Gang gebracht. Gegen Ende des gleichen Jahres drangen aus Nigerien und aus dem englischen Mandatsteil von Kamerun die Pocken in den Bezirk Duala ein und wurden durch umfangreiche Impfungen bekämpft, es wurden 121 Erkrankungen mit 40% Sterblichkeit festgestellt. In kleineren Herden zogen die Pocken weiter nach Jabassi, Edea und Kribi. Im folgenden Jahre kam es zu einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heftigen epidemischen Ausbreitung in Dschang, wo der Seuche mehr als 2000 Eingeborene zum Opfer fielen. Dieser Seuchengang ist insofern charakteristisch, als im Bezirk Duala, wo das Impfinstitut und wo Aerzte waren, um rasche Impfungen auszuführen, die Pocken in Grenzen gehalten werden konnten, aber im Inneren des Landes, wo Impfinstitute fehlten, in Dschang, haben sie schwere Verheerungen angerichtet. Der nachträglich angestellte Versuch, in Dschang selbst Lymphe herzustellen, kam zu spät. Da Dschang unter deutscher Verwaltung zu den 8 Stationen gehört hat, auf denen dauernd Lymphe hergestellt wurde, kann man wohl mit Sicherheit sagen, daß diese mehr als 2000 Todesfälle an Pocken unter deutscher Verwaltung ganz oder mindestens zum größten Teil vermieden worden wären. Unter dem Eindruck dieser Epidemie haben die Franzosen ihre Impfungen im Jahre 1921 auf 210 000 und 1922 auf 350 000 gesteigert, sind aber 1923 auf 160 000 zurückgegangen. Einen vollen Erfolg werden sie nie erreichen, wenn sie nicht, wie wir es getan haben, das ganze Land mit einem Netz von Lymphebereitungsstationen überziehen. Diese Einrichtungen können aber weder die Franzosen, noch die Engländer, noch die Belgier in ihren Kolonien durchführen, weil ihnen die Aerzte dazu fehlen.

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, möchte ich noch erwähnen, daß in Togo im Jahre 1911 Pockenfälle bei Eingeborenen, die wenige Wochen oder Monate vorher mit Erfolg geimpft waren, beobachtet wurden. Ein Teil dieser Fälle endete sogar tödlich. Ganz ähnliches hat Dr. Taute unter den Truppen und Trägern von Lettow-Vorbeck gesehen, als sie während des Krieges im Jahre 1917 den Zug durch Portugiesisch-Ostafrika machten. Es scheint also, daß es Pockenstämme gibt, gegen welche die mit der gewöhnlich gebrauchten Lymphe erzielte Schutzkraft nicht ausreicht. Wir haben auch schon gesehen, daß die Schutzpockenimpfung bei den Negern oft nur für auffallend kurze Zeit Schutz verleiht. Es ist möglich, daß die Herstellung von Pockenlymphe aus afrikanischen Pockenstämmen diesen ernsten Gefahren vorbeugen würde. In verschiedenen unserer kolonialen Lymphebereitungsstellen ist es schon gelungen, solche Lymphe herzustellen. Leider ist die weitere Verfolgung dieser wichtigen Frage durch den Weltkrieg unterbrochen worden. Für ihre Lösung wäre die Uebung unserer Kolonialärzte in der Herstellung der Lymphe unter tropischem Klima eine wichtige Vorbedingung gewesen. Es ist dies nicht das einzige Beispiel, welches zeigt, daß die Ausschal-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tung der deutschen Kolonialärzte der Wissenschaft und den Eingeborenen Schaden zugefügt hat.

Wir kommen zu der Schlafkrankheit. Die Engländer haben im Jahre 1922 in Deutsch-Ostafrika südlich vom Viktoria-See einen neuen Schlafkrankheitsherd entdeckt; nach den englischen Berichten ist er durch die Einschleppung der Krankheit während des Krieges durch belgische kongolesische Soldaten entstanden. In dem nachweislich mehr als drei Jahre alten Krankheitsherd waren bei seiner Aufdeckung schon mindestens 500 Eingeborene gestorben. Eine in dieser Gegend im Jahre 1919 gewesene starke Hungersnot habe zu der raschen Ausbreitung viel beigetragen, es sei in dieser Zeit alles Wild aus der Gegend verschwunden, so daß die Tsetsefliegen nunmehr ihre Blutnahrung an den Menschen gesucht hätten. Zur Zeit der deutschen Verwaltung wäre dieser von Muansa nicht allzu weit entfernte Seuchenherd wahrscheinlich nicht 3 Jahre unentdeckt geblieben. Nach seiner Auffindung sind die Engländer mit aus Uganda hergeholtem sachkundigem Aerztepersonal energisch an die Unterdrückung des Herdes gegangen und scheinen Erfolg gehabt zu haben.

Vor dem Kriege waren in Deutsch-Ostafrika drei Schlafkrankheitsherde. Der älteste, am Viktoriasee, war bei Kriegsausbruch bereits saniert. Der jüngste, in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch entstandene Herd von rhodesischem Schlafkrankheitstypus war im Süden des Schutzgebietes an der portugiesischen Grenze gelegen, er umfaßte 38 Kranke, die in einem Schlafkrankenlager gesammelt waren. Dieser noch junge, damals wenig ausgebreitete Herd, würde einer ärztlichen Kontrolle bedürfen; die Engländer können aber, wie wir gehört haben, nicht einmal zu vorübergehender Bereisung der Gegend einen Arzt aufwenden.

Der dritte, schwerste Krankheitsherd befand sich am Tanganjika-See; diese Gegend ist als Mandat den Belgiern zugefallen. In diesem Herde haben wir noch bis Kriegsausbruch jährlich mehr als 3000 Zugänge in unseren Schlafkrankenlagern gehabt, auch die Sanierungsarbeiten waren noch keineswegs abgeschlossen. Es waren noch 9 Aerzte und 16 deutsche Sanitätsunteroffiziere bei der Schlafkrankheitsbekämpfung beschäftigt. Unter diesen Umständen ist es sehr auffallend, daß die Belgier den ganzen Distrikt von Ruanda-Urundi für frei von Schlafkrankheit erklären. Die Warundi waren immer ein schwer zugängliches Volk und stehen auch mit den Belgiern nicht auf gutem Fuße. Vielleicht ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bergen sie ihre Schlafkranken oder vielleicht sind sie wieder in ihre alten Gewohnheiten zurückgefallen, die sie hatten, ehe die deutschen Aerzte ihr Vertrauen gewonnen haben. Sie haben früher ihre Schlafkranken aus Furcht vor Ansteckung in der Wildnis den wilden Tieren zum Fraß ausgesetzt.

In dem letzten Mandatsbericht haben die Belgier allerdings 34 Fälle von Schlafkrankheit mitgeteilt, die sich in ihrem Krankenhaus in Usumbura eingefunden haben. Daß die Belgier die Schlafkrankheit in Urundi wirksam bekämpfen, ist nicht zu erwarten, da sie in ihrer Stammkolonie, dem Kongostaat, bisher nicht verstanden haben, gegen diese Seuche etwas zu erreichen. In der „Action Nationale Coloniale" vom 19. Juli dieses Jahres ist ein Artikel „Der Kampf gegen die Schlafkrankheit" enthalten, in dem zu energischem Vorgehen aufgefordert wird, es seien am Kongo schon Millionen Neger der Seuche erlegen und weitere Millionen in Gefahr. Zum Schluß wird vorgeschlagen, Professor Kleine zu einer nochmaligen Expedition und Bekämpfung der Schlafkrankheit mit Bayer 205 am Kongo zu veranlassen.

Die Belgier leiden noch mehr als die Franzosen und Engländer unter Mangel an Kolonialärzten. Die belgischen Aerzte lieben es nicht, in ihre Kolonie zu gehen und fremde Aerzte aus aller Herren Länder, die Belgien zum Kolonialdienst heranzuziehen sucht, melden sich nicht genügend; sie bilden auch in ihrer buntsprachigen Zusammensetzung nicht das geeignete Personal, um einen großzügigen, einheitlich geleiteten Plan der Schlafkrankheitsbekämpfung durchzuführen.

In Kamerun hatten wir vor dem Kriege drei Schlafkrankheitslager, die 7 Aerzten als Operationsbasis dienten; über 1000 Schlafkranke waren in den Lagern zur Behandlung aufgenommen. Die Franzosen hatten in dieser Zeit in dem benachbarten französischen Kongo, von wo aus die Seuche nach Kamerun eingedrungen war, dem großen Sterben zugesehen, ohne eine Hand zu rühren. Erst jetzt in den letzten Jahren haben sie angefangen, Schlafkrankheitsbekämpfung zu betreiben, und zwar haben sie ein besonderes, ihrer Armut an Kolonialärzten angepaßtes System erfunden, das sie Atoxyl-Sterilisation nennen. Sie haben die Schlafkrankheitsgebiete in ihren äquatorialen Kolonien in 21 „Secteurs" eingeteilt. Jeder Secteur, der die Größe von 4—6 französischen Departements hat, soll von einem Arzt zweimal jährlich bereist werden und auf diesen Reisen sollen mit Hilfe von eingeborenen Heilgehilfen die Schlafkranken aufgesucht und mit Atoxyl eingespritzt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit diesem System der Reiseärzte, wie man es nennen könnte, wollen die Franzosen schon jetzt vorzügliche Erfolge haben, ja, in einem von einer Kommission des Hygiene-Komitees des Völkerbundes über Schlafkrankheit am 26. 5. 1924 an den Völkerbund erstatteten Bericht findet sich sogar der Satz: „Alle gefundenen epidemischen Herde — und es waren darunter sehr heftige — wurden bemeistert." Ganz Kamerun bildet einen „Secteur", die Orte Ajos, Akonolinga und Dume werden als „Postes superieures" bezeichnet, die mit bakteriologischem Material für Laboratoriumsarbeiten ausgerüstet sind. Trotzdem ist nur in Ajos, dem Sitz des Secteur, ständig ein Arzt stationiert, in Dume, das auch „Sous-Secteur" genannt wird, war im Jahre 1921 und 1923 ein Arzt, 1922 aber keiner. Europäische Heilgehilfen sind überhaupt nicht verwendet, sondern nur eingeborene. Daß auch Posten, an denen kein Europäer ist, mit bakteriologischem Material ausgerüstet sind, kann man sich wohl nur so erklären, daß die drei genannten Orte früher Sitze von deutschen Schlafkrankenlagern gewesen sind, von denen das Material herstammt; die Schwarzen können sicher nicht damit umgehen. Trotz aller Lobpreisung scheint das System der Atoxyl-Sterilisation doch nicht ganz zu genügen, denn auf Seite 57 des genannten Berichts wird gesagt, daß an gewissen Punkten die Eingeborenen beginnen, die Wohltat der Atoxylbehandlung zu würdigen, aber auch einzusehen, daß eine Behandlung mit 4 bis 5 monatlichen Zwischenräumen nicht zur Heilung genügt. Es sei daher die Einrichtung von ständigen sanitären Formationen erwünscht, in denen eine länger fortgesetzte Behandlung möglich wäre. Sodann wird der Wiederaufbau des früheren deutschen Schlafkrankenlagers bei Ajos beschrieben. Es scheint also den an die deutsche sorgfältigere Behandlung gewöhnten Eingeborenen Kameruns die nur zweimal im Jahre stattfindende französische Reisebehandlung nicht genügt zu haben.

Bezeichnend für die französische Berichterstattung an den Völkerbund ist, daß die frühere deutsche Schlafkrankheitsbekämpfung und die in Kamerun vorgefundenen deutschen Schlafkrankenlager nie erwähnt werden. Das einzige Mal, daß der deutsche Name in diesem französischen Bericht genannt wird, geschieht gelegentlich einer Beschreibung von Abholzungen an einem Flußufer. Hier wird gesagt, daß diese Art der Prophylaxe einfacher und politischer sei als das deutsche System der verbotenen Zonen, während doch wir Deutsche gerade das System der Abholzungen in die Schlafkrankheitsbekämpfung eingeführt und am Victoria-See

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Tanganjika-See als hauptsächlichstes Bekämpfungsmittel durchgeführt haben.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß unsere Schlafkrankheitsbekämpfung in Kamerun die bessere war, aber sie erfordert auch mehr Personal. Wir hatten in Kamerun 7 Aerzte, 1 Zoologen und 20 Heilgehilfen oder Sanitätsunteroffiziere, also 28 Europäer bei der Schlafkrankheitsbekämpfung beschäftigt, die Franzosen nur 2 Aerzte ohne jedes europäische Hilfspersonal.

Ueberall tritt der Mangel an Kolonialärzten zum Schaden der Eingeborenen zu Tag, nicht nur bei den Pocken und der Schlafkrankheit, sondern auch bei allen anderen ansteckenden Krankheiten, unter denen die Eingeborenen in den Tropen leiden, ich führe nur die Wurmkrankheit, Framboesie, Syphilis, Ruhr, Pest, den Aussatz und die Malaria an. Zu jeder systematischen Seuchenbekämpfung ist eben eine zur Bevölkerungszahl in einem bestimmten Verhältnis stehende Zahl von Aerzten notwendig, die nicht unterschritten werden darf. Hieran fehlt es aber allen Mandatsmächten. Der Aerztemangel ist verständlich, wenn man bedenkt, daß alle Mandatsmächte schon vor der Mandatsübernahme mit einem überreichen Besitz von Kolonien ausgestattet waren, so daß ihnen schon zur genügenden Versorgung dieser Kolonien Aerzte gefehlt hatten. Deutschland hat es nie an guten Kolonialärzten gemangelt, weil es im Vergleich zu seiner Einwohnerzahl nur einen kleinen Kolonialbesitz gehabt hat. Immer mehr von den in den deutschen Schutzgebieten tätigen Aerzten haben ihren kolonialen Beruf, dem sie sich in idealer Begeisterung hingaben, als Lebensziel betrachtet und so einen bewährten, für die nachfolgenden jüngeren Aerzte vorbildlichen Stamm gebildet. Jetzt sind diese tüchtigen 200 Aerzte in alle Winde zerstreut. Einigen wenigen ist es geglückt, in holländischen Kolonien, den einzigen, die ihnen offen standen, ihre koloniale Tätigkeit fortzusetzen, andere haben ihr Glück sonst im Ausland gesucht, die meisten leben in Deutschland und viele von ihnen führen bei ungewohnter Tätigkeit ein wenig befriedigendes, manche ein kümmerliches Dasein. Während am Kongo schon Millionen von Eingeborenen an Schlafkrankheit gestorben und andere Millionen bedroht sind, besteht in Deutschland ein Ueberfluß an Aerzten, aus dem leicht die zur Rettung der Millionen Eingeborener erforderliche Aerztezahl gewonnen werden könnte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chemotherapie der Trypanosomen-Krankheiten.

Oberstabsarzt a. D. **Dr. Fischer.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit macht es mir unmöglich, mich im Rahmen meines Referates mit dem großen Gebiet der Chemotherapie der Trypanosomen-Krankheiten erschöpfend zu befassen. Ich werde mich daher im folgenden nur mit dem zurzeit im Brennpunkt des Interesses stehenden Präparat Bayer 205, jetzt Germanin genannt, beschäftigen. Hauptsächlich werde ich hier über die Ergebnisse der von den Farbwerken vormals Friedrich Bayer u. Co. hinausgesandten Afrika-Expedition, Leiter Geheimrat Prof. Dr. Kleine, berichten. Unsere Versuche draußen in Afrika, unter natürlichen Verhältnissen, zeitigten in mancher Hinsicht andere Ergebnisse als man nach den Resultaten der ersten Ausprobierung des Mittels in der Heimat durch M. Mayer, H. Zeiß, Haendel, Jötten, Pfeiler, Mießner, Berger u. a. hätte erwarten können. Wir begannen s. Zt. unsere Tätigkeit in Rhodesia zunächst mit einigen orientierenden Versuchen an Affen. Hierbei mußten wir uns bald überzeugen, daß die Anwendung von Bayer 205 per os, die an und für sich ja die beste Methode wäre, weder zu Zwecken der Prophylaxe noch der Heilung zufriedenstellende Resultate ergab, und daß ihr subkutane Einspritzungen an Nachhaltigkeit der Wirkung bedeutend überlegen waren. Wir konnten z. B. mit Tr. Brucei oder Tr. Rhodesiense infizierte Affen mit Sicherheit erst heilen, wenn wir ihnen an 3 bis 4 aufeinander folgenden Tagen je 0,25 g durch Schlundsonde verabfolgten. Dagegen genügte bereits eine einmalige subkutane Dosis von 0,05 bis 0,15 g zur Erzielung einer Dauerheilung. Prophylaktisch konnten wir durch intrastomachale Gaben nur einen Schutz von wenigen Tagen erreichen, während Affen, die mit einer einmaligen subkutanen Dosis von 0,15 g vorbehandelt waren, noch nach 2 Monaten weder durch direkte Blutüberimpfung noch durch Ansetzen infektiöser Glossinen infiziert werden konnten. Bei Menschen sahen wir hinsichtlich der Behandlung ähnliches. 5 g innerlich in Dosen à 1 g innerhalb 2 Tagen verabreicht, brachten Trypanosomen nur in einem von 3 Fällen, und zwar nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Dauer von 5 Tagen zum Verschwinden. In Rhodesia war es uns aus äußeren Gründen, unter denen eine gewisse Blutscheu der Eingeborenen die Hauptrolle spielte, zunächst unmöglich, intravenöse Injektionen vorzunehmen. Wir behandelten daher unsere dortigen Kranken subkutan. Die Patienten erhielten am 1., 10. und 28. Tage je 1,2 g in 5 ccm physiologischer Kochsalzlösung. Am Kongo gingen wir dann zur intravenösen Behandlung über, die ich auch auf Fernando Po fast ausnahmslos anwandte. Intravenös gaben wir je 1,0 g gelöst in 5—10 ccm physiologischer Kochsalzlösung, Regenwasser oder schließlich jedem beliebigen filtrierten, abgekochten Wasser jeden 1., 3., 13. oder 1., 3. und 5. Tag, in schweren Fällen mit nervösen Symptomen wurde nach Monatsfrist diese Behandlung nach Möglichkeit wiederholt. Bei Kindern wurden die Dosen je nach Lebensalter und Körpergröße entsprechend niedriger gewählt. Von intralumbalen Infusionen sahen wir ab, einmal mit Rücksicht auf die primitiven äußeren Verhältnisse unter denen wir arbeiten mußten, sodann auch um nicht durch evtl. Todesfälle die Patienten zu vergrämen. Die Trypanosomen waren jedesmal zweimal 24 Stunden nach der ersten subkutanen und intravenösen Injektion aus dem peripheren Blut völlig verschwunden. Wir behandelten in Rhodesia 40 Fälle, darunter 1 Europäer, und am Kongo 91 Fälle, die mindestens 6 Monate nach Abschluß der Behandlung unter dauernder Kontrolle standen. Dazu kamen noch auf Fernando Po 8 Europäer und 245 Farbige, von denen aber nur 147 Fälle bis zu 3 Monaten beobachtet wurden. Wir sahen in Rhodesia bei einem unserer ersten Patienten, den wir, verführt durch die rasche klinische Besserung nur mit 2 subkutanen Injektionen behandelt hatten, 56 Tage nach der letzten Spritze wieder Trypanosomen im Blut, die nach erneuter Behandlung dauernd wieder verschwanden. Auch die Behandlung mit nur 2 intravenösen Injektionen erwies sich als zu schwach. Ein Engländer, der sich nicht weiter behandeln lassen wollte, weil er sich vollkommen wiederhergestellt fühlte, erlitt später in der Heimat einen Rückfall, dem er erlag. Am Kongo sahen wir bei 2 Kindern die mit dreimal 0,5 g intravenös behandelt waren, nach 58 bzw. 94 Tagen wieder Trypanosomen im Blut. Bei einer Frau, die dreimal 1,0 g intravenös erhalten hatte, traten gleichfalls nach 3 Monaten Trypanosomen wieder auf. Klinisch waren krankhafte Symptome bei all diesen Rückfällen nicht zu beobachten, während die Patienten vor der Behandlung schwer krank und nicht imstande waren zu gehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Naturgemäß ist die Frage Rückfall oder Neuinfektion oft schwer zu entscheiden; die Kranken können ja, sobald sie sich wiederhergestellt fühlen, schwer längere Zeit unter genügender Kontrolle gehalten werden. Die Möglichkeit, daß sie sich wieder in ihre alte Heimat und die alten Lebensverhältnisse zurück begeben und dort von neuem infiziert werden, besteht also. Ganz besonders trifft das für Fernando Po zu, wo die Infektionsgefahr erheblich größer ist als in unseren übrigen Arbeitsgebieten. Ich sah dort einmal 27, einmal 29, einmal 30 und zweimal 33 Tage nach der dritten intravenösen Injektion wieder Trypanosomen im Blut. Dazu kamen noch 2 subkutan behandelte Kinder, bei denen allerdings 2 Spritzen vereitert waren, die daher im Laufe der Behandlung noch verschiedentlich Trypanosomen im Blut hatten. Durch erneute Behandlung mit Germanin gelang es die Trypanosomen von neuem zum Verschwinden zu bringen, ob für die Dauer, bleibe dahingestellt. In einem Falle auf Fernando Po waren die Trypanosomen anscheinend resistent gegen Germanin. Sie verschwanden nach 3 intravenösen Injektionen nur für 8 Tage aus dem Blut. Auch nach erneuter Germanin-Behandlung blieben sie immer nur für einige Tage fort. Erst eine Abwechselung mit Antimon brachte sie für längere Zeit, bei meiner Abreise 1 Monat, zum Verschwinden. Auffallend war bei allen unseren Patienten die rasche klinische Besserung, die schon unmittelbar nach der ersten subkutanen oder intravenösen Injektion einsetzte. Schwerkranke, die in Hängematten herangebracht wurden und stumpf umherlagen, fingen nach wenigen Tagen wieder an zu laufen und nahmen in kurzer Zeit an Gewicht ganz erheblich zu. Daß das Mittel auch auf die Trypanosomen im Cerebro-Spinalkanal und im Gehirn einwirkt, konnten wir in einer ganzen Reihe von Fällen beobachten. Leute, die wegen ihrer maniakalischen Zustände gefesselt angebracht wurden, beruhigten sich unter der Behandlung vollkommen, so daß ihnen die Fesseln abgenommen werden konnten. Bei anderen wieder schwanden Stupor und Somnolenz, in einem besonders interessanten Fall sogar erst 2 Monate nach der Behandlung. Ob hierbei die 10 Minuten vor den letzten Germanininjektionen verabfolgten subkutanen Einspritzungen von 0,2 Koffein, wie sie Sack für die Salvarsanbehandlung der Syphilis mit cerebralen Symptomen vorschlägt, von Einfluß waren, muß dahingestellt bleiben. Interessant war auch eine andere Beobachtung: Wir fanden bei 8 Patienten, deren Blut stets trypanosomenfrei geblieben war, 2 Monate nach der Behandlung noch vereinzelte Trypanosomen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Cerebrospinalflüssigkeit. Dabei machten die Patienten äußerlich einen gesunden Eindruck und verrichteten schwere Arbeit. Es ist die Frage, ob diese Trypanosomen allmählich zugrunde gehen oder Anlaß zu einem Rückfall geben werden. An Nebenwirkungen beobachteten wir in fast allen Fällen eine mehr oder minder starke Albuminurie, die allmählich zurückging und auch bei einer Wiederholung der Kur nicht stärker zu werden pflegte. Ferner trat zuweilen eine vorübergehende Verwässerung des Blutes auf. Todesfälle, die auf das Mittel zurückzuführen wären, sahen wir beim Menschen nicht. Bei subkutaner Injektion tritt häufig an der Einstichstelle eine tagelang anhaltende schmerzhafte Spannung auf, die bisweilen, namentlich bei Kindern zur Entzündung und Vereiterung führten. Nach der ersten Injektion kommt es fast stets zu einer Reaktion mit hohem Fieber.

Das Fehlen der Vergiftungserscheinung, wie wir sie bei längerem Gebrauch des Atoxyls oder anderer Arsenpräparate so oft störend empfanden, läßt wiederholte Germaninkuren ungefährlich erscheinen. Zum Beispiel hatte ein Spanier in Madrid im Laufe von 7 Monaten 17½ g in verzettelten Dosen erhalten, war dann als geheilt nach Fernando Po entlassen, erkrankte dort 7 Monate später wiederum, wahrscheinlich Neuinfektion, und konnte von mir dort von neuem mit zweimal 3,0 g behandelt werden ohne daß schädliche Nebenwirkungen auftraten; Albumen war nur in Spuren nachweisbar. Die trypanocide Kraft des Germanin ist, wie ja auch von allen deutschen und ausländischen Autoren, die mit dem Mittel arbeiten, bestätigt wird, außerordentlich groß. Bei Menschen kommt es auch in den Fällen, wo die Trypanosomen nicht für immer verschwinden, zu einer langanhaltenden Sterilisation des Blutes; das ist praktisch von außerordentlicher Wichtigkeit. Ist damit doch bei entsprechender Organisation die Sicherheit einer erfolgreichen Schlafkrankheitsbekämpfung im großen Maßstab gegeben. Nach unserer Erfahrung muß man mit 3 bis 4% Rückfällen rechnen, im Gegensatz zu 75%, wie sie früher namentlich auf der Kochschen Expedition bei Anwendung des Atoxyls beobachtet wurden. Die bequeme Anwendbarkeit für Arzt und Patienten erleichtern den Gebrauch des Germanins im Massenbetrieb außerordentlich. Die prompt einsetzende und anhaltende Besserung nach der Behandlung machte das Mittel bei den Eingeborenen sehr beliebt, so daß sie freiwillig, namentlich im Kongo und besonders auf Fernando Po, in großen Scharen zur Behandlung kamen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Waren unsere Erfolge bei der Schlafkrankheit, wie wir sahen, außerordentlich zufriedenstellend, so war das bei der tierischen Trypanomiasis leider nicht der Fall. Es wäre für Afrika von großer wirtschaftlicher Bedeutung, ein Mittel zu haben, mit dem sich ein ausreichender prophylaktischer Schutz erzielen läßt, um einen ungefährdeten Viehtransport durch Tsetsefliegenzonen zu ermöglichen. Mit der Anwendung von Bayer 205 allein kamen wir hierbei nicht zum Ziel. Wir hatten es zu tun mit Infektionen von Tr. brucei, congolense u. vivax. Wir begannen auch hier mit intrastomachaler Verabreichung. Die Tiere soffen zwar mit großer Gier das in Salzwasser aufgelöste Medikament, doch blieb der Erfolg aus. So hatten zwei Kälber z. B. 4 Tage hintereinander je 5 g erhalten, 2 Tage darauf wurde ihnen Blut eines tsetsekranken Hundes injiziert, danach erhielten sie nochmals viermal 5 g zu trinken, beginnend 3 Tage nach der Impfung, trotzdem erkrankten sie. Auch subkutane und intravenöse Vorbehandlungen führten nicht zum Ziel; subkutan gaben wir anfangs 4 g und setzten den betr. Rindern einen Monat später zirka 1000 Glossinen an. Dann gaben wir 10—12 g in 2 oder 4 Dosen an aufeinanderfolgenden Tagen; entweder 10—14 Tage später oder sofort am nächsten Tage begann das Ansetzen der Fliegen bis durchschnittlich 1200. Im Anschluß an die Fütterung erhielten die Rinder nochmals 10—12 g subkutan. Intravenös begannen wir mit Injektionen von 10 g, ließen dann die Fliegenfütterung nach einigen Tagen folgen und injizierten zum Schluß nochmals 10 g. Das Resultat war in allen Fällen das gleiche. Bereits 8 Tage nach dem letzten Ansetzen der Fliegen konnten wir Tr. Vivax im Blute der Rinder feststellen, durchschnittlich 14 Tage bis 3 Wochen später trat dann auch Trypanosoma-Brucei auf, oft allerdings so spärlich, daß es erst durch Blutüberimpfung auf Affen nachweisbar war. Ein verzögertes Angehen der Brucei-Infektion war also wenigstens erreicht; durch häufigere Injektionen von Bayer 205 hofften wir die Entwicklung des Tr. Brucei bzw. des ebenso gefährlichen Tr. Kongolense ganz verhindern zu können. 8 kleine Rinder erhielten innerhalb Monatsfrist 4 intravenöse Injektionen zu 8 g alle 10 Tage, acht andere gleiche Rinder erhielten auf dieselbe Weise 3 Injektionen zu 8 g und eine zu 4 g. Drei Tage nach der ersten Spritze wurden die Tiere mit vier Kontrollen in eine Fliegenzone getrieben und verblieben dort bis einen Tag nach der dritten Spritze. Nach 15 tägigem Aufenthalt im Fliegengürtel waren die Kontrollen bereits infiziert, die vorbehandelten Tiere blieben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während des Aufenthaltes dort gesund; 20 Tage nach dem Verlassen des Fliegenfeldes und 12 Tage nach der letzten Einspritzung waren aber bereits 9 vorbehandelte Tiere erkrankt, 4 Tage später 13; dauernd trypanosomenfrei blieben nur 2 Tiere. Die überwiegende Mehrzahl der Rinder war also durch diese Vorbehandlung nicht geschützt worden. Dagegen zeigte sich klinisch ein erheblicher Unterschied zwischen vorbehandelten Tieren und Kontrollen. Während die Kontrollen nach kurzer Zeit eingingen, blieben die vorbehandelten Tiere trotz Anwesenheit der Trypanosomen im Blute dauernd in einem befriedigenden Futterzustand. Eine vollwertige Prophylaxe war aber nicht erreicht. Um diese zu erzielen, ließen sich mit Rücksicht auf die zu befürchtenden schweren organotropen Wirkungen die Dosen weder erhöhen noch der Zahl nach vermehren. Wir gingen daher zu einer Kombination mit den in der Trypanosomentherapie schon seit langem bekannten weinsauren Antimonkalium über. So hatte Taute in Ostafrika gute Resultate mit einer Kombination von Atoxyl und Antimon gesehen. Broden und Rodhein hatten es früher warm gegen Tr. Vivax empfohlen. Wir gaben 3 Rindern in 7tägigen Zwischenräumen 4, 5 und 6 intravenöse Injektionen, und zwar abwechselnd 5 g Bayer und 0,75 Antimon, während sie von Beginn der Vorbehandlung an 5 Wochen in einer Fliegenzone gehalten wurden; ein Rind (5 alternierende Injektionen) blieb gänzlich frei; bei dem mit 6 Injektionen behandelten Rind wurden 33 Tage nach Aufhören der Infektionsgelegenheit und 5 Tage nach der 5. Injektion zwei kleine Trypanosomen im dicken Tropfenpräparat gefunden, die nach der 6. Spritze verschwanden. Das mit 4 Spritzen vorbehandelte Tier hatte 57 Tage nach der letzten Infektionsgelegenheit und 40 Tage nach der letzten Einspritzung einige zerfallene Trypanosomen im Blut; alle 3 Tiere blieben klinisch durchaus gesund und in einem vorzüglichen Futterzustand, zwei nicht vorbehandelte Kontrollen erkrankten prompt, während bei einem dritten Kontrolltier, das mit vier intravenösen Injektionen von 0,75 Antimon allein vorbehandelt war, die Infektion nicht unerheblich hinausgezögert wurde.

Therapeutisch kamen wir mit Bayer 205 allein gleichfalls nicht zum Ziel. Wir hatten nicht die günstigen Resultate wie sie von anderer Seite bei der Dourine in Europa und Nord-Afrika, bei den Kamel-Trypanosomiasen oder dem Mal De Caderas erzielt wurden. Versuche mit großen Dosen, dreimal 10 g, in 8tägigen oder noch kürzeren Zwischenräumen eine Sterilisation des Blutes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erzielen, schlugen fehl. Große Dosen verboten sich wegen der Vergiftungsgefahr. Das bestätigten auch die Erfahrungen Dr. Bergers, der infolge der Munifizenz des Theilerschen Institutes mit einer größeren Menge Rinder arbeiten konnte und noch erheblich größere Dosen anwandte als wir. Eine deutliche Abschwächung der Trypanosomen wurde allerdings erreicht. Ueberimpfungen solcher durch Bayer 205 alternierter Trypanosomen auf Affen riefen nur eine milde Infektion hervor. Ob derartige Trypanosomen ihre Fähigkeit zur Weiterentwicklung in den Glossinen verloren haben, konnte experimentell nicht nachgewiesen werden. Erheblich günstiger wurden unsere Erfolge wieder bei der Kombination mit Antimon; z. B. wurden zwei schwerkranke mit Tr. Kongolense infizierte Rinder mit 25 g Bayer erfolglos behandelt, erst eine 10 Tage später begonnene Kur mit je 5 Einspritzungen von 1 g Antimon brachten die Trypanosomen zum Verschwinden. Sie bewirkte außerdem eine außerordentliche klinische Besserung. Die Tiere, die bis dahin gänzlich schlapp waren und sich kaum erheben konnten, erholten sich derart, daß sie bei den letzten Spritzen nur mit Mühe eingefangen und gebändigt werden konnten. Bei Abschluß der Expedition waren sie bereits 60 Tage nach der letzten Antimonspritze trypanosomenfrei. Noch an einer Reihe weiterer Fälle sahen wir den günstigen Einfluß dieser Kombination.

Unsere Versuche zeitigten auch das interessante Ergebnis, daß sich die Trypanosomen der Vivaxgruppe (IV. Vivax und Caprae) gegen Bayer 205 resistenter verhalten als die der Bruceigruppe. Zu dem physiologischen Unterschied in der Entwicklung — die Vivaxgruppe macht ja ihre ganze Entwicklung im Rüssel der Glossinen durch, die Bruceigruppe dagegen im Verdauungstraktus —, kommt also noch ein verschiedenes Verhalten gegen das Medikament.

Entsprachen also die Ergebnisse bei der Trypanosomiasis des Rindes nicht den gehegten Erwartungen, so steht doch zu hoffen, daß eine weitere Vervollkommnung des Mittels oder eine Kombination zum erstrebten Ziele führen wird.

Prof. **Kudicke:** Versuche im Georg-Speyer-Haus (Dr. Collier, Fräulein Lenhold) haben ergeben, daß eine Festigung gegen Bayer 205 verhältnismäßig leicht sich erzielen läßt. Uebereinstimmend mit diesbezüglichen früheren Angaben von Morgenroth wurde festgestellt, daß gleichzeitig eine Festigkeit gegenüber Trypan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

blau, in geringerem Grade auch gegenüber anderen trypanoziden Mitteln erkennbar war. Unter gewissen Umständen wurden auch Stämme erzielt, die gegen fast alle Trypanosomenmittel fest werden. Dem großen Heilwert des Mittels tun diese Feststellungen keinen Eintrag, sie zeigen nur die Grenze an, die unserem therapeutischen Handeln gezogen ist.

Prof. **Kuhn:** Uhlenhuth und ich haben zusammen mit Hans Schmidt bereits vor dem Kriege an der Behandlung von Trypanosomen- und Spirochätenkrankheiten durch synthetische Antimonpräparate gearbeitet. Bisher sind durch diese systematischen und mühseligen Untersuchungen drei wertvolle Mittel gefunden worden: das Stibenyl, Heyden 441 und Heyden 661. Stibenyl und 471 sind bei Leistmaniosen, insbesondere Kalaazar verwandt worden. Bei letzterer Krankheit sind die Erfolge in Indien mit 471 ausgezeichnet (Napier). Als Bayer 205 bekannt wurde, glaubten wir, daß unsere Mittel für Trypanosomenkrankheiten nicht mehr in Betracht kommen würden. Um so mehr hat es uns gefesselt, daß die Kombination von Bayer 205 und Tartarus Stibiatus besondere Ergebnisse zeitigt. Das neueste wirksame Präparat Heyden 661 übertrifft nun Stibenyl und 471 in der Wirkung auf Trypanosomen. Es gelingt mit 2 mg 661 durine- u. nagana-kranke Mäuse endgültig zu heilen. Nach drei Stunden verschwinden die Parasiten. Da Tartarus-Stibiatus solche Mäuse überhaupt nicht heilt und sehr giftig ist, so ist zu erwarten, daß 661 bei der Kombination mit Bayer 205 noch günstigere Ergebnisse zeitigt als Herr Fischer es vom Tartarus-Stibiatus im Verein mit Bayer 205 berichtet. Auch 471 sollte in Zukunft versucht werden.

Dr. Hans **Schmidt:** Die von Herrn Prof. Kuhn genannten neuen „Antimonpräparate 471 und 661" sind das Ergebnis einer vor über 10 Jahren begonnenen Zusammenarbeit von Geh.-Rat Uhlenhuth, Prof. Kuhn und mir. Wir haben uns dem Ziel, ein möglichst gut wirkendes Antimonpräparat zu finden, zuerst mit Antimonkohlenstoffverbindungen zu nähern gesucht, angeregt durch die Ergebnisse Ehrlichs mit Arsenkohlenstoffverbindungen. Zwei der zahlreichen geprüften Verbindungen sind zur praktischen Anwendung gelangt: Stibenyl (Heyden) = p. Acetylaminophenylstibinsaures Natron und Präparat Heyden Nr. 471 = in chlor p. acetylaminophenylstibinsaures Natron. Diese Präparate enthalten fünfwertiges an Kohlenstoff gebundenes Antimon.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In letzter Zeit haben wir einen neuen Weg eingeschlagen, auf den uns der Tartarus stibiatus, ein komplexes Antimonsalz der Weinsäure, gewiesen hat, nämlich durch komplexe Bindung des aktiveren dreiwertigen Antimons an organische Moleküle weiterzukommen. Auf diesem Wege sind wir zu dem von Prof. Kuhn genannten Präparat Heyden Nr. 661, einem aromatischen Komplexsalz, gekommen. Wir sind auf diesem neuen Wege zu einer höheren trypanoziden Wirkung im Vorversuch gelangt als es uns mit den Antimonkohlenstoffverbindungen möglich war.

Dr. **Richters:** Während Herr Kudicke die Grenzen der Wirksamkeit des Mittels Bayer 205 vom wissenschaftlichen Standpunkt aus beleuchtet hat, möchte ich diese Frage kurz von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus betrachten. Etwa 1/3 des Schutzgebietes Deutschostafrika ist mit Tsetse verseucht. Diese Gebiete sind zum weitaus größten Teil mit Busch bestanden, die Weideverhältnisse sind so schlecht, daß sie auch nach vollständiger Lösung der Bekämpfung der Tsetse mit chemo-theurap. Mitteln für die Weiterentwicklung der Tierzucht im allgemeinen nicht in Frage kommen dürften. Außerdem ist noch zu berücksichtigen, daß gerade die Tsetsegebiete von Eingeborenenstämmen bewohnt werden, die sehr wenig Verständnis für die Tierzucht haben. Demgegenüber weisen die tsetsefreien Gebiete bisher noch ganz oder größtenteils unbenutzte Weideflächen auf, auf denen mehrere Millionen Stück Vieh glänzend gedeihen können. Es ist also die Möglichkeit einer sehr umfangreichen Ausdehnung der Tierbestände gegeben, während die Möglichkeit einer Ausdehnung allein auf Grund einer Chemotherapie relativ gering ist. Die Gefahr der Verseuchung von tsetsefreien Gebieten durch Tsetsefliegen ist gering, da im großen und ganzen die Tsetsegürtel merkwürdig konstant bleiben. In welcher Beziehung steht nun die Pflugkultur zur Tsetsefrage? Es ist sehr bemerkenswert, daß bis zum Ausbruch des Krieges der Boden sowohl bei den Eingeborenen- als auch auf den Europäerplantagen zum größten Teil mit der Hacke und nicht mit dem Pfluge bearbeitet worden ist, trotzdem der größte Teil desselben in tsetsefreien Gebieten lag und Zugtiere dort reichlich vorhanden waren. Auf größeren Plantagen, auf denen eine Pflugkultur in Frage kommen würde, dürften wohl Dampf- und Motorpflüge zweckmäßig Anwendung finden. Ich will mit diesen Ausführungen nicht etwa die Bedeutung der Chemo-Therapie für die Tsetse herabsetzen, denn ein sehr dankbares Arbeitsfeld ist z. B.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Bekämpfung der Tsetse bei Milchvieh auf tsetseverseuchten Plantagen oder der Transport von Tieren durch Tsetse-Gürtel usw.

Prof. **Fülleborn** weist auf die trefflichen mit Bayer 205 gegen „Derlegadera" erreichten Erfolge hin; es ist dies eine der Mal de Caderas-ähnliche, wirtschaftlich sehr wichtige Trypanosomen-Krankheit der südamerikanischen Pferde. Prof. Erich Martini hat das Mittel in Columbia, Dr. Iterbe in Venezuela bei Derlagadera erprobt; auch sonst verlauten günstige Ergebnisse aus Südamerika. Bayer 205 wirkt bei der Krankheit nicht nur therapeutisch, sondern auch prophylaktisch.

Prof. **Mense:** Unter den von den Herren Vortragenden und Rednern besprochenen Mitteln vermisse ich zwei, die jetzt in Indien gegen Kala-Azar mit Erfolg benutzt werden. Es sind dies Verbindungen von Tartarus stibatus usw. mit Harnstoff und verschiedene therapeutische Kombinationen mit Wismut.

Vielleicht halten die auf diesem Gebiete arbeitenden Herren auch diese Stoffe im Auge.

Prof. **Krause:** Aus den interessanten Mitteilungen des Herrn Oberstabsarzt Fischer habe ich entnommen, daß das Mittel 205 bei Tsetse nicht die Wirkung gehabt hat, auch nicht per os bei Schlafkrankheit wirkt, wie man wohl nach den Zubereitungsversuchen hätte erwarten sollen, ein Zeichen, daß es lohnend ist, auf diesem Gebiete weiter zu arbeiten. Aber aus diesen Versuchen mit 205 geht wieder hervor, daß die Theorie Ehrlichs, wonach die organische wirksame Substanz an Arsen gekuppelt sein müsse, um an die lebende Zelle herangebracht werden und wirken zu können, irrig ist, worauf ich schon früher aufmerksam gemacht habe. Aus den Mitteilungen des Herrn Fischer ersehe ich, mit welcher Liebe und Sorgfalt das Mittel 205 in Afrika geprüft worden ist. Ich wünschte, es wäre meinem Mittel Tryposafrol ebenso ergangen. Man hat mein Mittel in Ost-Afrika per os geprüft und hat, da es etwas abführt, Opium gegeben. Wenn ich den Darm lähme, kann ich nicht erwarten, daß das Mittel vom Darm resorbiert wird. Der Bericht aus Togo über Versuche mit dem Tryposafrol, aus dem hervorgeht, daß zwei leichte Fälle menschlicher Schlafkrankheit durch das Mittel geheilt waren, schließt: Die Anleitung von Brieger und Krause war verlegt worden und erst wieder gefunden, nachdem die Versuche abgebrochen waren. Aus Versuchen der Herren vom Senkenbergkamm in Ost-Afrika

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geht hervor, daß zwei tsetsekranke Mascatesel durch Tryposafrol geheilt wurden, die Esel wurden als geheilt weiter verkauft. Das Mittel 205 ist aufgebaut auf Erfahrungen, die von anderen Forschern bereits auf diesem Gebiete gewonnen und gefunden sind. Daß das Tryposafrol eine ausgezeichnete Wirkung besitzt, beweisen die Versuche von Prof. Laverran-Paris, worin u. a. die Resultate von Prof. Lindenschmidt in Sao Paulo bei Leishmannia. Ich habe nur einen Wunsch und eine Bitte, daß in Zukunft andere Mittel von anderen Autoren mit derselben Liebe und Sorgfalt geprüft werden, wie das Mittel 205.

Prof. Ludwig **Lange:** Redner weist auf seine neuen Untersuchungen mit H. E. Kersten (Münster) hin, bei denen die paradoxe Erscheinung auftrat, daß vollvirulente Erreger viel leichter durch chemotherapeutische Mittel beeinflußt werden, als schwachvirulente, wie z. B. Tryp. vivax, caprae, Tryp. Lewisi. Bei unseren chemitherapeutischen Versuchen arbeiten wir stets mit maximal für die betreffende Tierart virulenten Erregern. Man muß bei Uebertragung auf die Praxis jedoch bedenken, daß nicht immer stärkst virulente Erreger im Spiele sind. Als Erklärung wird auf den regeren Stoffwechsel, die „Vitalität", der virulenten Erreger verwiesen. Unter den vielen bei verschiedensten Krankheiten sich bietenden Beispielen teilt Redner nur folgendes mit: Zurzeit werden von Dr. Worms im Reichsgesundheitsamt chemotherapeutsche Versuche mit Stovarsol und Spirozid gemacht. Hierbei erwies sich der für das Kaninchen stärkst virulente Spirochaeta pallida Stamm Nichls als leichter beeinflußbar als die beiden anderen, eine geringere Impfausbeute gebenden Stämme Truffi und R.G.A. —

Prof. **Kudicke:** Die Anschauung des Herrn Vorredners, daß die virulenteren Parasiten mit ihrem erhöhten Stoffwechsel gegenüber chemotherapeutischen Mitteln empfindlicher sind als Parasiten von geringerer Virulenz trifft auch für Rekurrensspirochaeten zu, die im Anfall besser zu beeinflussen sind als im Intervall (Latenzperiode) und geben die Erklärung für ein Problem, das schon P. Ehrlich beschäftigt hat.

Schlußwort: Dr. **Fischer:** „Wie ich bereits vorher ausführte, war es im Rahmen des kurzen Referates nicht möglich, auf alle Erfahrungen einzugehen, die wir mit dem Mittel machten. Die von Herrn Kudicke berichtete Möglichkeit, Tryp. durch zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kleine Dosen B. 205 verhältnismäßig leicht germaninfest zu machen, sahen auch wir. Die von den übrigen Diskussionsrednern besprochenen Antimonpräparate usw. kämen für die Kombinationsbehandlung der tierischen Tsetsekrankheit in Frage, bei der nur B. 205 allein nicht zum Ziele führte."

Ergebnisse und Probleme in der Erforschung der menschlichen Spirochaetosen, insbesondere der für die Tropen wichtigen.

Prof. Dr. **Kudicke.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Seit langer Zeit haben die Spirochaeten und die von ihnen beim Menschen verursachten Krankheiten das besondere Interesse der in den Tropen und Subtropen tätigen Aerzte erregt. Befruchtende und weittragende Anregungen in der Erforschung dieser Krankheiten sind oft von jenen Ländern her ausgegangen. Robert Koch sowie Dutton und Todd gaben uns durch ihre Untersuchungen Aufschlüsse über die Aetiologie des sogenannten Zeckenfiebers oder afrikanischen Rekurrens und über die Art seiner Uebertragung. Castellani wies bald nach der Entdeckung der Syphilisspirochaete durch Schaudinn die Spirochaeta pertenuis als Erreger der Framboesie nach. Mackie machte in Indien die ersten Beobachtungen über die Uebertragung des dortigen Rückfallfiebers durch die Kleiderlaus, Feststellungen, die später von Sergent und Foley, Sergent, Foley und Gillot, Nicolle, Blaizot und Conseil, Nicolle und Blanc in Nordafrika weiter ausgebaut und experimentell begründet wurden, nachdem Manteufel die Uebertragung des experimentell erzeugten Rückfallfiebers der Ratte durch die Rattenlaus erwiesen hatte.

Lange Zeit beschränkten sich unsere Kenntnisse von den für den Menschen pathogenen Spirochaeten auf zwei Gruppen: Die eine repräsentiert durch die Sp. obermeieri, die andere durch die Sp. pallida. Seit dem Jahre 1915 ist hierzu eine neue Gruppe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

getreten, deren Vertreterin die von Inada und Ido, Uhlenhuth und Fromme fast gleichzeitig entdeckte Sp. icterogenes s. icterohaemorrhagiae ist.

Durch die Untersuchungen dieser Autoren und zahlreicher anderer aus allen Kulturländern, von denen noch Hübener und Reiter, Pettit, Noguchi genannt seien, wissen wir jetzt, der Erreger der Weilschen Krankheit ist eine feine Spirochaete von charakteristischer Gestalt und charakteristischer Bewegungsform, die anfangs im Blut und in den inneren Organen sich aufhält und vermehrt, mit dem Abklingen der Krankheit hier verschwindet und dann nur noch im Urin bzw. in den Nieren nachweisbar ist, nicht selten noch lange nach eingetretener Rekonvaleszenz. Die Spirochaete ist leicht in verdünntem und unverdünntem Serum zu züchten, wie zuerst die japanischen Autoren und Ungermann nachgewiesen haben. Eine sehr einfache Züchtungsmethode hat Manteufel angegeben. Uebertragbar ist sie vor allem auf Meerschweinchen, bei denen sie ein dem menschlichen ähnliches Krankheitsbild erzeugt, ferner auf Ratten, Hunde, Katzen, Affen. Ihr Hauptwirt ist die wilde Ratte, bei der sie in wechselnder Häufigkeit ebenfalls in den Nieren zu finden ist. Die Uebertragung findet wahrscheinlich unmittelbar statt. Nahe freilebende Verwandte dieser Spirochaeten haben Uhlenhuth und Zuelzer sowie Bach in Wasserleitungen gefunden. Wie die erstgenannten Autoren nachwiesen, besitzen diese zum mindesten die gleichen biologischen Anlagen. Die Erreger der Weilschen Krankheit werden durch Rekonvaleszentenserum abgetötet, wie sich im Pfeifferschen Versuch zeigen läßt. Tiere, die die Krankheit überstanden haben, sind gegen Neuinfektionen immun. Verschiedene Stämme aus Europa, Japan und Nordamerika fand Noguchi in serologischer Hinsicht im wesentlichen übereinstimmend. Das Ausbreitungsgebiet dieser Spirochaeten umfaßt fast die ganze Erde.

Die Entdeckung des Erregers der Weilschen Krankheit führte zu einer Reihe von Untersuchungen, die uns Aufklärung über die Aetiologie mancher gerade für die Tropen wichtigen Krankheit verschafften, alte Probleme in neuem Licht erschienen ließen, neue aufstellten.

Spirochaeten vom Typus der Sp. icterohaemorrhagiae wies Noguchi beim Gelbfieber teils durch direkte Untersuchung, teils durch Uebertragung auf Meerschweinchen, junge Hunde und Affen und durch Züchtung nach. Diese Sp. icteroides ist nach den Angaben des Entdeckers etwas schlanker

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als der Erreger der Weilschen Krankheit, im übrigen ihm sehr ähnlich, auch in den beim Versuchstier erzeugten Veränderungen. Sie unterscheidet sich von ihm einmal durch größere Empfindlichkeit gegenüber äußeren Einflüssen, sodann durch die serologischen Reaktionen, die zweifellose Beziehungen zur Gelbfiebererkrankung erkennen lassen. Die besondere Empfindlichkeit gegenüber äußeren Einflüssen ist wohl die Ursache dafür, daß die Spirochaete im Urin nicht mehr erscheint. Dies stimmt auch gut überein mit der Tatsache, daß beim Gelbfieberparasiten nur ein Wechsel zwischen zwei Wirten, der Stegomyia calopus und dem Menschen besteht. Auffallend ist das Mißverhältnis zwischen der geringen Zahl der beim Menschen nachweisbaren Spirochaeten und den schweren Krankheitserscheinungen.

Die Befunde Noguchis sind nicht ohne Widerspruch geblieben. Insbesondere haben Agramonte Gaiteras, Vicira, Hoffmann Einwendungen gegen die ätiologische Bedeutung der von Noguchi gefundenen und gezüchteten Spirochäten erhoben. Gaiteras und Vicira stützen sich hierbei auf die negativen Ergebnisse eigener Untersuchungen. Weiter wird als auffallend angeführt, daß die Züchtung aus dem Menschen Noguchi noch zu einem Zeitpunkt gelang, in dem erfahrungsgemäß die Mücke nicht mehr infiziert wird, während auf der anderen Seite Uebertragungen von Meerschweinchen zu Meerschweinchen mittels Stegomyien nur ausnahmsweise ein positives Ergebnis hatten. Hoffmann hat vor allem darauf hingewiesen, daß die von der Sp. icteroidis in den Versuchstieren erzeugten Veränderungen nicht von denen zu unterscheiden seien, die man nach Infektion mit der Sp. icterohaemoerhagiae sehe. Anscheinend sind die genannten Autoren der Meinung, daß Noguchi es nicht mit Fällen von Gelbfieber, sondern mit solchen von Weilscher Krankheit zu tun gehabt habe. In dieser Hinsicht ist eine Angabe von Manson-Bahr von Interesse, wonach ein Stamm von Sp. icteroidis auch durch das Serum eines Rekonvaleszenten nach Weilscher Krankheit beeinflußt wurde. Umgekehrt hat Vicira mitgeteilt, daß das Serum von Gelbfieberkranken in Bahia nicht auf einen Spirochaetenstamm Noguchis wirkte. Letzterer hat, soweit ersichtlich, seine Angaben aufrecht erhalten. Er hat mit seinen Spirochaetenkulturen auch Sera hergestellt und mitgeteilt, daß Heil- und Schutzkraft derselben gegenüber der Gelbfieberinfektion bei zahlreichen Menschen sichergestellt sei.

Ueber Spirochaetenbefunde bei Krankheitsfällen, die klinisch wie Gelbfieber verliefen, hat Stévenel von der Elfenbeinküste berichtet. Zweimal fand er unter 3 Fällen Spirochaeten im Blut. Ihre Länge gibt er auf das Eineinhalbfache eines Erythrophytendurchmessers an, die Windungszahl auf 3—5. Verimpfungen von Blut und Harn auf Meerschweinchen verliefen ergebnislos. Nach den Angaben des Autors handelte es sich in den fraglichen Gegenden um kleine Epidemien. Auffallend ist, daß dort Stegomyien sehr selten sein oder ganz fehlen sollen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei gelbfieberähnlichen Erkrankungen in Afrika fanden Blanchard, Lefrou und Laigret ebenfalls Spirochaeten des gleichen Typs, und zwar im Blut, in der Leber, im Sputum und im Harn. Bei Uebertragung auf Meerschweinchen, die nur mit Blut gelang, verhielten sie sich wie die bereits besprochenen. Interessant ist, daß die Krankheit (Spirochétose icterigene epidémique) zum Teil durch Arsenpräparate günstig beeinflußt wurde und daß die Bettwanze die Ueberträgerin sein soll. Wir hätten hier also einen Wirtswechsel zwischen Wanze und Mensch, klinisch gewisse Aehnlichkeiten mit dem Gelbfieber, aber auch solche mit der Weilschen Krankheit, besonders im Verhalten der gefundenen Parasiten.

Noch enger sind die Beziehungen, die zwei andere Spirochaeten zum Parasiten der Weilschen Krankheit erkennen lassen. Die eine ist die bei einer Epidemie in Lorient gefundene Sp. pettiti, die andere die Sp. pyrogenes, die von Vervoort, van de Velde, Snijders, Kouwenaar, Baermann bei dengue- bzw. weilähnlichen Fiebern in Niederländisch-Indien nachgewiesen wurde. Die erstere unterscheidet sich vom Typus dieser Gruppe dadurch, daß sie im Urin schon sehr früh, nämlich am ersten Krankheitstage und in ziemlich großer Zahl, nachweisbar war, Pathogenität für Meerschweinchen aber vermissen ließ. Auch gewisse, aber nicht sehr erhebliche morphologische Besonderheiten zeichneten sie aus. Die Uebertragung fand wahrscheinlich durch Kontakt statt. Klinisch war vor allem die Seltenheit des Ikterus auffallend. Ein Unterschied gegenüber dem typischen infektiösen Ikterus bestand auch insofern, als Rekonvaleszentenserum die Sp. icterohaemorrhagiae nicht beeinflußte.

Die Sp. pyrogenes wurde gefunden bei Fiebern, die äußerlich Aehnlichkeit mit der Dengue-Erkrankung zeigten, sich aber durch Urobilinurie, häufige Nephritis, Lymphdrüsenschwellung, Leukozytose mit linksseitiger Verschiebung des Blutbildes und durch das Fehlen von Gelenkerscheinungen von der genannten Krankheit unterschieden. Spirochaeten fanden Vervoot durch Züchtung im Blut in 25 % der Fälle, Vervoot und Kouwenaar vom 5. Tage ab fast regelmäßig im Urin teils direkt, teils durch Züchtung oder Verimpfung auf Meerschweinchen. Die letzteren erkrankten mit weilähnlichen Symptomen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kouwenaar bezeichnet die sehr gutartige Erkrankung vorläufig als Spirochaetosis febrilis simplex. Die gleichen Spirochaeten wurden bei gleichzeitig auftretenden Erkrankungen nachgewiesen, bei denen außer den erwähnten Symptomen noch Ikterus und Neigung zu Blutungen hervortraten und die Kouwenaar vorläufig unter dem Namen Spirochaetosis febrilis c. ictero zusammenfaßt. Klinisch und pathologisch-anatomisch bestanden hier zweifellose Beziehungen zum typischen infektiösen Ikterus. Sie waren auch darin erkennbar, daß bei diesen Fällen, im Gegensatz zu den ohne Gelbsucht verlaufenden, das Blut für Meerschweinchen infektiös war.

Wie bei der Epidemie von Lorient trat also auch hier der Ikterus zurück, gutartige Fälle schoben sich in den Vordergrund. Im Gegensatz zur Sp. pettiti waren die gefundenen Spirochaeten für Meerschweinchen pathogen und zeigten auch sonst das für die Weil-Spirochaete charakteristische Verhalten.

Nach Kouwenaar hat die Spirochaetosis febrilis simplex Aehnlichkeit mit dem aus Ostasien bekannten, ebenfalls gutartigen Siebentagefieber. Auch bei diesem ist eine Spirochaete vom Typus der Sp. icterohaemorrhagiae nachgewiesen, die Sp. hebdomadis von Ido, Ito und Wami. Sie verhält sich im Menschen wie ihre Verwandte, ist wie diese auf Meerschweinchen übertragbar, führt aber bei diesen nur selten zum Auftreten von Gelbsucht. Serologisch ist sie nach den genannten Autoren nach Oba, Katayama & Sumi und nach Kaneko und Morihana von der Sp. icterohaemorrhagiae zu trennen. Epidemiologisch besteht wieder Aehnlichkeit mit der Weilschen Krankheit insofern, als die japanischen Autoren die Sp. hebdomadis in Beziehung bringen zu ähnlichen Parasiten, die sie bei der Feldmaus Microtus montebelli in der Niere fanden. Die Ausbreitung dieses Nagers soll mit der des Siebentagefiebers gut übereinstimmen.

Im Hinblick auf die Aehnlichkeit, die die Spirochaetosis febrilis simplex im Fieberverlauf mit dengueartigen Erkrankungen zeigt, sind Mitteilungen von Convy, Convy & Broquet sowie von Whittingham von Interesse, die über den Nachweis von Spirochaeten bei Phlebotomenfieber berichten. Convy bezeichnet die von ihm in Beyruth beobachteten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in epidemischer Form auftretenden Fieber als Dengue, möglicherweise handelt es sich aber um Pappatacifieber. Er beschreibt sehr feine Spirochaeten mit 2—3 Windungen, die unmittelbar vor dem Anfall und in den ersten Stunden des Fiebers im Blut in sehr geringer Zahl nachweisbar waren, und gibt an, daß er die Krankheit und die Spirochaeten mit Blut und mit zerquetschten Phlebotomen auf Kaninchen habe übertragen können. Whittingham teilt mit, daß er in 6 Fällen von Sandflyfever in Malta am 1. Fiebertage Spirochaeten vom Typus der Sp. icterohaemorrhagiae aus dem Blut züchten konnte. Ueber den mikroskopischen Nachweis der Sp. convyi bei einem Fall von „Dengue" hat auch Faria berichtet.

Aus Gegenden, in denen der infektiöse Ikterus oder ihm ähnliche Krankheiten endemisch vorkommen, stammen auch Angaben über Befunde von Spirochaeten bei Schwarzwasserfieber. Schüffner hat den ersten Fall dieser Art aus Sumatra beschrieben. Er fand bei ihm zahlreiche Spirochaeten im Blut, die zweifellos große Aehnlichkeit mit der Sp. icterohaemorrhagiae besaßen, die er aber nicht auf Meerschweinchen übertragen konnte. Ueber ähnliche Fälle berichteten Blanchard und Lefrou, sowie van Hoof aus der Gegend des Stanley Pool in Afrika. Ein weiterer stammt von Kouwenaar aus Sumatra, auch gehören möglicherweise Beobachtungen von Noc und Esquier hierher. Von Blanchard und Lefrou sowie van Hoof wurden Spirochaeten nur nach Zentrifugieren größerer Blutmengen nachgewiesen. Uebertragung auf Meerschweinchen ist nur den ersten beiden Autoren gelungen. Die Tiere zeigten zum Teil Ikterus und Fieber, meist starben sie auffallend schnell unter schweren Hämorrhagien.

Die mitgeteilten Fälle haben, wie nicht anders zu erwarten, die Frage der Aetiologie des Schwarzwasserfiebers wieder zur Erörterung gestellt. Blanchard und Lefrou waren offenbar geneigt, anzunehmen, daß der gefundenen Spir. hierbei eine größere Bedeutung zukomme. Sie wiesen vor allem auch auf die Erfolge hin, die neuerdings durch die Behandlung mit Hg.-Präparaten bei diesem Leiden erzielt sein sollen. Schüffner und Snijders glauben — und man wird ihnen beipflichten dürfen —, daß Spirochaeten nur für eine bestimmte Gruppe von Haemoglobinuriefällen verantwortlich zu machen sind. Schüffner reiht die Krankheit unter dem vorläufigen

Namen Spirochaetosis icterohaemoglobinurica in die Weil-Gruppe ein.

Die gemachten Mitteilungen zeigen, daß die durch die Sp. icterogenes repräsentierte Gruppe an Bedeutung der Rekurrens- und Pallida-Gruppe kaum nachsteht.

Bevor ich mich zu anderen Dingen wende, möchte ich noch Befunde von Salimbeni und Kermorgant erwähnen, die bei Rougeole-Fällen in Frankreich aus dem Blut während des Fieberanstiegs, aus dem Urin in den späteren Stadien Spirochaeten zusammen mit einem Bakterium gezüchtet haben. Die Spirochaeten sollen ein Körnchenstadium in ihrer Entwicklung haben und in der Kultur zu langen Fäden auswachsen. Ueber ihre ätiologische Bedeutung äußern sich die Autoren mit Zurückhaltung.

Körnchenstadien kommen, wie bekannt, nach Ansicht von Fantham, Leishman, Balfour, Hindle u. a. auch bei der Entwicklung anderer Spirochaeten, insbesondere der Erreger des Rückfallfiebers, vor. Auch Nicolle und Blanc, Sergent und Foley neigen auf Grund ihrer Untersuchungen an der Laus dieser Ansicht zu. Besondere Entwicklungsformen nimmt auch Brumpt an.

Von anderer Seite ist diesen Anschauungen energisch entgegengetreten worden. Ich nenne insbesondere Kleine, Wittrock, Eckard, Gleitsmann, Marchoux.

Auch in der Rekurrensgruppe sind neue Arten beschrieben worden: Die eine schon länger bekannte von Bates, Dunn und St. John aus dem Panamagebiet mit dem Ueberträger Ornithodorus talaje unter dem Namen Sp. neotropiralis, die andere, Sp. venezuelensis, von Brumpt aus Venezuela und Kolumbien. Letztere wird von Ornithodorus venezuelensis, einer Zecke mit der Lebensweise der Bettwanze übertragen und passiert wie Sp. duttoni das Ei des Ueberträgers. Die beiden Arten unterscheiden sich von den bisher bekannten durch das Ergebnis der Kreuzimpfung. Auf die Frage, inwiefern diese Methode der Artunterscheidung als einwandfrei betrachtet werden darf, komme ich noch zurück.

Als angebliche Ueberträger des europäischen Rückfallfiebers haben lange Zeit die Bettwanzen eine Rolle gespielt. Epidemiologische Erfahrungen sprechen dagegen, daß diese Rolle irgendwie bedeutend ist. Versuche, die Dunn und auf meine Veranlassung Collier angestellt hat, haben übereinstimmend ergeben, daß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Bettwanze nicht imstande ist, Rückfallfieber durch den Biß zu übertragen. Dunn fand dagegen, daß Wanzen noch lange Zeit nach dem Saugen infektionstüchtige Spirochaeten beherbergen können. So bleibt die Möglichkeit, daß sie in derselben Weise die Krankheit verbreiten können, wie man es bei der Kleiderlaus annimmt. Es scheint das aber doch nur selten einzutreten, wie schon die eingangs erwähnten Beobachtungen von Mackie klar ergaben.

Französische und englische Autoren haben mehrfach berichtet, daß es nicht gelinge, bestimmte Spirochaetenrassen oder Arten durch Argas oder Ornithodoren zu übertragen. Es würde das dafür sprechen, daß die Anpassung dieser Spirochaeten an einen bestimmten Wirt doch eine recht enge ist. Es stimmen diese Angaben aber nicht recht überein mit Befunden, die Manteufel schon vor längerer Zeit mitgeteilt hat.

In der Pallida-Gruppe ist mit der Entdeckung der Spir. cuniculi durch Arzt und Kerl eine neue nicht unwichtige und sehr verbreitete Art bekannt geworden. Sie läßt sich von der Sp. pallida nur biologisch unterscheiden.

Eine Spirochaete ist, wie bekannt, auch als Erregerin der multiplen Sklerose von Kuhn & Steiner angesprochen und unter dem Namen Sp. argentinensis beschrieben worden. Die Bedeutung derselben ist noch nicht gesichert. Zustimmenden Mitteilungen stehen andere gegenüber, die sich sehr vorsichtig äußern, die ätiologische Rolle der beschriebenen Spirochaete bezweifeln oder über völlig negative Befunde berichten. Ich verweise auf die zusammenhängenden Berichte von Kuhn (Geschr. für ärztl. Fortbildung 1922) und von Fetscher (Med. Klinik 1923) sowie auf die darin noch nicht berücksichtigten Arbeiten von Collins und Noguchi (J. Amer. Med. Assoc. 1923) und von Rothfeld und Hornowski.

In der Züchtung der Spirochaeten sind eine Reihe von Fortschritten erzielt worden. Fußend auf den Untersuchungen von Mühlens, Schereschewski, Noguchi haben sich v. Wassermann & Ficker und besonders Krantz mit dem so besonders wichtigen Problem der Reinkultur der Sp. pallida erfolgreich beschäftigt. Eine eingehende Studie der Kulturformen dieser Spirochaeta verdanken wir Edm. Hofmann. Ebenso haben bei den Rekurrensspirochaeten — z. T. in Anlehnung an die Untersuchungen von Ungermann — Aristowski, Byelokoff & Schuhalter, Manteufel, Illert, Kligler u. a. vielversprechende Ergebnisse erzielt. Es ist sonach die Zeit vielleicht nicht mehr fern, in der man sagen darf, daß die Spirochaetenkultur nicht mehr die Domäne einzelner, sondern Gemeingut aller ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Unterscheidung von Spirochaetenarten werden, wie bekannt, fast allgemein die Immunitätsreaktionen herangezogen. In dieser Hinsicht ist auf folgendes aufmerksam zu machen. Die Rekurrensspirochaeten, möglicherweise auch die Erreger der Syphilis und Framboesie und vielleicht noch andere Arten, sind durch die Fähigkeit zur Bildung von Rezidivmodifikationen ausgezeichnet. Wie ich mit Feldt gefunden habe, können solche Rezidivmodifikationen sich zuweilen in Tieren völlig unbeeinflußt entwickeln, die gegen den Ursprungsstamm immun geworden sind. Da im Menschen eine große Zahl von Modifikationen gebildet wird, ist es nötig, bei frischgewonnenen Stämmen hieran zu denken. Andererseits habe ich bei Stämmen, die sehr lange in Laboratoriumstieren gehalten waren, den Eindruck gehabt, als wenn sie schließlich einander recht ähnlich würden. Ich besitze aber nur über russischen und afrikanischen Rekurrens Erfahrungen.

Ueberhaupt ist vielleicht nicht immer bedacht worden, daß unsere Anschauungen über die Artverschiedenheit der Rekurrenserreger durch die Untersuchung von relativ wenigen Stämmen gewonnen sind. Meines Wissens sind noch keine Untersuchungen darüber angestellt, wie eine größere Zahl von Stämmen aus ein und derselben Epidemie sich in dieser Hinsicht verhält.

Bei der Syphilis ist die Frage, in welchem Verhältnis verschiedene Stämme in immunisatorischer Hinsicht zu einander stehen, neuerdings von Levaditi und Marie einer Bearbeitung unterzogen worden. Wie bekannt, unterscheiden die Forscher dermotrope und neurotrope Vira und geben an, daß die Infektion mit dem einen nicht das Angehen einer späteren Infektion mit dem anderen verhindere. Daß manche Syphilisstämme in den klinischen Erscheinungen, die sie beim Kaninchen verursachen, deutliche und scheinbar feststehende Verschiedenheiten aufweisen, ist auch von anderer Seite mitgeteilt worden (Fournier und Schwarz).

Wenn die Angaben Levaditis hinsichtlich des immunisatorischen Verhaltens bestätigt werden sollten, so wäre festzustellen, ob es sich dabei um konstante Virustypen handelt oder um Eigenschaften, die erworben werden können. Plaut hat Befunde mitgeteilt, die seiner Ansicht nach für die letztere Möglichkeit sprechen. Diesen Befunden fehlt die Beweiskraft. Denn die Zellvermehrung im Liquor, aus der Plaut auf erworbene Neurotropie schloß, findet sich nach Jahnel und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Illert auch bei anderen Krankheiten des Kaninchens. Eine Klärung dieser Fragen ist auch für den Tropenarzt von Bedeutung. Denn sie würde die Beziehungen von Framboesie und Syphilis vielleicht in neuem Lichte erscheinen lassen.

Völlig ungeklärt ist übrigens noch, welchen Anteil am Zustand der Anergie der Vorgang der Immunisierung hat. Versuche von Stühmer mit Trypanosomen, die ich in Gemeinschaft mit Collier nachgeprüft habe, haben gezeigt, daß die Lokalreaktion (Trypanosomenschanker) ausbleibt, wenn man vorher oder gleichzeitig eine Allgemeininfektion setzt. Wir konnten die intracutan eingeführten Trypanosomen sowohl am Orte des Infekts wie in der Blutbahn feststellen. Das Fehlen der sonst im Anfangsstadium regelmäßig eintretenden Lokalreaktion kann also in diesem Trypanosomen schädigen. Ich erlaube mir hier auf die ausführliche Arbeit zu verweisen, die in der „Zeitschrift für Hygiene" erscheinen wird. Wir kommen darin zu dem Schluß, daß bei dem Stühmerschen Versuch eine durch die Stärke der Allgemeininfektion bedingte Lähmung des an der entzündlichen Reaktion beteiligten Zellsystems das Entscheidende ist, daß aber das Ausbleiben der Schankerbildung in den späteren Stadien der Infektion auch auf die Bildung von Immunkörpern zurückgeführt werden muß. Freilich dürfen wir diese Befunde nicht ohne weiteres auf die Syphilis übertragen.

Ob bei der Lues überhaupt Antikörper von den Qualitäten und in dem Ausmaß gebildet werden, wie wir es bei anderen Krankheiten zu sehen gewohnt sind, ist noch strittig. Eberson hat Versuche mitgeteilt, die dafür zu sprechen scheinen. Mir selbst ist das nicht geglückt. Allerdings haben wir nur Tiere verwendet, bei denen die Infektion nicht sehr weit zurücklag, immerhin aber doch solche, die gegen Reinfektion immun gewesen waren. Auf jeden Fall erhält man den Eindruck, als wenn beim Kaninchen spirillocide Antikörper, wenn überhaupt dann erst spät und in recht geringer Konzentration im Blutserum nachweisbar wären.

Bei den Spirochaeten, die zur Bildung von Recidivmodifikationen nicht befähigt sind, dürfen wir nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse von der Immunitätsprüfung einwandfreie Aufschlüsse auch über die Artzugehörigkeit erwarten. Aber unsere Kenntnisse bedürfen in dieser Hinsicht vielleicht doch noch der Erweite-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rung und Sicherung. Ich erinnere an den bekannten Versuch Gonders, aus dem geschlossen werden muß, daß wenigstens die Hühnerspirochaete durch Uebertragung auf eine andere Tierart eine Aenderung ihrer antigenen Eigenschaften erfahren kann.

Der natürliche Heilungsvorgang wird bei den Spirochaetosen nach allgemein gültiger Ansicht durch die Entstehung von lytisch wirkenden Antikörpern eingeleitet und vollendet. In Gemeinschaft mit Feldt und Collier habe ich demgegenüber auf Tatsachen aufmerksam gemacht, die dafür zu sprechen scheinen, daß neben den Antikörpern auch unspezifische Vorgänge, und zwar insbesondere der im Krankheitsprozeß vor sich gehende Zellzerfall eine Rolle bei der Heilung spielen.

Die Besonderheiten im Verhalten der Spirochaeten gegenüber den entstehenden Immunkörpern bringen es mit sich, daß wir von einer Sero- und Immunotherapie bei den Erregern des Rekurrens und wohl auch der Framboesie und Syphilis nicht viel erwarten dürfen. Aussichtsreicher erscheint ein solches Beginnen bei den Erkrankungen, bei denen Rezidivmodifikationen nicht oder selten gebildet werden. Ansätze dazu finden sich in Mitteilungen von Uhlenhuth, Pettit, Inada, Noguchi, Beger.

Umgekehrt spielen chemotherapeutische Maßnahmen bei den Krankheiten der Weil-Gruppe bis jetzt keine Rolle, wenn wir von den Mitteilungen Blanchards absehen. Um so größer ist ihre Bedeutung bei den Rückfallfiebern, der Framboesie und der Syphilis.

Ich möchte von der letztgenannten nicht sprechen. Was Framboesie und Rekurrens anlangt, so wissen Sie, daß uns die Arbeit Paul Ehrlichs gegenüber diesen beiden Krankheiten in den Arsenobenzolen Mittel von einer Wirksamkeit in die Hand gegeben hat, die wir früher nicht kannten, kaum ahnten. Dem Wert dieser Mittel tut es keinen Eintrag, wenn wir gleichzeitig feststellen, daß die Wirkung zuweilen auch ungenügend ist oder ganz ausbleibt. Mangelhaft ist bei der Framboesie häufig die Beeinflussung der Effloreszenzen an den Fußsohlen, glänzend — eine hinreichende Dosierung vorausgesetzt — gewöhnlich bei denen der übrigen Haut.

Wir haben bei der Framboesie erst in neuerer Zeit tertiäre Erscheinungen kennen gelernt. Die Forderung, unsere Behandlung so einzurichten, daß diese vermieden werden, ist berechtigt. Die Wassermannsche Reaktion dürfte hier, wie auch bei der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Syphilis gute Anhaltspunkte bieten dafür, wie lange die Behandlung fortzusetzen ist. In Niederländisch-Ostindien scheint man mit einer oder wenigen Injektionen sehr gute Erfahrungen gemacht zu haben. Andernorts haben sie offenbar zuweilen nicht ausgereicht.

Wenig bekannt dürfte sein, daß schon das erste in die Praxis eingeführte Arsenobenzolpräparat, das Arsenophenylglyzin bei Framboesie sehr gute Wirkungen hatte. Vor dem Salvarsan hatte es den Vorzug, daß es subkutan gegeben werden konnte.

Die besondere Bequemlichkeit in der Handhabung hat neuerdings dazu geführt, das von Levaditi als Luesprophylaktikum empfohlene Stovarsol auch bei Framboesie anzuwenden. Bärmann, A. Leger, Beurnier und Clapier, Tanot und Jamot haben darüber günstig berichtet. Es ist wohl bekannt, daß dieses Präparat schon von Ehrlich dargestellt und erprobt worden war: es ist die Azetyl-Verbindung der p. Oxy-m-amidophenylarsinsäure. Ehrlich und Hata haben sie verlassen, weil sie — wie andere Phenylarsinsäuren —, auch ungünstige Wirkungen auf gewisse nervöse Organe ausübte. Ob diese ausbleiben, wenn das Präparat per os gegeben wird, kann nur die weitere Erfahrung lehren. Die Anwendung per os hat man schon früher beim Atoxyl gelegentlich teils im Experiment, teils in der Praxis erprobt: Uhlenhuth, die deutsche Schlafkrankheitsexpedition, Hata. Bei der Schlafkrankheit bot sie keine Vorteile und wurde deswegen aufgegeben.

Durch Levaditi und Sazerac sind in der Therapie der Spirochaetosen auch die Bismuthverbindungen eingeführt worden. Im allgemeinen werden diese wohl hinsichtlich ihres Heilwerts bei der Syphilis zwischen Arsenobenzolen und Quecksilberpräparaten eingereiht. Ueber ihre Wirkung bei der Framboesie haben Danet und Beurnier, van den Branden und van Hoof, Shircore, Gilks, Howard günstig geurteilt.

Aus den Erfahrungen, die Kolle mitgeteilt hat, ergibt sich, daß zwar sehr viele Bismuthverbindungen sich darstellen lassen, die, intramuskulär angewendet, einen sehr guten chemotherapeutischen Heilwert besitzen, daß aber bisher keine gefunden ist, die diesen Wert bei Einführung in die Blutbahn beibehielte. Nach Kolle und Bauer ist die Wirkung des Bismuths ähnlich der des Quecksilbers. Aus den intramuskulären Depots gelangen kleine Mengen dauernd oder vielleicht in einzelnen sich wiederholenden Schüben in den Blutkreislauf. Das Vehikel sind dabei die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eiweißkörper, vor allem das Globulin, das nach Untersuchungen von Ed. Strauß das Bismuth besonders eng bindet. Levaditis und Nicolaus Anschauungen gehen bekanntlich dahin, daß aus den eingeführten Bismuthsalzen durch die Tätigkeit der lebenden Zellen eine Bismuth-Eiweißverbindung von erhöhter Aktivität entstehe, das Bismoxyl.

Beim Rückfallfieber hat die Erfahrung in allen Weltteilen gezeigt, daß es möglich ist, mit Hilfe der Arsenobenzole in sehr vielen Fällen den Anfall zu beenden und Rückfälle zu vermeiden. Auch da, wo das Rückfallfieber in sehr virulenter Form auftritt, wie in Tonkin oder Britisch-Indien, hat sich die hervorragende Wirksamkeit dieser Behandlung gezeigt. Es gelang in Tonkin, die Mortalität von 40—75% auf 2—6% herabzudrücken. Wir sehen an diesem Beispiel schon, daß der Erfolg zunächst von dem Charakter der Epidemien abhängt. Dosen, mit denen in Tonkin nur eine — allerdings sehr beträchtliche — Herabsetzung der Mortalität erzielt wurde, bei denen aber dort Rückfälle nicht vermieden wurden, wirkten anderorts z. B. bei den ersten Versuchen in Rußland abortiv heilend. Der Erfolg wird in günstigem Sinne beeinflußt durch einen stärkeren Durchseuchungsgrad der befallenen Bevölkerung im ungünstigen durch alles, was die Widerstandsfähigkeit des erkrankten Individuums herabsetzt. Das letztere ist nicht nur so zu verstehen, daß die Fähigkeit zur Bildung von Abwehrstoffen leidet. Es kann sich vielmehr eine solche Schwächung auch derart geltend machen, daß der Körper seine Mitwirkung beim direkten chemotherapeutischen Heilungsvorgang versagt. Denn nach Untersuchungen von Voegtlin und Smith sowie Simic dürfen wir annehmen, daß wenigstens das Neosalvarsan nicht als solches auf die Spirochaeten einwirkt, sondern erst, nachdem es durch die Tätigkeit von Gewebszellen oxydiert worden ist.

Auf seiten der Parasiten ist ferner noch von Wichtigkeit, in welchem Lebenszustande sie sich befinden und wahrscheinlich auch der Ort ihrer Ansiedelung. Während einer Vermehrungsperiode, also im Anfall, ist die Wirkung der Arsenobenzole besser als in der Latenzzeit, in der sich die Spirochaeten im Zustand einer Depression befinden.

Durch klinische und experimentelle Erfahrungen wissen wir, daß die Rekurrensspirochaeten in die Flüssigkeitsräume einwandern können, die das Zentralnervensystem umgeben. (Thiroux und Dufongeré, Rodhain, Pons, van den Branden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Bequaert, Plaut und Steiner, Weichbrodt.) Nach Buschke und Króo sind sie auch bei Versuchstieren im Gehirn u. U. noch lange Zeit nach der Infektion nachweisbar und können auch in das Parenchym einwandern. Es ist nun auffallend, daß gerade diejenige Spiroch.-Art, bei der ein Versagen der Salvarsanwirkung häufiger beobachtet worden ist, die ostafrikanische, gleichzeitig auch sich durch die Neigung zur Ansiedlung im Nervensystem auszeichnet. Der einzige salvarsanresistente Stamm, den ich in Händen gehabt habe, besitzt diese Eigenschaft in sehr ausgesprochenem Maße.

Man darf also fragen, inwieweit hier die Salvarsanresistenz in Beziehungen zur sog. Neurotropie steht. Diese Frage, die zuerst von Plaut und Steiner aufgeworfen worden ist, hat um so mehr Berechtigung, als wir ja auch bei der Syphilis und bei der Schlafkrankheit sehen, wie schwer Erreger zu beeinflussen sind, die sich im Zentralnervensystem angesiedelt haben. Auch hier ersteht weiter das Problem: Gibt es Rekurrensstämme mit konstanter neurotroper Eigenschaft und kann eine solche Eigenschaft auch erworben werden?

Ungeklärt ist vorläufig beim Rückfallfieber ebenso wie bei der Syphilis die Frage, ob Stämme mit primärer oder erworbener Arzneifestigkeit vorkommen.

Meine Damen und Herren! Aus der Fülle des Stoffes habe ich mich bemüht, Ihnen das vor Augen zu führen, was mir das Wichtigste schien. Nicht wenige alte Probleme harren noch der Lösung, zahlreiche neue sind aufgetaucht. Ich bin überzeugt, Sie sind eins mit mir in dem Wunsche, daß eine günstigere Zukunft uns gestatte, mehr als in der letzten Zeit an der Lösung dieser Probleme mitzuarbeiten, und uns auch in dieser Hinsicht den Platz an der Sonne gebe. Namen wie Robert Koch, Schaudinn, Paul Ehrlich zeigen, daß wir auf diesen Platz Anspruch haben.

Prof. H. **Ziemann:** Nach den Forschungen neuerer englischer Autoren sind die Mitteilungen von Blanchard und Lefron über die ätiologische Bedeutung von Spirochaeten bei Schwarzwasserfieber als durchaus unbegründet anzusehen. Die Spirochaete der Frambösie ist von mir gleichzeitig mit Castellani gefunden worden. Schon im Juli 1905 wurde davon amtliche Mitteilung gemacht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die schnellere Postverbindung mit Europa allein brachte Castellani das Glück, offiziell als Entdecker der Frambösie-Spirochaete zu gelten.

Schlußwort: Prof. **Kudicke:** Die von Herrn Ziemann erwähnten Arbeiten der englischen Autoren waren mir in der Tat entgangen. Als Entdecker der Frambösie-Spirochaete habe ich Castellani genannt, weil er als solcher allgemein angesehen wird.

Amöbenruhr.

Prof. Dr. Reinhold **Ruge,** Marine-Generalstabsarzt a. D.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Die während des Weltkrieges und später in Deutschland, Holland, England und Frankreich angestellten Massen-Stuhluntersuchungen haben zu unerwarteten Ergebnissen geführt. Sie haben nämlich gezeigt, daß die Ruhramöbe (Entamoeba histolytica) in den nördlichen Kulturländern viel weiter verbreitet ist, als bisher angenommen wurde. Der nächstliegende Gedanke beim Bekanntwerden dieser Resultate war wohl der, daß entweder eine Reihe von Ansteckungen durch aus den Tropen und Subtropen heimkehrende Cystenträger erfolgt sein müßte oder daß Irrtümer bei den manchmal recht schwierigen Differentialdiagnosen zwischen den verschiedenen Darmamöben untergelaufen wären. Da aber in Deutschland nicht nur bei Darmkranken, sondern auch bei Darmgesunden, die Deutschland nie verlassen hatten und nie mit heimkehrenden Amöbenträgern in Berührung gekommen waren, Ruhramöben gefunden worden sind (Bach, Fischer, Hage und Kiefer), so ist wohl der Schluß berechtigt, daß es sich in diesen Fällen um autochthone Infektionen handelt und daß die Ruhramöbe nur unter ganz bestimmten Verhältnissen pathogen wird.

In bezug auf die pathologische Anatomie kann ich mich kurz fassen. Hier ist den bekannten Tatsachen nichts wesentlich Neues hinzugefügt worden. Nur haben die neueren Untersuchungen gezeigt, daß die Diagnose recht schwierig werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann, wenn Mischinfektionen mit Bazillenruhr, Typhus oder Tuberkulose das bekannte typische Bild der Amöbenruhr verwischen. Die Frage, ob die Ruhramöbe in die intakte Darmschleimhaut eindringen kann, ist noch nicht geklärt. Doch scheint es, als ob ganz bestimmte Gelegenheitsursachen wie z. B. venöse Stase in der Schleimhaut dazu nötig wären; wahrscheinlich auch eine gewisse Umstimmung des ganzen Organismus. Für letztere Annahme spricht der Umstand, daß die E. histolytica ihre krankmachenden Eigenschaften in den nördlichen Kulturländern weit weniger als in den Tropen entfaltet. Bemerkenswert ist, daß Löhlein glaubt, daß weniger die lebendigen Ruhramöben als vielmehr deren „Leichen" gewebszerstörende Eigenschaften haben. Denn die Nekrose beginnt nachweislich nicht immer in der Schleimhaut. „Aber sehr oft beobachtet man in der Submucosa, z. T. auch im Bereiche der Muscularis mucosae, die Entstehung sehr charakteristischer, aber schwer zu deutender, pustelähnlicher Gebilde, in denen man nur spärliche Leukocyten, dagegen reichlich mehr oder weniger veränderte, an ihren Kernen aber kenntliche Amöben nachweisen kann."

Auch in der Epidemiologie haben die modernen Beobachtungen im wesentlichen die Anschauungen, die schon vor 10 Jahren bestanden, befestigt. Die Uebertragung der Amöbenruhr erfolgt überwiegend wohl durch Wasser. Uebertragungen durch Kontaktinfektion sind sicher erwiesen und werden jetzt vielleicht noch häufiger festgestellt werden können, nachdem durch Ramond und seine Mitarbeiter das Vorkommen einer Amöben-Bronchitis nachgewiesen worden ist, bei der im Sputum nicht nur vegetative Formen, sondern auch Zysten der Ruhramöbe ausgehustet werden und somit eine Weiterverbreitung der Ruhramöbe durch das Sputum ermöglicht ist. Entsprechendes gilt von den Zystenträgern, die nach den während des Weltkrieges auch in den Tropen und Subtropen vorgenommenen Massenuntersuchungen viel häufiger sind, als man bisher glaubte. Fand doch Brug, um nur ein Beispiel zu erwähnen, in Niederländisch-Indien von 214 untersuchten darmgesunden Soldaten 1/4 mit Ruhramöbenzysten infiziert. Ueber die Lebensdauer der Ruhramöben-Zysten außerhalb des menschlichen Körpers sind wir immer noch nicht orientiert, ebensowenig wie über die Verbreitungsmöglichkeit der Zysten durch Fliegen und Staub.

Das klinische Bild der Amöbenruhr hat sich allmählich proteusartig gestaltet. Je größer die Zahl der aufmerksamen Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

obachter geworden ist, um so mehr Formen haben wir kennen gelernt, unter denen die Amöbenruhr auftreten kann. Aber nicht nur die ganze Breite der Erscheinungen vom foudroyanten Fall, der schon innerhalb weniger Tage tödlich endet, bis zum scheinbar gesunden Zystenträger umfaßt das klinische Bild, sondern auch eine Reihe von Einzelerscheinungen, wie wir sie in so bunter Folge bisher nur bei der Malaria kannten. Die Lokalisation der Amöbenruhr im Coecum und Blinddarm, die unter Umständen eine Blinddarmentzündung oder Blinddarmtuberkulose vortäuschen kann, ist ja schon lange bekannt, ebenso die Tatsache, daß eine Amöbenruhr unter dem Bilde einer chronischen Obstipation verlaufen kann, deren Ursache erst durch eine zufällige Stuhluntersuchung geklärt wird. Auch kann eine Lokalisation in der Flexura dextra eine Leber- oder Gallenblasenerkrankung vortäuschen und eine solche in der Flexura sigmoidea bei Frauen eine linksseitige Salpingitis und bei Männern eine Prostata-Erkrankung. Auch der Symptomencomplex eines ulcus duodeni kann vorgetäuscht werden. „Störungen der Magentätigkeit im Verein mit Rückenschmerzen rufen in anderen Fällen den Verdacht eines Magenulcus wach. Kreuzschmerzen sah ich bei zwei Patientinnen als einziges Symptom einer Darm-Amöbiasis; sie waren bisher als Retroflexio-Beschwerden gedeutet und behandelt worden. Emetin beseitigte die Beschwerden schnell. Daß auch Ischias einer Amöbiasis des Enddarms ihre Entstehung verdanken kann, lehrten mich erst in jüngster Zeit zwei Fälle. In einem Falle chronischer Darm-Amöbiasis traten alle 4—6 Wochen Anfälle von Kopfschmerzen auf mit Mattigkeits- und Schwindelgefühl, die viel eher an Malaria als an eine Amöbiasis denken ließen. Und doch verschwanden sie erst, nachdem auf Grund positiven Stoffbefundes Yatren gegeben war. Auch möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß selbst eine Iritis bei Amöbiasis beschrieben ist, die durch Emetin geheilt wurde“ (Heinemann).

Diese letztere Erscheinung gibt zu denken. Wir kennen ja ähnliches bei der Bazillenruhr. Die bei der Bazillenruhr auftretende Iritocyclitis, Conjunktivitis und der sogenannte Ruhrrheumatismus werden, als durch das Toxin der Ruhrbazillen hervorgerufen, angesehen. Aber beide Erscheinungen werden durch Ruhrheilserum nicht beeinflußt. Die oben erwähnte Amöbenruhr-Iritis ging aber auf Emetin zurück. Haben wir es hier nun mit einer Giftwirkung oder mit einer Metastase der Ruhramöbe zu tun? Das letztere erscheint nicht so un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

möglich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß wir jetzt eine Amöben-Bronchitis kennen, die wir wohl als eine Metastase deuten müssen, wenn wir nicht annehmen sollen, daß die Amöben-Bronchitis durch Einatmen von ruhramöbencystenhaltigen Staub zustandekommt. Das wäre insofern nicht so unwahrscheinlich, weil die Amöben-Bronchitis bis jetzt nur aus Ländern bekannt geworden ist, in denen Staubstürme herrschen. Dazu kommt, daß Warthin über das Vorkommen von Ruhramöben im Hoden und Nebenhoden berichtet hat. Aus den seiner Arbeit beigegebenen Bildern kann man zwar die großen, als Ruhramöben gedeuteten Zellen nicht mit Sicherheit als solche erkennen, denn die nach Photographien hergestellten Reproduktionen sind mangelhaft; aber es ist zweifellos eine gewisse Aehnlichkeit mit Ruhramöben vorhanden. Auch in diesem Falle ist die Annahme einer Metastase das wahrscheinlichste. Aehnlich verhält es sich mit den in jüngster Zeit veröffentlichten Fällen von Amöben-Cystitis durch Nogue und Reiß. Der Fall von Nogue betraf einen Senegalesen, der früher anscheinend an Bilharzia, ein Jahr vor der neuerlich aufgetretenen Haematurie aber an Dysenterie gelitten hatte. Nach der Untersuchung von Léger fehlten Bilharzia-Eier im Urin, wohl aber waren Ruhramöben vorhanden. Da Léger als Amöbensachverständiger bekannt ist, dürfte seine Diagnose wohl anerkannt werden, zumal Heilung prompt auf intravenöse Emetin-Injektionen erfolgte. Allerdings wirkt Emetin auf Bilharzia ebenfalls günstig. Nicht ganz einwandfrei erscheinen mir die beiden Fälle von Reiß, die unter dem Bilde einer cystite douloureuse verliefen und bei denen E. histolytica minutissima gefunden wurde. Der Zusatz minutissima läßt an die E. hartmanni sive tenuis denken. Auch erscheint es auffällig, daß in beiden Fällen Emetin versagte und daß erst Spülungen mit 10%igen Yatrenlösungen die Amöben nach sechs Wochen zum Verschwinden brachten. In einem Falle konnte cystoskopisch ein Geschwür im Trigonum Lieutaudii und dessen allmähliches Abheilen festgestellt werden. In jüngster Zeit hat Petzekakis einen Fall von Amöben-Nephritis beschrieben, bei dem neben granulierten und Blutkörperchen-Zylindern auch Ruhr-Amöben im Urin erschienen. Der Fall wurde durch Yatren geheilt. Erwähnen will ich noch die Behauptung von Kofoid und Swezy: sie hätten bei einem Fall von Arthritis deformans im Knochenmark Ruhramöben gefunden. Die Autoren hatten daraufhin weiter ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlossen, daß die E. histolyca die Ursache der Arthritis deformans wäre! — Hier liegt wahrscheinlich eine Verwechslung mit Makrophagen vor.

Aber bemerkenswert ist, daß Birt und andere Autoren die Meinung ausgesprochen haben, daß die Amöbenruhr die Grundlage des Sprue wäre. Das klingt nun für Ostasien ganz plausibel, erklärt aber nicht, warum der Sprue ausschließlich in Ostasien eine Folge der Amöbenruhr sein soll und warum er in anderen Tropengegenden, in denen die Amöbenruhr häufig ist, fehlt oder wenigstens sehr viel seltener auftritt als in Ostasien.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß interkurrente Darmkrankheiten, so z. B. der Typhus auf eine latente Amöbenruhr provokatorisch wirken. Das konnten Menk und Heinemann beobachten, während umgekehrt Hauer in Deutsch-Ostafrika chronische Amöbenruhr durch Hinzutreten eines Typhus ausheilen sah. Auch eine Komplikation mit Bazillenruhr wirkt provokatorisch und Heinemann rät dringend, sobald auch nur der Verdacht einer komplizierenden Amöbenruhr besteht, sofort eine Kur gegen diese mutmaßliche Amöbiasis einzuleiten, selbst wenn Stuhluntersuchungen negativ ausfallen. „Denn das Amöbiasis-Rezidiv kann dem Kranken gefährlicher werden als die akute Bazillenruhr.“ Besonders bösartigen Amöbenruhr-Rezidiven sind Kranke mit Lungenentzündung ausgesetzt. Darum sollte man jeden bei einer Pneumonie auftretenden Durchfall als amöbenruhrverdächtig ansehen und entsprechend behandeln. „Unerkannt kann es zur Katastrophe führen, während rechtzeitig einsetzende Behandlung die Situation schlagartig verändert.“ (Heinemann.) Daß Komplikationen mit anderen Protozoen oder aber namentlich auch mit Eingeweidewürmern den Verlauf einer Amöbenruhr sehr ungünstig beeinflussen und die Eingeweidewürmer erst entfernt werden müssen, ehe man zur Behandlung der Amöbenruhr schreitet, ist bekannt. Neuere Beobachtungen haben gezeigt, daß die Askariden Neigung haben, sich in die Mentauschen Darmgeschwüre einzubohren und auf diese Weise eine Perforation des Darmes herbeiführen.

In bezug auf Diagnose und Differentialdiagnose hat sich gegen früher nicht viel geändert. Bei der Vielgestaltigkeit des Bildes, unter dem eine Amöbenruhr verlaufen kann, wird man stets gezwungen sein, die Diagnose mit dem Mikroskop zu stellen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Trotz aller Fortschritte in der Technik bleibt aber die Diagnose der Ruhramöbe immer noch schwierig. Denn bis jetzt besitzen wir kein Kennzeichen, das für sich allein die Diagnose: „Ruhramöbe" gestattet. Wir sind vielmehr immer noch gezwungen, stets alle Unterscheidungsmerkmale, die eine Ruhramöbe bieten kann, zu berücksichtigen, wenn wir zu einer Diagnose kommen wollen. Das gilt namentlich auch für die während der letzten 10 Jahre im menschlichen Darme als harmlose Kotbewohner aufgefundenen vier Amöbenarten: E. hartmanni, E. limax, E. bütschlii und Dientamöbe fragilis, von denen z. B. gleich die erste von den englischen Forschern als besondere Amöbe nicht anerkannt, sondern als eine kleine Rasse „small strain" der Ruhramöbe angesehen wird, obgleich die vegetativen Formen dieser kleinen Amöbe massenhaft Bakterien enthalten und in der Ruhe eine Trennung von Ento- und Ektoplasma nicht erkennen lassen.

Auf wie schwachen Füßen die Diagnosestellung bei den Darmamöben noch steht, kann man aus folgendem ersehen. Bei einer ganzen Reihe von Tieren sind Darmamöben gefunden worden, die zum Teil der E. histolytica, zum Teil der E. coli ähnlich sind oder gleichen. Alle diese Amöben sind als besondere Arten beschrieben worden, in allen Beschreibungen wird hervorgehoben, daß sie den oben genannten Amöben des menschlichen Darmes ähnlich sind oder gleichen. Aber kein gewissenhafter Beobachter bezeichnet sie als E. coli oder E. histolytica. Besonders deutlich trat diese Unsicherheit in der Diagnostizierung hervor, als Kofoid und Swezy behaupteten, sie hätten eine Infektion mit E. muris beim Menschen gefunden. Wenyon, der als Protozoenforscher einen guten Namen hat, äußert sich folgendermaßen über diesen Befund: er hätte sich nun 15 Jahre lang mit den Darmprotozoen beschäftigt, aber er wüßte wirklich nicht, wie man eine E. coli von einer E. muris unterscheiden sollte; sie wären beide identisch und wie er daher bei einer im menschlichen Darm gefundenen Amöbe die Diagnose E. muris stellen sollte, wäre ihm unklar. Aber auch Wenyon vermeidet es, die E. muris als E. coli zu bezeichnen. Auch möchte ich daran erinnern, daß Nöller-Zysten, die Prowazek, der doch auch ein erfahrener Protozoologe war, s. Zt. der E. bütschlii zugewiesen hatte, für Coli-Zysten erklärt. Wenn derartige Meinungsdifferenzen zwischen ersten Forschern entstehen können, kann man sich nicht wundern, daß Nicht-Spezialisten bei der Diagnose „Ruhramöbe" in Zweifel geraten und Irrtümer begehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Schwierigkeiten in der Diagnosestellung mögen wohl Knowels und Cole veranlaßt haben, noch 1917 die E. coli und histolycia für identisch zu erklären. Morchoux ist wohl aus den gleichen Gründen 1918 dazu gekommen, die Pathogenität der E. histolytica überhaupt in Abrede zu stellen.

Es würde gar keinen Zweck haben, die bestehenden diagnostischen Schwierigkeiten zu leugnen. Ich stehe gar nicht an, zu erklären, daß ich nicht weiß, wie ich z. B. die kleine vegetative Form einer E. bütschlii von der vegetiven Form der E. limax unterscheiden soll. Denn beide sind etwa gleich groß, beide haben einen Limaxkern, beide zeigen in der Ruhe keine Trennung von Ekto- und Entoplasma und beide enthalten zahlreiche Bakterien. Erst das Auffinden charakteristischer Zysten sichert die Diagnose. Ebensowenig ist die Unterscheidung zwischen der Minutaform der E. histolytica und einer kleinen E. coli möglich. Denn beide können ebenfalls beinahe gleich groß sein, bei beiden fehlt in der Ruhe die Trennung in Ekto- und Entoplasma, beide können bakterienfrei sein und die charakteristische Kernstruktur kann zu wenig deutlich ausgesprochen sein, als daß sie eine sichere Diagnose ermöglichte. Aehnlich können die Verhältnisse bei den Zysten der verschiedenen Amöbenarten liegen. Ich will hier nicht weiter auf Einzelheiten eingehen, sondern möchte nur noch auf einen weiteren Uebelstand in der Amöbenforschung hinweisen, auf die Nomenklatur. Sie ist ein treues Spiegelbild des Ganges der Forschung, die sich mühsam tastend vorwärts bewegt. Die Nomenklatur bringt zum Ausdruck, wie viel Irrtümer begangen worden sind, ehe man im Laufe von 50 Jahren wenigstens zu einer gewissen Klarheit kam. Ein halbes Dutzend Synonyma für eine Amöbe sind nichts Seltenes. Aber manche haben deren neun und sogar mehr. An diesem Namenwirrwarr sind aber nicht nur falsche Bestimmungen schuld, sondern auch die Nomenklaturregeln, die man dem Buchstaben und dem Sinne nach anwenden kann. Es wäre wünschenswert, daß in dieser Beziehung endlich einmal Wandel geschaffen würde.

Von den besonderen Schwierigkeiten, die entstehen können, wenn Mischinfektionen von verschiedenen Amöbenarten vorliegen, will ich gar nicht reden, sondern nur darauf hinweisen, daß unglücklicherweise gerade Lösch, der zum erstenmal die Ruhramöbe 1875 abgebildet und beschrieben hat, eine Mischinfektion vor sich hatte mit E. coli und daß dadurch von vornherein eine fast unlösbare Verwirrung in die ganze Forschung über die Amöben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des menschlichen Darms hineingetragen wurde. Dazu kommt, daß die Zoologen keine Bestimmung nach biologischen Unterschieden anerkennen, sondern sich lediglich an die Morphologie halten.

Bisher galt das Auftreten von Leyden-Charcotschen Kristallen im Stuhl von Darmkranken wohl für einen Befund, der den Verdacht auf Amöbenruhr erweckte, nicht aber für ein die Diagnose sicherndes Moment, weil sich diese Kristalle z. B. auch bei Ankylostomiasis fanden. Thomson und Robertson geben aber an, daß sie Leyden-Charcotsche Kristalle stets in den von Amöben besetzten Geschwüren feststellen konnten, von denen sie unter dem Rektoskop Abstriche machten. Da nun die in Rede stehenden Kristalle wahrscheinlich aus einer Ausscheidung der Ruhramöben entstehen und die genannten Autoren bei reinen Entozoeninfektionen nie Leyden-Charcotschen Kristall nachweisen konnten, halten sie das Vorkommen von diesen Kristallen im Stuhl für ein die Diagnose „Amöbenruhr" sicherndes Symptom. Auffallend ist allerdings, daß die genannten Kristalle nur in etwa 25% der Fälle festgestellt wurden.

Bei der Prognose hieß es bisher: über den voraussichtlichen Verlauf einer Amöbenruhr läßt sich nichts sagen, wenn man es nicht gerade mit schwer toxischen, rasch tödlich verlaufenden Fällen zu tun hat, wie sie Noc aus Saigon beschrieben hat. Stets aber drohe die Gefahr des Leberabzesses. Vielleicht sind wir durch die Arbeit Willmores einen Schritt weiter gekommen, der sich auf Grund von 358 selbst beobachteten Fällen dahin ausspricht, daß diejenigen Erkrankungen, die trotz Emetin-Behandlung dauernd rückfällig werden, insofern die beste Prognese geben, als sie nie bösartig werden, die Kranken niemals derartig angreifen, als man nach diesem Verlauf annehmen sollte und sich niemals mit Leberabzessen komplizieren. Die Ruhramöben bildeten in solchen Fällen keine Zysten. Danach würden also Infektionen gerade mit emetinfesten Stämmen verhältnismäßig erträglich sein.

Bei der Besprechung der Behandlung der Amöbenruhr will ich mich auf die beiden wirksamsten uns zu Gebote stehenden Mittel, auf das Emetin und Yatren beschränken. Auch hier will ich auf die bekannten Einzelheiten nicht eingehen, sondern mich damit begnügen, den Wert der beiden Mittel gegeneinander abzuwägen.

Das Emetin ist ein gutes Mittel in der Behandlung der Amöbenruhr, hat aber seine Nachteile. Bei der Behandlung der Amöben-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ruhr kommt es ja nicht nur darauf an, den akuten Anfall zu heilen oder zu bessern, sondern auch zu verhüten, daß die akuten Fälle chronisch oder rückfällig werden. Zu diesem Zwecke muß man — ähnlich wie bei der Malaria — den akuten Anfall nicht nur mit den zulässig höchsten Dosen, sondern auch intermittierend behandeln. Denn das Emetin vernichtet nur die vegetativen Formen der Ruhramöben, nicht aber deren Zysten. Eine solche Behandlungsweise, die die Schaffung von emetinfesten Stämmen anscheinend am besten verhindert, hat aber ihre Schwierigkeiten. Denn das Emetin wirkt einerseits kumulativ und kann andererseits bei den für den erwünschten Erfolg nötigen hohen Dosen schon bei der ersten Dosis recht unangenehme Nebenwirkungen entfalten und schließlich tödlich wirken.

Nach den bisherigen Erfahrungen scheint es das beste zu sein, bei akuter Amöbenruhr Emetindosen von 0,08—0,12 intramuskulös oder intravenös pro dosi et die an 3—5 Tagen hintereinander zu geben, dann eine 14tägige Pause eintreten zu lassen und diese 3—5 tägigen Emitinkuren zweimal oder öfter — je nach dem Amöbenbefund — zu wiederholen.

Am besten vertragen wird das Emetin intramuskulär oder intravenös. Allerdings kommt es nach intramuskulären Einspritzungen manchmal zu Nekrosen. Aber subkutan macht es flächenhafte, schmerzhafte Infiltrate und per os in Gestalt von Emetin-Wismuth-Iodid verabreicht, verursacht es nicht gar so selten Erbrechen. Es ist also ein differentes, in seiner Heilwirkung nicht immer zuverlässiges Mittel, das man dem Kranken nicht in die Hand geben kann und das außerdem den Kranken für die Dauer der Behandlung zur Bettruhe zwingt.

Etwas anders verhält es sich mit dem zweiten Mittel, dem Yatren. Das Yatren ist bei der Anwendung per os und als clysma vollkommen ungiftig und kann in Dosen bis zu 9 g pro die ohne unangenehme Nebenwirkungen gegeben werden. Intramuskulär angewendet ist es wirkungslos, aber bei intravenöser Einspritzung wirkt es in großen Dosen tödlich. Erbrechen verursacht es so gut wie nie, ruft nur gleich dem Emetin Durchfälle hervor, die aber nur selten profus werden und außerdem den Kranken nicht angreifen. Es ist also ein Mittel, das man dem Kranken ruhig in die Hand geben kann, das außerdem den Kranken nicht zur Bettruhe verurteilt, sondern unter Umständen sogar eine ambulante Behandlung gestattet. Nur Tabak und Alkohol müssen während einer Kur vermieden werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber den Wirkungsmechanismus des Yatrens wissen wir ebensowenig wie über denjenigen des Emetins.

Das Mittel ist von Mühlens eingeführt worden. Mühlens versuchte das Yatren, das von den Chirurgen als „Tiefen-Antiseptikum" bezeichnet worden war, in der Hoffnung, „daß es auch auf die Amöbenruhrgeschwüre eine günstige Tiefenwirkung entfalten würde. Da er nun in Gemeinschaft mit Menk festgestellt hatte, daß bei der chronischen Amböbenruhr die Geschwüre meistens in den untersten 10—20 cm des Darmes saßen, gab er das Yatren in Form von Verweilklystieren. Es stellte sich aber sehr bald heraus, daß das Yatren per os ebenso gut wie als clysma wirkt und zwar nicht nur bei chronischer, sondern auch bei akuter Amöbenruhr. Man gibt daher jetzt das Yatren in Oblaten täglich dreimal 1,0 für 8—14 Tage, je nach dem Amöbenbefund. Nach einer vierzehntägigen Pause folgt dann eine fünftägige Nachkur ebenfalls mit 3,0 Yatren pro die. Ist die abführende Wirkung des Yatrens zu groß, so muß die Dosierung verändert werden. Oft genügt es schon, wenn 0,5 Yatren sechsmal am Tage gegeben wird. Geht man aber auf viermal 0,5 Yatren pro die herunter, so wird es schon unsicher in seiner Wirkung (Bax). Auch kann trotz der Durchfälle versucht werden, bei der Anfangsdosis zu bleiben, weil die Durchfälle den Kranken nicht angreifen.

Bemerkenswert ist, daß das Yatren noch in Fällen wirkt, in denen das Emetin versagt. Ich will mich auf ein Beispiel beschränken. So hat z. B. Kuenen über eine chronische Amöbenruhr von zehnjähriger Dauer berichtet, bei der alle anderen Medikamente versagt hatten und die endlich durch Yatren geheilt wurde. Man darf aber deshalb nicht etwa glauben, daß das Yatren jede Amöbenruhr heilte. Das ist leider nicht der Fall. Auch das Yatren hat manchmal versagt und auch kurzfristige Rückfälle kommen nach Yatrenbehandlung vor. Aber die bisherigen Berichte sprechen sich zum Teil günstig und zum Teil sogar sehr günstig über das Yatren aus. Eine Ausnahme machen die ungünstigen Resultate Lichtensteins, die nach de Langens Ansicht wahrscheinlich darauf zurückzuführen sind, daß Lichtenstein eine Mischung in der Hand hatte, die nur 10% Yatren enthielt. Das Yatren wird jetzt also im Ausland ebenso verfälscht wie seinerzeit das Chinin.

Wieviel Dauerheilungen mit dem Yatren bis jetzt erzielt worden sind, läßt sich noch nicht sagen, weil der Begriff der Dauerheilung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht genau feststeht. Denn selbst, wenn nach provokatorischen Gaben von Karlsbader Salz oder Emetin keine Amöben im Stuhl erscheinen, kann immer noch nicht behauptet werden, daß der Betreffende nun wirklich amöbenfrei ist. Nach unseren bisherigen Kenntnissen über die Amöbenruhr müssen wir doch wohl für eine Dauerheilung mindestens ein Freisein von allen Krankheitserscheinungen für ein Jahr fordern. Wenn wir das, was wir bisher über die Wirkungsweise des Yatren erfahren haben, kurz zusammenfassen, können wir sagen, daß das Yatren, was ebenso wenig wie das Emetin, ein absolut sicheres Heilmittel gegen Amöbenruhr ist, ohne die gefährlichen Nebenwirkungen des Emetins zu haben, diesem doch an Heilkraft überlegen ist. Aber das Yatren hat einen Schönheitsfehler: es ist viel teurer als das Emetin.

Ueber die Prophylaxe kann ich mich kurz fassen. Denn wesentlich Neues ist nicht zu berichten. Neu allein ist die Beobachtung, daß auch in den Tropen die Anzahl der Amöbenträger viel größer ist, als bisher angenommen wurde und daß es eine ansteckungsfähige Amöben-Bronchitis gibt, so daß wir also sehr viel mehr mit Kontaktinfektionen rechnen müssen als bisher. Da nun diese Kontaktinfektionen dem Europäer namentlich durch die unter seinen eingeborenen Dienern und Köchen befindlichen Zystenträgern drohen, so ist eine streng gehandhabte Küchenhygiene, die bis auf den Tisch des Europäers reichen muß, eine dringende Notwendigkeit. Weiterhin sind, da das Wasser wohl der Hauptträger der Infektion ist, nach Möglichkeit Wasserleitungen anzulegen, und wo das nicht möglich ist, muß das Wasser vor dem Genuß abgekocht oder in Gestalt von dünnen Teeaufgüssen getrunken werden. Von Früchten und Gemüsen darf ebenfalls nur das genossen werden, was sich abkochen läßt. Nahrungsmittel werden vor Fliegen, die wohl auch als Zwischenträger in Betracht kommen, am besten durch Bekämpfung der Fliegenplage geschützt. Daß alle diese Maßnahmen sich nicht nur empfehlen, sondern auch unter den ungünstigsten Verhältnissen mit Erfolg durchführen lassen, haben die über alles Lob erhabenen Leistungen unserer Schutztruppenärzte während des Weltkrieges in Deutsch-Ostafrika gezeigt.

Prof. **Ziemann:** Die Ruhr-Amöben verhalten sich je nach dem einzelnen Falle auch bei frischer Untersuchung ganz verschieden, indem sie manchmal schon gleich Spuren von Degeneration zeigen, in anderen Fällen aber noch stundenlang lebhafte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vitale Tätigkeit zeigen. Emetin betrachte auch ich im ganzen mehr und mehr skeptisch. Yatren habe ich bei Balantidienruhr als günstig befunden, bei Amöbenruhr aber noch nicht genügend erprobt. Dagegen kann ich sowohl bei Amöben- wie bei Bazillenruhr die von mir seit vielen Jahren eingeführte und erprobte Therapie mit Bismut subnitric. und Karlsbader Salz auf das dringendste empfehlen. Die Mortalität sinkt bei frischen Fällen sofort enorm. Ich gebe zuerst Ol. Ricini, vom folgenden Tage an morgens und abends je ein Teel. Karlsbader Salz und 8—10 g Bismutum subnitric., auf den Tag verteilt; dies mehrere Tage wiederholt und darf in bezug auf alles Nähere auf meinen Aufsatz in Nr. 34 der Deutsch. med. Wochenschr. 1924 verweisen.

Prof. **Fülleborn** erwähnt, daß nach Dr. Lepiel infolge der vielen französischen Kolonialtruppen Amöben-Dysenterie jetzt auch in der Gegend von Lyon heimisch geworden sei und daß der französische Autor anregte, zum Schutze der europäischen Bevölkerung entsprechende Quarantäne-Maßregeln an den Grenzen zu treffen.

Prof. Claus **Schilling** bestätigt die Anschauung des Referenten über den Wert des Yatrens.

Prof. **Werner:** Die Angabe des Herrn Vortragenden, daß neuerdings Amöbendysenterie in nordischen Ländern häufiger geworden ist, ist besonders interessant mit Rücksicht auf erste Beschreibung von Darmamöben durch Lösch, die sich auf einen Fall aus den baltischen Provinzen bezog.

Ich kann aus den letzten Jahren über fünf Fälle von Amöbendysenterie berichten, bei denen ich Yatren als erfolgreich fand, nachdem Emetin sich als nicht genügend wirksam erwiesen hatte.

Prof. Victor **Schilling** weist auf die Bedeutung der Blutbilduntersuchung zur Erkennung von schweren Komplikationen der einfachen Amöbendysenterie hin, besonders für den Uebergang in Abszeß, wie u. a. Neeb bestätigte. Man muß hierbei sowohl auf die Leukocyten-Zahl und die Neutrophilie (Royers), als auch auf die Senkung der Eosinophilen, vor allem aber nach meinen Vorschlag auf die Kernverschiebungskurve achten; letztere kann unter Umständen allein positiv sein. Die Feinheit dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Methodik gestattet evtl. die Nachprüfung der Wirkung von Medikamenten auf Amöbenprozesse, da sich die Besserungen des Blutbildes unmittelbar an günstige therapeutische Wirkung anschließen, wie sonst nur die bei diesen Prozessen oft unbrauchbare Fieberkurve.

Prof. **Ruge** erwidert im Schlußwort Herrn Ziemann, daß ihm die Wismuth-Therapie bekannt wäre und daß die Amerikaner bis 50,0 g pro die gegeben hätten.

Prof. Schilling erwiderte er, daß er bis zu dem Augenblick das Vorhandensein von roten Blutkörperchen in einer Darmamöbe für eine Sicherung der Diagnose „Ruhramöbe" gehalten hätte, bis von vereinzelten Autoren berichtet worden wäre, daß sie auch in der E. coli Blutkörperchen gefunden hätten.

Prof. Werner erwiderte er, daß Lösch seinerzeit eine Mischinfektion von E. coli und E. histolytica vor sich gehabt hätte, wodurch die ganze Verwirrung in der Amöbenforschung entstanden wäre.

Referat über den jetzigen Stand der Therapie (besonders Chemotherapie) bei exotischen Wurmkrankheiten.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **F. Fülleborn**, Hamburg, Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Vom therapeutischen Standpunkt aus müssen wir bei den Helminthen zwei Gruppen unterscheiden: solche Würmer, die „frei" im Lumen des Magendarmkanals leben (wie Ascaris, Ankylostoma, Taenien usw.) und anderseits solche Helminthen, die (wie Finnen, Leberegel, Lungenparasiten, Filarien, Bilharzia, die Jugendstadien der perkutan infizierenden Nematoden usw.) in anderen Körperorganen bzw. im Blut- und Lymphsystem schmarotzen; eine gewisse Mittelstellung nehmen diejenigen ein, die nicht „frei" im Lumen des Darmes, sondern in dessen Lieberkühnschen Krypten oder im Darmgewebe selbst stecken, wie Trichinen ♀♀ und Strongyloides stercoralis. Bei den „frei" im Magendarmkanal lebenden Helminthen genügt es, wenn sie durch direkten Kontakt mit den per os verabreichten Medikamenten auch nur soweit

geschädigt werden, daß sie sich durch Abführmittel entfernen lassen, und eine Resorption dieser Antihelminthica ist wegen der Nebenwirkungen auf den Wirt nur unerwünscht. Um jedoch die nicht im Magendarmkanal schmarotzenden Würmer zu beeinflussen, müssen die Antihelmintica in die Körperzirkulation gebracht werden, und dann muß in der Auswahl und Dosierung auf eine gleichzeitige eventuelle Schädigung der Wirtszellen natürlich weit mehr Rücksicht genommen werden.

Während wir von altersher eine große Anzahl sehr wirksamer antihelminthisch wirkender pharmakologischer Präparate besitzen und gerade in der Behandlung der exotischen Wurmkrankheiten in den letzten Jahren recht wertvolle Fortschritte gemacht sind, steckt speziell unsere Chemotherapie in bezug auf Helminthen-Behandlung noch in ihren Anfängen.

An und für sich ist es nicht einzusehen, warum durch systematische Synthesen — z. B. in Anlehnung an bereits bekannte Antihelminthica[1]) — nicht ebenso wesentlich verbesserte Heilmittel gegen die höher organisierten Schmarotzer sich erzielen lassen sollten, wie wir sie der Chemotherapie für manche Protozoenkrankheiten bereits verdanken: ja, man sollte aus den eingangs angeführten Gründen meinen, daß dies wenigstens gegen Darmhelminthen eigentlich leichter gelingen könnte als z. B. gegen Spirochaeten und Trypanosomen.

Dafür ist es aber andererseits bei letzteren auch meist viel einfacher, die im Verlaufe der Arbeiten gewonnenen Serien neuer chemischer Verbindungen an infizierten Versuchstieren systematisch auf ihre Wirksamkeit zu prüfen als gerade bei Helminthenmaterial! Man kann da nicht, wie bei der Erprobung trypanozider Substanzen, mit hunderten der wohlfeilen Mäuse arbeiten, sondern derartige Experimente beschränken sich, wenn sie gegen im Menschen schmarotzende Helminthen gerichtet sind, natürlich nur auf solche Versuchstierarten, die mit den betreffenden — oder doch wenigstens nahe verwandten — Wurmarten entweder von Hause aus behaftet sind oder sich doch experimentell damit infizieren lassen. Letzteres ist auch nicht immer so einfach — und für manche Wurmarten, z. B. Oxyuren, besitzen wir überhaupt kaum

---

[1]) Vielleicht könnte man, um eine Schädigung der Wirtszellen zu vermindern, auch in der Wurmtherapie mehr als es bisher dabei geschehen ist, mehrere entsprechend ausgewählte Medikamente bei herabgesetzten Einzeldosen miteinander zu kombinieren suchen. So hat sich z. B. Oleum Chenopodii mit dem narkotisch wirkenden CCl_4 gemischt, gegen Ascariden bewährt, ebenso zum Abschluß von Oleum Chenopodii-Kuren ein Zusatz von Chloroform zum Ol. Ricini, wie es Schüffner angeraten hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

praktisch brauchbare Laboratoriumstiere —, aber immerhin gibt es doch eine ganze Anzahl Helminthen, mit denen es sich verhältnismäßig leicht an Versuchstieren therapeutisch arbeiten läßt.

Die praktischen Schwierigkeiten, die sich aus der Beschaffung geeigneter Experimentiertiere ergeben, sind natürlich erheblich geringer, wenn es sich um die Erprobung von für die Veterinärmedizin bestimmte Antihelminthicis handelt als für solche, die in der Humanmedizin Verwendung finden sollen.

Jedoch lassen sich kleine Versuchstiere z. B. mit Trichinen leicht infizieren; Hunde, wenn auch nicht mit Taenia saginata und solium, so doch mit Hundebandwürmern, deren Finnen jedes Schlachthaus liefert; der so verbreitete Schweine-Ascaris ist mit dem des Menschen offenbar identisch (oder höchstens eine „biologische Variante" davon) und könnte in chemotherapeutischer Hinsicht an später zur Schlachtung kommenden Schweinen studiert werden; Schweine, Schafe und andere Haustiere beherbergen Trichocephalen, wenn auch anderer Art als der im Menschen schmarotzende, und die für solche Versuche so bequemen Hunde lassen sich (zumal junge) leicht mit Hunde-Trichocephalen infizieren; Ankylostomen-Mittel können ebenfalls an Serien mit Hunde-Ankylostomen infizierten Hunden erprobt werden usw. usw.

Da ein Medikament, das sich gegen eine bestimmte Parasitenart, z. B. Ascaris, bewährt, darum noch keineswegs auch bei der Abtreibung anderer Nematoden, geschweige denn von Taenien und Trematoden, wirksam zu sein braucht — ist doch das gegen Ascaris so bewährte Santonin unbrauchbar für Ankylostomenkuren —, kommt man freilich nicht darum herum, mit allen Wurmarten zu experimentieren, gegen die das neue Mittel bestimmt ist: Mit „Analogieschlüssen" sei man jedenfalls sehr vorsichtig!

Besonders Maurice C. Hall in Washington bedient sich seit vielen Jahren bei seinen systematischen Prüfungen pharmakologischer Antihelminthica des Tierversuches und ein Ergebnis dieser für Veterinärmedizin und Humanmedizin sehr wertvollen Arbeiten ist u. a. die Einführung des trefflichen Tetrachlorkohlenstoffs in die Ankylostomen-Therapie.

Die Vorprüfung von Antihelminthicis im Tierversuch hat vor der klinischen Prüfung an Menschen den großen Vorzug, daß man sich bei der nachfolgenden Sektion des Versuchstieres schnell und vor allem mit absoluter Sicherheit von der Wirksamkeit überzeugen kann. Zudem sind selbst in unseren größeren heimischen Krankenhäusern die zur Prüfung neuer Antihelminthica geeigneten Fälle meist zu spärlich vertreten, während in der Privatpraxis andererseits die Ueberwachung der Ergebnisse oft nicht zuverlässig genug sein dürfte[1]).

[1]) Es sei bemerkt, daß in bezug auf Helmintheneier negativ gewordene Stuhlbefunde nur dann etwas besagen, wenn seit der Abtreibung mindestens ca. acht Tage vergangen sind, da die im Darm

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Weit günstiger zur Erprobung von Antihelminthicis bei klinischem Material als bei uns liegen die Verhältnisse in manchen Tropenländern, wo oft fast jeder Eingeborene mehrere Helminthenarten im Darm beherbergt und zumal Plantagen und Gefängnisse bieten dort häufig ein geeignetes Arbeitsfeld zu solchen Untersuchungen. (Beiläufig erwähnt sei, daß sich in Ostasien sogar Gelegenheit geboten hat, neue Antihelminthica an zum Tode verurteilten und dann zur Sektion kommenden Verbrechern mit der Exaktheit des Tierversuches zu erproben; bei CCl_4 ist das z. B. bereits in einer ganzen Reihe solcher Fälle geschehen.)

Mit indischem Gefangenenmaterial haben z. B. Gajus und Mhaskar[2]) bei ihren alle bekannten älteren Antihelminthica umfassenden, sehr eingehenden pharmakologischen und therapeutischen Untersuchungen gearbeitet und infolge ihrer großen Versuchsreihen auch offenbar recht zuverlässige Resultate erhalten; da diese Arbeiten gleich denen von Maurice Hall auch für die Beurteilung neuerer chemotherapeutischer Mittel ein recht wertvolles Vergleichsmaterial liefern können, sei hier besonders darauf hingewiesen.

Auch die toxikologische Untersuchung des Parasiten „in vitro" kann natürlich wertvolle Fingerzeige liefern: den Abtreibungsversuch wird sie freilich nie ersetzen können. Wie aus den Prospekten unserer chemischen Fabriken hervorgeht, pflegt man sich jedoch — wenn überhaupt biologische Versuche angestellt werden — bei der Prüfung der neuen Stoffe in Hinsicht auf ihre „antihelminthische" Wirksamkeit darauf zu beschränken, zu untersuchen, wie sie auf Nervensystem und Muskulatur bei Regenwürmern wirken, bevor sie zur praktischen Erprobung dann gleich zu den Kliniken und Privatärzten wandern.

In Würdigung der praktischen Schwierigkeiten ist das auch durchaus verständlich: Man wird sich andererseits unter diesen Umständen aber auch nicht wundern dürfen, wenn unsere Chemotherapie gegen Helminthen bisher nicht dasselbe geleistet hat wie gegen andere Krankheitserreger!

Auf Einzelheiten brauche ich hier nicht einzugehen, zumal die in Betracht kommenden neuen chemotherapeutischen Mittel hauptsächlich gegen Oxyuren, also nicht speziell den Tropen eigentümliche Helminthen gerichtet sind. Einige von ihnen (z. B. das Butolan) sind recht brauchbar, und wenn es andererseits in einer Reihe von chronischen Fällen mit keinem der mir bekannten Oxyurenmittel gelingt, den Parasiten dauernd zu vertreiben, so scheint das in der Biologie des Wurmes begründet zu sein, die auch noch weiterer Erforschung bedarf. Die gegen andere Helminthen empfohlenen neuen chemotherapeutischen

---

etwa verbliebenen, aber durch die Kur geschwächten Helminthen ♀♀ sich erst wieder davon erholen müssen; nach Ol. Chonopod.-Kurie sind nach Mhaskar sogar 12 Tage dazu erforderlich. Das scheint bei der Beurteilung der Abtreibungsergebnisse neuer Antihelminthica nicht immer beachtet zu werden!

[2]) Publiziert in zahlreichen Arbeiten im Indian Journ. of med. Res.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verbindungen scheinen unseren bisherigen Medikamenten zum mindesten nicht entschieden überlegen zu sein, haben sie bisher jedenfalls nicht zu verdrängen vermocht. So viel über Chemotherapie bei Helminthenkrankheiten!

Ueber die sonstigen neueren therapeutischen Erfahrungen bei durch tropische Helminthen verursachten Krankheiten sei in aller Kürze folgendes bemerkt:[1])

1. Zur Entfernung der **„Hakenwürmer"** (d. h. **Ankylostomum + Necator**)[2]) behaupten nach wie vor Oleum Chenopodii und Thymol das Feld; auch das sehr billige Beta-Naphtol wird für „Massenbehandlungen" empfohlen, doch wird von anderer Seite davor gewarnt. Der Nachteil, der leider so ungleichmäßigen Zusammensetzung des Ol. Chenopodii könnte nach einem recht zweckmäßigen Vorschlage von Molloy (Jl. pharm. and. experiment. Therap., Juli 1923) dadurch beseitigt werden, daß es auf seinen Gehalt an Ascaridol von bestimmtem Siedepunkte „standarisiert" wird, da dieses nach Molloy das allein wirksame, aber leider auch das für den Wirt toxische Prinzip der Droge darstellt.

Vielleicht das beste, zumal auch für „Massenbehandlung" geeignete Mittel zur Hakenwurmbeseitigung ist der 1921 von Maurice Hall dafür empfohlene CCl_4 (Tetrachlorkohlenstoff), der schon in wohl über 100000 Fällen erprobt und auch bei der nordamerikanischen Armee eingeführt ist. Gegen Ankylostoma scheint CCl_4 nicht ebenso sicher zu wirken wie gegen Necator, doch trifft das auch, — wennschon vielleicht in geringerem Grade — ebenso für die anderen Abtreibungsmittel zu. Der Nachteil seiner geringen Wirksamkeit gegen Ascaris kann durch einen kleinen

---

[1]) Auf eine ausführliche Besprechung der überaus umfangreichen, meist ausländischen Literatur muß in dieser kurzen Uebersicht natürlich verzichtet werden; auch Literatur-Zitate sind nur wenigen Angaben beigefügt. Wer sich genauer informieren will, sei auch auf die diesbezüglichen Referate der letzten Jahrgänge des „Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene" verwiesen. Betreffs der für unsere heimischen Verhältnisse in Betracht kommenden Antihelminthica sei auf die trefflichen Sammelreferate von Brüning in der Monatsschrift für Kinderheilkunde besonders aufmerksam gemacht. Eine für den Tropenarzt recht erwünschte Zusammenstellung der Kinderdosis der gebräuchlichsten Heilmittel der Tropenmedizin ist übrigens im Archiv für Sch.- u. Tropen-Hyg. 1924 S. 280 u. 289 von E. G. Nauck veröffentlicht.

[2]) Es ist zweckmäßig — um nicht immer beide Namen, „Ankylostoma" und „Necator", nennen zu müssen —, nach dem Vorgange der Nordamerikaner die beiden sich in klinischer Hinsicht ja fast gleich verhaltenden Arten unter der Bezeichnung „Hakenwurm" (Hookworm) zusammenzufassen; allerdings verdient eigentlich nur das „Hakenmaul" (Ankylostoma) diesen Vulgärnamen, da ja Necator nicht mit Haken ausgerüstet ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zusatz von Ol. Chenopodii ausgeglichen werden. Zumal wenn CCl_4 gleichzeitig mit Bittersalzlösung verabreicht wird, soll es nach Lamberts Erfahrungen (siehe Hall, Schillinger u. Jacob, Americ. Journ. of trop. med., Jan. 1924) so gut wie gar keine subjektiven Nebenwirkungen verursachen, die aber auch sonst nur geringfügig zu sein pflegen. Wichtig ist, daß nur chemisch reines CCl_4 benutzt wird[1]).

Todesfälle kommen bei allen gebräuchlichen Ankylostomenmitteln — bei CCl_4 durch Leberschädigungen — vor, sind bei richtiger Dosierung aber doch so überaus selten, daß der Nutzen für die Bevölkerung schwerverseuchter Tropenländer den gelegentlichen Schaden tausendfach überkompensiert!

2. Gegen **Ascaris**, der in vielen Tropenländern ja überaus verbreitet ist, und zumal für die dortigen Kinder nicht selten zur Todesursache zu werden scheint, dürften Santonin und Ol. Chenopodii immer noch die besten Mittel sein. Auch das unschädliche Helmiral (Merck) wird neuerdings empfohlen.

3. Gegen **Trichocephalus** (der ebenfalls für manche Tropengegenden wegen der überaus starken Infektion der Kinder kein so harmloser Parasit ist als gewöhnlich bei uns in Deutschland) besitzt unser heimischer Arzneischatz immer noch keine zuverlässigen Abtreibungsmittel.

Hall (U. S. Naval Med. Bull Juni 1923) meint auf Grund seiner Hundeversuche, daß täglich eine Woche lang mit etwas Kalomel verabreichte kleine Santonin-Gaben (und eventuelle Wiederholung der Kur mit einer Woche Pause) wohl auch für die Trichocephalen-Abtreibung beim Menschen sich bewähren würde. Aus Südamerika wird der frische, gummihaltige Saft von Ficus glaborata (laurifolia), „Leche de Higuerón" genannt, als Trichocephalus-Specifikum sehr gerühmt, und es würde sich wohl verlohnen, auch in anderen Weltgegenden mit dem Saft der dortigen Ficusarten Versuche anzustellen. Leider verliert der Saft beim Aufbewahren seine Wirksamkeit — die zum Teil vielleicht auch eine mechanische, infolge des sich ausscheidenden Gummis sein mag — so daß es bisher nicht gelungen zu sein scheint, ein Dauerpräparat daraus herzustellen.

---

[1]) Ueber Dosierung, Kontraindikationen usw. bei CCl_4 siehe die Zusammenfassung von Fülleborn im „Archiv für Schiffs- u. Tropenhyg." 1923 S. 280—293 und auch die Arbeit von Höppli u. Keßler, ebenda 1924 S. 250—210.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Grund, weshalb Trichocephalus sich so schwer abtreiben läßt, mag zum Teil wohl daran liegen, daß er bei seiner festen Verankerung in der Coecumschleimhaut durch die Abtreibungskur nicht so leicht daraus entfernt wird und so Gelegenheit hat, sich wieder zu erholen. Da Trichocephalus Blut saugt, konnte ihm Lambert (Americ. Journ. trop. med., Juli 1923) dadurch vergiften und abtreiben, daß er Ol. Chenopodii intravenös einspritzte; infolge der sehr bedenklichen, dadurch hervorgerufenen Nebenwirkungen des Ol. Chenopodii ist diese Behandlung für die Praxis unbrauchbar, zeigt aber, wie man Blut oder Gewebsflüssigkeit aufnehmenden Darmparasiten auch von der Blutbahn aus beikommen kann.

4. **Strongyloides stercoralis** (Anguillula intestinalis) läßt sich mit keinem der vielen bisher dazu benutzten Abtreibungsmittel vollständig entfernen, offenbar, weil der winzige Fadenwurm — gleich den Trichinen♀♀ — tief in den Lieberkühnschen Drüsen des Dünndarms oder im Darmgewebe selbst steckt. In Australien will man allerdings mit einmal wiederholten Ol. Chenopodii-Kuren Dauerheilungen erzielt haben (Willis, Med. Journ. Australia, 6. Oktober 1920). Auch die Behandlung mit Schwefelblume ist empfohlen worden und kann jedenfalls nicht schaden[1]). Dr. Taute erzählte mir ferner, daß man in Ostafrika während des Weltkrieges bei Strongyloides-Diarrhoe in Ermangelung anderer Medikamente Pikrinsäure benutzt und damit auch gute klinische Erfahrungen gemacht habe.

Bei Fällen ohne klinische Symptome — und das sind bei Strongyloides ja die bei weitem überwiegende Mehrzahl! — verzichte ich gewöhnlich überhaupt auf alle Behandlung. Die lebensgefährlichen Diarrhoen schwerer Fälle[2]) erheischen aber dringend eine Behandlung, und ich würde in solchen außer Ol. Chenopodii und Schwefel auch Pikrinsäure und andere zur Resorption kommende Medikamente versuchen, vor allem auch durch in Fetten gelöstes Thymol, das sich bei der Therapie frischer Trichinose recht bewährt haben soll; vielleicht käme auch die „Thymol-Emulsive Heyden Nr. 651 a", die jetzt intravenös gegen Lepra eingespritzt wird (von 0,2 bis 0,8 ccm steigend jeden vierten Tag) in Betracht. Allerdings gibt Hensen (Deutsche medizin. Wochenschrift, 19. 1. 23) an, den von Munk bei Trichinose gerühmten Palmitinsäure-Thymol-Ester in einem Falle vergeblich zur Abtreibung von Strongyloides versucht zu haben, ebenso übrigens auch 1%ige durch Duodenal-

[1]) Soweit mir erinnerlich, ist Schwefelblume von Stiles zuerst empfohlen worden. In einem von Dr. Wilbrandt (Beitr. z. Klin. d. Infekt.-Krankh. und z. Immunitäts-Forschg. Bd. 3 H. 1/2, Würzburg 1914) damit auf mein Anraten behandelten Falle gingen nach Schwefelblume + Ol. Chenop. zwar zahlreiche Strongyloides nebst deren Brut ab, jedoch erfolgte trotzdem Exitus. Roy (Ind. med. Gaz. April 1923) gibt an, daß Schwefelblume nur während der Dauer der Behandlungszeit von Nutzen war.

[2]) Stiles sah Strongyloides-Todesfälle nur bei Weißen, ich selbst auch bei einem Neger, Wilbrandt (l. c.) bei einem aus Bombay stammenden Hindu.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sonde beigebrachte Yatrenlösung und Tartarus stibiatus intravenös. CCl_4 ist nach Angabe einiger Autoren bei Strongyloides auch wirkungslos, wie ja allerdings zu erwarten war.

5. Gegen **Filarien** kommen natürlich nur von der Zirkulation aus wirkende Präparate in Betracht, doch kennen wir bisher keine gegen sie wirksamen. Jedenfalls hat O'Connor (Res. Memor. of the London School of trop. Med. Bd. 4, London 1923) gelegentlich einer von der Londoner tropenmedizinischen Schule speziell zur Prüfung der vielen angeblich gegen Filarien wirkenden Substanzen nach der Südsee entsandten Expedition von keiner einzigen eine ausgesprochene Wirksamkeit gegen die Mikrofilarien von Fil. bancrofti feststellen können.

Zudem sind es die erwachsenen Bancrofti-Würmer, die durch Verstopfung der Lymphbahnen und dadurch begünstigte Bakterieninvasion die klinischen Bancrofti-Symptome — z. B. Elephantiasis — indirekt veranlassen und mit der bloßen Beseitigung der anscheinend recht harmlosen Mikrofilarien wäre noch nichts gewonnen. Sir Patrick Manson meinte überdies, daß abgestorbene und in den Lymphbahnen dann verkalkende erwachsene Bancrofti noch mehr als die lebenden Würmer zu Obstruktionen Veranlassung geben könnten, doch führte mir Prof. Leiper jüngst recht einleuchtende Gründe gegen eine solche Auffassung an.

Da die klinischen Manifestationen der Bancrofti-Infektion durch Bakterien verursacht werden, ist eine gegen die letzteren gerichtete Therapie — z. B. Vaccinebehandlung — rationell[1]).

Auch gegen die durch ihre Wanderung unter der Haut für viele unseren „alten Kameruner" so überaus lästige Filaria loa besitzen wir noch kein Mittel; Pikrinsäure per os wurde von Mühlens ohne Erfolg dagegen versucht.

6. Beim **Guinea-Wurm** — der ja nicht zu den „eigentlichen" Filarien gehört — hat die Therapie sehr wesentliche Fortschritte gemacht. Während man in der Praxis nach gelegentlichen Aeußerungen zu schließen, von medikamentösen Einspritzungen in den sich unter der Haut zeigenden oder bereits durchgebrochenen Wurm zugunsten der alten „Herauswickelungs-Methode" der Eingeborenen wieder ziemlich abgekommen zu sein scheint[2]), wird

[1]) Anti-Streptokokken-Serum wurde schon 1907 von Le Strat und dann von Dubruel (Bull. Soc. de Path. exot. 1909, S. 360 ff.) angewandt, und Dr. Ashford teilte mir mit, daß auch er schon vor Jahren in Porto Rico ähnliche Versuche angestellt habe. In den letzten Jahren hat Rose aus British-Guyana über recht bemerkenswerte Erfolge mit seiner Autovaccine-Behandlung berichtet. Auch die Eisentherapie der Elephantiasis von Dubruel (l. c.) richtete sich übrigens gegen die Bakterien.

[2]) Richards (Parasitol. Dez. 1922) berichtet, daß wenn nach indischer Eingeborenenmethode für 1—2 Tage außer Wasser ausschließlich „roher indischer Zucker" in möglichst großen Mengen genossen wird, das Herauswickeln des Guinea-Wurms sehr erleichtert werden soll.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Extraktion durch intravenöse Einspritzungen von Novarsenobenzol (also einer Salvarsan-ähnlichen Komposition), vor allem aber durch Antimonpräparate sehr wesentlich erleichtert bzw. der Wurm wird durch diese Medikamente, ohne überhaupt zum Durchbruch zu gelangen, abgetötet und dann entweder unter Abszedierung entleert (bei Novaarsenobenzol) oder im Körper resorbiert (bei Antimonbehandlung). Außer Tartarus stibiatus intravenös hat man auch Antimon-Präparate (Kermes mineralis = Stibium sulfuratum rubrum der alten Pharmakopoen) per os erfolgreich angewandt. Vor allem wird bei der Antimon-Therapie auch ihre unverkennbare antiphlogistische Wirkung gegenüber den sich nach mißglückten Extraktionsversuchen durch hinzutretende bakterielle Infektionen so oft einstellenden und so gefürchteten Phlegmonen gerühmt.

7. Bei **Clonorchis sinensis** — also einem exotischen Leber-Trematoden[1]) — hat sich in einem von Bruck veröffentlichten schweren Fall Tartarus stibiatus, intravenös verabreicht, gleichfalls trefflich bewährt und die in Nordamerika angestellten Nachprüfungen haben eine günstige Wirkung dieser Therapie wenigstens für einen Teil der Clonorchis-Fälle, wenn auch nicht für alle, bestätigen können.

Die Hoffnung, daß Tartarus stibiatus sich auch gegen andere Leber-Trematoden — die Berichte über seine Wirkung bei Lungen-Trematoden (Paragonimus) lauten widersprechend — bewähren würde, hat sich nicht erfüllt; denn Antimon hat gegen Fasciola hepatica jedenfalls versagt. Dagegen hat Mareck bei Schafen und Rindern mit löslichen Extract. Filic.-Präparaten gegen diesen für unsere Landwirtschaft so wichtigen Leberegel sehr gute Erfolge gehabt, während andererseits diese Präparate gegen den Leberegel Dicrocoelium lanceolatum nicht wirken: die verschiedenen Leberegel-Arten verhalten sich also gegen Medikamente durchaus nicht gleich! Uebrigens sollen auch Kamala-Präparate gegen Fasciola hepatica wirksam sein (zit. nach Hall, l. c.).

Die Darm-Trematoden lassen sich anscheinend ohne Schwierigkeiten abtreiben; gegen den in China, wie wir jetzt wissen, stellenweise ungemein häufigen und durchaus nicht immer harmlosen Fasciolopsis buski empfiehlt Goddard das Beta-Naphthol.

---

[1]) Ueber die Therapie bei tropischen **Cestoden** ist kaum etwas zu sagen. Erwähnt sei, daß der Genuß der Kerne der Laboe-Merah genannten Gurkenart sich in Holländisch-Indien als ein treffliches Tänien abtreibendes Mittel bewährt. Beiläufig sei noch bemerkt, daß Cawston nach Tartarus stibiatus intravenös eine Heilwirkung bei Leber-Echinokokken gesehen zu haben glaubte; nach Fairley's Nachprüfungen (Med. Journ. Australia, Jan. 1922) ist Antimon-Therapie gegen Echinokokken-Finnen aber offenbar unwirksam, ebenso wie nach Hall (l. c.) trotz gegenteiliger Behauptungen auch Extract. Filic., Neosalvarsan und Novarsanobenzol gegen Finnen nicht wirkt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Die **Bilharziosen** sind es aber unzweifelhaft, bei denen in den letzten Jahren die bei weitem bedeutendsten Fortschritte auf dem Gebiete der Helminthen-Therapie gemacht sind, und zwar durch Einführung des Antimons und des Emetins in die Bekämpfung dieser für die Volkswirtschaft Aegyptens und Ostasiens so wichtigen Blut-Trematoden. Das Verdienst, den großen Wert der intravenösen Tartarus stibiatus-Behandlung bei Bilharziosen erwiesen zu haben, gebührt in erster Linie Christopherson; Emetin ist zuerst von Tsamis (1913) und von Tsykalas und unabhängig von ihnen von Martin Mayer empfohlen worden. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden[1]), wir können aber jetzt, wo viele Tausende von Fällen behandelt sind, getrost sagen, daß die Tartarus stibiatus-Therapie speziell für Aegypten großen Segen gestiftet hat. Merkwürdig wenig verlautet anderseits bisher über die neue Bilharzia-Behandlung aus Ostasien, und es bleibt einstweilen abzuwarten, ob Schistosomum japonicum vielleicht auf Antimon und Emetin weniger prompt reagiert wie Sch. haematobium und mansoni.

Zusammenfassend können wir sagen, daß, abgesehen von der nicht unwichtigen Einführung des CCl_4 in die Hakenwurm-Therapie, die Antimon-(und auch die Emetin-)Behandlung bei den Bilharziosen und die Antimon-Therapie beim Guinea-Wurm von den neueren Fortschritten in der medikamentösen Behandlung exotischer Helminthen-Krankheiten die wichtigsten sind.

Prof. **Werner:** Ich habe ein mir von der Firma Bayer zur Verfügung gestelltes Präparat, das den Namen „Goldpräparat 1919" trägt, bei 2 Fällen von Filaria loa angewandt. Die Schwellungen blieben danach aus, jedoch schwanden in dem einen Falle die Mikrofiliarien nur vorübergehend aus dem Blute.

Prof. **Kudicke** hat auf Veranlassung von Taute während des Ostafrikanischen Feldzuges Pikrinsäure bei Wurmkrankheiten angewandt als andere Wurmmittel ausgingen. Es schien diese gerade

[1]) Eine Zusammenstellung über Bilharzia-Therapie ist von Fülleborn in der „Revista médica de Hamburgo" 1922, Nr. 4, S. 98—101 (spanisch), veröffentlicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei Strongyloidosis gut zu wirken, so daß es sich wohl empfehlen dürfte, weitere Versuche damit anzustellen.

Die Wirkung des Emetins auf Bilharzia habe ich ebenfalls in diesem Feldzuge beobachten können.

Prof. Viktor **Schilling** berichtet über eine eigentümliche Paste, die in Buchara gegen Medina-Wurm gebraucht wird. Der Wurm wird etwas herausgezogen, mit der Paste festgeklebt und stirbt in dieser stückweise ab. Der im Körper bleibende Teil scheint leichter zu folgen, da er sich mehrmals täglich und zuletzt in einem etwa 30—40 cm langen Stück weiter herausholen läßt.

Prof. **Ziemann:** Die Filariaschwellungen bei Filaria loa sind in Deutschland nach meinen Erfahrungen in der kalten Jahreszeit zweifellos erheblich seltener. Das ist für die Mitteilung Werners sehr von Wichtigkeit. Bei Bilharzia habe ich in 2 Fällen von Stibenyl in Dosen von 0,1, 0,2 0,3 in 4tägigen Zwischenräumen geradezu glänzende Erfahrungen gehabt.

Prof. **Fülleborn** (Schlußwort):

1. Zu Werner: Es wäre zu erproben, ob die wandernden Loa-Würmer, nicht nur die Kamerun-Schwellungen durch „Goldpräparat 1919“ zum verschwinden gebracht werden. Die „Kamerun-Schwellungen“ verschwinden, wie ja schon Herr Ziemann hervorgehoben habe, oft für längere Zeit auch spontan.

2. Zu Kudicke: Pikrin scheint gerade, weil es resorbiert wird, gegen Strongyloides rationell, weil der Wurm in der Tiefe des Darmgewebes schmarotze, wo er von gewöhnlicher Antihelminticis schwer erreicht wird.

3. Zu Schilling: Die von Herrn Schilling erwähnte „Guinea-Wurm-Paste“ scheine an dem Absterben des herausgezogenen Wurmstückes nicht beteiligt, da jedenfalls aus dem Geschwür herausgezogene Stücke des Wurmes auch ohnedies zu vertrocknen pflegen.

4. Ziemann: Die gute Wirkung von Stibenyl gegen Bilharzia wurde von Iturbe (Caracas, Venezuela) erprobt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Serumtherapie der Rinderpest in Deutsch-Ostafrika.

Stabsveterinär Dr. Richters.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Nachdem die Rinderpest 1912 in Ostafrika einwandfrei festgestellt war, wurden weitgehende Maßnahmen getroffen, um der Seuche Herr zu werden. Unter anderem wurde in Mpapua ein veterinär-hygienisches Institut zum Zwecke der weiteren Erforschung und Bekämpfung der Pest errichtet. Wir haben dort im Laufe der Zeit manche Feststellungen und Beobachtungen gemacht, die mit den in der Literatur enthaltenen Angaben nicht immer übereinstimmen, deren Ausführungen jedoch über den Rahmen eines kurzen Referates hinausgehen.

Erwähnen will ich nur, daß das vielgestaltete Krankheitsbild der Pest, die als eine Septikaemie aufzufassen ist, verständlich wird, wenn man zwei Formen unterscheidet:

1. eine Viruspest, 2. eine Viruspestmischinfektion.

Nach unseren Erfahrungen sind bei der Viruspest die primären Laesionen der Epithelzellen der Schleimhäute eine unmittelbare Folgeerscheinung des ultravisiblen Erregers. Es entwickelt sich ein schwerer haemorrhagischer Katarrh mit ausgeprägter Erkrankung des Lymphapparates, und zwar als Folge von Haemorrhagien und Kapillarthrombosen. Es folgen Desquamation, Nekrose und so entstehen allmählich die weiteren bekannten Schleimhautveränderungen. Bei histologischer Untersuchung findet man eine kleinzellige Infiltration des hyperaemischen, subepithelialen Gewebes. Zum Teil sind die Rundzellen auch in die im Absterben begriffenen Epithelzellen vorgedrungen. Alle diese schweren Störungen schaffen nun den Boden für eine Mischinfektion. Am locus minoris resistentiae siedeln sich virulent die verschiedensten Bakterien an, unter denen man hauptsächlich Kokken, Diplokokken, Staphylokokken, Nekrosebazillen und andere mehr findet, besonders in der Uebergangszone vom kranken in das gesunde Gewebe. Durch die Tätigkeit der Mikroorganismen entstehen die schweren diphteroiden Veränderungen (Pseudomembranen) auf den Schleimhäuten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Stütze für unsere Ansicht erblicken wir auch in der Tatsache, daß bei künstlich infizierten Tieren im Anfangsstadium der Krankheit, selbst bei höchstem Fieber, noch Heilung erzielt werden kann, wenn man dem Patienten die 3—4fache Serum-Dosis subcutan oder intravenös injiziert, während in Fällen mit schweren diphteroiden Veränderungen der Schleimhäute eine Heilung nicht mehr möglich ist.

Betreffs der pathologisch-anatomischen Veränderungen weise ich ausdrücklich darauf hin, daß die Veränderung der Gallenblase und der Galle die konstantesten Merkmale der Pest sind, alle übrigen in den Lehrbüchern als charakteristisch bezeichneten Veränderungen fehlen oft, so daß die Diagnose unter Umständen recht schwer sein kann.

Zur Sicherung der letzteren empfehle ich außer dem Blutübertragungsversuch die Praecipitation heranzuziehen. Ruppert und ich konnten im Serum einzelner gegen Pest hochimmunisierter Rinder Stoffe nachweisen, die mit Organextrakten von an Pest gefallenen oder getöteten Rindern spezifische Praecipitate lieferten.

Betreffs der Bekämpfung der Pest in Ostafrika entstand nun die äußerst wichtige Frage, ob die reine Serumimpfung oder Serum-Virusimpfung (Simultanmethode) zur Anwendung kommen sollte. Die Gallenimpfung konnte ja nur als Notbehelf dienen. Ein dem Gouvernement in Daressalam vom Reichskolonialamt mitgeteiltes veterinärtechnisches Gutachten stellte sich auf den Boden der Bloemfonteiner Rinderpestkonferenz, die mit Rücksicht auf die Gefahr der Ueberimpfung von Blutparasiten (Piroplasmen und Trypanosomen) mit dem Virus bei der Simultanmethode die reine Serumimpfung empfahl. In Aegypten waren bei Anwendung der Simultanmethode große Verluste aufgetreten. Außerdem hatte man in Britisch-Ostafrika, wenigstens bei den europäischen Siedlern, die Pest mit Erfolg durch reine Serumimpfung zu bekämpfen vermocht. Es waren dazu aber wiederholte große Serummengen erforderlich, auf eine Bekämpfung der Pest bei den Eingeborenenherden hat man völlig verzichtet. In Rußland dagegen hatte die reine Serumimpfung völlig versagt, und man war dort, auch im Kaukasus, wo man wie in Ostafrika mit Piroplasmen und Trypanosomen zu rechnen hatte, zur Simultanimpfung übergegangen.

In Ostafrika waren für die Einführung der Simultan-Methode hauptsächlich drei Gründe maßgebend:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1. Die allgemein bekannte Tatsache, daß die durch reine Serumimpfung erzeugte passive Immunität einen nur kurzen Impfschutz gewährt.

2. Der Umstand, daß mit den Serummengen, die zur Durchführung der reinen Serumimpfung erforderlich sind, bei Anwendung der Simultan-Methode eine vielfach größere Zahl von Rindern immunisiert werden kann, was namentlich in der ersten Zeit des Serummangels für uns von großer Bedeutung war.

3. Die Ueberzeugung, daß die Uebertragung von pathogenen Trypanosomen mit Blutvirus bei der Simultan-Methode durch eine wiederholte, sorgfältige Untersuchung des Blutes der Tiere im Allgemeinen verhütet werden kann. Daß solche Untersuchungen mit größter Sorgfalt ausgeführt werden müssen, ist mehr als selbstverständlich, denn der Regel nach sind bekanntlich die Parasiten nur sehr spärlich, ja zeitweise nur durch Kontrollimpfungen nachweisbar. Natürlich läßt sich im sogenannten dicken Tropfen nicht mit Sicherheit feststellen, ob es sich um Tryp. brucei, Tryp. bovis oder Tryp. congolense handelt, wohl kann aber das apathogene Tryp. Theileri von den genannten Arten mikroskopisch getrennt werden.

Die Uebertragung vereinzelter Piroplasmen, die der Untersuchung entgehen können, insbesondere derjenigen des Texasfiebers, ist ohne Bedeutung, da das Texasfieber in ganz Ostafrika enzootisch herrschte und die hier geborenen Rinder infolge des Ueberstehens der Krankheit in der Jugend eine natürliche Resistenz gegenüber einer späteren Infektion besitzen. Das Blut von Tieren, die zahlreiche Piroplasmen enthielten, wurde von der Verwendung als Virus ausgeschlossen. Sind in dem Blut Theileria parva nachweisbar, so erinnere ich daran, daß Ostküstenfieber durch das Blut in der Regel nicht übertragen werden kann; außerdem müßten die anderen Tiere der Herde von der Weide her infiziert sein gleich dem ersten Tier, oder sie müßten immun sein.

Die gleichen Immunitätsbedingungen gelten bei den ostafrikanischen Rindern für Anaplasmose, Spirochaetose und die durch das Tryp. Theileri hervorgerufene Infektion.

Die glänzenden Erfolge der Simultan-Impfung haben den Erwartungen durchaus entsprochen. Die Impfverluste waren nicht nennenswert und betrugen kaum mehr als 1%. Der Titer des Serums wurde so bemessen, daß die Impflinge einen deutlichen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber möglichst leichten Anfall von Pest (Fieber, Appetitlosigkeit) bekamen. Es wurde in jedem Falle 1 ccm virulentes Blut verimpft, die Serummenge schwankte zwischen 15 und 50 ccm. Für die Beschaffung des erforderlichen Virus war der Umstand von großer Bedeutung, daß das Pestvirus in voller Virulenz im Schaf- und Ziegenkörper transportiert werden kann, Schafe und Ziegen nur selten an Nagana erkranken und das dem Tryp. bovis nahestehende Tryp. caprae für Rinder wenig oder gar nicht pathogen ist.

In allen verseuchten Beständen wurden sämtliche Rinder, vom Milchkalb bis zum erwachsenen Rind, durchgeimpft, um die Sicherheit zu schaffen, daß in dem Bestande das Kontagium der Pest getilgt ist. Geschieht dies nicht, so entstehen gefährliche enzootische Rinderpestherde mit regelmäßiger Erkrankung der heranwachsenden Jungrinder.

Für die ausgezeichnete Wirkung der Methode nur ein Beispiel. Von dem etwa 900 Stück betragenden Rindviehbestand des Farmers Siedentopf im Ngorongokessel starben nach der Impfung nur 23 Tiere, die wohl zum größten Teil zur Zeit der Impfung erkrankt waren, von den im Kessel weidenden Gnus etwa 4000 Stück! Wo sofort geimpft werden konnte, wurde die Seuche im Keime erstickt. Auch die Herstellung eines rinderpestimmunen Schutzstreifens hat das Vordringen der Seuche nach dem Süden verhindert.

Der Nachteil der Methode ist die Infektiösität der Impflinge während der Impfreaktion, etwa 4—6 Wochen lang, und die Möglichkeit einer Verbreitung der Seuche, aber bei einer straffen Veterinärpolizei ist diese Gefahr fast gänzlich auszuschließen.

Der große Vorzug der Methode besteht darin, daß die geimpften Tiere für die Dauer ihres Lebens oder wenigstens für eine sehr lange Zeit nicht wieder erkranken können und nach Ablauf der Reaktion auch keine Gefahr mehr für die Verschleppung der Seuche bilden.

Wenn nun bei der Rinderpest Dauerausscheider eine Rolle spielen würden, so müßten diese nach der Simultan-Impfung so zahlreich auftreten, daß in simultan geimpften Beständen die Seuche stets endemisch werden müßte. Das Gegenteil war jedoch in Ostafrika der Fall. In sachgemäß durchgeimpften Beständen verschwand die Seuche, die neugeborenen, nachweislich empfänglichen Kälber blieben gesund. Ein weiterer Beweis für das Fehlen von Dauerausscheidern bei der Pest der Rinder ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in folgenden Beobachtungen zu erblicken. Alle Rinder, die simultan geimpft oder nachweislich durchgeseucht waren, erhielten auf der linken Halsseite einen R.-Brand. Derartige Rinder durften nach Ablauf der Quarantäne ohne Rücksicht auf Rinderpestsperren genau wie Pferde und Esel im Schutzgebiet überall hingebracht werden. Obwohl jahrelang streng darauf geachtet worden ist, ob solche Tiere die Pest verschleppen können, ist nichts dergleichen zur Beobachtung gekommen.

Auch das Verschwinden der Pest aus Südafrika, trotzdem infolge der Gallen- und Simultanimpfung eine besonders große Anzahl durchgeseuchter Rinder übrig geblieben war, spricht ebenso wie ihr Verschwinden aus Ostafrika nach der großen Seuchenwelle von 1892, wo eine erhebliche Anzahl natürlich durchgeseuchter Rinder und durchgeseuchten Großwildes zurückgeblieben war, dafür, daß Dauerausscheider bei diesen Seuchengängen nicht zurückgeblieben waren. Gleiche oder ähnliche Beobachtungen sind auch anderswo gemacht worden. Nur ausnahmsweise wird die Pest endemisch, und zwar dann, wenn durch besondere Umstände die Kontinuität der Ansteckung durch fortwährendes Hinzukommen empfänglicher Tiere nicht unterbrochen wird. Die wesentlichste Rolle spielen hierbei die Kälber immuner, d. h. durchgeseuchter Kühe, sie erkranken fast ausnahmslos, wenn sie der Gefahr einer Ansteckung ausgesetzt werden. Die Erkrankungen waren milder und weniger verlustreich als bei Nachkommen nicht durchgeseuchter Rinder, sie verliefen teilweise so milde (nur Fieber), daß sie leicht übersehen werden konnten. In den Fällen, in denen die Pest einen endemischen Charakter annahm, war dies auf die Erkrankungen der Kälber zurückzuführen. Infolge der Neugeburten und Umstellen der Kälber in den verschiedenen Herden fand das Rinderpestvirus immer wieder günstigen Boden, auf dem es sich entwickeln und erhalten konnte. Für solche Fälle verdient demnach die Frage der Virusträger eine sehr ernste Beachtung. Auch schafft man Virusträger, wenn mit Serum allein geimpft wird und die Gefahr einer Infektion länger besteht als die absolute Immunität der geimpften Tiere. Die Immunität der Rinder geht nach einiger Zeit so weit zurück, daß Infektionen möglich sind. Diese verlaufen bei den noch stark geschützten Tieren zunächst ohne merkliche klinische Erscheinungen, erst bei später infizierten Tieren treten diese mit zunehmender Stärke auf. In derartigen Beständen kann die Seuche zu einer sehr großen Ausbreitung gelangen, bevor sie erkannt wird. Die Gefahr der Schaffung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

solcher Herde mit Virusträgern besteht bei der Serumdurchimpfung von Zonen an größeren nicht unter genauer Kontrolle stehenden Rinderpestherden, in denen die Seuche sich länger halten kann als der Impfschutz dauert.

Zum Schluß noch einige Worte über die von uns am Veterinär-Institut Mpapua angewandte Methode der Serumbereitung.

Unser Peststamm wurde durch Uebertragung von Rind zu Rind virulent erhalten. Von einem pestkranken Tier wurden stets drei Tiere infiziert, eines durch subkutane Verimpfung von 10 ccm Blut, eines durch Einreiben von infektiösem Blut in die Maulschleimhaut und eines wurde durch Zusammenstellen mit dem kranken Rind der natürlichen Infektion ausgesetzt. Von den drei Rindern wurde stets das durch natürliche Infektion erkrankte Tier zur Erhaltung des Stammes benutzt. Sobald die Virustiere mit einer starken Fieberkurve reagierten, wurden ihnen etwa 5 l Blut abgenommen und nach 2 weiteren Tagen wurden sie aus der Carotis entblutet. Das Blut wurde entweder direkt aus der Vene des Virustieres durch einen Schlauch mit Glasrohr in die Vene des Serumtieres übergeleitet, oder es wurde in 0,3%iger Natr.-citric.-Lösung aufgefangen und dem Serumtier subkutan oder intraperitoneal einverleibt.

Die simultan geimpften Serumtiere wurden nach einer vierwöchigen Quarantänezeit gewöhnlich gemischt hochgetrieben, d. h. sie erhielten an einem Tage Virusblut intravenös und an dem nächsten Tage subkutan oder intraperitoneal, und zwar durchschnittlich 3 l. Die intravenöse Methode des Hochtreibens hat jedoch sehr große Schattenseiten, da 6—20% der Tiere schockartig verendeten. Durch weitgehende Aenderungen in der Anordnung des zum Ueberleiten des Blutes notwendigen Materials konnte das Resultat nicht geändert werden. Dieser schockartige Tod ist nur durch toxische Eigenschaften des übergeleiteten Blutes auf das Zentralnervensystem zu erklären. Wenn man bei den ersten Anzeichen eines Schocks die venöse Transfusion unterbricht, läßt sich meist der Tod der Tiere vermeiden.

Im übrigen ist die Art des Hochtreibens für den Titer des Serums ohne nennenswerten Belang, manchmal waren die durch subkutanes Hochtreiben gewonnenen Sera etwas hochwertiger als die übrigen. Vierzehn Tage nach dem ersten Hochtreiben begannen wir mit dem Bluten der Tiere, denen zunächst nur 2 l abgenommen wurden, weil erfahrungsgemäß die erste Blutung nur sehr wenig Serum liefert. Die weiteren Blutungen erfolgten in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abständen von 5 zu 5 Tagen. Das durch Gewichte aus den Blutkuchen ausgepreßte Serum wurde abgehebert, mit Karbolsäure konserviert, bis zum Ende des Monats aufbewahrt, mit den Seren aus den verschiedenen Flaschen gemischt und an für Rinderpest hochempfänglichen Rindern austitriert.

So wurden monatlich bis zu 25 000 Dosen hochwertigen Immunserums gewonnen.

Dank der getroffenen veterinären Maßnahmen hatte man die Rinderpest in Ostafrika fest in die Hand bekommen. Sie wäre ohne Zweifel bald vollkommen ausgerottet worden, wenn wir im Besitz des Landes geblieben wären.

Ueber Kriegsmalaria.

Prof. **H. Ziemann.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Mit der Ausdehnung der Kriegsschauplätze wurden während des Weltkrieges die Bedingungen für Ausbreitung der Malaria sowohl für das Heer wie für die Zivilbevölkerung gegeben. So kam es denn, daß im deutschen Heere die M.-Erkrankungen, abgesehen von den Geschlechtskrankheiten, die höchsten Ziffern erreichten (im Jahre 1918 beim Feldheer sogar 15,96 auf 1000, beim Besatzungsheer 5,61‰, Ziffern, die weit die durch Ruhr, Ta, Cholera, Fleckfieber bedingten übertrafen).

Im ersten Kriegsjahr wurden pro Mille der Kopfstärke an Malariaerkrankungen insgesamt gezählt 0,35‰,
im zweiten Kriegsjahr . . 1,32‰,
im dritten Kriegsjahr . . 6,2 ‰,
im vierten Kriegsjahr . . 13,7 ‰.

Monatlich erfolgte der Gesamtzugang des deutschen Feldheeres 1916 mit einem stumpfen Gipfel im Juli, August, September, Oktober, 1917 unter allmählichem Ansteigen bereits im April, Mai (Rezidive) mit einem etwas spitzeren Gipfel im August, September (Neuerkrankungen) und 1918 mit einem steileren Gipfel im Mai, Juni. Die Neuerkrankungen und Rezidive sind amtlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht getrennt. Der Kenner sieht, daß wir es 1916 fast nur mit Neuerkrankungen zu tun haben (1914 und 1915 scheiden bei der Betrachtung fast aus), 1917 (April, Mai, Juni) zum Teil schon mit Rezidiven des Vorjahres, 1918 (Mai/Juni) zum Teil mit Neuerkrankungen, zum Teil schon mit Rezidiven. 1918 habe ich in Syrien unzweifelhaft schon Neuerkrankungen im Mai gesehen.

Ich sehe hier ab von speziellen Angaben auf dem westlichen, italienischen und russischen Kriegsschauplatze, da gerade hier die Truppen in geradezu erstaunlicher Weise versetzt wurden, so daß der eigentliche Infektionsort oft schwer zu bestimmen war.

Am lehrreichsten ist der Vergleich zwischen dem Balkan und dem türkischen Kriegsschauplatze im dritten und vierten Kriegsjahr. Wir sehen daraus, daß die Erkrankungen auf dem türkischen Schauplatze von 651,2‰ im dritten Jahre auf 183,7‰ im vierten herabsinken, auf dem Balkan-Schauplatze dagegen von 92,6‰ im dritten Jahre auf 232,4‰ ansteigen. Ob das durch eine schärfere Durchführung der Prophylaxe auf dem türkischen Kriegsschauplatze bedingt war, wage ich nicht zu behaupten. Soweit es überhaupt bei den orientalischen Verhältnissen möglich war, wurde von mir jedenfalls für strenge Prophylaxe gesorgt.

Nach einer Zusammenstellung W. Hoffmanns fiel in der Türkei die Kurve von 122‰ im Juli, September, Oktober 1916 steil ab auf 28‰ im November, Dezember, um im März, Mai 1917 auf 48‰ zu steigen, dann allmählich abzusinken (bis zirka 5‰) im März 1918 und dann wieder auf 24‰ 1918 zu steigen.

Auf dem Balkan erreichte 1916 die Kurve den Gipfel im September, 1917 im September, Oktober, November, 1918 im Mai, Juni (z. T. schon Rezidive).

Leider ist mit Sicherheit zu sagen, daß die wirklichen Erkrankungszahlen auf dem Balkan und in der Türkei viel höher waren, da sehr viele, die im Sommer/Herbst infiziert wurden, den ersten klinischen Ausbruch der Krankheit erst im Frühjahr bzw. Frühsommer 1919, nach Auflösung des alten Heeres, bekamen, wodurch die statistische Erfassung sehr erschwert wurde. Tausende haben dann wohl später bei den Versorgungsämtern Ansprüche erhoben, indes sehr oft blieb der Nachweis wegen Fehlens eines Parasitenbefundes aus. Es kommt noch hinzu, daß ein recht erheblicher Prozentsatz von fieberhaften Erkrankungen während des Feldzuges infolge äußerer Schwierigkeiten nicht als Malaria, sondern als anderer Art gedeutet wurden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da ich nach Rückkehr aus dem Felde auch in Berlin als Facharzt und Gutachter bei den großen M.-Lazaretten und bei den Versorgungsbehörden tätig war, konnte ich das wohl beurteilen. (Ein einigermaßen sicheres Bild wird sich wohl erst gewinnen lassen, wenn das Material der Versorgungsämter verarbeitet sein wird.)

In bezug auf die fremden Heere muß ich mich aus Raumgründen ganz kurz fassen.

Wir wissen nur soviel, daß die Malariamorbidität und -mortalität bei ihnen außerordentlich viel stärker war als bei den Deutschen, sowohl in den deutschen Kolonien (Kamerun, Deutsch-Ostafrika), wie speziell an der Balkan-Front.

Nach Phear gab es an der englischen Saloniki-Front im im Jahre 1916—1918 an 161 150 Malariazugänge in den Hospitälern, und zwar 1916: 333‰, 1917: etwa ebensoviel, in allen 3 Jahren zusammen eine Morbidität von rund 1053‰. Die Malaria-Mortalität betrug in den Jahren 1916: 2,02‰, im Jahre 1917: 1,17‰, im Jahre 1918: 1,69‰ und war nach Wenyon (1921) fast 9mal geringer wie bei den Franzosen. Ich glaube, wir Deutschen können da mit unseren Resultaten ganz zufrieden sein.

Bei den Bulgaren war an der mazedonischen Front nach Konsuloff bzw. Mollow die Malariamorbidität auf ungefähr 400 000 zu schätzen. Schwer wurden auch die Oesterreicher, speziell in Albanien, betroffen. Dieselben hatten dort nach Eugling im September/Oktober 1917 infolge Tertiana eine Mortalität von 0,7‰ bzw. 0,8‰, infolge von Perniziosa sogar von 5,8‰. Bezüglich der Italiener und Franzosen, sowie der Engländer in der Türkei sei auf die betr. spez. Medizinalberichte verwiesen.

Entsprechend den Erfahrungen früherer Kriege hat sich in allen Ländern, die vom Kriege betroffen waren, und in denen überhaupt die Bedingungen zur Verbreitung der M. bestanden, durch rückkehrende Parasitenträger die M. auch unter der einheimischen Zivilbevölkerung wieder stärker verbreitet. Ob auch durch Verschleppung infizierter Anophelinen gelegentlich eine Verbreitung stattgefunden hat, dürfte schwer nachzuweisen sein.

Ich selbst sah im Sommer 1918 bei Aman, im Ost-Jordanlande, wie durch Lastwagen und mit Schutzwänden versehene Automobile Dutzende von An. superpictus stundenweit auf sehr erhebliche Strecken mitgeschleppt wurden, allerdings ohne damals bei 53 Exemplaren Infektion feststellen zu können. Eugling konnte in Albanien Anophelinen auch in den Hohlräumen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Schilf, Stroh und Heu entdecken und Bousfield (1919) konnte in Khartum (am Nil) immer erneute Einfuhr infizierter Anophelinen durch Flußboote und Eisenbahnen beobachten.

Besonders wichtig waren aber doch die Parasitenträger. In Deutschland wurden nach den Mitteilungen des Reichsgesundheitsamtes unter der Zivilbevölkerung gemeldet,

1918: 4311 Fälle,
1919: 3157 Fälle,
1920: 877 Fälle

(wobei 1918 und 1919 der Gipfel der Kurve auf die Monate Mai, Juni, Juli fiel, während die Zugänge 1920 sich mehr unregelmäßig auf das ganze Jahr verteilten (mit erhöhten M.-Zacken im Juni, Juli und September).

Von den 4311 Erkrankungen im Jahre 1918 entfielen für die Zeit vom 31. 3. bis 30. 11. 1918 allein 4009 auf den Reg.-Bezirk Aurich (wo ja schon seit Jahren ein Malariaherd bestand). Dort allein ist in Deutschland die Meldepflicht für Malaria durchgeführt.

Im Stadt- und Landkreis Emden allein waren die Zahlen unter fast ausschließlicher Berücksichtigung der autochthonen Fälle

1910: 128,
1911: 61,
1912: 64,
1913: 100,
1914: 89 (15. 3. bis 31. 8.),
1915: 252 (27. 5. bis 15. 11.),
1916: 438,
1917: 958 (1. 6. bis 31. 12.),
1918: 4048,
1919: 2352,
1920: 633,
1921: 565,
1922: 347,
1923: 159.

Außerdem wurden 1918 im Reg.-Bezirk Oppeln 292, in Gumbinnen 10 Fälle gemeldet, 1919 in Braunschweig 39, Mecklenburg-Schwerin 17, Hessen 4, im Jahre 1920 in Braunschweig nur noch 1, Mecklenburg-Schwerin 13, Hessen 1, in Frankfurt a. O. und Lebus 2 (seit 1918—1924), im Bezirk Speyer seit Verfügung der Meldepflicht 1919 im Jahre 1922

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2 Fälle, 1923 1 Fall, im Bezirk Germersheim (a. R.) von 1919 bis 1922 2 Fälle.

Es handelte sich fast ausnahmslos um Tertiana.

Sporadische Fälle wurden selbst in Großstädten beobachtet (z. B. 1919 und 1920 von Ziemann 5 Fälle von Tertiana in Berlin), ferner von Retzlaff, A. Plehn, V. Schilling, Schiff, Simons, Rosenberg, Rumpel, Gordon und anderen.

(Ich verweise auf den letzten Autor (1923, Klin. Wochenschrift) bzgl. der weiteren Fälle von Friedemann, Benda, Glaser, Fischer usw.)

Seit 1921 häuften sich auch die Fälle von in Deutschland beobachteter Perniziosa, so daß im ganzen über 70 bekannt wurden. Von diesen waren im Felde nur 17 gewesen, 13 hatten Deutschland nie verlassen.

Jedenfalls blieb die Zahl der autochthonen Neuerkrankungen in Deutschland weit hinter der Zahl der aus dem Felde heimgekehrten Parasitenträger zurück. Halten wir aber daran fest, daß aus den oben früher erwähnten Gründen mit den obigen Zahlen sicher nicht alle Fälle erfaßt wurden.

(Die Zahl der Malariatodesfälle [infolge eingeschleppter autochthoner M.] in Deutschland war 1913: 7, 1914: 19, 1915: 19, 1916: 116, 1917: 276, 1918: 353, 1919: 94, 1920: 49, 1921: 49.)

In England, das bis auf einige sporadische Fälle in der Romney Marsch in der Zeit vor dem Kriege de facto malariafrei geworden war, kam es 1917 in Sheppey und Sandwich zu 200 autochthonen Fällen, 1919 noch zu 40. Carter berichtete in England von 326 Fällen innerhalb von 2 Jahren. Seitdem sollen nach neueren Mitteilungen die autochthonen Fälle schnell abgenommen haben.

Aehnliches wird von Frankreich berichtet.

Im Weltkriege wurde nach Külz das früher malariafreie Bagdad, wenn auch schwach, durch das Zuströmen von Parasitenträgern infiziert, ferner nach Ziemann das früher fast ganz freie Libanongebirge. Daselbst wurde vor dem Kriege nur in der Gegend von Beirut noch die Tertiana beobachtet. 1917/18 beobachtete ich dort und vor allem auch in der Gegend von Zachle, am Ostabhange des Gebirges (nahe dem Orontes-Tal) auch schwere Perniziosa. Seitdem ist nach neueren Nachrichten das Libanongebirge scheinbar wieder fast m.frei geworden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es handelte sich während des Krieges dort um eine schwer von Hunger und Elend heimgesuchte Bevölkerung, deren Immunkräfte aufs Aeußerste gemindert waren.

In Rußland, das ja namentlich im Süden, speziell an den Küsten des Schwarzen, Kaspischen und Asowschen Meeres sowie an den Flußtälern daselbst schon vor dem Kriege schwer an Malaria zu leiden hatte, hat die letztere während des Weltkrieges und nachher, weiter im Anschluß an die Bürgerkriege und furchtbare Hungersnot eine geradezu fürchterliche Verbreitung gefunden. Sie ist dort nach Mühlens (vgl. Zentralblatt f. Bakt. 1922) nördlich sogar bis Archangel vorgedrungen, nachdem die Sommer 1920—1921 sehr heiß gewesen, und machte sich selbst in Moskau und Petersburg bemerkbar.

Betreffs der neueren erschütternden Mitteilungen über Zunahme der M. in Rußland darf ich auf das Bulletin des Volkskommissariats für Gesundheitswesen vom 15. 10. 1923 verweisen, ferner auf den Bericht von Marzinowsky, Schukow und Ssutschkowa, Moskau (1923).

Im übrigen Europa hat aber die M., nachdem sie während des Krieges und z. T. noch unmittelbar nach demselben, ein unzweifelhaftes autochthones Ansteigen gezeigt, deutlich wieder nachgelassen.

Die geradezu ungeheure Zahl der Parasitenträger unter den Kriegsteilnehmern wird ja dadurch nicht berührt. Soviel zum statistischen Teile.

Prüfen wir nun, ob die M. während und nach dem Kriege Besonderheiten gezeigt hat, die geeignet waren, das ätiologische und klinische Bild irgendwie unseren früheren Vorstellungen gegenüber zu verändern. Sie alle wissen ja, welche geradezu ungeheuerliche M.-Literatur sich während und nach dem Kriege über uns ergossen hat.

Parasitologisch hat die Kriegsmalaria Neues nicht ergeben.

Tausende von Untersuchungen ergaben immer erneut Hinweise, daß wir drei bestimmte Arten bzw. Gruppen von Parasiten zu unterscheiden haben, Tertiana-, Quartana- und Perniziosaparasiten, wobei ich nach wie vor die Gruppe der Perniziosa-Pa. in zwei Arten bzw. Varietäten trenne, die Laverania Malariae (synonym mit dem Plasmodium immaculatum) und die Laverania perniciosa (Tropikaparasiten R. Kochs) (charakteristisch für die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schweren Fieber der Küste West-Afrikas). Ich habe die letzteren im Kriege nie, trotz eines geradezu ungeheuren Materials, beobachtet, ebenso auch keine Besonderheiten der Mazedonischen Tertiana, wie sie A. Plehn beobachtet haben will. Formen, wie das Plasmodium vivax, varietas minuta Emin, das m.E. wohl sicher als Varietät zu betrachten ist, kamen auch in Syrien und Palästina nie zur Beobachtung, gelegentlich aber solche, die an das Plasmodium tenue des Herrn Stephens erinnerten, und zwar sowohl bei Tertiana wie Perniziosa neben normalen Formen, die ich aber mit Mühlens auch als artifizieller Natur auffasse.

Bemerkenswert war das außerordentlich häufige Auftreten von Perniziosa-Sporulationsformen im peripheren Blute bei Feldtruppen nach dem Zusammenbruch der Front in Palästina. Die betreffenden Truppen hatten geradezu ungeheuerliche körperliche und seelische Strapazen hinter sich bei gleichzeitig stärkstem Mangel an Speise, Trank und Chinin.

In der Etappe habe ich das nur selten beobachtet.

Worauf der Mechanismus dieser „Anschwemmung" beruht, vermag ich noch nicht zu sagen. Eine Reizung des Knochenmarks mit starker Verschiebung nach links liegt wohl vor, indes sah ich letztere auch bei schwerer Kameruner Perniziosa, aber ohne gehäuftes Auftreten derartiger Ausschwemmungsformen.

Bezüglich der Biologie der Anophelinen und der Epidemiologie hat der Krieg eine Fülle von neuen Beobachtungen gebracht (vgl. meine soeben erschienene Monographie „Ueber Malaria und Schwarzwasserfieber", III. Aufl., Verlag I. A. Barth, Leipzig).

Es zeigte sich, daß die Blutnahrung der An. je nach der Oertlichkeit, der Jahreszeit, der Art des Hauses und des Stalles, relative Feuchtigkeit usw. großen Schwankungen unterworfen ist, und daß die Annahme Roubauds und Wesenberg-Lunds, wonach speziell der An. maculipennis in Nord- und Mittel-Europa in den letzten Dezennien mehr und mehr (nach Aenderung der landwirtschaftlichen Bedingungen) an Tierblutnahrung sich angepaßt hätte, nicht als allgemeines Gesetz anzunehmen ist. Diese Autoren führten darauf bekanntlich den Rückgang der Malaria in Nord- und Mittel-Europa zurück. In Wirklichkeit spielte hier eine Summierung verschiedener Faktoren, wie zunehmende Bodendrainierung, Verbesserung der allgemeinen Hygiene, speziell des Hauses, zunehmende Chininisierung, bewußte und unbewußte sonstige Pro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

phylaxe eine Rolle. Zuzugeben ist allerdings, daß in manchen Fällen die Haltung von Vieh ablenkend und damit für den Menschen schützend gegen Malariainfektion wirken kann.

Die Annahme einiger Autoren, daß die Malariakeime in den überwinternden Mücken auch überwintern und Veranlassung zu Neuerkrankungen im Mai des nächsten Jahres geben könnten, ist durch die Kriegserfahrungen nicht gestärkt worden. Ich muß auch die Ansicht Steudels ablehnen, der in Rußland bei seinem Armeekorps Neuerkrankungen hauptsächlich im Mai auftreten sah, weit weniger im August. Da Steudel selbst mit der Möglichkeit rechnet, daß sich unter den deutschen Soldaten bzw. unter den einheimischen Arbeitern Parasitenträger befunden haben können, und da ferner Mückenlarven erst vom Anfang Juni an im Freien auftreten, könnte es sich m. E. nur um Hausinfektionen durch überwinternde weibliche An., die sich in den geheizten Wohnungen an Parasitenträgern infizierten, gehandelt haben.

Gewiß sind von einigen Autoren, wie z. B. Swellengrebel, Wenyon und Sella auch in überwinternden An. Oozysten gefunden worden (von Sella bei Rom noch bis in den März hinein), aber noch keine Sporozoiten (Malaria-Sichelkeime). Vgl. auch die Untersuchungen von Mitzmain, Schoo, Ziemann. Nur Sella fand Sporozoiten noch bis in den Februar hinein.

Nach den Untersuchungen von Mayne dürfte die Infektionsfähigkeit der Sporozoiten 55 Tage kaum überschreiten.

Ich selbst sah in Syrien in der präepidemischen Periode, sowohl in Aleppo wie in Damaskus bei überwinternden An. superpictus weder Oozysten- noch Sporozoiten-Infektion. Allerdings war damals die Entdeckung von Martin Mayer und Mühlens von der Wanderung der Sporozoiten in die chitinösen Gebilde der An. (Palpen, Scutellum usw.) noch nicht bekannt. Alle bisherigen Erfahrungen sprechen dafür, daß praktisch eine etwaige Ueberwinterung der Sporozoiten im An. keine Bedeutung hat.

Dagegen gewann durch die Kriegserfahrungen die übrigens schon früher bekannte Tatsache von evtl. sehr langen, primären und sekundären Latenzperioden eine erhöhte praktische Bedeutung, vor allem für Truppenverbände, die im Sommer/Herbst in einer Malariagegend waren und den klinischen Ausbruch der M. sehr oft erst im Frühjahr des nächsten Jahres aufweisen konnten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Diese Erscheinung war besonders häufig bei Anwendung einer nicht energisch und lange genug geübten M.-Prophylaxe).

Ich selber, der schon früher 1½ Jahr nach Verlassen Kameruns, nach völligem Wohlbefinden an Perniziosa-Rezidiv erkrankte, ein Jahr später wiederum, jedesmal im April, war in Syrien und Palästina bei Anwendung meiner Ch.-Prophylaxe trotz sehr häufiger Darmkatarrhe zwar fieberfrei geblieben, erkrankte aber nach Rückkehr aus Palästina Anfang 1919, im April 1919 an M.-Perniziosa, wiederum April 1920, dann im März und August 1922 und Anfang Mai 1924. Es bestand 1924 nur wenige Stunden Fieber bis 39,4 mit starkem Schüttelfrost und äußerst spärlichen Parasiten. Jedesmal war bei meinen Rezidiven kalte Witterung vorhergegangen.

Man hat bekanntlich schon häufig von mehrjährigen Latenzperioden berichtet, Breinl sogar von einer 17jährigen, Baker von einer 13jährigen, so daß Skepsis angebracht ist. An der Tatsache, daß zwei- bis dreijährige Latenzperioden zwischen einzelnen Anfällen liegen können, ist aber nicht zu zweifeln.

Der Standpunkt von Bates und Rieux, die eine längere als ein- bis zweijährige Latenzperiode nicht anerkennen wollen, ist daher im Interesse von versorgungsberechtigten früheren Kriegsteilnehmern als absolut ungerecht abzulehnen.

Immerhin ist eine längere als 3jährige Latenzperiode sicher doch zu den großen Ausnahmen zu rechnen. Damit stimmt denn auch überein, daß meine Malariafälle vom Weltkriege her seit 1920 sich jedes Jahr stark vermindert haben, und daß ich in diesem Jahre, außer bei mir selbst, einen positiven Parasitenbefund bei Kriegsteilnehmern nicht mehr habe erheben können.

Bemerkenswert war, daß in den Nachkriegsjahren meine M.-Fälle aus Mazedonien nicht nur absolut, sondern auch prozentual und auch bezüglich Hartnäckigkeit die aus der Türkei weit übertrafen.

Die epidemiologischen Malariakurven, wonach in Südeuropa die Tertiana-Neuerkrankungen schon einen Monat eher als die Perniziosaerkrankungen beginnen, nämlich Tertiana im Juni/Juli, Perniziosa im August/September, weiter südlich sogar noch im Oktober, wurden erneut bestätigt, ebenso die Tatsache, daß die Monate April/Mai und Oktober/November (Wettermonate) im allgemeinen am meisten Rezidive bringen. Ueber den näheren Mechanismus vgl. die Monographie.

In der Technik der Untersuchung hat der Krieg nennenswerte Fortschritte nicht gebracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Nach wie vor benutzte ich für Massenuntersuchungen meine Romanowsky-Ziemann-Färbemethode, die es uns gestattet, unter Benutzung derselben Farbflüssigkeit während 2—3 Monate, nach einfachem Eintauchen der in Methylalkohol gehärteten Blutpräparate schon nach fünf Minuten eine kräftige Chromatinfärbung zu erzielen. Fertige Giemsalösung erwies sich in dem heißen Syrien und Palästina nicht selten als unwirksam geworden).

Nun zu einigen evtl. Folgeerscheinungen der Malaria, soweit sie für Kriegsteilnehmer während und nach dem Kriege von Bedeutung für die Frage der Kriegsdienstbeschädigung werden sollten. (K. D. B.)

Perniziöse Anämie ist bekanntlich nach Malaria mehrfach beschrieben worden. Unter den von mir wegen perniziöser Anämie behandelten früheren Kriegsteilnehmern befanden sich zwei mit Malaria-Anamnese. Ich habe, da ein Beweis für den unmittelbaren Uebergang einer Malaria-Anämie in perniziöse Anämie in keinem Fall zu erbringen war, die ätiologische Bedeutung der M. für die Frage der Kriegsdienstbeschädigung offengelassen, im übrigen aber wegen der Kriegsstrapazen und wegen der evtl. Schwächung des Organismus durch die M. für die perniziöse Anämie K. D. B. im Sinne der Begünstigung angenommen. Stände die perniziöse Anämie mit M. in direktem Zusammenhange, — sie müßte unendlich viel häufiger beobachtet werden.

Betr. der Leukämie habe ich mich vor den Versorgungsgerichten ganz ähnlich ausgesprochen (selbst in dem malariaverseuchten Kamerun habe ich seinerzeit nur zwei Fälle von Leukämie bei Negern gefunden).

Polyglobulie bei früheren Kriegsteilnehmern sah ich zweimal. In beiden Fällen war eine angebliche M.-Anamnese durchaus zweifelhaft. Der eine Fall war mir wegen seines riesigen Milztumors offiziell als „chronische Malaria" überwiesen worden. Ich verhielt mich im Gutachten ebenfalls ablehnend. Nach Erich Mayer wäre sie manchmal nach M. beobachtet worden. Ich habe Polyglobulie in Kamerun nur einmal bei einem Neger beobachtet und auch im Kriege pp. nichts von einem gehäuften Auftreten von Polyglobulie gesehen.

Kachexie bei nicht durch andere Erkrankungen pp. komplizierter und energisch behandelter Kriegsmalaria habe ich selber nicht gesehen, ist dagegen häufiger von Franzosen an ihrer Salonikifront beobachtet worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beteiligung der Haut ist bei Kriegsmalaria mehrfach beschrieben worden in Form eigenartiger Exantheme, die aber nie etwas für die Malaria charakteristisches aufwiesen. (ich erinnere an die Veröffentlichungen L. Brauers und E. Fränkels sowie Walterhöfers und anderer), ferner umschriebener Oedeme (z. B. von Schittenhelm und Schlecht, Seyfarth, Löwenstein usw.). Ich habe alles das trotz enormen Materials nicht zu sehen bekommen.

Auch Gangrän der Haut und lokale Haut-Asphysie, erstere speziell an der Salonikifront bei Kachektikern, ist von Franzosen beschrieben worden. Daß unter Umständen Sporulationsformen der Perniziosa speziell die Hautkapillaren befallen können, ist durchaus möglich.

Herpes beobachtete ich auch im Kriege mehrfach bei Tertiana, häufiger auch bei Perniziosa, und zwar in drei Fällen mit Exacerbation bei jedem Anfall. Schnabel faßt ihn bekanntlich als Krankheit sui generis auf mit Hinterlassung von Immunität. Meine Beobachtungen scheinen wohl dagegen zu sprechen.

Malaria dysenterica, d. h. eine mit z. T. blutigen Diarrhöen verlaufende Malaria, bei der wir keine Mischinfektion mit echter Bazillen- oder Amöbenruhr anzunehmen haben, ist im Kriege mehrfach beobachtet, ebenso eine M. cholerica ohne Nachweis von Cholorabazillen, nach meinen erneuten Erfahrungen in Syrien und Palästina stets nur im Anschluß an Nässe- und Kälteeinwirkungen auf die Truppen.

Milztumor, der während des Krieges natürlich oft genug, speziell bei Tertiana und häufiger rezidivierender Malaria, beobachtet wurde, kam nach energischer Behandlung seit 1922 nicht mehr zur Behandlung. Ich glaube in vier Fällen bei energischer Chinin-Therapie mit gleichzeitiger endovenöser Injektion von Caseosan (später von Yatren-Casein) im Sinne der Reizkörper-Therapie schnellere Rückbildung als in vier Kontrollfällen nach Ch.-Therapie allein erzielt zu haben.

Ein chronisch bleibender Milztumor nach Heilung der Kriegsmalaria dürfte bei energischer Therapie also wohl kaum vorkommen.

Milzruptur, die ja gar nicht so äußerst selten vorkommt, scheint nach den bisherigen Erfahrungen im Weltkriege kaum eine Rolle gespielt zu haben, wohl wegen der meist schnell einsetzenden energischen Ch.-Therapie.

Immerhin sei vor energischer Milzpalpation bei Malarikern gewarnt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leberschwellung bei chronischer Malaria wurde im Kriege oft genug beobachtet. Bekanntlich kommt es dabei leicht zu trüber Schwellung und lokalen Nekrosen im Lebergewebe, die aber bei Heilung immer wieder zurückgehen. Nach Jonesco, Popper, Nicholls, Löwenstein soll es danach auch zu echter Cirrhose kommen können. Ich selber habe das nie gesehen. Saupe rechnet mit dieser Möglichkeit.

Bleibende Lungenerkrankungen nach Kriegsmalaria sind abzulehnen, trotz stärkster Pigmentablagerungen, die in den Lungenkapillaren gefunden werden konnten.

Herzerkrankungen, und zwar des nervösen Apparates, z. T. sich äußernd in Arrhythemie, Extrasystolen, oft länger dauernder Tachykardie und auch Angina pektoris, sind im Anschluß an Kriegsmalaria mehrfach beobachtet worden. Ich erlebte eine solche ungemein heftige Angina pectoris, kommend und gehend bei jedem Perniziosaanfalle, seinerzeit schon in Kamerun. Bei chininresistenter Malaria mit sehr häufig wiederholten Anfällen können die Störungen dauernd werden und sind dann zweifellos als K.D.B.-Leiden aufzufassen. Chronische Malaria-Anämie kann natürlich auch zur Schwächung des Herzmuskels führen.

Endocarditis und Endarteritis auf malarischer Basis habe ich, trotz der gegenteiligen Befunde der Franzosen in Algier, nicht feststellen können.

Blutdrucksteigerung als Folge von Kriegsmalaria wurde auch von zwei Patienten angegeben. Da wir bei chronischer M. nach den Untersuchungen A. Plehns, Ziemanns und anderer mit Blutdrucksenkung zu rechnen haben, wird man derartige Ansprüche kritisch zu betrachten haben. Weitere Untersuchungen darüber wären wünschenswert. Venenthrombosen sah ich zweimal bei marantischen Kriegsmalarikern, wahrscheinlich in erster Linie bedingt durch die Blutdrucksenkung.

Nierenaffektionen, im Sinne einer Nephrose bzw. Glomerulo-Nephritis sind unzweifelhaft, speziell bei Perniziosa-Anfällen, nicht so selten zu beobachten, zeigen aber nach meinen Erfahrungen bei entsprechender Therapie durchaus Neigung zur Heilung. Einen Uebergang in chronische Nephritis habe ich nie beobachtet und scheint außer von Enright m. W. nicht behauptet zu sein. Evtl. K. D. B.-Ansprüche müßten also wohl sehr kritisch geprüft werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Nervensystem war bei Kriegsmalaria, wie schon vorauszusehen, außerordentlich häufig betroffen und konnte auch bleibende Schädigungen erfahren, in Folge der Malariatoxine, Verstopfung der Hirnkapillaren mit sekundären kleinen Hämorrhagien und Nekrosen und durch die speziell von Dürck zuerst näher beschriebenen Gliazellenwucherungen sowie das Auftreten lokaler kleiner Malaria-Granulome. Letztere wurden allerdings von einigen Autoren, z. B. Benda und Christeller, Mühlens und Kirschbaum nicht in allen Fällen wiedergefunden.

Wir haben so eine Erklärung für die ungeheure Mannigfaltigkeit der Ihnen allen wohlbekannten nervösen Symptome bei aktiver Malaria (Coma, Krämpfe, Tetanie, Schluchzen usw.) wie auch lokaler Erscheinungen. Es ist ganz unmöglich, dieselben hier alle im einzelnen wiederzugeben.

Die von mir schon früher getrennten Gruppen der Malariapsychosen wurden auch im Kriege wiedergefunden, 1. die Fieberdelirium-Psychosen, mehr oder weniger an die akuten Anfälle gebunden, meist während derselben stärker werdend und nach den Anfällen bei entsprechender Therapie schnell und ganz abheilend, 2. die gewöhnlichen Malariapsychosen, meist während oder nach den Anfällen entstehend und einige Wochen bzw. Monate oder noch länger dauernd, um dann (seltener) in Demenz oder (bei entsprechender Therapie) in Heilung überzugehen.

Die Gruppe 2, also der Malariapsychosen, scheint meist nur bei chronischer Malaria zu entstehen, nachdem ein schädigendes Moment länger auf die Psyche gewirkt. Eine gewisse „Disposition“ ist mehrfach nachzuweisen. In erster Linie scheint dieser Gruppe ein mehr depressiver Charakter eigentümlich zu sein. Im übrigen ließen sich die Malariapsychosen inhaltlich nicht von den gewöhnlichen anderen trennen.

Zu ähnlichen Resultaten kam auch Forrester, der fast ein Jahr die englischen Geisteskrankheiten an der „Saloniki“-Front beobachtete. Es waren 116 Fälle mit M.-Anamnese, meist gekennzeichnet durch Verwirrtheit, ebenso häufig durch Depression. In acht Fällen kam es zu deutlich ausgesprochener Dementia präcox. Bei 24 Fällen mit Depression bestand hereditäre Belastung in neun, bei 31 Fällen von Verwirrtheit in sieben Fällen. Die Prognose war durchschnittlich gut. Zu bemerken ist aber, daß es sich in diesen Fällen um ausgesuchtes Menschenmaterial (Soldaten) handelte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Psychosen marantischer Malariker, die als gewöhnliche Erschöpfungspsychosen zu betrachten sind, können wir hier außer acht lassen.

Bei den oft abstinenten Türken schien Gruppe 1 und 2 zweifellos seltener zu sein als bei den labileren Deutschen.

Das Symptomenbild der multiplen Sklerose (von Moli bestätigt) sah ich einmal bei einem deutschen Kollegen nach einfacher Tertiana, trotz Heilung derselben, sich entwickeln, wo andere Momente, wie Lues usw. völlig auszuschließen waren und infolgedessen K.D.B. angenommen werden mußte (Dürcksche Granulome!). Chinin blieb ohne jede Wirkung. Vor dem Kriege sind auch schon Fälle beschrieben worden, wo die Symptome intermittierend, d. h. nur während der Anfälle auftraten.

Epilepsie nach Malaria ist ebenfalls beschrieben, z. B. ein Fall von Wilucki. Ich selber hatte noch 1923 zwei Fälle in Behandlung, einen noch vor kurzem, deren epileptiforme Krämpfe ätiologisch in Beziehung zu bringen waren zur Kriegsmalaria, und die noch jetzt ab und zu kleine Anfälle haben wollen. Allerdings gelang mir außer dem Nachweis einer erheblichen Monozytose kein positiver Pa.-Befund.

Cerebrale Neurasthenie und Kriegsmalaria können zweifellos in Beziehung zueinander stehen, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß ein so mannigfacher Symptomenkomplex wie der der Neurasthenie auch durch die ganzen Kriegsverhältnisse bei dazu Disponierten ausgelöst werden kann, so daß also die M. nur als begünstigender Faktor zu betrachten ist.

Wir kennen ja unzweifelhaft auch eine Kriegsneurasthenie ohne M. (Bei vorhandener Neurasthenie chronischer Kriegsmalariker habe ich mich fast immer nur im Sinne der Begünstigung ausgesprochen.) Die ungeheure Not in der Inflationszeit mit ihren seelischen Martern ist dabei natürlich ätiologisch auch zu bewerten.

Bemerkenswert ist, daß solche Neurastheniker, auch wenn keine aktive Malaria mehr nachweisbar, zur Beseitigung ihrer Beschwerden oft immer wieder Chinin verlangen, da sie ohne Chinin nicht leben können. Immerhin ist die Zahl dieser Neurastheniker in den letzten Jahren in meiner Klientel immer geringer geworden.

Mangel an Gedächtnis und Konzentrationsfähigkeit infolge chronischer Malaria wurde in den ersten Jahren nach dem Kriege mehrfach beklagt. Jeder Tropenarzt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hatte ähnliches ja schon früher in den Tropen erlebt. In den letzten Jahren ist diese Klage geringer geworden.

Fälle von Monoplegie, z. T. mit Aphasie, Paraplegie usw. sind ebenfalls beschrieben, von Wörner auch Polyneuritis infolge mazedonischer M. mit gastrischen Krisen und pseudotabischen Erscheinungen und Heilung nach Ch.

Auf evtl. Störungen der Sinnesorgane infolge von Malaria kommen wir weiter unten noch zurück.

In diagnostischer Beziehung wichtig wurde vor allem die Diagnose der inaktiven Kriegsmalaria. Behufs Festsetzung von Rentenansprüchen wurden eine zeitlang die sogenannten Provokations-Methoden sehr empfohlen, um die M.-Parasiten in die periphere Zirkulation zu treiben. Ich unterscheide hier:

1. die mechanischen Methoden, wie Schwitzbäder, Milzduschen, Ruderübungen, Bestrahlungen mit Höhensonne oder Sonnenlicht,

2. die medimankatösen, z. B. Injektionen von Adrenalin oder Strychnin oder nach Art der Reizkörper-Therapie Injektionen von Nucleohexyl, steriler Milch, Pferdeserum usw. Ich warne mit den meisten Autoren, wie A. Plehn, Nocht-Mayer vor der mißbräuchlichen Anwendung dieser meist recht unsicheren Mittel. Insbesondere warne ich dringend vor Adrenalin-Injektionen, nachdem ich zweimal danach schwere Krämpfe und Kollaps sofort nach der Injektion gesehen.

Am ehesten kämen noch in Frage Schwitzbäder, Höhensonne und Ruderübungen.

Das Anbohren des Marks der kurzen Knochen, wie es wieder von Seyfarth empfohlen wurde, wäre m. E. doch mehr für schwierige, nicht ambulante Fälle zu reservieren. Für praktische Fälle genügt bei genügend gesicherter Malaria-Anamnese für die Wahrscheinlichkeitsdiagnose der Nachweis einer deutlichen Monozytose (über 12%) mit Lymphozytose und Verschiebung des Blutbildes nach links, insbesondere wenn noch gleichzeitig Basophilie (bzw. Urobilinurie) vorhanden ist. Dabei wäre aber zu bemerken, daß nach meinen Erfahrungen bei unzweifelhafter chronischer, inaktiver Malaria zuweilen (aus mir noch unbekannten Gründen) die Monozytose auch fehlen kann.

Die Wassermann-Methode hat bei inaktiver Malaria jeden Wert verloren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Therapeutisch steht bei der Kriegsmalaria das Chinin-Alkaloid immer noch obenan, so sehr man seinen Wert neuerdings auch zu verkleinern suchte. Meine seit Jahren vertretene Ansicht, daß das Chinin nicht direkt, sondern indirekt auf die Parasiten wirkt, ist durch die neueren Untersuchungen von Mühlens und Kirschbaum weiter bestärkt worden. Ob hierbei evtl. auch eine Aktivierung des Chinins durch gewisse Lipoide, speziell das Lezithin, im Sinne Kritschewskys und Muratoffas, eine Rolle spielt, müßten weitere Untersuchungen lehren.

Praktisch wichtig sind die evtl. bleibenden Wirkungen des Ch. auf Auge, Ohr und Herz. K.D.B.-Ansprüche sind oft genug geltend gemacht mit der Begründung, daß die betr. chronischen Leiden durch die M. bzw. M. plus Chinin bedingt worden seien. In der Tat sind ja schon Fälle von Netzhautblutungen, Retinitis und Retinochorioiditis nach M. beobachtet worden, nach Chinin auch Störungen des Sehnerven. Praktisch gehören solche Fälle zu den größten Seltenheiten und sind bei therapeutischen Ch.-Dosen kaum zu erwarten.

Isolierte dauernde Störungen des Gehörs nach Malaria und nach häufigen therapeutischen Ch.-Dosen habe ich bisher mit Sicherheit nicht nachweisen können. Diejenigen Fälle, wo solche Störungen im Anschluß an schon früher bestandene alte chronische Mittelohrkatarrhe pp. sich anschlossen, werden in jedem Falle kritisch zu beurteilen sein, ebenso die Fälle von nervöser und muskulärer Störung der Herztätigkeit, die auf den längeren therapeutischen und prophylaktischen Gebrauch des Ch. während des Krieges zurückgeführt werden.

Eine isolierte Herzneurose, die allein auf die gewöhnliche, im deutschen Heere geübte Ch.-Therapie und Prophylaxe zurückzuführen wäre, kann ich nicht anerkennen.

Von den Chininpräparaten verdient bei Kriegsmalaria mehr als bisher das billigere Ch. sulfuric., ferner bei Chininresistenz das noch billigere Chinidin und evtl. auf Grund neuester sorgfältiger Untersuchungen Actons, das alle China-Alkaloide, speziell auch das Chinidin enthaltende, sehr billige Cinchona-febrifuge in Frage zu kommen, je in Tagesdosen von 1—2 g.

Bezüglich der in der deutschen Armee geübten Ch.-Therapie und Prophylaxe kann ich mich kurz fassen und verweise in der Beziehung auf einen in der D. Med. Woch. erschienenen Aufsatz bzw. auf die Monographie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich selber empfehle eine Therapie mit Mindesttagesdosen von 1,2 g in therapeutischen Dosen, bei Perniziosa von 2×1,0 bzw. 4×0,5 pro die bis acht Tage nach T.-Abfall oder Schwinden der Schizonten, dann zwei Tage Pause, zwei Tage Chinin, zwei Tage Pause, zwei Tage Chinin, dann 6—8 Wochen noch jeden Mittwoch und Sonnabend je 1 g. Die Nochtsche Schule gibt nur während des Fiebers und noch fünf Tage nach demselben 1 g Ch., dann vier Tage Pause, drei Tage Chinin, vier Tage Pause, drei Tage Ch. usw. bis 6—8 Wochen. Diese meine Nachbehandlung ging so in meine von der Heeresverwaltung für die Etappe eingeführte Ch. prophylaxe, jeden Mittwoch und Sonnabend 1,2 g über (d. h. vormittags und abends je 2×0,3).

Nach meiner Ansicht war schon aus disziplinaren Gründen die Methode der möglichst ungeteilten therapeutischen Ch.-Tagesdosen bei der Nachbehandlung der Prophylaxe anzupassen, da bei der Ch.-Prophylaxe eine Teilung der Ch.-Dosen in mehr als zwei pro die schon aus dienstlichen Gründen nicht durchführbar ist.

Die Frontsoldaten sollten nach der deutschen Vorschrift (nach Celli) tgl. 0,3 Ch. erhalten, was namentlich in Gegenden mit Perniziosa sich als viel zu gering erwies. Engländer, Franzosen, Italiener machten später dieselbe Erfahrung.

Die Engländer gaben zur Nachbehandlung später 10 grains tgl. Ch. (vorzugsweise Ch. sulfuric.) an sechs Tagen in der Woche oder 15 grains tgl. an vier Tagen in der Woche oder 20 grains tgl. dreimal in der Woche, oder 30 grains tgl. an zwei Tagen in der Woche, bis Patient mindestens 60 Tage fieberfrei geblieben war.

In der italienischen Armee erhielten nach Schiassi die Parasitenträger sechs Tage 1,6 g, 14 Tage tgl. 0,8, zwei Monate tgl. 0,4. Prophylaktisch wurde tgl. 0,4 Ch. gegeben, in schwer verseuchten Gegenden tgl. sogar 0,8 g.

Von ungeheurer Bedeutung wurde für alle Armeen das Problem der Chininresistenz. Ich unterscheide schon seit Jahren drei Arten:

1. die durch Prädilektions-Sitz der Parasiten in gewissen inneren Kapillarbezirken bedingte,
2. die durch endogene Ch.-Resistenz gewisser Parasiten-Stämme und
3. die durch Fehlen von Immunkräften bei den Patienten bedingte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Letztere dürfte praktisch wohl am häufigsten bei der Kriegsmalaria in Frage gekommen sein. Bezgl. Einzelheiten verweise ich auf die Monographie.

Therapeutisch erwies sich die resistente Kriegsmalaria noch am besten beeinflußbar durch die Kombination von kräftiger Ch. plus Neosalvarsan-Therapie, wobei mit einigen Ch.-Dosen (möglichst kombiniert mit Schwitzbädern) zu beginnen ist. Ich habe, im Gegensatz zu Friedemann, bei derartigem vorsichtigen Vorgehen niemals Salvarsan-Leberschädigungen bei Kriegsmalarikern trotz Hunderter von Fällen erlebt.

Die übrige Prophylaxe wird zu bemessen sein, je nachdem es sich um einen Bewegungs- oder Stellungskrieg handelt. Im ersteren Falle kommt praktisch fast nur die Ch.-Prophylaxe in Frage, im letzteren die möglichste Kombination aller bekannten Methoden.

Der mechanische Schutz hat bei den speziellen Kriegsverhältnissen wohl bei allen Heeren mehr oder weniger versagt, wenigstens im Bewegungskriege, was die Anwendung der vorgeschriebenen Moskitonetze anbelangte.

Schwarzwasserfieber, als Komplikation der Malaria, ist natürlich auch im Kriege und nachher bei Kriegsmalaria beobachtet worden. Es ist bemerkenswert, daß es in Mazedonien s. Zt. von den meisten Autoren in der kühlen Jahreszeit beobachtet wurde. Seyfarth hatte in SO.-Bulgarien eine Mortalität von 30 bis 50%, Phear unter 136 Fällen eine solche von 26,5%, Armand Delille, Paisseau und Lemaire ebendort bei französischen Truppen von 30%. Taute sah in Deutsch-Ostafrika bei deutschen Truppen einen Anteil des Schwarzwasserfiebers von 64,2% an der Gesamtmortalität.

In allen diesen Fällen handelt es sich aber auch um ungeheure vorhergegangene Strapazen. Ich selber sah bei deutschen Truppen in Syrien und Palästina trotz überreichlichen M.-Materials nur 2 leichte Fälle, bei türkischen im ganzen nur 3, ohne damit natürlich die richtige Gesamtzahl angeben zu können. In Deutschland sah ich nach dem Kriege nur 4 leichtere bzw. nur mittelschwere Fälle im Anschluß an Chinin-Therapie.

Wir können zusammenfassend auf Grund der Kriegserfahrungen sagen, daß die Malaria trotz der schweren Opfer, die sie auch im letzten Weltkriege und nachher gefordert, bei richtiger Energie und richtigen Mitteln doch mit erheblichem Erfolg bekämpft werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann. Möge es unserem Vaterlande vergönnt sein, diese Kampfmethoden bald wieder in eigenen Kolonien geübt zu sehen.

Prof. **A. Plehn:** Die klinischen Eigentümlichkeiten der sogen. Kriegsmalaria gipfeln in der Hartnäckigkeit, mit welcher sie oft der Chininbehandlung trotzt. Die alte Vorstellung, daß die Malariaparasiten in der Zirkulation direkt vom Chinin getötet werden, etwa wie Infusorien in einer Chininlösung von ausreichender Stärke, dürfte aufgegeben sein. Selbst die Tatsache der Chininspeicherung in den roten Blutzellen kann die Wirkung allein kaum erklären. Ganz allgemein gesprochen, dürfte es sich um einen Reiz handeln, der indirekt die Gegenwirkung des Organismus auslöst oder steigert.

Ist das richtig, so wird auch hier das biologische Gesetz von Arndt-Schultze gelten, nach dem kleine Reize fördern, große hemmen, ganz große lähmen. Sehr große Chiningaben bringen danach mindestens keinen Vorteil.

Voraussetzung bleibt in jedem Falle eine gewisse Reaktionsfähigkeit des Organismus, die zweifellos durch psychische Momente mitbedingt ist. Fehlt sie, so bleiben die größten Chiningaben wirkungslos oder wirken selbst ungünstig. Hierher gehören die chininrefraktären Fälle von sogen. Kriegsmalaria zum allergrößten Teil. Sicher ist, daß man es keineswegs in der Hand hat, eine ungenügende Wirkung durch Erhöhen der Dosis willkürlich zu steigern. Man muß hier den Gesamtzustand des Organismus im weitesten Sinne verbessern.

Prof. Claus **Schilling:** Nach Beobachtungen an Kriegsteilnehmern erlischt die Malaria nach etwa 3 Jahren. Die Malaria in Deutschland hat nach dem Kriege eher ab- als zugenommen.

Im Auftrage von Otto, Berlin, teilt Schilling noch mit:

„Bereits 1906 hat Krulle (D. militärärztl. 1906, S. 6) auf eine eigentümliche Erscheinung bei der Durchführung der Chininprophylaxe beim Expeditionskorps in China aufmerksam gemacht, nämlich darauf, daß die Neuerkrankungen auf das nächste Jahr verdrängt wurden. Eine ähnliche Beobachtung konnte ich 1917 bei 3 Divisionen am Naroczsee machen. Zwei von ihnen, welche schon seit dem vergangenen Jahr in dieser Gegend lagen, hatten im Frühjahr 1917 zahlreichere Erkrankungen als eine dritte neu hinzugekommene, während andererseits bei einer nach dem Westen abtransportierten Division dort in malariafreier Gegend im Früh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jahr 1917 mehr Erkrankungen an Malaria vorkamen als 1916 im Osten (s. bei v. Wasilewski, Handbuch von Schjerning, Bd. 7). Aehnliche Beobachtungen auch von Kirschbaum und Plehn."

Prof. **Werner:** Was die Dauer einer Malariainfektion anlangt, so habe ich einen zweifellosen Fall von 4½jähriger Dauer einer Malaria beobachtet bei einem Herrn, der 1916 Kamerun verlassen hat und sich dann keiner neuen Infektion ausgesetzt hat. Ich fand bei ihm ausgesprochenes Fieber mit reichlichem Parasitenbefund.

Die jahreszeitliche Rezidivverteilung zeigt nach Beobachtungen im Kriege (Waltershöfer reine Rezidivkurven) einen ausgesprochenen Unterschied zwischen Tertiana und Tropika, von denen die erstere vorwiegend im Frühjahr rezidiviert, während die Tropikarezidive sich bereits in den Herbst- und Wintermonaten zeigen.

Die Frage der Chininresistenz der Malariaparasiten hat nicht nur wegen ihrer praktischen Bedeutung, sondern auch wegen ihres theoretischen Interesses weitgehendste Beachtung gefunden. Bereits vor dem Kriege wurde sie aufgeworfen und auf Grund klinischer und epidemiologischer Beobachtungen erörtert (Nocht-Werner, Heiva). Die im Zusammenhang mit diesen Erörterungen von Werner gemachte Unterscheidung zwischen Warmblüter- und Kaltblüterpassagenresistenz, ferner die zwischen absoluter und relativer Resistenz, darf ich als bekannt voraussetzen.

Ich möchte hier etwas näher eingehen auf die Begründung des Zustandekommens dieser Resistenz, welche ihr neuerdings von Rodenwaldt und Baur gegeben worden ist. Rodenwaldt und Baur erklärten die Chininresistenz der Malariaparasiten mit Hilfe der Selektionstheorie. Die Voraussetzung für diese Begründung ist die Annahme des Vorkommens natürlich resistenter Stämme neben nicht resistenten, ferner die Annahme, daß eine schon vorher existierende, sehr widerstandsfähige Rasse reingezüchtet wird. Es fehlt uns bisher jeder Nachweis natürlichresistenter Parasiten. Betrachten wir doch einmal die Verhältnisse bei den Trypanosomen, deren Verhalten den Arsenikalien gegenüber Gegenstand der genialen Arbeiten Ehrlichs war.

Bei diesem experimentellen Festigen eines Trypanosomenstammes gegen Arsen treffen die Voraussetzungen für eine Erklärung durch die Selektionstheorie nicht zu. Es fehlt zunächst an widerstandsfähigen Parasiten, und erst durch allmähliche Zufügung der Giftdosis wird in den Parasiten auf dem Wege der Idiovariation die arsenfeste Art gezüchtet. Noch deutlicher ist das Zustande-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommen der Festigkeit der Trypanosomen auf dem Wege der Mutation bei der Bildung der Serumfestigkeit, die im Gegensatz zur Arzneifestigkeit nach Ehrlich schnell und schlagartig erfolgt. Ehrlich nahm für diese Umwandlung an, daß sich dabei der Rezeptor durch eine neue Rezeptorenart, die sich aus potentiellen Anlagen bilde, ersetzt werde.

Diese Mutation ist nun auf ungeschlechtlichem Wege weiter vererblich. Die arsenfesten Stämme Ehrlichs behielten ihre Arsenfestigkeit jahrelang bei.

Es handelt sich also bei dieser Umwandlung nicht um eine Reinzüchtung bereits vorher resistenter Stämme, sondern um Entstehung neuer Stämme mit neuen inneren Anlagen.

Bemerkenswert ist nun, daß diese Idiovariation den Geschlechtsakt nicht überdauert, wie wir aus den Beobachtungen Gonders bei Trypanosoma Lewisi in der Rattenlaus wissen.

Wäre die Entstehung der Arzneifestigkeit Folge einer Selektion, so müßten die durch Selektion reingezüchteten Parasiten ihre Besonderheit über den Geschlechtsakt hinaus weiter erkennen lassen. Der Umstand, daß das nicht der Fall ist, spricht nicht für Selektion.

Ich bin mir wohl bewußt, daß es etwas Mißliches hat, die Vorgänge bei Serumparasiten zum Vergleich heranzuziehen beim Studium von biologischen Vorgängen, bei Malariaparasiten, aber die Halbmonde und die jungen Merozoiten sind ja auch als Serumparasiten anzusehen, ganz abgesehen davon, daß die Reaktionsweise auf chemotherapeutische Eingriffe bei Malariaparasiten und Trypanosomen viel ähnliches hat.

Das Problem der Chininresistenz der Malariaparasiten und Trypanosomen hat große Bedeutung auch für die Erörterung der alten bedeutungsvollen biologischen Grundfrage durch die Vererbung erworbener Eigenschaften. Es scheint, daß die Vererbungsforscher bisher die insbesondere aus den Trypanosomenarbeiten Ehrlichs sich ergebenden Schlußfolgerungen sich haben entgehen lassen.

Die experimentelle Erzeugung der Arsenfestigkeit der Trypanosomen, der Chininfestigkeit der Malariaparasiten und insbesondere der Serumfestigkeit der Trypanosomen liefert starke Argumente für die Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften bei der ungeschlechtlichen Vermehrung von einzelligen Lebewesen.

Für die ungeschlechtliche Vermehrung der Malariaparasiten kommen wir also mit Selektionstheorie als Erklärung für die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Resistenz nicht aus; für die geschlechtliche Entwickelung liegen bisher nicht genügende Erfahrungen vor.

Prof. Viktor **Schilling** weist darauf hin, daß die Baursche Selektionstheorie mit seinen praktischen Erfahrungen im Taurus (Türkei) gut übereinstimmten. Sch. hat (übrigens unabhängig und lange vor Rodenwaldt) auf die „Auslese bösartiger Stämme" von Malaria durch Ausmerzung leichterer Infektionen infolge ausgedehnten Chiningebrauches an solchen Orten hingewiesen, wo endemische bösartige Malaria vorkam.

Zur Behandlung chron. chininresistenter Fälle ist besonders kombinierte Urethanchinin- und Salvarsankur zu empfehlen. Nach Prüfung der Chininverträglichkeit des Patienten (0,5, bzw. 1,0 g Chinin per os) wird intravenös Neosalvarsan 0,45, am nächsten Tage 0,75—1,0 Urethanchinin in 20 ccm Kochsalzlösung gegeben. Dann folgen einige Tage Chinin 1,2 g per os und evtl. nach etwa 5—7 Tagen eine Wiederholung der gleichen Kur. Weitere Nachbehandlung erwies sich meist nicht notwendig.

Bei der Urethanchinin-Injektion ist größte Vorsicht und sehr langsames Injizieren zu empfehlen; sie sollte nur klinisch vorgenommen werden.

Prof. **Ruge** bittet um Mitteilung von Malaria-Erkrankungsziffern bei den deutschen Truppen und desgl. um Mitteilung, ob Unterschiede im Auftreten von chininfesten Malariastämmen bei deutschen Truppen und türkischen Truppen beobachtet sind.

Prof. **Fülleborn** demonstriert an nebenstehenden Kurven (entnommen aus: Fülleborn, „Die Malariaklinik und die Bekämpfung der Malaria im Felde auf Grund der im Sommer 1916 bei deutschen Truppen in Südmazedonien gemachten Erfahrungen" usw. — gedruckt 1917 für den Dienstgebrauch), daß im Jahre 1916 bei den im Winter 1915/16 aus Deutschland und Frankreich zum Wardar-Gebiet (Südmazedonien) gekommenen Truppen die Malaria erst Ende Juni einsetzte, d. h. gerade um dieselbe Zeit, wo nach Celli in der römischen Campagna die Neu-Infektionen beginnen. Es fehlte also bei diesen von früheren Jahren her malariafreien Truppen die „Frühjahrs-Malaria" im Jahre 1916 gänzlich, während bei denselben Formationen und in derselben Gegend nach dem Ueberstehen des Malaria-Jahres 1916, im Frühjahr 1917 recht reichlich Tertiana vorhanden war. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Frühjahrs-Malaria ist also offenbar als Rezidiv-Malaria vom vorigen Jahre aufzufassen, und zwar auch dann, wenn im Vorjahre die im Frühjahr Erkrankenden klinisch malariafrei geblieben waren, was — zumal bei Chininprophylaxe — offenbar recht häufig der Fall ist. Daß Malariaparasiten selbst jahrelang symptomlos im Körper verweilen können, beweist ein im Barmbecker Krankenhaus zu Hamburg von Dr. Oehlecker beobachteter Fall, wo das Blut eines Mannes, der zwar in einer Malaria-Gegend verweilt hatte, klinisch aber angeblich nie an Malaria gelitten hatte, eine Reihe von Jahren nach Verlassen der Malaria-Gegend bei seiner Mutter, der er als „Blutspender" diente, einen Tropica-Anfall auslöste.

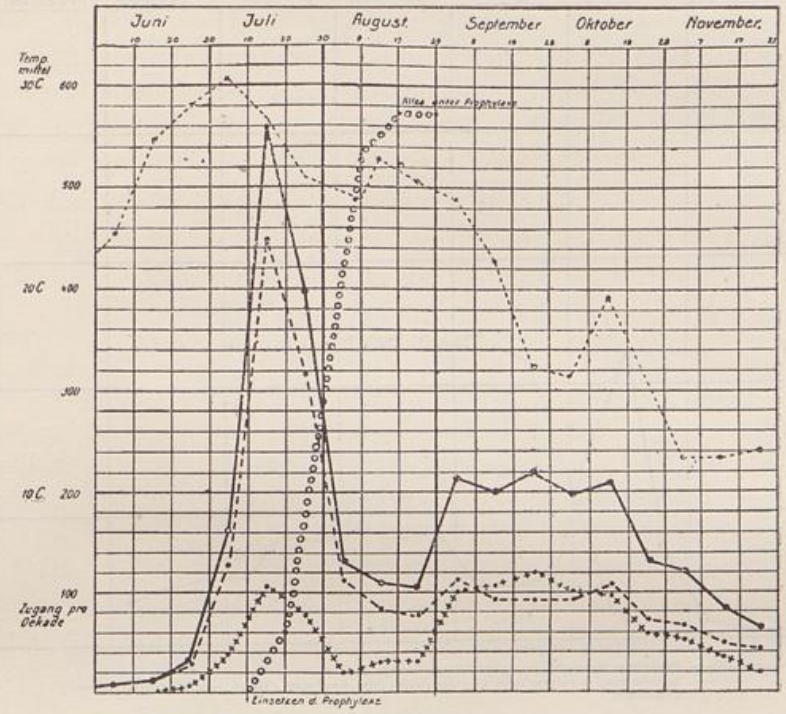
Das würde übrigens sehr dafür sprechen, daß sich die Malaria ebenso wie die Piroplasmose verhält, indem Immunität bei Malaria auch wohl nur auf Grund einer „Immunitas non sterilisans" im Ehrlichschen Sinne zustande kommt.

Ohne Chininprophylaxe wären während des Weltkrieges in schwerverseuchten Malariagebieten praktisch fast alle deutschen Mannschaften schon nach 2—3 Wochen wegen Malaria kampfunfähig geworden, so daß ein gar nicht aufzubringender mehrmaliger, vollständiger Ersatz der Mannschaften in jeder Malariasaison notwendig geworden wäre. Was z. B. ohne Chininprophylaxe bei den Wardar-Truppen 1916 nach dem voraussichtlichen Gange der jährlichen Epidemie zu erwarten gewesen wäre, ist ganz ungeheuerlich (siehe Kurve B)! Die Chinin-Prophylaxe war also eine absolute militärische Notwendigkeit, und sie hat sich bei Formationen, wo sie nicht nur angeordnet, sondern bei strenger Kontrolle auch durchgeführt wurde, nicht nur bei uns, sondern auch bei den Entente-Truppen durchaus bewährt. Freilich gibt es keine Form der Chininprophylaxe, die mit Sicherheit Malaria verhüten kann: weder die periodische mit größeren Chiningaben, noch die tägliche mit kleineren Dosen, die in der militärischen Praxis viele Vorzüge bietet.

Wo Mückenbekämpfung im Felde durchgeführt werden konnte, hat auch sie sehr wertvolle Dienste geleistet, während mechanischer Schutz durch Moskitonetze, Eindrahtungen usw. bei den Mannschaften oft dadurch illusorisch wurde, daß das Material zwar geliefert, aber nicht richtig benutzt wurde. Besser als schriftliche Anweisungen, die zu den Akten wandern, sind per-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kurve A.



——— Gesamtzahl der Malaria in 10 Tagen.
– – – – – – Tertianfieber.
+ + + + + + Tropenfieber.
○○○○○○○ Chininschutz (Hundert-Linie des Vordruckes = 6000 Mann unter Chininschutz).
——— Durchschnitt der täglichen Temperatur-Mittel für 10 Tage.

Fig. 27. **Malariaverlauf bei deutschen Truppen in Südmazedonien,** berechnet auf eine gleichbleibende Ist-Stärke von 30000 Mann. Nur die an der Front mikroskopisch festgestellten Fälle sind berücksichtigt.
Kinderbehandlung und Anophelenbekämpfung hatten in diesem Gebiete soweit tunlich stattgefunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kurve B.

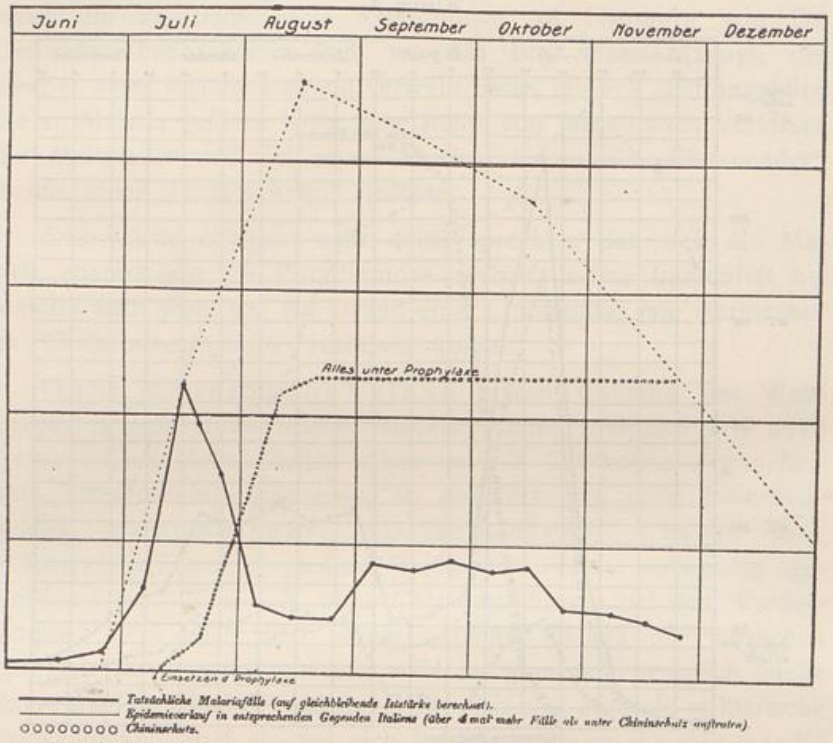


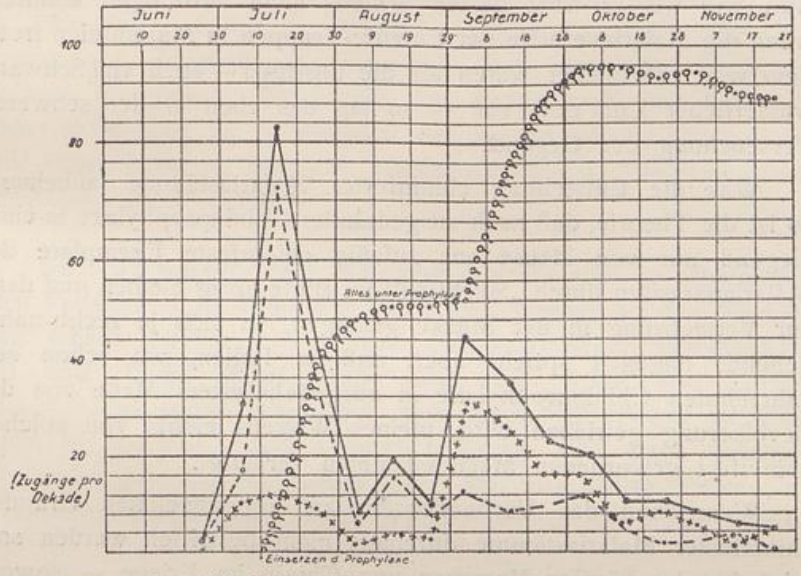
Fig. 30.

Der sonst bis gegen Mitte August zu erwartende weitere Anstieg der Malaria ist durch Chininschutz abgeschnitten. Die Vergleichskurve wäre für September und Oktober entsprechend dem gewöhnlichen Verlauf der Balkan-Malaria wahrscheinlich sogar noch ganz wesentlich zu erhöhen.

(Damit übereinstimmend hatte die russische Armee im türkischen Kriege — April 1877 bis Januar 1878 — nach einer Angabe von Mollow bei einer Iststärke von 600000 Mann über 50% Malaria, dagegen hatten unter Chininschutz stehende deutsche Truppen in Südmazedonien nur 10% Malaria [davon 1/3 Tropenfieber] im Vorjahr.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kurve C.



——————— *Gesamtzahl der Malaria in 10 Tagen.*
– – – – – – *Tertianfieber.*
+ + + + + + *Tropenfieber.*
ϙϙϙϙϙϙϙϙϙϙ *Menge des von diesen Truppen in den einzelnen Monatsdritteln zu Schutzzwecken verbrauchten Chinins (20 des Vordruckes = 2 kg Chinin). Seit Mitte August alles unter Chininschutz; der im September ansteigende Chininverbrauch ist durch Einführung stärkeren Chininschutzes (statt 0,9 jeden 5. Tag täglich 0,3, wo nötig mit Einschaltung von 0,9-Tagen) verursacht.*

Fig. 28.

Malariaverlauf bei deutschen Truppen in Südmazedonien unter besonders gut überwachtem Chininschutz bei etwa 3000 Mann die zu den Truppen der Tb. Fig. 27 gehören. Nur die in der Front mikroskopisch festgestellten Fälle sind berücksichtigt.

Kinderbehandlung und Anophelenbekämpfung hatten in diesem Gebiete soweit tunlich stattgefunden. (Der Hauptgrund für den Abfall der Malaria — der besonders im September und Oktober dem stärkeren Chiningebrauch entsprechend auffällt — war sicher die gute Überwachung des Chininschutzes, zumal bei diesen Truppen, die in besonders gefährdeten Niederungen lagen, im Juli und besonders September anfänglich sogar weit mehr Malaria nachgewiesen wurde, als sie nach Kurve Fig. 27 hätten haben sollen. Besonders in die Augen fallend ist der Unterschied für die Monate September bis November gegenüber Kurve Fig. 29.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sönliche Belehrungen von Offizieren und Mannschaften durch den Hygieniker; im mazedonischen Stellungskriege ließen sich Projektionsvorträge selbst in der vordersten Linie ermöglichen.

Bei den uns in Mazedonien gegenüberliegenden Entente-Truppen war der Malariadienst übrigens vortrefflich organisiert, zumal drüben weit mehr Personal und Material dazu verfügbar war, wie wir es trotz besten Willens nicht aufbringen konnten; wenn die Malariaverluste der Entente-Truppen in Mazedonien trotzdem weit erheblicher waren als die unsrigen — auch viel Schwarzwasserfieber kam dort vor — so lag das eben in der schweren Verseuchung der Gegend.

Was die Entstehung chininfester Malariastämme anbelangt, so ist die Theorie, daß nach ausgedehnter Chininprophylaxe in einer Gegend nur von Hause aus zufällig chininfeste Exemplare der Malariaparasiten durch „Selektion" im Blute übrig bleiben und dann zur Vermehrung in der Mücke gelangen, an sich ja recht naheliegend; dagegen spricht aber, daß in Italien, wo schon seit Jahrzehnten Chininprophylaxe in ausgedehntestem Maße von der Bevölkerung getrieben wird, meines Wissens nichts von solchen chininfest gewordenen Malariastämmen verlautet.

Wennschon das Vorhandensein aus irgendwelchen Gründen chininfester Malariastämme durchaus nicht bestritten werden soll, wird für das häufige Versagen von Chinin im Kriege — sowohl bei Therapie wie bei Prophylaxe — aber sicher oft auch der schlechte Ernährungszustand der Leute schuld gewesen sein, wie das ja auch schon von Herrn Ziemann in seinem Referate betont wurde. Fraglos hat aber auch manch einer der anscheinend „chininfesten" Malariafälle das verordnete Chinin überhaupt gar nicht genommen, zumal törichte Gerüchte über die Schädlichkeit des Chininnehmens (z. B. dadurch verursachte Impotenz usw.) im Umlauf waren.

Intramuskuläre Verabreichung von Urethan-Chinin hat einer großen Anzahl schwer Malariakranker in Mazedonien das Leben gerettet; für den gewöhnlichen Gebrauch ist Chinin per os natürlich vorzuziehen. Zur Malariadiagnose des Hygienikers im Felde ist die „Dicke-Tropfen-Methode" mit Giemsa-Färbung oder deren Modifikationen, wie sie in Ostafrika ausgebildet wurde, hervorragend brauchbar und ermöglichte auch bei Formationen, die unter Chinin-Prophylaxe standen, die Feststellung der Parasiten bei klinischer Malaria.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prof. **Ruge** führt die besseren Erfolge der Malaria-Prophylaxe bei den deutschen Truppen auf die bessere wissenschaftliche Durchbildung der deutschen Aerzte und ihre große Sorgfalt zurück.

Looff, Vizeadmiral a. D.: Erfahrungen als Kommandant S.M.S. „Königsberg" mit Malaria-Prophylaxe und -Behandlung in Deutsch-Ostafrika 1914—1917 sowie in englischer Kriegsgefangenschaft 1918 in Aegypten. Herbst 35 Rückfälle, letzter im April 1924, fünf Jahre nach Rückkehr aus Ostafrika, trotz dauernder Chinineinnahme. Mangelhafte Befähigung und Praxis englischer Aerzte im General-Hospital in Alexandrien bei Salvarsaneinspritzung, zweimal engl. Salvarsan erfolglos, einmal deutsch. Salvarsan, starke Reaktion, guter Erfolg.

Schlußwort: Prof. **Ziemann** schließt sich im allgemeinen den Vorrednern an, lehnt aber gegenüber Werner bei dem Problem der Chinin-Resistenz eine Vererbung erworbener Eigenschaften ab und bleibt dabei, daß man drei Arten von Chinin-Resistenz zu unterscheiden hat, eine durch Prädilektion der Parasiten für gewisse innere Organe bedingte, eine durch endogene Resistenz gewisser Parasitenstämme und eine durch Fehlen von Immunstoffen bedingte. Zum Schluß Demonstration von Curven.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Malariabehandlung der Paralyse.

A. Parasitologischer Teil.

Prof. Dr. Claus **Schilling.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Die zahlreichen Ueberimpfungen von Malaria, welche zur Behandlung der progressiven Paralyse im Anschluß an die Mitteilungen von Wagner von Jauregg gemacht wurden, haben auch dem Parasitologen und dem inneren Kliniker viel neues Material verschafft, das es jetzt zu verarbeiten gilt. Denn es stellt sich immer mehr heraus, daß die Impfmalaria, wie man sie kurz bezeichnen kann, in manchen Beziehungen von der „spontanen Malaria", deutlich verschieden ist.

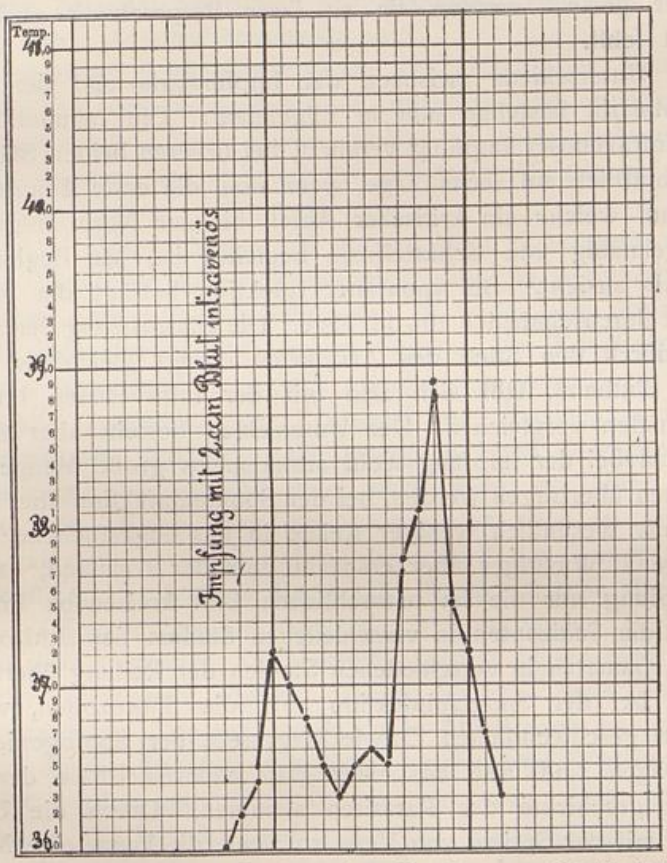
Die nachfolgenden Auseinandersetzungen beruhen auf dem Material der städtischen Irrenanstalt Berlin-Dalldorf. Dort wird seit Mai 1922 ein Tertiana-Stamm „Moench" weitergezüchtet welcher von A. Plehn im Urban-Krankenhause von einem Kranken abgeimpft worden war, der seine Malaria in Palästina erworben hatte. Bei diesem Stamme ist es bisher noch nicht gelungen, Gameten aufzufinden; er scheint sich ausschließlich durch ungeschlechtliche Vermehrung fortzupflanzen. — Ein zweiter Stamm wurde am 4. VIII. 1923 von C. Brandenburg im Virchow-Krankenhaus gewonnen von einem Kranken, der an einer in den Tropen erworbenen Tertiana litt; dieser Stamm bildet Makro- und Mikrogameten. Ein Tropica-(Perniciosa-)Stamm wurde von uns überhaupt nicht verwendet wegen der trüben Erfahrungen, die von anderer Seite damit gemacht worden sind; denn es scheint, als ob die Fortpflanzung der Tropica-Stämme durch direkte, Ueberimpfung der Schizonten die Virulenz des Stammes in verhängnisvoller Weise steigere und zu einer fast schrankenlosen Vermehrung der Schizonten führe. Die durch unsere Stämme erzeugten Erfrankungen verlaufen im allgemeinen nach dem tertianen Typus, bieten aber im einzelnen eine ganze Reihe von Varianten; die klinisch schätzbare Schwere der Anfälle ist bei allen Impflingen ungefähr die gleiche, und Unterschiede hierin sind in erster Linie auf verschiedene Widerstandskraft der Impflinge zurückzuführen.

Bei etwa 64% der Impflinge tritt im unmittelbaren Anschluß an die stets intravenöse Impfung, also innerhalb der nächsten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

48 Stunden eine Temperatursteigerung von etwa ½ bis 2 Grad ein, die von unwesentlichem Krankheitsgefühl begleitet ist und ohne die sorgfältigen Messungen, welche in Dalldorf von der Impfung an zweistündlich (!) Tag und Nacht durchgeführt werden, wohl kaum bemerkt werden würde.

Kurve 1.



Temperatursteigerung 26 Stunden nach der Einspritzung von Malarikerblut.

Diese Temperatursteigerung, welche bei der Uebertragung durch Anopheles noch nie beobachtet wurde, kann bedingt sein durch Einverleibung arteigenen, aber körperfremden Blutes. Dagegen spricht die lange Inkubationszeit bei intravenöser Injektion; Schockwirkungen pflegen stets sehr schnell einzusetzen. Ferner könnte man einwenden, daß eine zu den anaphylaktischen gehörige Reaktion bei allen Impflingen auftreten müßte; doch muß

man nach dem Ergebnis der anaphylaktischen Tierversuche mit vielen Abstufungen der individuellen Empfindlichkeit rechnen. Man kann diese Temperaturschwankung auch als durch das Zugrundegehen von Malariaparasiten im Blut des neuen Wirtes bedingt auffassen. Schließlich besteht auch noch die Möglichkeit, daß hier schon im Körper des neuen Wirtes bei der ersten Teilung freigewordene Toxine wirksam werden. Doch sollen diese Fragen hier nur gestellt werden, da zu ihrer Besprechung noch das Material fehlt.

Die Unterschiede zwischen der Impfmalaria und der spontanen Malaria bestehen nun in folgendem: Die Inkubationszeit ist bei intravenöser Impfung verkürzt, bei unseren beiden Stämmen durchschnittlich auf sechs Tage, wenn man die erste Temperaturzacke, auf welche ein kritischer Abfall bis zur Norm folgt, und die regelmäßig von Schüttelfrost begleitet ist, als Beginn der Krankheit ansieht. Bei spontaner Infektion beträgt die Inkubationszeit durchschnittlich 10—12 Tage. Die Einspritzung der Sporozoiten durch den Stich des Anopheles erfolgt gleichfalls direkt in die Blutbahn, läßt sich also mit der intravenösen Impfung einigermaßen vergleichen. Der Unterschied besteht aber erstens darin, daß bei der Impfung wohl ausnahmslos große Mengen von Schizonten übertragen werden, bei der Spontaninfektion aber sicher nur relativ wesentlich weniger Keime in das angestochene Gefäß eindringen. Wichtiger aber erscheint mir der Umstand, daß bei der Impfung nur die im menschlichen Blut kreisenden Formen, nämlich die Schizonten in verschiedenen Stadien der Schizogonie, und die Gameten in verschiedenen Stadien der Reifung übertragen werden, bei der Spontaninfektion aber die Sporozoiten, welche aus dem geschlechtlichen Entwicklungskreis, der Sporogonie hervorgegangen sind, also aus einer ganz anderen Phase der Entwicklungsgeschichte des Parasiten stammen. Durch die Uebertragung mit der Spritze von Vene zu Vene, die kaum eine Minute in Anspruch nimmt, kann eine irgendwie ernste Schädigung der Schizonten nicht hervorgerufen werden; diese entwickeln sich also ohne Unterbrechung weiter, und der eigentliche Malariaanfall tritt dann ein, wenn genügend zahlreiche Schizogonien gleichzeitig erfolgen und damit die fiebererzeugenden Stoffe in genügender Menge in die Blutbahn gelangen. Bei der spontanen Infektion aber dauert die Inkubation beträchtlich länger, weil die mit dem Stich des Anopheles eingebrachten Sporozoiten sich erst in Schizonten umwandeln und dann soweit vermehren müssen, bis die

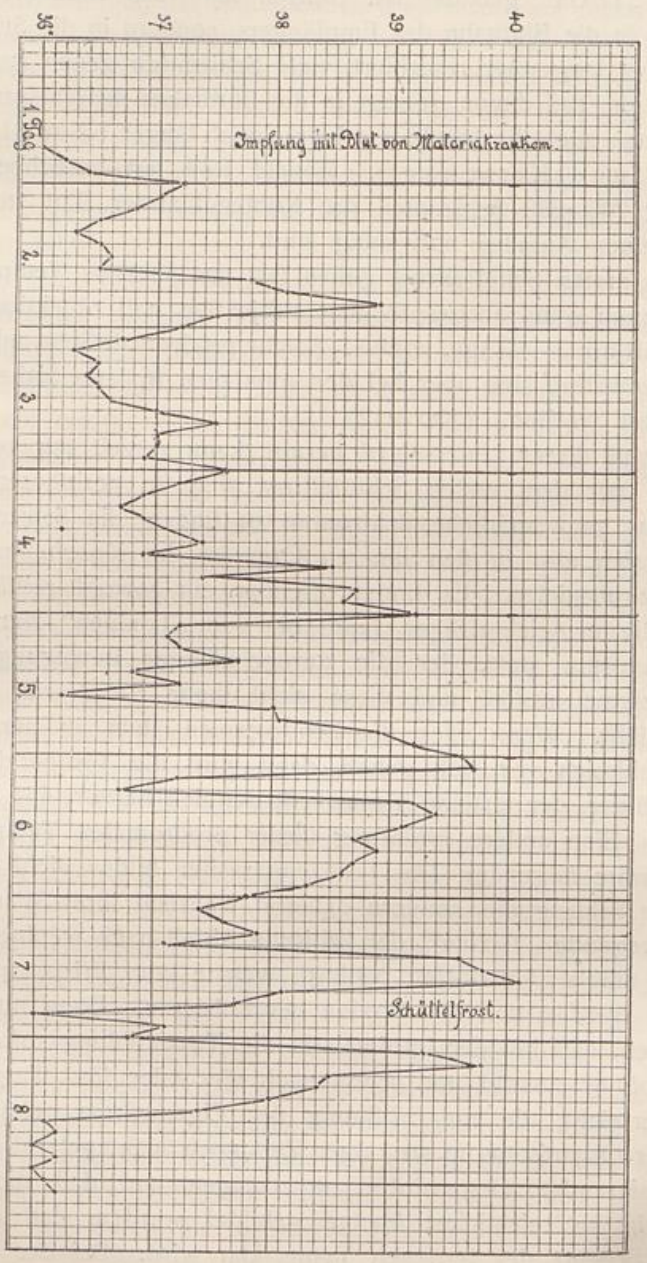
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Auslösung eines Anfalles genügende Mengen von fiebererregendem „Toxin" gebildet ist. Spritzt man das Blut nicht unmittelbar in die Blutbahn des Empfängers, sondern in die Subkutis, so wird es langsamer resorbiert, viele Schizonten gehen zugrunde und nur ein Teil davon gelangt in die Blutbahn; dementsprechend dauert dann auch die Inkubation beträchtlich länger bis zu 31 Tagen (Doerr und Kirschner). Ronald Roß hat berechnet, daß ungefähr 200—300 Schizonten pro Kubikmillimeter Blut zur Auslösung eines Anfalles notwendig sind.

Dem ersten Schüttelfrost gehen fast ausnahmslos Temperatursteigerungen ohne ausgesprochene subjektive und objektive Symptome, oft um 3—4 Tage, voraus. Solche prodromale Schwankungen der Eigenwärme sind aber bei der spontanen Malaria bisher nicht beobachtet worden. (Kurve 2)

Worauf dieser Unterschied beruht, kann zurzeit nur vermutet werden: vor dem ersten Schüttelfrost sind im peripheren Blute meist nur ganz spärliche Schizonten zu finden, die Schizogonien müssen sich also in den inneren Organen, im Knochenmark, in der Milz abspielen. Es findet offenbar ein sowohl zeitlich wie quantitativ ungleichmäßiger Transport von „Toxinen" zum Temperaturzentrum statt, der die unregelmäßigen Bewegungen der Körperwärme auslöst und diese nicht mehr zur Norm zurückkehren läßt. Wenn dann die Schizogonien auch im peripheren Blute zahlreich vor sich gehen, dann wird die Temperatur viel regelmäßiger, der tertiane Typus tritt deutlich hervor, das Schema siegt. — Eine andere Erklärung dieser prodromalen Temperaturzacken wäre folgende: Die Tertianaparasiten bilden nicht nur zur Zeit der Schizogonie, sondern dauernd während ihres Wachstums fiebererregende „Toxine", der kritische Abfall nach wenigen Stunden ist durch „Antistoffe" bedingt, welche vom Wirtsorganismus gebildet werden und die Toxine neutralisieren. Dann muß man annehmen, daß bei der Impfmalaria die Toxinbildung sofort nach der Impfung einsetzt und schon nach vier oder fünf Tagen eine Höhe erreicht, die zur Erhöhung der Eigenwärme genügt, daß aber der Organismus in so kurzer Zeit noch nicht gelernt hat, die neutralisierenden Gegenstoffe zu erzeugen und daß diese erst später in so reichlicher Menge gebildet werden, daß das bekannte Schema des tertianen Typus klar wird. Bei der Tropica könnte man dann annehmen, daß die Antitoxinbildung etwas langsamer als bei der Tertiana, nämlich in etwa 40 Stunden verläuft: so ließe sich dann die auf ca. 40 Stunden verbreiterte Temperatur-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Kurve 2.

Unregelmäßiges Fieber vom 4.—6. Tage nach der Einspritzung von Malarikerblut. Am 7. Tage Schüttelfrost und Beginn der typischen Kurve.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welle der Tropica erklären. Und bei der 10- und mehrtägigen Inkubationszeit der spontanen Infektion wäre anzunehmen, daß das langsame Anschwellen der Toxinmenge begleitet wird von einem ebenso langsamen Steigen des Antitoxin-Spiegels; tritt dann der erste Paroxysmus ohne Prodrome plötzlich ein, so wird gleich darauf der Schwellenwert des Antitoxinspiegels erreicht und wenige Stunden nach dem ersten Schüttelfrost tritt auch bereits die kritische Entfieberung ein. Fälle von Impfmalaria, bei welchen ein Prodromalfieber ausbleibt, wären auf die gleiche Weise zu deuten, wie die fieberfreie Inkubationszeit der spontanen Malaria, nämlich im Sinne einer der Vermehrung der Parasiten parallelgehenden Antitoxinbildung. So wäre dann die Beobachtung einer prodromalen Fieberperiode eine Bestätigung der Anschauungen, die sich für die Malaria aus der Ehrlichschen Hypothese für die Krisen und die Rezidive bei der Rekurrens ergeben. Nur würde es sich nicht allein um parasitizide, sondern auch um temperaturherabsetzende, um antifebrile Antikörper handeln.

Daß aber auch parasitizide Antikörper im Verlauf der Malariainfektion — und zwar sowohl bei der spontanen wie bei der Impfmalaria in Wirksamkeit treten, muß daraus geschlossen werden, daß die Zahl der Parasiten im peripheren Blute von Anfall zu Anfall nicht wesentlich zunimmt. Wenn man annimmt, daß der erste Anfall eintritt, wenn 200 Schizonten im Kubikmillimeter Blut vorhanden sind, so läßt sich errechnen, daß bei unbehinderter Vermehrung (eine Schizogonie nur zu 16 Teilstücken angenommen) nach dem vierten Anfall 10,7 Millionen Parasiten im Kubikmillimeter vorhanden wären, also doppelt soviel, als Blutkörperchen. Eine solche Vermehrung wird aber selbst bei der Tropica nicht beobachtet, und bei Tertiana bleibt die Zahl der Parasiten im peripheren Blut stets relativ niedrig; z. B. in 40 Gesichtsfeldern 2411 Erythrozyten, 28 Parasiten; also ca. 1% der Blutkörperchen infiziert.

Das klinische Bild der Impfmalaria ist nicht wesentlich verschieden von dem schon so oft beschriebenen der spontanen Malaria; auch hier zusammen mit dem Schüttelfrost ein jäher Temperaturanstieg, gefolgt von einem mehrstündigen Hitzestadium; schließlich Schweißausbruch bei sinkender Temperatur, dann etwa 36—40 Stunden subjektiven Wohlbefindens und 48 Stunden nach dem ersten der zweite Temperaturanstieg. In bezug auf Einzelheiten sei auf den folgenden Aufsatz von Schulze verwiesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Eigentümlichkeit unserer Stämme scheint es zu sein, daß sie sehr zum Duplizieren neigen; bei einigen Kranken war zu beobachten, wie sich der Anfall in die Länge zog, wie der folgende Paroxysmus sich an seinem Gipfel spaltete, wie beim nächsten Anfall zwei deutliche Gipfel mit tiefer Remission dazwischen auftraten, und wie schließlich die Tertiana duplex in ihrer typischen Form rein hervortrat. Wir sahen Fälle, wo 13 bis 14 Anfälle je einen um den anderen Tag „nach dem Schema" abliefen; andererseits kamen Fälle zur Beobachtung, die von Anfang an als Tertiana duplex verliefen; und dazwischen lag die Mehrzahl der Fälle, bei denen sich früher oder später die Duplizität ausbildete. Wodurch diese Unterschiede bedingt sind, kann man nicht sagen; ich vermute, daß die Schnelligkeit und Stärke der Antitoxinbildung während der Inkubationszeit und während der ersten Anfälle dabei ausschlaggebend ist. — Es dürfte wohl ganz unmöglich sein, den Beweis dafür zu führen, daß diese Neigung zum Duplizieren eine besondere Eigenschaft der Impfmalaria sei, aber bei spontaner Malaria nicht oder viel seltener vorkomme; denn spontane Malaria wird wohl stets frühzeitig durch Chiningaben unterbrochen und kaum je solange verfolgt, wie die Impfmalaria. In der Literatur sind Kurven von unbehandelter Malaria nur sehr selten, z. B. bei Legrain; und diese Kurven geben kein genaues Bild, weil nur dreimal täglich gemessen wurde.

Sehr beachtenswert ist die Tatsache, daß beim Stamm Jeschke in 5%, beim Stamm Mönch in 10% der Fälle spontane Entfieberung eintritt. Wie oft diese Erscheinung bei der spontanen Malaria, besonders bei Erstlingsfiebern einzutreten pflegt, läßt sich nicht sagen, weil bei spontaner Malaria der Arzt so schnell als möglich mit Chinin einzugreifen verpflichtet ist.

Zur Erklärung dieser spontanen Entfieberung sind wir wiederum genötigt auf die Theorie der Toxin-Antitoxinwirkung zurückzugreifen. Hier sind es offenbar parasiticide Antikörper, welche eine Abnahme der Schizonten und Gameten bis unter den Schwellenwert der Anfallauslösenden Parasitenzahl bewirken. Diese Antitoxine aber nachzuweisen, ist uns bisher trotz verschieden angelegter Versuche noch nicht gelungen. Ein Versuch sei hier beispielsweise angeführt:

Es wurden einem mit Stamm Mönch geimpften Paralytiker A, der spontan entfiebert und zwei Rezidive ohne Chinin überstanden hatte, fünf Tage nach dem zweiten Rezidiv 100 ccm Blut entnommen, mit Citrat-Kochsalzlösung versetzt, — zur Abtö-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tung der Parasiten — ½ Stunde auf 45° erwärmt und absitzen lassen; 20 ccm des so gewonnenen Blutplasmas wurden mit 2 ccm parasitenhaltigen Blutes eines anderen, mit dem gleichen Stamme infizierten Paralytikers B. am 23. Tage nach der Injektion gemischt und drei Stunden bei 37° gehalten; dann wurde dieses Gemisch einem Paralytiker C intravenös injiziert, und mit dem Blute des B wurde zur Kontrolle gleichzeitig ein anderer Paralytiker D intravenös geimpft. Das Ergebnis war insofern negativ, als beide Impflinge C und D gleichzeitig an Impfmalaria erkrankten. Versuche, um auf andere Weise und unter Vermeidung der hier begangenen Fehler Toxine bzw. Antitoxine nachzuweisen, sind im Gange.

Von den 26 spontan Entfieberten wurden sieben sofort trotzdem mit Chinin behandelt. Die 19 nicht Behandelten rezidivierten sämtlich; bei 15 mit Stamm Mönch Behandelten traten 26 Rezidive ein, bei vier mit Stamm Jeschke infizierten fünf Rezidive; bei den ersteren trat das Rezidiv durchschnittlich 7-9 (3—17) Tage nach der Entfieberung ein, bei letzteren durchschnittlich 10-9 (8—14) Tage.

Sehr auffallend, namentlich nach den Kriegserfahrungen mit Chinin, ist die prompte und endgültig heilende Wirkung dieses Spezifikums bei der Impfmalaria. Alle Autoren stimmen darin überein, daß genügend große Dosen die Anfälle prompt kupieren, daß die Parasiten schnell verschwinden und nicht wieder auftauchen, daß also endgültige Heilung eintritt. Wir geben das Chinin stets intramuskulär, am ersten Tage zwei Einspritzungen von je 0,6 g Chinin mit Urethan, dasselbe am zweiten Tage, am dritten Tage noch einmal 0,6 g, im ganzen also 3 g. Eine Nachbehandlung unterbleibt; nach dieser Behandlung haben wir bisher keinen Rückfall zu sehen bekommen. Nach Doerr und Kirschner kann man auch durch Provokationsmethoden bei genügend behandelten Impf-Malarikern keinen Rückfall mehr auslösen. Diese zuverlässige Wirkung des Chinin ist geeignet, den Aerzten das Vertrauen zu diesem wertvollen Arzneimittel, welches im Kriege beträchtlich gesunken war, wiederzugeben.

Das Chinin wirkt gleich gut auf den gametenfreien, wie auf den gametenbildenden Stamm. Die für die spontane Malaria feststehende Tatsache, daß die Gameten gegenüber dem Chinin eine höhere Widerstandsfähigkeit besitzen als die Schizonten, trifft also für die Impfmalaria nicht zu. Es wird von praktischem wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

theoretischem Interesse sein, an diesem Material die Dosis efficax minima festzustellen und sie mit derjenigen der spontanen Malaria zu vergleichen. Für die vielumstrittene These von Schaudinn, daß die Makrogametozyten die Quelle der Rückfälle seien, läßt sich unser Material bisher nicht verwerten. — Vielleicht ließe sich der Gegensatz zwischen Impfmalaria und Kriegsmalaria in bezug auf die Chininempfindlichkeit dahin erklären, daß die Impfstämme seit sehr vielen Generationen nicht mehr mit Chinin in Berührung gekommen sind und deshalb voll chininempfänglich sind. Kommt dann noch eine nicht völlig genügende erste Chininbehandlung hinzu, so ist die Entstehung chininresistenter Stämme wohl begreiflich. Die Analogie mit den Trypanosomen, die durch einmalige Behandlung mit gewissen Arsenikalien fest werden können (Gonder), drängt sich hier auf. Und schließlich ist die Vorstellung berechtigt, daß Parasiten, welche aus Sporozoiten hervorgegangen sind, also den natürlichen Kreislauf durchmessen haben, besser zur Entwicklung von Dauermodifikationen und zu Mutationen befähigt seien, als die nur von Mensch zu Mensch weitergeimpften, bei denen keine sexuelle Vermehrung eingeschaltet ist.

Wir haben nur in einem Falle, bei dem wir eine neue Form des Chinins verwendeten, nach Chininbehandlung ein Rezidiv gesehen und es ist sicher, daß in diesem Falle keine ungewöhnliche Resistenz gegen das Arzneimittel, sondern nur ungenügende Resorption vorlag.

Beachtlich ist, daß der Stamm Mönch, der seit 2½ Jahren fortgezüchtet wird, ohne daß ein sexueller Zeugungskreis eingeschaltet worden ist, sich weder in der Form der Parasiten noch in seiner Virulenz geändert hat. Seit den Versuchen von Jennings u. a. an Ciliaten ist bekannt, daß mehr als tausend ungeschlechtliche Generationen aufeinander folgen können, ohne daß Degeneration einzutreten braucht; es wird von großem Interesse sein, ob dies auch bei den Plasmodiden der Fall ist, ob vielleicht nach jahrelanger Fortzüchtung die Stämme ihre Pathogenität doch noch ändern.

Versuchen wir, zu einer Deutung des Antagonismus zwischen Malaria und Syphilis zu gelangen, so müssen wir uns daran erinnern, daß die Paralyse nach der Feststellung Noguchis dadurch bedingt ist, daß Treponemen sich in der Substanz des Gehirnes, also außerhalb des Gefäßsystems ansiedelten und, wahrscheinlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch Vermittlung von sezernierten „Toxinen", die Zellen des Gehirns dauernd schädigen; die im Blutplasma vorhandenen Antikörper — die durch die Wassermannsche Reaktion nachweisbaren Antikörper dürften wohl nicht die einzigen sein, die im Verlaufe der syphilitischen Infektion gebildet werden — vermögen nicht auf die in den Gehirnzellen liegenden Treponemen einzuwirken. Nun wirkt der Malariaerreger in ganz ausgesprochener Weise auf die Wandung der Kapillaren; zum Teil rein mechanisch: die mit Parasiten und mit infizierten Blutkörperchen austapezierten Kapillaren des Malarikergehirns sind oft beschrieben worden. Daß schon hierdurch die Endothelien der feinsten Blutgefäße geschädigt und durchlässig werden, ist leicht verständlich. Daß aber eine Reihe ganz spezifischer Veränderungen sich an den Endothelien und in der Umgebung der Gehirnkapillaren, also auch außerhalb der Blutbahn, abspielen, hat Dürck in einer sehr eingehenden Studie nachgewiesen. Solche Veränderungen treten nun in leicht verlaufenden Fällen nur in abgeschwächtem Ausmaße auf, aber sie genügen, um eine leichtere Diffusion zwischen dem Blutplasma und dem nervösen Gewebe zu ermöglichen; sind doch in tötlichen Fällen kleine kapilläre Blutungen keine Seltenheit. Auf diese Weise ist eine Einwirkung der im Blute kreisenden Antikörper auf die bisher dafür unzugänglichen Treponemen ermöglicht, und mit ihrem Absterben tritt ein Abklingen der paralytischen Erscheinungen ein. — Auf die Deutung der Spatzschen Eisenreaktion wird Schulze in dem anschließenden Vortrag eingehen. — Nach dieser Deutung handelt es sich also nicht um einen eigentlichen Antagonismus zwischen den beiden Erkrankungen, sondern um eine den natürlichen, durch Antikörperbildung gekennzeichneten Heilungsverlauf unterstützende Wirkung der Malariainfektion.

Diese Deutung liegt näher als die, daß die Malariatoxine direkt die Treponemen im Gehirn abtöten. Treponemen und Plasmodien stehen im System der Protisten so weit auseinander, daß an eine Kongruenz der Spezifität auf Grund der Artverwandtschaft nicht zu denken ist; als „Gruppenreaktion" läßt sie sich nicht deuten. Die Analogie mit dem Verhältnis des Baz. Proteus X 19 zum Fleckfieber ist nur eine oberflächliche.

Diese Fragen werden sich erst dann einer Beantwortung erschließen, wenn wir weiter in die Aetiologie der Malaria, speziell in die Lehre von den Malariatoxinen eingedrungen sein werden. Die Impfmalaria bietet hierfür ein vorzügliches Material, die Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

suche an Menschen sind berechtigt, weil wir die experimentell gesetzte Infektion, die dem Kranken Heilung bringen soll, mit voller Sicherheit wieder beseitigen können.

B. Psychiatrisch-klinischer Teil.

Oberarzt Dr. med. **Schulze.**

Während man sich vor noch nicht langer Zeit der progressiven Paralyse gegenüber therapeutisch ziemlich machtlos fühlte, hat sich in den letzten Jahren ein Umschwung in den Anschauungen vollzogen. Man kann die Behandlungsmethoden in zwei Gruppen einteilen, in die spezifische und in die nichtspezifische. Häufig wurden auch die spezifische und nichtspezifische Behandlungsmethode gleichzeitig angewandt. Unter den nichtspezifischen Behandlungsmethoden kann man wieder drei Gruppen unterscheiden, nämlich erstens die Stoffe, welche nicht Abkömmlinge von Mikroorganismen sind (Natrium nucleinicum, Milch usw.); zweitens die Abkömmlinge von Mikroorganismen (Tuberkulin, verschiedene Valezine); endlich drittens die Infektionskrankheit selbst.

Wir wollen uns heute nur mit der dritten Gruppe beschäftigen. Es ist das Verdienst von Prof. Wagner v. Jauregg in Wien, die Behandlung der progressiven Paralyse mit künstlich erzeugter Malaria tertiana eingeführt zu haben. Wagner v. Jauregg impfte im Juli 1917 die ersten Paralytiker. Die erzielten Erfolge ermutigten ihn, seine Versuche vom Jahre 1919 ab an einem größeren Material fortzusetzen. Ueber das Ergebnis dieser Versuche hat dann Gerstmann berichtet. Es folgten dann Arbeiten aus der Psychiatrischen Klinik in Hamburg-Friedrichsberg von Weygandt, Kirschbaum und Kaltenbach, ferner von Bratz, Plehn, der Charité, der Leipziger Klinik usw.

An der Städtischen Irrenanstalt Dalldorf wird die Behandlung der Paralyse mit Malaria-Infektion seit Mai 1922 in Anwendung gebracht. Wir haben immer nur Malaria tertiana zur Ueberimpfung benutzt und verdanken unseren ersten Tertiana-Stamm der Liebenswürdigkeit des Herrn Prof. Plehn. Dieser Stamm wird auch heute noch von uns angewandt und hat im Verlaufe von mehr als zwei Jahren über 50 Passagen durchgemacht. Außerdem verwenden wir noch einen Tertianastamm, den wir vom Virchow-Krankenhaus im Sommer 1923 erhielten und der bereits mehr als 30 Passagen durchgemacht hat. Den älteren Stamm

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bezeichnen wir als Stamm „H", den jüngeren als Stamm „J". Beide Stämme haben sich als reine Tertiana-Formen erwiesen. Bei dem Stamm „H" sind bisher Gameten nicht nachgewiesen worden (Kontrolluntersuchungen durch Prof. Plehn und Prof. Claus Schilling), während der Stamm „J" Gameten bildet.

Die Uebertragung nehmen wir entweder durch subkutane oder durch intravenöse Injektion von 2 ccm Spenderblut vor, unabhängig davon, ob der Spender sich gerade im Anfall oder im Intervall befindet. In der Regel bevorzugen wir die intravenöse Uebertragung. Seit Mai 1922 haben wir in dieser Weise über 250 männliche Paralysen behandelt, und zwar nicht nur frische Fälle, sondern auch solche, bei denen die Paralyse länger als ein Jahr manifest war, um unsere beiden Stämme zu erhalten. Wir halten uns hierzu berechtigt, da von anderer Stelle berichtet worden ist, daß Malaria-Stämme, die zunächst für solche von Malaria tertiana gehalten wurden, sich bei der Weiterimpfung als Tropica-Stämme erwiesen. Wir stellen daher auch die Forderung auf, daß die Behandlung mit Malaria nur an großen Anstalten oder Kliniken durchgeführt werden soll, wo infolge des großen Materials an Paralysen eine Weiterzüchtung eines sicheren Tertiana-Stammes gewährleistet ist. In den Provinzial-Irrenanstalten müßte unseres Erachtens je eine Irrenanstalt einer Provinz mit der Behandlung betraut werden.

Bei der subkutanen Uebertragung beobachteten wir eine Inkubationsdauer von 6—17 Tagen, bei der intravenösen eine solche von 4—10 Tagen. Daß ein Impfling überhaupt nicht malariakrank wurde, wurde nicht beobachtet.

Ueber den klinischen Verlauf der Impfmalaria haben Sie soeben von berufener Seite gehört.

Je nach dem Kräftezustand des Patienten warten wir 12 bis 15 Fieberanfälle ab, um dann Chinin zu geben. Wir haben ausschließlich Chinin. bimur. in einer Lösung von 12,0:24,0 intramuskulär angewandt, und zwar geben wir am 1. und 2. Tage je 1,2 Chinin und am 3. Tage 0,6 Chinin. Zuweilen erfolgt am 1. Chinintage noch ein Fieberanstieg, vom 2. Chinintage ab ist der Kranke fieberfrei. Jeder Malaria-Kranke erhält also insgesamt nur 3,0 Chinin. bimur. Plasmodien haben wir bis zum 4. Tage nach Einleitung der Chininkur feststellen können. Ein Malaria-Rezidiv oder Schwarzwasserfieber wurde in keinem Falle beobachtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kosten dieser Chininbehandlung betragen nach der Berechnung unseres Apothekers 43 Pfennig. Wir haben daher auch andere Chininpräparate, die per os gegeben werden und billiger sein sollen, wie z. B. Neopanchinal, nicht angewandt, abgesehen davon, daß die Darreichung per os bei Geisteskranken infolge Ausspuckens unzuverlässig ist.

Durch die Malaria sinkt das Körpergewicht stark herab, desgleichen sinkt der Haemoglobingehalt, manchmal bis auf 40%. In ganz vereinzelten Fällen beobachteten wir das Auftreten von Ikterus, der uns aber keine Indikation zur Unterbrechung der Malaria bot. Der Ikterus verschwand ohne besondere Therapie in 1 bis 2 Wochen. Nach beendigter Malariakur trat häufig im Verlaufe der nächsten 6 bis 8 Wochen eine starke Zunahme des Körpergewichts bis über das Anfangsgewicht hinaus, unter gleichzeitiger Zunahme des Haemoglobingehalts, ein. Diese starke Körpergewichtszunahme ist nach unseren Erfahrungen als ein für diese Therapie günstiges Zeichen bezüglich des erstrebten Erfolgs anzusehen. Es ist selbstverständlich, daß während der Fieberperiode eine regelmäßige, mikroskopische Kontrolle der Parasiten stattfinden muß, um eine Ueberschwemmung des Blutes mit Plasmodien rechtzeitig zu erkennen. Bei unseren beiden Stämmen war bisher eine vorzeitige Unterbrechung der Malaria-Infektion wegen zu zahlreicher Plasmodien im Blutbilde nicht notwendig.

Bei einem Paralytiker, in dessen Blut die Wassermannsche Reaktion fehlte, konnten wir das Auftreten der Wassermannschen Reaktion während der Impfmalaria und das Verschwinden der Wassermannschen Reaktion nach der therapeutischen Unterbrechung der Malaria feststellen. Die Wassermannsche Reaktion blieb während der Inkubationsdauer negativ und wurde erst nach dem 3. Fieberanfall positiv. Die W. R. blieb dann positiv bis 2 Tage nach der letzten Chinindose, um dann wieder nach der negativen Seite umzuschlagen. Die W. R. ist dann auch negativ geblieben.

Durch Gazefenster und Gazetüren haben wir in dem Zimmer der Malariakranken nach Möglichkeit für Mückenlosigkeit gesorgt. Außerdem fangen wir im Anstaltsbereich ständig Mücken und lassen diese im Hauptgesundheitsamt untersuchen. Außer einem Anophelesweibchen, das im November vorigen Jahres gefangen wurde, handelte es sich immer um Culex-Arten. Eine Uebertragung von Malaria auf nicht künstlich infizierte Kranke fand nicht statt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine spezifische Nachbehandlung der malariabehandelten Fälle nahmen wir nicht vor, um über eindeutige Ergebnisse der Malariatherapie zu verfügen.

Ich berichte Ihnen nun über unsere ersten 100 Fälle aus der Zeit vom Mai 1922 bis Juni 1923, die genügend lange in unserer ständigen Beobachtung stehen und infolgedessen ein Bild vom Wert oder Unwert der Malariatherapie geben können.

Wie ich schon oben sagte, wurden alle Formen und Stadien der Paralyse unterschiedslos berücksichtigt. Die Diagnose „Paralyse" mußte klinisch und serologisch sichergestellt sein. Unsichere Fälle, Lues cerebri, Lues-Psychosen, Tabespsychosen usw. wurden nicht behandelt.

Bei unseren Erfolgen bzw. Mißerfolgen unterscheiden wir folgende Gruppen:

Die erste Gruppe umfaßt die sogenannten „Vollremissionen", Kranke, die ihren Beruf wieder aufnahmen und nur noch Reste des paralytischen Prozesses aufweisen.

Zu der zweiten Gruppe rechnen wir die Kranken, die gegenüber dem Aufnahmebefunde gebessert sind, aber noch deutliche paralytische Defekte zeigen. Diese Kranken konnten für mehr oder wenig lange Zeit zu ihrer Familie entlassen werden.

Zur dritten Gruppe gehören die nicht gebesserten Kranken.

Die vierte Gruppe sind die Verstorbenen.

Von den 100 Fällen waren 76% Paralysen und 24% Taboparalysen.

Die guten Erfolge stellten sich einmal bei solchen Kranken ein, die in den Frühstadien des paralytischen Prozesses in Behandlung kamen, das andere Mal bei solchen, die an der expansiven oder einfach dementen Form der Paralyse litten. Weniger günstig in den Erfolgen waren die depressiven Formen.

Von unserem Material gehören 44% zur ersten Gruppe. Sie sind wieder voll berufsfähig geworden und üben ihren Beruf zum Teil in verantwortungsvoller Stellung als Bankbeamtter, Zollinspektor, Oberarchitekt, Obermeister, Ingenieure usw. aus. Sie unterziehen sich aus Dankbarkeit gern einer regelmäßigen ärztlichen Kontrolle in Abständen von 3 Monaten. Sie sind frei von psychotischen Erscheinungen und besitzen gute Krankheitseinsicht für die Zeit vor der Malariatherapie. Sie sind leistungsfähig und ermüden nicht bei der Arbeit. Anfängliche Intelligenzdefekte und Merkschwäche ist bei den Untersuchungen nicht mehr nachweisbar. Die Umgangssprache ist frei von artikula-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

torischen Störungen, auch Testworte werden gewöhnlich ohne Silbenstolpern nachgesprochen. Die Lähmungserscheinungen an den Pupillen bleiben bestehen. Nur in einigen wenigen Fällen konnten wir das Wiederkehren der Lichtreaktion feststellen, ein Mal auch bei einem Taboparalytiker das Wiederkehren des Kniephänomens. Die schlaffen Gesichtszüge weichen der natürlichen Mimik. Die gute somatische Erholung wurde schon erwähnt.

Der zweiten Gruppe, der mit Defekt gebesserten Kranken, gehören 12% der Behandelten an. Von diesen wurde die Mehrzahl nach Hause entlassen, sie gingen zum Teil ihrem Beruf eine Zeitlang nach, wurden aber dann von den Angehörigen wiedergebracht, weil sie sich in ihren Arbeitsstellen als ungenügend erwiesen. Vielfach wurden diese Kranken auch aus sozialen Gründen wieder in die Anstalt eingeliefert, wo sie noch in unseren Werkstätten als Schuhmacher, Schneider usw. beschäftigt werden konnten. Diese Kranken zeigten mehr oder weniger fehlende Krankheitseinsicht, sie hatten auch in der Umgangssprache für den Fachmann erkennbare Sprachstörungen, es bestand eine deutliche emotionelle Schwäche.

In die dritte Gruppe gehören 27% unserer Fälle. Bei diesen war die Malariatherapie ohne jeden Einfluß auf den paralytischen Prozeß, der vielleicht mal einen vorübergehenden Stillstand zeigte, aber meistens wie bei Nichtbehandelten progressiv sich entwickelte. Unter diesen Fällen befinden sich auch solche Kranke, bei denen die Malariatherapie wegen interkurrenter Krankheiten (Pneumonie, Kreislaufstörungen usw.) vorzeitig unterbrochen werden mußte.

Todesfälle hatten wir 17%. Unter den Verstorbenen waren 14,6% Paralytiker und 23,7% Taboparalytiker. Dieses Prozentverhältnis bestätigt die auch anderwärts gemachte Erfahrung, daß Taboparalytiker während der Malariatherapie anfälliger sind, wie Paralytiker.

Als Todesursachen wurden durch die Autopsie Myodegeneratio cordis, Sepsis infolge von großen Decubitusgeschwüren, Gangraen der Fußsohle, Otitis media, Cystopyelonephritis, Aortenruptur und Ruhr festgestellt. Außerdem erfolgte der Exitus siebenmal im paralytischen Anfall. Einen ursächlichen Zusammenhang zwischen den paralytischen Anfällen und der Malariainfektion können wir nicht annehmen, da die paralytischen Anfälle bereits am Tage der Impfung oder während der Inkubationszeit eintraten.

Von unseren ersten 28 Todesfällen starben 4 während der Malariakur, 18 in den ersten 3 Wochen nach beendigter Malaria-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behandlung und 5 nach 2—10 Monaten. Die Malaria selbst konnten wir in keinem Falle für den letalen Ausgang als Todesursache annehmen.

In den Fällen, in denen die erstrebte Remission auch tatsächlich eintrat, pflegte dieselbe in ihrer definitiven Gestaltung sich gewöhnlich nicht unmittelbar an die durchgeführte Behandlung anzuschließen. Es verging zwischen jener und dieser ein in seiner Ausdehnung wechselndes Zeitintervall, während dessen die anfänglich zumeist nur in sehr geringem Maße allmählich eingetretene Besserung mehr oder minder langsam, aber ständig immer weitere Fortschritte machte, bis der endgültige Grad der in dem jeweiligen Falle erreichbaren Remission sich etablierte. Man soll daher diejenigen Fälle, in denen nach Abschluß der Behandlung eine namhaftere Besserung noch nicht eingetreten ist, nicht sofort für aufgegeben halten. In mehreren Fällen beobachteten wir nach der Malariakur das Auftreten von akustischen Halluzinationen, wie dies auch von anderen berichtet worden ist. In einem Falle bestanden diese Phoneme über 3 Monate, um dann ziemlich plötzlich zu verschwinden. Der Behandelte geht seit fast einem Jahre seinem Beruf als Ingenieur in einem hiesigen großen Industrieunternehmen wieder nach. Auch die Größenideen verschwanden nicht allzuselten ziemlich plötzlich. Zum Beispiel glaubte ein Kranker, er wäre der Kaiser Otto I. Er war gegen das Pflegepersonal sehr aggressiv, wenn er nicht als Majestät angesprochen wurde. Bei diesem Kranken verloren sich die Größenideen fast innerhalb 24 Stunden. Er erklärte plötzlich seine Größenideen für Unsinn, er sei der Chauffeur Otto K. und weiter nichts. Dieser Kranke befindet sich über ein Jahr in Vollremission.

Während der Fieberperiode und nach Abschluß der Malariatherapie beobachteten wir häufig Erregungszustände und delirante Zustände, die aber immer nur vorübergehender Natur waren. Wegen dieser nicht vorauszusehenden Erregungszustände ist die Malariabehandlung nur in Anstalten mit dauernder Ueberwachung durchzuführen, wir müssen deshalb vor der Behandlung im Privathause warnen.

Ob bei den Vollremissionen auch eine Besserung der serologischen Verhältnisse eintritt, wird von verschiedenen Seiten im allgemeinen verneint. Jedenfalls scheint eine Besserung erst sehr spät, nach einem Jahr und später, einzutreten. Allerdings ist auch Besserung des Liquorbefundes bei klinisch nicht beeinflußten Paralysen beobachtet worden. In den wenigen Fällen — die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

remittierten Kranken sind sehr schwer zu einer Lumbalpunktion zu bewegen —, die wir zirka 1 Jahr nach der Malariabehandlung lumbalpunktierten, konnten wir keine Veränderung des serologischen Befundes im günstigen Sinne feststellen.

Ueber die Wirkungsweise der Impfmalaria auf den paralytischen Prozeß gehen die Hypothesen noch weit auseinander. Die einen nehmen an, daß infolge der hohen Temperaturen während der Fieberanfälle die Spirochaeten zugrunde gehen. Dem widerspricht, daß auch Remissionen bei Kranken beobachtet werden, deren Fieberanstiege unter 40° lagen. Von anderer Seite werden die starken Schweiße für den Erfolg verantwortlich gemacht. Man will damit erklären, daß sämtliche Eingeborene — nicht Einwohner — der warmen und heißen Länder, selbst wenn sie luetisch auf das Stärkste durchseucht sind, den metaluetischen Krankheiten gegenüber beinahe ganz immun sind.

Wieder andere nehmen an, daß die Wirkung eine Art Proteinkörpertherapie darstelle, bei welcher die untergehenden Parasiten das artfremde Eiweiß liefern.

Nach unserer Anschauung beruht die Wirkung der Malariatherapie auf einer Umstimmung der Durchlässigkeit der Kapillarwände im Gehirn, indem sowohl Abbauprodukte leichter aus dem Hirngewebe in die Kapillaren austreten, als auch Abwehr- und Schutzkräfte durch die Kapillarwände in das spirochaetenhaltige Gewebe eindringen können. Die Wahrscheinlichkeit unserer Annahme wird bekräftigt durch unsere mikrochemischen Untersuchungen an dem Hirnmaterial unserer Verstorbenen. Von Spatz wurde zuerst über die Eisenreaktion an den Hirnkapillaren von Paralytikern ausführlich berichtet. Nach Spatz ist diese Eisenreaktion eine für Paralyse und Trypanosomiasis spezifische. Da letztere in Deutschland beim Menschen so gut wie nicht vorkommt, stellt die Eisenreaktion für uns ein wichtiges Diagnostikum für Paralyse am Sektionstisch dar. Durch Einlegen von Rindenstückchen, von Teilen der großen Hirnganglien oder des Ammonshorns in Schwefelammonium färbt sich das Eisen dunkelschwarzgrün. Man sieht dann im Quetschpräparat von so vorbehandelten Paralytiker-Gehirnen die Intima der Kapillaren angefüllt mit dunkelschwarzgrünen, schollenartigen Massen. Von 68 nicht mit Malaria vorbehandelten Paralytiker-Gehirnen fehlte diese Eisenreaktion in keinem Falle. Bei 3 Fällen von Lues cerebri und 1 Fall von Tabespsychose war die Reaktion negativ. Dann habe ich 33 Gehirne von Paralytikern untersucht, die vorher mit Malaria

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behandelt wurden. Von diesen 33 Gehirnen zeigten 14 eine positive und 9 eine schwachpositive Reaktion, während bei 10 Gehirnen die Eisenreaktion fehlte. Der Unterschied ist also ein frappanter. Von anderer Seite ist über dieses Verhalten der Eisenreaktionen der Gehirne von malariabehandelten Paralytikern bisher nichts veröffentlicht worden. Eine weitere Auffälligkeit zeigten die Gehirne in bezug auf den Spirochaetengehalt. Wir ließen 7 Gehirne von Paralytikern, die am Ende der Malariakur oder innerhalb der ersten 2 Wochen nach der Beendigung gestorben waren, durch Herrn Professor Bielschowsky und 15 ebensolche durch Herrn Dr. Ostertag-Charité auf Spirochaeten untersuchen. In keinem Falle konnten diese beiden Autoritäten Spirochaeten nachweisen. Nur über einen Fall, der nach sechsmonatiger Remission (Gruppe 2) an paralytischen Krämpfen ad exitum kam, konnte Herr Dr. Ostertag sich noch nicht endgültig äußern. Es liegt somit der wichtige Schluß nahe, daß durch die Malariaimpfung die im Gehirn befindlichen Spirochaeten zum Absterben gebracht werden.

Wenn wir unsere Ergebnisse mit aller Skepsis zusammenfassen und alle Zahlenwerte von unseren Resultaten abziehen, die man — ohne Malariatherapie — bei Spontanremissionen auch schon früher zu beobachten pflegte, so bleibt immerhin noch eine große Zahl von Remissionen bestehen. Es scheint auch ein schnelleres Abklingen der Exacerbationen, besonders bei akuten initialen Fällen, erreicht zu werden und die Besserungen scheinen in einer größeren Zahl von Fällen auch länger anzuhalten, als dies bisher beobachtet wurde.

Zum Schluß meiner Ausführungen möchte ich Ihnen noch eine Zusammenstellung über die Behandlungstage und die Gesamtmortalität vor und nach Einführung der Malariatherapie an unserer Anstalt aus dem Jahre 1913 und 1923 geben.

1913 wurden in Dalldorf 97 männliche Paralysen aufgenommen mit einer durchschnittlichen Behandlungszeit von 219 Tagen und einer Mortalität von 79,3%.

1923 wurden 243 männliche Paralysen aufgenommen mit durchschnittlich 140 Behandlungstagen und einer Mortalität von 44,8%.

Die Behandlungszeit ist also nach Einführung der Malariatherapie um durchschnittlich 79 Tage bei jedem Paralytiker gesunken, während die Mortalität um 34,5% sank.

Bei der bisherigen Unzulänglichkeit unserer therapeutischen Möglichkeiten erscheint daher die Malariabehandlung der Para-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lyse einen bedeutsamen Fortschritt der klinischen Forschung darzustellen.

Professor Dr. **A. Plehn:** Im Rahmen der Diskussion muß ich mich darauf beschränken, einige Ergebnisse unserer Untersuchungen kurz mitzuteilen. Erörterung und Begründung werden in zusammenfassender Arbeit bekannt gegeben, die druckfertig ist. Ich beschränke mich auf die Ergebnisse auf dem Gebiet der Malariaforschung allein. Für die Pathogenese der Malaria möchte ich das Grundgesetz aufstellen: „Die Infektion macht der Parasit — das Krankheitsbild macht der infizierte Mensch". Das gilt wohl auch für andere Infektionskrankheiten — für die Impf-Malaria läßt es sich experimentell erweisen.

Die verschiedene Reaktion auf den qualitativ und quantitativ gleichen Infekt zeigt sich schon in der verschiedenen Länge der primären Latenzperioden (Inkubationszeiten). Sie geht nicht der Menge des Infektionsmaterials parallel. Aber sie ist bei subcutaner Infektion im allgemeinen wesentlich länger, als bei intravenöser. In unseren 73 Fällen schwankte sie zwischen ein und 17 Tagen.

Das Fieber tritt auf, wenn die Parasiten in der Zirkulation erscheinen; gleich, ob das früher oder später nach der Infektion geschieht. Häufig findet man die Parasiten erst nach dem Fieberbeginn („Vorfieber"); sehr selten bereits einige Tage vorher. Im Knochenmark konnten die Parasiten vor ihrem Auftreten in der Zirkulation bisher nicht gefunden werden. Diese Untersuchungen sind aber noch wenig zahlreich.

Auch bei der Tertiana erscheinen die Parasiten in den ersten Tagen fast immer, und auch später zuweilen tagelang, nur als sogen. „Ringe" im peripheren Blut.

Der klinische Verlauf, spez. die Fieberkurve, ist auch bei Tertiana, trotz gleicher Infektionsweise, individuell sehr verschieden, und letztere fast immer nur zeitweise typisch. —

Die Gameten der Tropica — die Halbmonde — zeigten sich 10—11 Tage (einmal acht, einmal 12 Tage) nach den „Ringen" im peripheren Blut, ganz gleich, wielange die Infektion zurücklag. Sie sind dann stets voll entwickelt. Die Vorstufen finden sich vorher im Knochenmark. (Dies steht im Gegensatz zu den Beobachtungen in Kamerun, wo man die Entwicklung der Gameten auch in der Peripherie verfolgen konnte.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie man das Fehlen der Parasiten bis unmittelbar vor oder nach dem Fieber, und das Auftreten der Gameten eine ganz bestimmte Zeit nach den ersten Bläschen anders erklären kann, als mit der Umwandlung einer noch unbekannten, inaktiven Parasitenform in die Bläschen, aus denen sich teilweise die Gameten dann sofort weiter entwickeln — m. H. — das weiß ich nicht. Die immer noch geltende Annahme, daß die Plasmodien sich von Beginn an als solche fortentwickeln, bis ihre Zahl ausreicht, um Fieber zu erzeugen, ist mit diesen Tatsachen jedenfalls nicht vereinbar.

Ich möchte gleich bemerken, daß die neutrophilen Körner in den roten Blutzellen, welche in Kamerun eine solche Rolle als Begleiter auch der latenten Malaria spielten, — hier nicht in Frage kommen. Sie haben hier ebenso regelmäßig gefehlt, wie sie in Kamerun regelmäßig vorhanden waren.

Sie sehen jedenfalls, m. D. u. H., welche neuen Probleme sich auf Grund der künstlichen Malariaübertragung verbunden mit der Knochenmarkuntersuchung (nach Seiffert) ergeben.

Prof. Viktor **Schilling** berichtet über die mit Hoffmann, von der Scpeck und Rubitschung vorgenommenen Leukocytenstudien, die die Entwicklung des Infektionsprozesses vom ersten Beginn bis zur Heilung zum Gegenstand hatten und sehr interessante Feststellungen erlaubten (erschienen ausführlich in der Zeitschr. f. klin. Med.). Sch. berichtet kurz über den in der Klin. Wochenschrift veröffentlichten Schwarzwasserfieberanfall nach Malaria.

Prof. **Ziemann:** Ich möchte kurz ein interessantes Problem anschneiden, das ist die sehr leichte Beeinflußbarkeit der Impf-Malaria durch Chinin. Die gesamte neuere Literatur zeigt, daß die Impf-Tertiana durchschnittlich schon mit 3g Chinin dauernd geheilt werden kann. Das steht ganz im Widerspruch zu den Verhältnissen bei der gewöhnlichen Malaria. Ich glaubte früher, daß die leichte Heilbarkeit bedingt wäre durch die künstliche Ueberimpfung von Parasiten, die viele Generationen hintereinander nur durch Schizogonie fortgepflanzt wurden ohne Zwischenschieben des Entwicklungsstadiums in den Anophelinen, die also gewissermaßen abgeschwächt waren. Das läßt sich nach den letzten Untersuchungen von Iorke und Mäfie nicht mehr aufrechterhalten. Diese impften Paralytiker auch durch Stiche mit infizierten Ano-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

phelien. Die Erklärung bleibt also noch offen. Auf keinen Fall können wir die Resultate therapeutischer Art bei Impf-Malaria auf die Verhältnisse bei gewöhnlicher Malaria übertragen.

Prof. Dr. **Brandenburg:** Die Malariabehandlung der Paralyse ist eine Fieberbehandlung, keine spezifische Behandlung. Malaria schädigt nicht so sehr das Herz, als vielmehr die Gefäße. Für die Behandlung empfehlen sich wiederholte Kuren mit Malaria und Nachbehandlung mit Salvarsan.

Prof. Dr. **Manteufel:** Es bestehen, wie wir aus dem Vortrage von Schilling gesehen haben, gewisse geheimnisvolle Beziehungen zwischen Malaria und Syphilis. Es kann ja, wie Herr Brandenburg annimmt, lediglich eine unspezifische Fiebertherapie bei der Paralysebehandlung durch Malaria vorliegen, aber man könnte sich auch denken, daß auch spezifische Beziehungen zwischen diesen beiden Krankheiten bestehen; denn es besteht dauernd das interessante Rätsel fort, daß die Eingeborenen in den meisten malariaverseuchten Tropenländern so außerordentlich selten an Paralyse und Tabes erkranken, während sie doch a priori häufig erkranken müßten, weil soviele ungenügend behandelte („unbehandelte") Fälle dabei unterlaufen. Es wäre also doch die Arbeitshypothese denkbar, daß die Malariaparasiten spezifische Antikörper heterogenetischer Natur gegen Syphilis erzeugen. Beispiele für die Möglichkeit derartiger heterogenetischer Antikörper sind ja in der Immunitätswissenschaft mehrfach vorhanden.

Dr. **Hasselmann:** Sind die Beobachtungen in Dalldorf auch dahingehend, daß, wie es in Friedrichsberg und an der Nonneschen Klinik gefunden wurde, das Kurvenbild der Gold-Sol- und Mastixreaktion im Liquor für die Prognose der Malariatherapie der Paralyse ausschlaggebend sind?

Prof. **Ruge** teilt mit, daß in der Landesirrenanstalt Arnsdorf i. S. die Paralyse mit gutem Erfolg durch Impfungen mit Recurrens behandelt wird und fragt an, ob in dieser Beziehung weitere Erfahrungen vorliegen.

Prof. Viktor **Schilling** weist auf die zahlreiche neuere Literatur über Wa. R. und Liquorveränderungen hin, die denn doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besserungen und Ausheilungen besonders in späteren Perioden öfter erkennen lassen.

Prof. **Werner:** Ich vermisse bei der Erörterung dieser Frage die Heranziehung von Statistiken aus den Tropen über die Häufigkeit der Paralyse und Tabes in Malariagegenden. Ferner Statistiken über die Häufigkeit von Paralyse und Tabes bei Europäern, die in den Tropen gelebt und sich der Malariainfektion ausgesetzt haben. Ich erinnere mich zweier Fälle von Europäern, die an Paralyse erkrankten und starben, nachdem sie vor dem Hinausgehen in die Tropen an Lues, danach in den Tropen wiederholt an Malaria erkrankt waren. Auch für die Prophylaxe der Paralyse nach Luesinfektion scheint mir die Malariabehandlung nach den bisher vorliegenden Ergebnissen bedeutungsvoll werden zu können.

Dr. **Gins** fragt an, ob auch andere Formen der Gehirnsyphilis bereits mit Malaria behandelt worden sind. Wenn es sich um eine direkte Einwirkung auf die Spirochaete handelt, könnten doch auch in solchen Fällen Erfolge erhofft werden.

Prof. **Ruge** teilt mit, daß schon der bekannte Afrikareisende Gustav Nachtigal, der von Beruf Arzt war, in seinem Reisewerk: „Sahara und Sudan" berichtet, daß trotz allgemeiner Durchseuchung der Sudan-Bevölkerung mit Syphilis die tertiäre Form der Syphilis nur in gutartigen Fällen zur Beobachtung kam.

Dr. **Siebert:** Auf das geringe Vorkommen von Tabes und Paralyse in der Türkei trotz ausgedehnter Syphilis hat schon vor zirka 30—45 Jahren v. Dühring Pascha hingewiesen. Aehnliches ist mir aus China (1901—1903) bekannt.

Dr. **Bratz:** Lues cerebri wird nicht wie die progressive Paralyse durch die Impfmalaria beeinflußt.

Prof. Cl. **Schilling** (Schußwort): Gameten entwickeln sich im Verlauf der Schizogonien, wie sich die Phasen sexueller Vermehrung bei Ciliaten ausbilden. — Lues cerebri wird nicht besonders beeinflußt. — Tertiäre Syphilis in den Tropen ist besonders schwer zu diagnostizieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Moderne Insekten- und Rattenbekämpfung".

Dr. med. C. M. Hasselmann - Frankfurt a. M.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Die praktische Hygiene und ihre Tochter, die Epidemiologie, nutzen die Ergebnisse der angewandten Entomologie. Die Notwendigkeit der Bekämpfung aller Schädlinge, d. h. der Lebewesen, die auf Kosten des Menschen vegetieren und in den normalen Ablauf seiner Lebensfunktionen als Parasiten oder Saprophyten eingeschaltet sind, ist eine wichtige Aufgabe, sowohl vom praktisch-hygienischen als auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus.

Was den letzteren betrifft, so sei an die Werte erinnert, die alljährlich durch die Mehlmotte verloren gehen, an den Schaden, der durch die Stechfliege verursacht und in Deutschland auf jährlich 10 Millionen Goldmark geschätzt wird, an den Ausfall von Arbeitskräften durch die Malaria, an den direkten und indirekten Schaden durch die Tsetsefliege, an die Zerstörungen der Dörrobstschabe, Clodia interpunctella, und die der Kakaomotte, ferner an den Getreidefraß durch die Ratten. In England soll letzterer jährlich mehr als 15 Millionen Pfund Sterling betragen, und in Amerika arbeiten 200 000 Menschen ausschließlich für die Ernährung der vorhandenen 100 Millionen Ratten.

Unter den Schädlingen im engeren Sinne spielen Insekten und Ratten als Krankheitsüberträger und Zwischenwirte ihrer Erreger bekanntlich eine wichtige Rolle, so Glossinen-, Tabanus- und Triatoma-Arten für die Trypanosomen, am Hause haftende Arthropoden, möglicherweise Wanzen, und im Mittelmeergebiet der Hundefloh für Leishmania donovani, Chrysops für Loa loa, evtl. Fliegen für die Uebertragung von Treponema pertenue, Typhus, Dysenterie, Cholera, Milzbrand und Trachom, Anophelesarten für Malaria und Zecken für Piroplasmosen, Culex- und Aedesarten für die Leptospiren der Dengue und des Gelbfiebers und für Filaria bancrofti, Phlebotomus für Leishmania tropica, für den Erreger des Pappataci-Fiebers und wahrscheinlich auch den der Verrugia peruviana, Zecken und Läuse für Recurrens, Läuse, Zecken und Milben als Ueberträger der Krankheiten der Rik-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kettsien-Gruppe-Fleckfieber, Wolhynisches Fieber, Rocky-Mountain-Spotted-Fever, indisches Zeckenfieber, Tsutsugamuchi und Pseudotyphus in Sumatra, Ratten für die Verbreitung des die Pest übertragenden Flohes, der Trichinose und für die renale Ausscheidung der Weilschen Krankheit, Siebentagefieber und Rattenbißkrankheit verursachenden Leptospiren, Flöhe als Finnenwirte von Dipylidium caninum, Mehlkäfer von Hymenolepis diminuta und Schaben von Gongylonema neoplasticum.

Alle diese zahlreichen Beispiele zeigen die Wichtigkeit der Schädlingsvertilgung für die Krankheits- und Seuchenbekämpfung. Notwendig ist die genaue Kenntnis der biologischen Gesetze, denen die Schädlinge folgen, und der schwachen Punkte, wo eine rationelle Bekämpfung einzusetzen hat. Mannigfach sind die Methoden und sehr zahlreich die Mittel.

Rein mechanische Bekämpfungsmethoden kommen nur in kleinstem Ausmaße in Betracht. Vertilgung von Schädlingen durch Schädlinge ist noch nicht in großem Maßstabe durchführbar. Von chemischen Giften spielen Arsen- und Quecksilberverbindungen, besonders in der Landwirtschaft eine Rolle, und Schwefel- und Nikotinbäder gegen Zecken.

Von den chemisch-physikalischen Methoden werden strömender Wasserdampf, Formalindämpfe, Kohlenoxyd und Schwefeldioxyd in größerem Maße angewandt. Sie alle besitzen den Nachteil, daß sie teils ungenügende Wirkung haben, teils, bei ausreichender Konzentration, Nahrungsmittel, Stoffe und Gebrauchsgegenstände angreifen; so daß sie immer mehr von der Blausäure und deren Derivaten verdrängt werden.

Blausäuredurchgasungen sind zum ersten Male vor etwa 40 Jahren in den Vereinigten Staaten gemacht worden, dann in Süd-Afrika von der Kap-Eisenbahn, vor dem Kriege in Indien zur Rattenbekämpfung, und seit dem Kriege in den meisten Kulturstaaten in größerem Stile zu Entwesungen, d. h. Ungezieferver-nichtung im Gegensatz zur Desinfektion oder Entkeimung, der Bakterienvernichtung.

Die Blausäure ist eine gesättigte Verbindung von Wasserstoff mit Cyan, dem einwertigen Radikal CN. Der Schmelzpunkt liegt bei 14° C., der Siedepunkt bei 26°. Die Dichte beträgt 1,2096, ist somit kleiner als die der Luft. Das Diffusionsvermögen ist sehr groß, was praktisch besonders wichtig ist.

Vorbedingung der Anwendung von Cyanwasserstoff ist die genügende Abdichtungsmöglichkeit der betreffenden Räume, wo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bei in praxi zum Beispiel auf Schiffen bei den Laderäumen das Bedecken der Lukenbretter mit den Persenningen und bei Baumbegasungen, wie sie besonders gegen Schildläuse in Kalifornien, Spanien und Aegypten im Großen in Anwendung sind, das Ueberdecken mit Segeltuchplanen genügt. Letztere Abdichtungsform kann wohl in Zukunft auch in den Tropen bei Eingeborenenhütten eine Rolle spielen.

In Deutschland ist die Ausübung des Blausäureverfahrens an die staatliche Genehmigung geknüpft. Seine Anwendung geschieht in einer Konzentration von 1 Vol.% d. h. etwa 12 g Blausäure pro cbm bei landfesten Gebäuden und ½ Vol.% auf Schiffen, da hier bessere Abdichtungsmöglichkeit besteht und wesentlich geringere Absorption durch die Wände statt hat. Hierbei werden praktisch alle in Frage kommenden Schädlinge in der Reihenfolge Ratten, Stechmücken, Flöhe, Fliegen, Läuse, Wanzen und Schaben innerhalb der in unserem Klima üblichen normalen Einwirkungszeit von 6—8 Stunden abgetötet. Zur Erfüllung der Quarantänevorschriften auf Schiffen gegen Ratten ist schon eine Konzentration von 0,1 Vol.% bei zweistündiger Einwirkung vollkommen ausreichend. ½ Vol.% auf Schiffen und 1 Vol.% in Gebäuden braucht man bei einer Einwirkungsdauer von mindestens 6 Stunden gegen Läuse und Wanzen und von wenigstens 8 Stunden in Mühlen gegen die Mehlmotte und ihre Brut. Mit steigender Temperatur kommt man mit wesentlich geringeren Konzentrationen und Einwirkungszeiten aus.

Während nun die höheren Metazoen äußerst empfindlich gegen Blausäure sind, haben wir in der Praxis gesehen, daß Schildkröten merkwürdigerweise sehr hohe Dosen vertragen; daß Calandra granaria, der Kornkäfer, praktisch überhaupt nicht mit Cyanwasserstoff abtötbar ist und daß auch Periplaneta, die Schabe, sich oft merkwürdig resistent zeigt, nach Hase möglicherweise der Ausdruck dafür, daß diese beiden Arthropoden ihre Tracheenatmung zeitweilig sistieren können.

Nahrungsmittel aller Art, Mehl, Tabak, dann Stoffe, Malereien und Metalle werden in keiner Weise von Cyanwasserstoffgas angegriffen. Nur Getränke und Oel in offenen Gefäßen nimmt man besser aus den zu durchgasenden Räumen heraus, weil sonst eine, allerdings nur geringgradige Absorption stattfindet. Ebenso dürfen Pflanzen nicht den relativ hohen Gaskonzentrationen längere Zeit ausgesetzt werden, da sie sonst absterben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Entlüftungsdauer hängt ganz von den Witterungsverhältnissen ab. Im allgemeinen genügt eine volle Nacht, um am folgenden Morgen Gasfreiheit zu ergeben.

In den Vereinigten Staaten hat man auch Versuche mit einem Entlüftungsapparat gemacht; aber einmal ist auf Schiffen bei normaler Witterung bereits nach einstündiger Entlüftung nur noch 10% der ursprünglichen Gaskonzentration nachzuweisen und zweitens wird die Anwendung eines Ventilators teurer sein als die evtl. Ersparnis dadurch, daß möglicherweise die Schiffsbesatzung schon in der Nacht unmittelbar nach der Durchgasung wieder an Bord schlafen kann.

Wegen der Giftigkeit der Blausäure ist das Beschicken und Entlüften der zu entwesenden Räume mindestens zu zweit und stets mit Gasmasken vorzunehmen. Zwar beträgt die letale Dosis für den Menschen doch immerhin über 60 mg, d. h. bei voller Gaskonzentration von 1 Vol.% etwa 5 l Luft oder ungefähr 10 Atemzüge, unter der allerdings unwahrscheinlichen Voraussetzung, daß alle vorhandene Blausäure auch sofort in den Luftwegen resorbiert wird. Eine Atmosphäre mit 40—50 mg HCN pro cbm kann dagegen nach Flury und Heubner ohne Schaden dauernd vertragen werden. Die Toxizitätsbreite ist also nur sehr gering, wenn auch die Dosis toxica selbst etwa rund 50 mal so hoch liegt wie beispielsweise die des Scopolamins. Die Art der Giftwirkung ist eine Lähmung des Atemzentrums in der medulla oblongata und bei längerer Einwirkung eine katalytische Hemmung derart, daß der Sauerstoffaustausch zwischen Blut und Gewebe gestört ist und die Zellatmung aufhört. Der Wirkungsmechanismus ist also grundlegend verschieden von dem der Alkaloide, indem niemals Speicherung stattfindet, sondern sehr schnelle Bindung im Organismus zu ungiftigem Oxamyd (NH_2-CO-CO-NH_2). Die Behandlungsart einer akuten Vergiftung mit Sauerstoffatmung und Lobelin, evtl. Coffeïn ergibt sich aus dem Gesagten. Leichtere Intoxikationserscheinungen wie Muskelschwere, Müdigkeit, Kopfschmerzen und Erbrechen sind bei hoher Temperatur und schwüler Witterung beim Gasen von Mühlen beobachtet worden, wenn eine Abdunstung des Schweißes gehemmt und dadurch die Bedingungen für eine perkutane Resorption günstig waren.

Was die Anwendungsform der Blausäure betrifft, so wird sie einmal in den zu gasenden Räumen selbst aus Cyannatrium und Schwefelsäure in Holzbottichen entwickelt oder, besonders in Amerika, in Stahlbomben als flüssige Blausäure verwandt. Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rade hierbei aber haben sich verschiedentlich Explosionen ereignet, verursacht durch exotherme Polymerisationsprozesse zu tetra- und hexameren Verbindungen.

In den Staaten wird auch Chlorcyan aus Cyannatrium, Natriumchlorat und Salzsäure hergestellt, das zwar Stoffe und Metalle angreift, aber den großen Vorzug vor der fast geruchlosen Blausäure hat, daß es die Schleimhaut von Auge, Nase und Rachen stark reizt.

Im Kriege wurden bei uns Versuche gemacht, einen Reizstoff hinzuzufügen, der den Aufenthalt in seiner Nähe unmöglich macht und so als eine Sicherungsmaßnahme gegen Unglücksfälle aus Unkenntnis oder Unvorsichtigkeit dient. Sie führten zur Herstellung des Cyankohlensäuremethylesters, der in seiner Wirkung der Blausäure gleichkommt, und von der Darstellung her etwa 10% des die Schleimhaut stark reizenden Chlorkohlensäuremethyl- oder aethylesters enthält. Die Herstellung dieses Flüssigkeitsgemisches, das unter dem Namen Zyklon und Ventox bekannt war, ist aber nach dem Versailler Friedensvertrag verboten.

Seit etwa zwei Jahren wird nun von der Deutschen Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung, der Tochtergesellschaft der Deutschen Gold- und Silberscheideanstalt, ein neues Präparat in äußerst bequemer und leicht zu transportierender Form unter dem Namen Zyklon-B hergestellt. Es ist dies ein in Büchsen luftdicht verschlossenes, feuchtes Pulver, das eine Aufsaugung von Blausäure in Kieselgur darstellt; ihm sind als Reizgase einige Prozent organische Chlor- und Bromverbindungen vom Typus des Chlorkohlensäuremetylesters zugesetzt. Um eine Polymerisation zu verhindern ist ein Stabilisator hinzugefügt. Die Büchsen sind in verschiedenen Größen im Handel; auf jeder ist der Cyangehalt in Gramm angegeben.

Mit einem gewöhnlichen Büchsenöffner werden die Büchsen geöffnet. Nach dem Ausstreuen in den zu durchgasenden Raum gibt das Pulver in einigen Minuten seine Bestandteile quantitativ ab und es bleibt nur ein trockener Sand als vollkommen harmloser Rückstand. Die zugesetzten minimalen Mengen von organischen Halogenverbindungen machen den Aufenthalt in den unter Gas stehenden Räumen ohne Gasmaske unmöglich und dienen als Warnungssignal für das Vorhandensein der giftigen Blausäure. Der weitere Vorteil des Reizgases besteht darin, daß es oft noch dann bemerkbar ist, wenn nach der üblichen Entlüftung die che-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mische Prüfung auf Cyanwasserstoffgas mit Benzidinkupferacetat negativ ausfällt.

Auch das Entwesen von Mehlsäcken gegen die Mehlmotte und von Kleidungsstücken gegen Läuse — letzteres für Quarantänelager der Grenzen und städtische Obdachlosenheime besonders wichtig — in einer luftdicht zu verschließenden Holzkiste wird durch das Zyklon-B-Verfahren zu einer bequem zu handhabenden Einrichtung. Bei allen Entwesungsmaßnahmen aber ist naturgemäß das allerwichtigste Erfordernis die Verhütung einer Neueinschleppung. Damit aber entstehen in der Praxis immer wieder Schwierigkeiten; sie gilt es zu überwinden, wenn ein Dauererfolg erzielt werden soll.

Gegen Bakterien ist Cyanwasserstoffgas erst in nicht mehr ökonomischen Konzentrationen wirksam, außerdem gibt etwa von 18 Vol.% ab Blausäure mit Luft ein explosives Gemisch. Auch haben Versuche, Blausäure mit Formaldehyd zu kombinieren und so Entwesung und Desinfektion einzeitig vorzunehmen, leider noch kein praktisch brauchbares Ergebnis gezeitigt.

Heute ist das Cyanwasserstoffverfahren in fast allen Kulturländern eingeführt; Zyklon-B wird in großem Umfang in den Häfen von Hamburg, Bremen, Stettin, Danzig, Amsterdam, Rotterdam und in fast allen größeren deutschen Städten, sowie auf dem Balkan, in Italien und in Spanien verwandt. Die Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung allein hat seit ihrem Bestehen etwa 25 Millionen cbm Gebäude mit ca. 250 t Blausäure und in den letzten 1½ Jahren über 400 Schiffe gegast.

Alle Assanierungsmaßnahmen, wie überhaupt die gesamte angewandte Hygiene, sind heutzutage leider fast ausschließlich und allein eine Geldfrage. Das haben die Amerikaner in Panama bewiesen und zeigen die Rockefeller noch heute. Und jede Assanierung wird in der heutigen Welt begrenzt durch ihre Rentabilität.

M. D. u. H.! Die Bekämpfung der tierischen Schädlinge ist eine Hauptaufgabe, sowohl der Volkswirtschaft als auch der angewandten Hygiene für Krankheitsverhütung und Seuchenbekämpfung. Blausäure, insbesondere in der Form des Zyklon-B, bildet die Methode der Wahl.

Dr. **Gins** weist auf die Gefährlichkeit der Blausäure in bewohnten Häusern hin. Die große Diffusionsfähigkeit und die Adsalierbarkeit machen möglichst große Vorsichtsmaßregeln erfor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derlich, wenn das Mittel in bewohnten Räumen angewendet werden soll.

Prof. **Kuhn:** Es ist notwendig, daß die Blausäuremethoden in ihrer großen Bedeutung erkannt werden. Ich gebe Herrn Gins recht, daß mit großer Vorsicht vorgegangen werden muß. Aber wir müssen weiterkommen. Die Wanzenplage ist in unseren Städten eine Kulturschande. Wir müssen dahin streben, daß sie aufhört.

Dr. **Hasselmann (Schlußwort):** Im allgemeinen ist die Entlüftung während einer Nacht ausreichend, um am folgenden Morgen Gasfreiheit zu ergeben. Allerdings kommen bei besonders ungünstigen Windverhältnissen geringe Mengen von Blausäure auch noch nach zwölfstündiger Entlüftung vor, die aber dann durch die chemische Prüfung aufgedeckt werden. In jedem Falle aber hat diese erst negativ zu sein, wenn die entwesten Räume für den Verkehr freigegeben werden.

Was die Abdichtung betrifft, so ist bei Fachwerkbauten und Gipswänden besondere Vorsicht nötig. Aber auch hier deckt die vorgeschriebene chemische Prüfung der angrenzenden, sowie darüber und darunter befindlichen Räume in Häusern etwa vorhandenes Cyanwasserstoffgas auf. Reine Blausäure darf zu Durchgasungen in bewohnten Häusern nicht angewandt werden, wohl aber Zyklon-B, da das zugesetzte Reizgas als Warnungssignal dient.

Bei allen bisher bekannten Unfällen ist in jedem einzelnen Falle eine grobe Außerachtlassung und Nichtbefolgung der bestehenden sehr scharfen Gesetzvorschriften nachzuweisen. Es kann also gar keine Rede davon sein, daß das Blausäure- bzw. Zyklonverfahren an sich besonders gefährlich ist; es muß aber immer wieder darauf gedrungen werden, daß das Durchgasungspersonal sich peinlichst an die bestehenden Vorschriften hält.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abteilung IV.

Missionen, Schulen und kulturelle Fragen.

Vorsitzender: Konteradmiral z. D. Strauch, Friedenau, Niedstraße 39.

Stellvertreter: Missionsdirektor D. Schreiber, Steglitz, Humboldtstraße 14.

---

1. Knak, Missionsdirektor D. theol.:
   Die Lage der deutschen evangelischen Mission in der Gegenwart.
2. Skolaster, Pater P. S. M., Limburg a. d. Lahn:
   Die katholische Mission in den früheren deutschen Kolonien.
3. Meinhof, Professor D. theol., Hamburg:
   Der Stand der afrikanischen Sprachforschung.
4. Friedrichsen, Sanitätsrat Dr., Bad Neuenahr.
   Ueber gemeinschaftliches Sprachgut in den Bantu- und indogermanischen Sprachen.
5. Lotz, Dr. phil.:
   Die deutschen Schulen in Deutsch-Südwestafrika nach dem Kriege.
6. Moritz, Professor D.:
   Die Pflege des kolonialen Gedankens in der Jugend.
7. Freiherr von Rechenberg, Gouverneur a. D.:
   Die Bedeutung der deutschen ärztlichen Mission.
8. Schreiber, Missionsdirektor D.:
   Koloniale Wohlfahrtspflege.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Lage der deutschen evangelischen Mission in der Gegenwart.

Missionsdirektor D. theol. Siegfried **Knak**, Berlin.

Vortrag in der Vollversammlung am 17. September 1924.

Vielleicht wird es für manchen meiner Hörer eine Ueberraschung sein, wenn ich die Lage der deutschen evangelischen Mission im Vergleich zur Gesamtlage Deutschlands in Uebersee als einen Lichtblick bezeichne. Die große Oeffentlichkeit pflegt mehr dabei stehen zu bleiben, daß die deutsche Mission durch den sogenannten Friedensvertrag viele ihrer alten Arbeitsfelder und ein gut Teil ihrer alten Bewegungsfreiheit verloren hat. In der Tat ist die Geschichte der deutschen Mission seit dem Ausbruch des Krieges eine Leidensgeschichte gewesen. Im Vergleich zu den andern überseeischen Betätigungen Deutschlands aber steht die Mission verhältnismäßig günstig da. Drei Tatsachen sind dafür ausschlaggebend, einmal der Umstand, daß mehr als die Hälfte der deutschen evangelischen Mission unverändert in der deutschen Leitung geblieben ist, sodann die Tatsache, daß die heidenchristlichen Gemeinden auch auf den entrissenen Missionsfeldern die einzigartige Feuerprobe, die der Krieg ihrer christlichen Treue auferlegt hat, bestanden haben, und endlich, daß die deutschen Missionsfreunde durch ihre fortdauernden Opfer während des Krieges und erst recht nach dem Kriege einen Willen zur Mission bewiesen haben, wie selbst Eingeweihte ihn in diesem Grade früher kaum zu hoffen gewagt hätten. Zu diesen drei Tatsachen gesellt sich ein ermutigender Ausblick in die Zukunft: Die deutsche evangelische Mission hat noch heute Aufgaben in Uebersee, die ihr niemand abnehmen kann. Das bedeutet zugleich eine starke Ermutigung für unser Volk. Ohne ein innerlich und äußerlich gesundes Volk könnte die deutsche Mission diese Aufgabe nicht lösen. Ein Volk aber, das noch Aufgaben in der Welt hat, hat noch eine Zukunft.

Um uns die Lage der evangelischen Mission zu vergegenwärtigen, halten wir uns vor Augen: 1. welche Missionsfelder der deutschen evangelischen Mission heute noch verblieben sind; 2. worin sich ihre Lage von der Vorkriegszeit unterscheidet;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. wie sich ihr gegenwärtiges Verhältnis zum Auslande darstellt;
4. mit welchen Problemen und Aufgaben sie sich gegenwärtig zu beschäftigen hat.

1. Die gegenwärtigen Missionsfelder der deutschen evangelischen Mission.

Es sind zunächst drei große Missionsfelder, die ohne jede Unterbrechung in den Händen der evangelischen Mission verblieben sind, zu nennen: Niederländisch-Indien, Südafrika und China nebst Japan. In Niederländisch-Indien steht unverändert außer der Neukirchener Mission auf Java die Rheinische Mission mit ihrer werdenden Eingeborenenkirche unter den Batak auf Sumatra und einigen umliegenden Inseln. Auf Nias erlebte die Gesellschaft, während der Feindbund der deutschen Mission politische Tendenzen vorwarf, vom Jahre 1916 ab eine religiöse Bewegung von einer Reinheit, Tiefe, Ausbreitung und Dauerhaftigkeit, wie sie von keinem anderen Missionsfeld des gesamten Protestantismus, ja, wohl von überhaupt keinem christlichen Missionsfelde in der Neuzeit bisher erreicht worden ist. Neue Arbeit in Niederländisch-Indien haben die Adventisten aufgenommen.

Die südafrikanische Union hat zwar während des Krieges viele deutsche Missionare interniert, nach Friedensschluß ihnen aber bis auf eine formale Anwendung des § 438 des Vertrages von Versailles die alte volle Freiheit zurückgegeben. Es arbeiten dort in der Kapprovinz die Brüdergemeine und die Rheinische Mission, in Natal und Transvaal die Hermannsburger Mission nebst der kleinen hannoverschen Freikirche und in allen vier Provinzen die Berliner Mission. Im alten Deutsch-Südwestafrika, jetzt ein Mandatsgebiet der südafrikanischen Union, stehen die rheinischen Missionare unverändert in der Arbeit, von der südafrikanischen Regierung eher gefördert als gehindert.

Das größte Missionsfeld der Erde ist China. Die deutsche evangelische Mission hat dort ihren weitaus stärksten Anteil in der Provinz Kwangtung, wo die Basler, die Rheinische und die Berliner Mission als Nachbarn sehr umfangreiche Arbeitsfelder bedienen. Dazu die kleine Breklumer Mission in und um Pakhoi. In Mittelchina (Hunan) arbeitet die Liebenzeller Mission auf einer Kette von Stationen, die sich über 550 km hinzieht. In den Provinzen Kiangsi und Tschekiang die Allianz China Mission; einige Stationen hat die Chrischona Mission. In Schantung stehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zurzeit noch die Berliner Mission mit einigen Stationsgebieten in und um Tsingtau, während der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein eine deutsch-chinesische Mittelschule in Tsingtau unterhält. Das Schwergewicht der Arbeit dieses Vereins liegt zurzeit in Japan, wo er mit zwei Stationsbezirken die einzige deutsche evangelische Missionsbetätigung des Landes bildet.

Zu diesen größeren Missionsfeldern, auf denen fast überall werdende Missionskirchen in mehr oder weniger entwickeltem Stadium anzutreffen sind, gibt es eine Reihe von Missionsbetätigungen verschiedener Art im Nahen Osten. Das Kaiserswerther Diakonissenhaus mit einem Hospital in Jerusalem, der Jerusalemsverein mit einer Reihe von arabischen und deutsch-evangelischen Gemeinden in und um Jerusalem, an der Küste und in Galiläa, das syrische Waisenhaus, das Aussätzigenasyl „Jesushilfe“ bei Jerusalem, das freilich von englischem Gelde unterhalten, aber von deutschen Schwestern versorgt wird; die Karmelmission auf mehreren Stationen; der deutsche Hilfsbund für Armenien sucht in einigen armenischen Orten zu retten, was an Waisenkindern noch zu retten ist und hat außerdem in Bulgarien einige Arbeiten aufgenommen; die Adventisten haben auf dem Balkan, in Persien und in Abessinien Arbeit begonnen. Endlich ist hervorzuheben, daß der deutsche Zweig der Brüdergemeine neben seiner Arbeit in der Kapprovinz Südafrikas auch das weitentwickelte Missionsfeld auf Surinama behalten hat, während er seine übrigen vielverzweigten und reichgesegneten Arbeitsfelder teils dem englischen, teils dem amerikanischen Zweig der Brüdergemeine zur weiteren Versorgung überlassen mußte. Das zahlenmäßige Ergebnis läßt sich dahin zusammenfassen, daß unter deutscher Verwaltung 41 Missionsfelder mit 352 Missionsstationen, 513 europäischen Missionsarbeitern und 583 000 Heidenchristen verblieben sind, während unter außerdeutscher Verwaltung 34 deutsche Missionsfelder stehen mit 316 Stationen und 231 000 Christen.

Noch ein Wort über die Geldversorgung. Es leuchtet von selbst ein, daß die deutschen Missionsfreunde nach dem verlorenen Kriege nicht imstande gewesen sein können, mehr als $^5/_8$ der Arbeiten, die vor dem Kriege schon nur mühsam finanziert werden konnten, aus eigener Kraft aufrechtzuerhalten. Mehr und mehr mußte man zufrieden sein, wenn die deutschen Geldmittel ausreichten, den heimatlichen Betrieb notdürftig aufrechtzuerhalten. Die Missionsfelder sind im wesentlichen aus zwei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Quellen gespeist worden, einmal durch eine planmäßige Erschließung derjenigen wirtschaftlichen Hilfsquellen, die die Arbeitsfelder selbst darboten (größere Leistungen von seiten der eingeborenen Christen, wirtschaftliche Ausnutzung des Missionseigentums); sodann traten ausländische Missionsfreunde helfend ein. In großzügiger Weise geschah es von seiten der Amerikaner, die im letzten Jahre über 350 000 Dollar zum Unterhalt von deutschen Missionsarbeiten fast ausnahmslos geschenkweise dargeboten haben. Weit voran steht unter ihnen das lutherische Nationalkonzil, ein Zweckverband des größeren Teils der lutherischen Kirchenkörper Nordamerikas. Außerdem gab es überall Einschränkungen bis an die äußerste Grenze der Lebensbedingungen des Werkes. Die neue Wertbeständigkeit der deutschen Mark wurde auch auf dem Gebiete der Mission wie das Erwachen aus einem wüsten Traum empfunden. Lebt die Arbeit auch jetzt noch zu einem großen Teil von Auslandunterstützungen, so richtet sich doch die ganze deutsche evangelische Mission mit mehr oder weniger Umsicht und Tatkraft schon jetzt darauf ein, ihre Arbeit wieder mit deutschem Gelde zu tragen. Es liegt auf der Hand, daß von deutschen Missionsarbeiten nicht in vollem Sinne gesprochen werden könnte, wenn die Abhängigkeit vom Auslandsgelde zu einem Dauerzustande werden sollte. Die Stimmung des Auslands, vor allem Amerikas, daß man die Unterstützung für deutsche Missionsarbeit nunmehr einstellen könne, weil Deutschland wieder zu normalen Verhältnissen zurückkehre, ist zwar auf der einen Seite ein neues Zeichen für die Urteilslosigkeit des Auslandes in bezug auf innerdeutsche Angelegenheiten, wird aber von der evangelischen Mission als ein willkommener Zwang, sich wieder auf die eigenen Füße zu stellen, begrüßt.

2. Der Unterschied gegenüber der Vorkriegszeit.

Wenn demgemäß die deutsche evangelische Mission die Fieberschauer des vergangenen Jahrzehnts zwar lebendig und sogar mit unerwarteter Kraft überstanden hat, so bleibt doch andrerseits zu beklagen, daß es nicht ohne schweren Blutverlust und manche Amputationen abgegangen ist. Vergleichen wir die Gegenwart mit der Vorkriegszeit, so ist zunächst der Verlust einer großen Reihe von Missionsfeldern zu buchen. Einige sind vollkommen zerstört, so mit wenigen Ausnahmen die Arbeiten unter den Armeniern oder das Findlingshaus für Chinamädchen auf Hongkong, ferner eine Reihe von ganz jungen Arbeiten in Togo,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kamerun und Ostafrika. Wohl auch die alte Baptistenmission in Kamerun und die der Neudettelsauer und der Neukirchener in Britisch-Ostafrika. Einige Arbeitsfelder sind aus finanziellen Gründen in andere Hände übergeben worden, so die rheinische Arbeit auf Borneo an die Basler Mission, die der Kieler an die Breslauer Mission, und das Schantungwerk der Berliner Mission ist im Begriff unter die Leitung der Vereinigten lutherischen Kirche von Amerika zu kommen, wenn auch unter Beibehaltung der deutschen Missionare und mit der Möglichkeit der Rückkehr innerhalb des ersten Jahrzehnts. Einige Arbeitsfelder sind, weil sie eine geeignete nichtdeutsche Leitung nicht fanden oder ablehnten, zu einer mehr oder weniger gewagten verfrühten Selbständigkeit gelangt. So ein Teil der Leipziger Tamulenmission, die Goßnersche Missionskirche unter den Kohls in Chotanagpur und die Norddeutsche Mission in Französisch-Togo. Ebenfalls ohne jede ausländische Leitung, aber noch zu jung zur Selbständigkeit, also im Zustand der Verwaisung, stehen die Arbeitsfelder der Berliner Mission im Usaramo, der Betheler in Usambara und der Leipziger Irambamission, alle drei in Ostafrika, ferner die Liebenzeller Arbeit auf den Karolinen. Der Rest steht unter fremder Missionsverwaltung, teils mit, teils ohne Zustimmung der deutschen Mission. Außer dem größeren Teil der Arbeit der Brüdergemeine sind hier vor allem die Missionsfelder in Indien, auf der Goldküste und in allen deutschen Kolonien außer Kiautschau zu nennen. Englische, amerikanische, schwedische, belgische und französische Missionen haben sich in die Arbeit geteilt. Die Beweggründe, aus denen die fremden Missionen deutsche Missionsfelder übernahmen, waren verschiedener Art. In vielen Fällen ist es ganz offensichtlich der ehrliche Wunsch gewesen, gesegnete Erntefelder nicht sozusagen auf dem Halm verkommen zu lassen. In andern Fällen ist eine Art von Missionsimperialismus mit im Spiel gewesen. Auch rechnete man in Amerika und besonders in Großbritannien mit einer stark anschwellenden Missionsbegeisterung als einer Folge des für Christentum und Menschheitsideale geführten Krieges. Diese Erwartungen haben fast überall getrogen. Zwar ist das amerikanische Missionsleben im Aufstieg begriffen, besonders bei den dortigen Lutheranern, in England dagegen sind alle Versuche nach dieser Richtung ohne nennenswerten Erfolg geblieben. Die Folge davon ist, daß diejenigen deutschen Missionsfelder, die jetzt unter fremder Verwaltung stehen, zumeist in geradezu trostloser Weise darben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen. Die beiden schottischen Missionen z. B., die die Berliner Missionsarbeit im Njassaland in Ostafrika übernommen haben, konnten sechs bis sieben europäische Arbeitskräfte in einem Gebiet unterhalten, in dem die Berliner zuletzt 43 solcher Kräfte unterhalten hatten. Der Zustand der unter nichtdeutscher Leitung stehenden deutschen Arbeitsfelder ist eine schwere Anklage gegen diejenigen Mächte, welche die Austreibung deutscher Missionare durchgesetzt und gegen diejenigen ausländischen Christen, die zu diesem Vorgehen nur zu lange geschwiegen haben. Die Erkenntnis davon, daß diese Verhältnisse unhaltbar sind, hat neuerdings dazu geführt, den deutschen Missionaren allmählich die Rückkehr in einige der verödeten Missionsfelder die Wege zu ebnen. Nach Togo konnten drei Missionare der Norddeutschen Mission zurückkehren, um im Rahmen der dortigen Schottischen Missionsgesellschaft ihren alten Gemeinden aufs neue zu dienen. Einige deutsche Gesellschaften konnten Missionare, die als Angehörige von Abtretungsgebieten nicht mehr deutsche Untertanen sind, auf frühere Missionsfelder zurücksenden, die Basler Mission nach Malabar sogar einen deutschen Untertanen. Von einer weiteren Rückkehr deutscher Missionare auf entrissene Arbeitsfelder wird noch zu reden sein.

Werfen wir zunächst noch auf den gegenwärtigen Zustand dieser Arbeitsfelder einen Blick, so ist es schwer, über die angerichtete Verwüstung mit ruhigem Blute zu reden. Es wäre über diesen Schaden kein Wort zu verlieren, wenn er lediglich die Folge des Krieges wäre. Daß Kriege kommen und daß ein Krieg verloren wird, muß die Missionswelt eines Volkes als ein Schicksal hinnehmen, über das sie nicht überrascht sein darf. Wer christliche Mission treiben will, muß in der Weltanschauung der Bibel stehen. Diese Weltanschauung läßt uns nicht erwarten oder gar fordern, daß die Völkerwelt so, wie sie ist, in Frieden miteinander lebt. Sie läßt uns vielmehr Kriege, und zwar sich häufende Kriege bis an das Ende der Tage erwarten. Aber die Schäden, über die wir zu klagen haben, sind nicht einfach die Folge des Krieges, sondern hängen aufs engste mit der Maske von Christlichkeit und Humanität zusammen, unter der der Feindbund den Krieg geführt und den Frieden diktiert hat. Das nötige darüber ist bereits auf der Tagung der deutschen evangelischen Missionshilfe 1919 durch meinen verewigten Vorgänger D. Axenfeld und Exzellenz Dr. Schnee gesagt worden. Zu diesen Ausführungen stehen wir heute noch. Aber es sei, um allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mißverständnissen vorzubeugen, hier noch einmal deutlich ausgesprochen, daß die evangelische Mission nicht die Tatsache der Vertreibung ihrer Missionare oder andere Beschränkungen ihrer Freiheit oder sonstige Härten an sich als Kränkung empfunden hat und empfindet; wer dort Predigten hält, wo Granaten fliegen, darf sich nicht beklagen, wenn ihn auch ein Splitter trifft; wer Mission treibt, wo realpolitische Mächte feindlich aufeinander stoßen, darf sich nicht wundern, wenn die Politik ihren eigenen Gesetzen folgt und die idealen Gesichtspunkte der Mission überrennt; auch, wo es der Mission unvermeidbar erscheint. Was die deutsche evangelische Mission aber als unerträglich empfindet, ist die Tatsache, daß rein machtpolitische Gesichtspunkte mit moralischen oder gar christlichen Motiven gerechtfertigt werden sollten und daß dabei unwahre Behauptungen zugrunde gelegt wurden. Wir wissen wohl, daß es sich hierbei nicht um die besonderen Schlechtigkeiten einzelner Personen oder Regierungen handelt, sondern um zwei grundverschiedene Auffassungen vom Wesen der Politik; auf der einen Seite der angelsächsischen, auf der andern der deutschen, genauer gesagt, der im Luthertum wurzelnden. Aber wir schließen aus den Früchten, die die angelsächsische Auffassung in der Behandlung der Mission gezeitigt hat, nur um so zuversichtlicher, daß die deutsche Auffassung dem Wesen der Politik und dem Wesen des Christentums gerechter wird und daß es ein Verlust für die Welt sein würde, wenn sie für immer aus dem Bewußtsein der Völker und von kraftvoller Betätigung ausgeschlossen sein sollte. Dieser Sachverhalt auf der einen Seite und die vorher erwähnte mannigfache Unterstützung der deutschen Mission von seiten ausländischer Christen auf der andern Seite bringen es mit sich, daß die gegenwärtige Lage der evangelischen Mission nicht richtig geschildert werden kann, ohne dem verwickelten Verhältnis der deutschen evangelischen Mission zum Auslande besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

3. Das Verhältnis der deutschen evangelischen Mission zum Auslande.

Für die Rechtslage der deutschen Missionsfelder, und zwar sowohl der erhaltenen wie der entrissenen, ist im wesentlichen der § 438 des Vertrages von Versailles maßgebend. Ausgenommen davon ist nur Niederländisch-Indien, Surinama und der größere Teil des Nahen Ostens. Dieser Paragraph gibt

den Verbündeten und assoziierten Mächten bekanntlich das Recht, in den ihnen gehörigen oder ihnen übertragenen Gebieten über das Eigentum der deutschen Missionen zu verfügen, mit der Einschränkung, daß dieses Eigentum auch ferner für missionarische Zwecke bestimmt sein soll. Zur Sicherung dieser Zwecke sind Treuhänderräte zu bilden, die das Eigentum der deutschen Missionen nach eigenem Ermessen irgendeiner geeignet erscheinenden Mission zur Nutznießung übertragen sollen. Wäre dieser Paragraph wirklich in voller Schärfe durchgeführt worden, so würde sich die deutsche Mission heute nur noch innerhalb des holländischen Kolonialreiches betätigen können. Aber er ist nicht durchgeführt worden. Zwar haben Frankreich und Belgien den ausgiebigsten Gebrauch von ihm gemacht. Aber schon England hat jene Bestimmung nicht innerhalb seines ganzen Imperiums durchsetzen können. Die südafrikanische Union hat unter dem starken Druck des Burenelements der deutschen Mission wenigstens nach dem Kriege eine freundliche Haltung zuteil werden lassen. Die dort gebildeten Treuhänderräte halten sich von Eingriffen und Störungen zurück und haben in manchen Fällen sogar gewisse Dienste geleistet. Gleichwohl ist natürlich auch dort unermüdlich zu fordern, daß die letzte Spur dieses Paragraphen, der die deutsche Mission unter Kuratel stellt, beseitigt wird. China hat von dem Paragraphen in keiner Form Anwendung gemacht, Japan nur auf den Karolinen. Es sollte nicht vergessen werden, daß die deutschen Missionare auf dem größten Missionsfelde der Erde heute nur deshalb weiter arbeiten können, weil die Bevölkerung des Landes selbst, entgegen dem Druck der britischen Regierung, sie für ihre Wohltäter erklärt und stürmisch ihr Verbleiben gefordert hat. Treuhänderräte sind für Ostafrika und Hongkong erst in diesem Jahre eingesetzt worden. Noch schlimmer als dieser lange Aufschub wirkt die vertragswidrige Behandlung, die das deutsche Eigentum bisher in Hongkong gefunden hat, wo es sich um die Basler, die Rheinische Mission, den Frauenverein für China und die Hildesheimer Blindenmission handelt. Die Entscheidung liegt dort zurzeit einzig in den Händen der britischen Missionare, die den Treuhänderrat bilden. Ihre Tatenlosigkeit ist um so schwerer verständlich, als das Beispiel von Aegypten zeigt, was bei freundlicher Stellung zu erreichen wäre. Der dortige Treuhänderrat hat soeben mit Zustimmung des bri-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tischen Staatssekretärs des Auswärtigen beschlossen, der Deutschen Sudanpionier-Mission das gesamte Missionseigentum bedingungslos zurückzugeben. Was in Aegypten politisch unbedenklich ist, ist es in dieser Beziehung auf Hongkong erst recht. Noch dazu haben in Aegypten amerikanische Missionare die Führung, während auf Hongkong nur englische den Treuhänderrat bilden. Die letzteren hätten also noch leichteres Spiel der Regierung gegenüber. Der teils gleichgültigen, teils feindseligen Haltung der britischen Regierung gegenüber muß als Gegenstück das Verfahren der holländischen Regierung in Niederländisch-Indien hervorgehoben werden. Angesichts der Unmöglichkeit, die dortigen großen Arbeitsfelder der deutschen Mission, besonders der Rheinischen Mission auf Sumatra und Nias, mit deutschem Gelde zu unterhalten, hat sie die Finanzierung dieser deutschen Missionsarbeiten auf die Staatskasse übernommen, freilich nicht ohne Beschränkungen aufzuerlegen, die auf die Dauer mit den Lebensbedingungen der Arbeit unvereinbar sein würden.

Neben dem § 438 des Vertrages waren für die Missionspolitik der britischen Regierung einige Memoranda maßgebend, die sich nicht nur mit der deutschen Mission, sondern mit der Haltung der britischen Regierung gegenüber allen Missionaren ihres Machtbereiches befassen. Diese Memoranda unterscheiden zwischen britischen Missionaren, ferner solchen, die neutralen Ländern angehören, drittens Missionaren aus feindlichen Ländern. Wobei es sich praktisch ausschließlich um deutsche Missionare handelt. Während britische Missionare ohne weiteres Einreiseerlaubnis erhalten, ist eine solche für Missionare aus neutralen Ländern an die Bedingung gebunden, daß eine britische Mission oder der britische Missionsausschuß als Bürge für die politische Ungefährlichkeit eintritt, während die deutschen Missionare für eine gewisse Zeit völlig ausgeschlossen wurden. Vor wenigen Monaten hat die britische Regierung in diesem Punkte eine nicht unwichtige Aenderung getroffen. Sie hat beschlossen, die Ausnahmestellung der deutschen Missionare aufzuheben und sie künftig wie alle nicht britischen Missionare zu behandeln. Es wäre voreilig, wenn man von diesem Beschluß die sofortige Rückkehrmöglichkeit für alle deutschen Missionare erwarten wollte. Es besteht nämlich die praktisch sehr ins Gewicht fallende Beschränkung, daß das jeweilige Gouvernement wirksamen Einspruch in bezug auf die Zeit der Durchführung und in bezug auf die einzelnen vorge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlagenen Missionare erheben kann, ganz abgesehen davon, daß Indien einstweilen von den neuen Bestimmungen ausdrücklich noch ausgeschlossen bleibt. Der Unterschied gegen früher wird im wesentlichen dahin zu formulieren sein, daß früher sehr starke Gründe nötig waren, um eine ausnahmsweise Zulassung deutscher Missionare zu erreichen, während künftighin starke Gründe ins Feld geführt werden müssen, um die Einreiseerlaubnis für deutsche Missionare zu verhindern. Es sind demgemäß bereits die Anträge auf Einreiseerlaubnis für je zwei Missionare der Brüdergemeinde, der Berliner Mission, der Leipziger und der Betheler Mission nach Ostafrika eingereicht worden. Es ist eine grundsätzlich wichtige Frage, ob und in welchem Umfange die deutschen Missionen ihre Missionare auf die verlassenen Arbeitsfelder zurückschicken sollen. Es wäre ein großer Fehler, diese Frage vorschnell und bedingungslos zu bejahen.

Die deutschen Kolonien stehen unter fremder Herrschaft und werden den Interessen fremder, und zwar uns feindlicher Völker dienstbar gemacht. Bedeutet die Rückkehr deutscher Missionare nicht vielleicht einfach die Förderung der Interessen dieser Völker? Werden sie inmitten des fremden Volks und unter den Augen der feindlichen Kolonialregierung ihre Würde als Deutsche wahren können? Gewiß sind vor 100 Jahren viele deutsche Missionare in den Dienst englischer Missionen getreten, weil damals England Geld, aber keine Männer, Deutschland Männer, aber kein Geld für die Missionsfelder hergeben wollte. Mit diesem Vorgang aber läßt sich die fragliche Rückkehr deutscher Missionare unter keinen Umständen decken. Damals hatte Deutschland weder Kolonien noch eigene Missionsfelder und damals war sein Verhältnis zu England nicht mit den Freveln des Weltkriegs und dem Diktat von Versailles belastet. Und doch kann es nicht als eine Verirrung des deutschen Empfindens bezeichnet werden, wenn die Türenöffnung auf die alten kolonialen Missionsfelder in der deutschen Oeffentlichkeit fast überall mit Genugtuung, ja mit Jubel, begrüßt worden ist. Diese Rückkehr bedeutet erstens das Eingeständnis auf der feindlichen Seite, daß ohne deutsche Mitarbeit den Kolonien nicht gegeben werden kann, was sie brauchen. Der Jubel, mit dem die rückkehrenden Missionare bisher von den eingeborenen Christen aufgenommen worden sind — ich erinnere vor allem an die Bremer Missionare in Togo — ist ferner ein neues Zeichen zu vielen früheren für die treue Anhänglich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keit der Eingeborenen an die Deutschen, und dadurch ein neuer Beweis für die Grundlosigkeit der kolonialen Beschuldigungen des Feindbundes. Einer der stärksten Beweggründe, den Deutschen die Rückkehr zu ermöglichen, liegt drittens in der Tatsache, daß religiöse Bewegungen zum Christentum auf unsern alten Missionsfeldern von solcher Stärke eingesetzt haben, daß die fremden Missionare ihnen hilflos gegenüberstehen. Das gilt vor allem von Ostafrika, wo die durch die englische Besetzung unterbrochene, bis 1916 gewaltig anschwellende Bewegung aufs neue eingesetzt hat. Diese Bewegungen dürfen als Früchte der deutschen Sämannsarbeit, als Unterpfänder gesunder Arbeit betrachtet werden. Andererseits stellen sie die deutsche Christenheit vor die Entscheidung, ob sie sich für die von ihnen gegründeten Gemeinden und werdenden Volkskirchen noch irgendwie verantwortlich fühle oder nicht. Wenn jeder Deutsche und zum mindesten jeder deutsche Kolonialfreund, den dringenden Wunsch hat, den Eingeborenen unserer Kolonien, besonders Ostafrikas, ihre beispiellose Treue irgendwie mit eigener Treue zu belohnen, so kann auch die deutsche Missionswelt nicht aufhören, die von ihr gesammelten Gemeinden als ihr zugehörig zu betrachten und sich für ihre religiöse Forderung verantwortlich zu fühlen, besonders wenn die fremden Missionen zu schwach sind und die Christen der deutschen Missionsgemeinden mit Sehnsucht auf die Rückkehr ihrer eigentlichen Väter warten. Außerdem soll nach dem ausgesprochenen Wunsch der britischen Missionsleitung der Eintritt deutscher Missionare die Vorbereitung für die Uebernahme durch die deutsche Leitung in absehbarer Zeit bedeuten. Es soll auch keinen deutschen Missionar etwas zugemutet werden, was mit seiner Treue gegen das Vaterland oder mit der Würde eines aufrechten deutschen Mannes in Widerspruch stünde. Nach dieser Richtung haben die in Frage kommenden deutschen Missionen sehr ernste Forderungen erhoben und sich starke Sicherheiten geben lassen. Wie könnte sich unter diesen Umständen die deutsche Mission der Pflicht entziehen, die Türen zu ihren verlassenen oder mehr oder weniger verwaisten Arbeitsfeldern zu benutzen!

Ein weiterer erfreulicher Zug an dieser Wandlung der Dinge ist der Umstand, daß die veränderte Haltung der britischen Regierung im wesentlichen dem energischen Eintreten der britischen Missionskreise zu verdanken ist. Wir haben Recht und Pflicht, das unumwunden auszusprechen, weil wir früher unerbittlich den berufenen Vertretern der Kirchen in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den feindlichen Ländern und besonders ihren Missionsführern vorgeworfen haben, daß ihr Verhalten im Weltkriege und vor allem dem Diktat von Versailles und seinen Missionsbestimmungen gegenüber sich mit christlichen Grundsätzen nicht vereinigen lasse. Als deshalb nach Friedensschluß sich von drüben her schnell die Hände uns entgegenstreckten, um unter der Losung: es soll alles vergeben und vergessen sein, und unter irreführendem Hinweis auf die Uebernationalität der Mission die deutsche Mission zur Mitarbeit im Sinne der bekannten Edinburgher Weltmissionskonferenz von 1910 heranzuziehen, hat die deutsche Mission eine solche Kooperation abgelehnt. Sie erklärte, nicht eher wieder mitarbeiten zu können, als bis die Verleumdung über die deutsche Mission zurückgenommen worden sei; denn das Evangelium will nicht nur Liebe, sondern auch Wahrheit in die Welt hinaustragen. Mit Dank muß in diesem Zusammenhang der mannhaften und treudeutschen Haltung des verewigten D. Axenfeld gedacht werden, der seinen ganzen Einfluß in dieser Richtung geltend gemacht hat. Der Erfolg hat dieser Haltung Recht gegeben. Die berufene Vertretung der gesamten protestantischen Missionswelt, der sogenannte internationale Missionsrat, dessen Tagung wir trotz der dringendsten Einladung fernblieben, hat auf seiner Sitzung von 1921 in Lake Mohonc in aller Form eine warm gehaltene und begeistert aufgenommene Ehrenerklärung für die deutsche Mission ausgesprochen in dem Sinne, daß alle Nachforschungen über die Schuld der deutschen Missionare zu einem negativen Ergebnis geführt hätten und daß die Gesamtheit der protestantischen Missionswelt die Mitarbeit der Deutschen schlechterdings nicht entbehren könne. Um des Ruhreinbruchs willen verschob die deutsche Mission die volle Mitarbeit abermals, während sie anerkennt, daß jetzt keine unüberwindlichen Hindernisse zu einer solchen Mitarbeit mehr im Wege liegen. Britische und amerikanische Missionskreise haben seitdem unermüdlich daran gearbeitet, nicht nur der deutschen Mission in ihren wirtschaftlichen Nöten zu helfen, sondern auch, ihr ein Stück nach dem andern von der verlorenen Wegfreiheit zurückzugewinnen. Der größte Erfolg, der in dieser Richtung bisher zu verzeichnen gewesen ist, ist die vorher erwähnte Aenderung der britischen Missionspolitik. Daß diese Aenderung offensichtlich nicht in politischen Erwägungen, sondern in dem Gewissen britischer Missionsführer ihre Wurzel hat, macht uns die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

veränderte Lage um so wertvoller und wirkt in versöhnlichem Sinn.

Es ist selbstverständlich, daß weder auf diesem Wege, noch auf irgendeinem andern einfach die Lage wiedergewonnen werden kann, die die deutsche evangelische Mission vor dem Kriege innehatte. Diese Lage und die daraus sich ergebenden Aufgaben sind und bleiben nach dem Krieg völlig andere.

4. Auf die gegenwärtigen Probleme und Aufgaben der deutschen evangelischen Mission

ist daher zuletzt noch der Finger zu legen. Nur die wichtigsten können hier angedeutet werden.

a) Die Stellung der farbigen Rassen zur weißen ist nach dem Krieg anders geworden als vorher. Die selbstverständliche Autorität des weißen Mannes ist überall schwer erschüttert. Erfreulich ist dabei, daß das allerdings für den deutschen Missionar in besonders geringem Maße zu gelten scheint. Das persönliche Vertrauensverhältnis der schwarzen Christen zu den deutschen Missionaren ist im wesentlichen geblieben. Die Treue der schwarzen Gemeinden und Prediger hat sich während des Krieges und unter den Geldnöten hinterher in vielen Proben bewährt. Aber die Selbständigkeitsregungen der farbigen Rassen, geschürt durch die auf den Schlachtfeldern Frankreichs gelernten Losungen vom Kampf der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker, vom Selbstbestimmungsrecht der Völker und dergleichen mehr, geschürt auch durch die bis in fernste Erdteile wirkende Propaganda des Bolschewismus, erschweren auch der Mission unter Primitiven, also in Afrika und im holländischen Kolonialreich vielfach die gesunde Weiterentwicklung der Eingeborenen-Kirchen erheblich. Jedenfalls erfordert die Lage, daß die Erziehung zu sittlich-religiöser Selbständigkeit, auch zu kirchlicher Selbständigkeit, noch planmäßiger als vor dem Kriege gefördert wird.

b) Es liegt nahe, zu fragen, ob und in welchem Maße der Krieg sogenannter christlicher Völker das Ansehen der christlichen Religion erschüttert hat. Die Erfahrungen in dieser Hinsicht sind nicht einheitlicher Art. Verhältnismäßig wenig scheint von einer solchen Erschütterung unter den Primitiven geredet werden zu müssen. Und zwar liegen gerade aus den ehemals deutschen Kolonien sehr bemerkenswerte Aeußerungen aus dem Munde farbiger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Christen vor. Sie hatten vielfach erwartet, daß mit den deutschen Missionen auch die „Sache Gottes" aus dem Lande verschwunden sein werde und stellen nun mit einem Erstaunen, das uns fast naiv anmutet, fest, daß ihr eigener Glaube und der Zusammenhalt der christlichen Gemeinden auch ohne die Anwesenheit der Missionare Bestand hat. Sie ziehen daraus den richtigen Schluß, daß das Christentum nicht Europäersache, sondern wirklich Gottessache sei. Anders dagegen klingen vielfach die Aeußerungen aus den Stammländern der mit dem Christentum in Wettbewerb stehenden nichtchristlichen Weltreligionen. Dort gehen die Behauptungen bis zu der vom Bankrott des Christentums. Und auch die Christen haben mit mancherlei Zweifeln zu kämpfen, besonders wo die amerikanische Mission vorwiegt, wie in China, weil dort Christentum und Zivilisation in der Regel als gleichbedeutend gebraucht wird. Dort haben bezeichnenderweise die Friedensverhandlungen und Verträge noch mehr Aergernis verursacht, als der Krieg.

Im allgemeinen wird zu sagen sein, daß die Missionen heute mehr denn je den Unterschied zwischen christlicher Religion und abendländischer „christlicher Kultur" zu betonen hat. Nach ihrer ganzen inneren Struktur ist dafür die deutsche evangelische Mission besser geeignet, als diejenige der meisten andern, besonders der englischen und amerikanischen.

c) Dabei ist ein besonderes Wort über die Stellung der deutschen Mission in Ostasien zu sagen. Ihre Arbeit wird ihr, wenigstens in Ostasien, durch die Stimmung erleichtert, die ihr aus China und Japan entgegenkommt. Politische Nebenzwecke argwöhnt man dort wohl bei den angelsächsischen, besonders der englischen und bei der französischen Mission, nicht aber bei der deutschen. Gerade das Verbleiben der deutschen Mission im Lande nach dem vaterländischen Zusammenbruch hat tiefen Eindruck gemacht und nicht nur das Vertrauen der deutschen Mission, sondern zum Deutschen überhaupt gehoben. Wenn es auch gewiß eine Illusion wäre, von der chinesischen Politik irgendeine sentimentale Bevorzugung Deutschlands zu erwarten, so ist doch andererseits eine Sympathie der Bevölkerung für den Deutschen unverkennbar. Als in Waichow (Kwangtung, Ostfluß) während des jetzigen Bürgerkriegs das deutsche Missionarhaus beschossen wurde, genügte das Hissen der schwarz-weiß-roten Flagge auf dem Dach des Hauses, um der Beschießung sofort ein Ende zu machen. Als ich 1922 auf dem Nordfluß in Kwang-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tung zwischen den kämpfenden Heeren reiste, zog der Schiffsherr die schwarz-weiß-rote Flagge am Mast auf und alsbald sammelte sich eine kleine Flotte chinesischer Boote schutzhoffend um unser Hausboot. Die deutschen Missionsstationen waren und sind die gesuchtesten Zufluchtstätten für Christen und Nichtchristen. Jeder deutsche Missionar in China und in der ganzen Welt wirkt durch sein bloßes Dasein als stärkster Gegenbeweis gegen die von Deutschlands Barbarei und Heidentum redende Presseпropaganda des Feindbundes, die auch jetzt nicht aufgehört hat. Mit Spannung sehen wir auf die Wirkungen, die die Aufhebung der Exterritorialität in China für die Mission zur Folge haben wird. Bisher ist keine wesentliche Schädigung festzustellen. Unter Räubereien haben englische und amerikanische Missionen bis jetzt mehr gelitten als deutsche. Aber einstweilen kann man kaum sagen, daß die Rechtswirkungen dieser Aufhebung den chinesischen Behörden, den chinesischen Christen und Nichtchristen, ja selbst allen Missionaren schon zum vollen Bewußtsein gekommen wären.

d) Für die gesamte evangelische Mission gehört der Drang der eingeborenen Christen zu Nationalkirchen zu denjenigen Erscheinungen, die die Arbeit besonders in Indien, China und Japan beherrschen. Am auffälligsten kam dieser Drang auf der christlichen Konferenz in Schanghai von 1922 zum Ausdruck. Ist dieser Kongreß auch nicht, wie viele Chinesen gehofft hatten und selbst deutsche Missionszeitschriften irrig berichteten, die „Geburtstunde der chinesischen Nationalkirche" geworden, so ist doch das Ziel mutig ins Auge gefaßt worden. Die deutsche Mission begrüßt das Streben, die chinesische Christenheit über alle denominationellen Unterschiede hinweg zu einen, die Aufgabe der Christianisierung Chinas mehr und mehr in die Hand der chinesischen Christenheit selbst zu legen und der entstehenden chinesischen Kirche bodenständiges Gepräge zu geben, mit freudiger Zustimmung. Die in der Wittenberger Reformation wurzelnde deutsche Mission hat für dieses Streben volles Verständnis. Wir sind davon überzeugt, daß trotz des übernationalen Charakters der christlichen Religion jede Nation ihr eigenes Gepräge, ihre eigenen kirchlichen Formen, ihren eigenen Niederschlag in begrifflicher Ausprägung und volkstümlicher Sitte für die christliche Wahrheit suchen muß, weil wir die Gliederung der Menschheit in Nationen für gottgewollt halten und das Evangelium nicht auf die einheitliche Form, sondern auf den Geist den Nachdruck legt. Bei der Aufgabe, für diesen einen Geist die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jeweiligen organisch herauswachsenden Formen zu suchen, steht heute das höhere Schulwesen im Vordergrund. Auch die führenden Männer anderer Nationen erkennen die besonderen Gaben und Aufgaben der deutschen Mission in den Fragen des Missionsschulwesens an. Viel zu klein ist leider bisher in China die Tätigkeit der sogenannten ärztlichen Mission in der deutschen Mission geblieben, obwohl gerade diese Form den Chinesen das Wesen der christlichen Religion besonders wirkungsvoll zu veranschaulichen vermag. Hier gilt es jetzt viel nachzuholen. Dabei kommt der Mission der einzigartige Ruf, dessen sich der deutsche Arzt in China und Japan erfreut, sehr wesentlich zu Hilfe.

Mit diesen Andeutungen über die gegenwärtigen besonderen Aufgaben muß es hier sein Bewenden haben, aber schon daraus geht deutlich hervor, daß die deutsche ev. Mission ihre Aufgabe nicht darin zu sehen hat, fremdländische Mission, z. B. die angelsächsische nachzuahmen und ihre Wirkung zu verstärken, sondern eigene Wege zu gehen, die ihrem deutschen Charakter entsprechen. Erhebend für unser vaterländisches Empfinden ist die Erkenntnis, daß für das Missionsgebiet besonders deutlich der besondere Dienst hervortritt, den die deutsche Eigenart im Menschheitganzen zu leisten hat. Die evangelische Mission wird zwar nie vergessen, daß sie nicht aus nationalen oder weltpolitischen Antrieben oder Stimmungen hervorgegangen ist, sondern daß ihr Daseinsrecht und ihre Kraft in dem übernationalen Evangelium wurzelt; der in diesem Jahr gefeierte 100. Geburtstag der Berliner Missionsgesellschaft hat die Augen wieder besonders nachdrücklich darauf hingelenkt, daß die deutsche Mission im Unterschied z. B. von der englischen der kolonialen Betätigung nicht gefolgt, sondern vorausgegangen ist. Die religiöse Reinheit ihrer Motive tritt daher bei ihr besonders klar hervor. Umgekehrt hat übrigens auch Deutschland guten Grund, viel nachdrücklicher als es bisher geschieht, unter Hinweis auf die Mission zu betonen, daß zuerst nicht imperialistische, sondern rein ideale Beweggründe deutsche Männer und Frauen über See getrieben haben. Aber die Mission hat in diesem Jahrhundert auf die Tatsache achten gelernt, daß auch im religiösen Leben und erst recht im Missionsdienst das Gepräge der einzelnen Missionsbetätigungen notwendigerweise von der nationalen Zugehörigkeit der jeweiligen Mission und Missionare beeinflußt wird. So spiegelt sich in den Missionen der Geist der verschiedenen Völker. So wird auch in der Mission Gabe und Aufgabe der verschie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen Völker offenbar. Und wenn die deutsche Mission Aufgaben vor sich sieht, für die sie gerade durch ihre deutsche Herkunft besondere Eignung mit sich bringt, so schöpft sie daraus die frohe Zuversicht, daß das deutsche Volk noch eine Zukunft vor sich hat und sie wird deshalb nicht müde werden, das eigene Volk immer wieder an den Dienst zu erinnern, den der Lenker der Völkergeschichte ihm offensichtlich aufgetragen hat. Völker, die als letzten Zweck nur die Selbstbehauptung kennen, werden vergehen. Völker, die um die Erhaltung ihres eigenen Lebens kämpfen, um damit dem Menschheitsganzen zu dienen, werden dauern, bis ihr Dienst getan ist. Der Dienst des deutschen Volkes ist noch lange nicht zu Ende getan! Dafür ist der Zustand der deutschen Missionsfelder und die gegenwärtige Aufgabe der deutschen Mission ein laut redendes Zeugnis.

Damit bin ich am Schluß. Ich darf vorschlagen, folgende Entschließung gutzuheißen:

Der Deutsche Kolonialkongreß begrüßt es mit Genugtuung, daß der deutschen Mission im Weltkriege trotz der Maßnahmen feindlicher Mächte der größere Teil ihrer Arbeitsfelder erhalten geblieben ist, und daß unter dem schweren Druck der Zeit der Missionswille der deutschen Christen einen neuen Aufschwung genommen hat.

Der Kongreß wünscht den deutschen Missionen weiteren Erfolg und insbesondere bei der neuerdings ermöglichten Rückkehr in bisher gesperrte Gebiete eine ungehinderte Erfüllung ihrer religiösen Aufgabe gemäß ihrer deutschen Art und Arbeitsweise.

Ich beantrage, daß diese Entschließung der Sektion 4 zur Beratung überwiesen wird. (Lebhafter Beifall.)

Die katholische Mission in den früheren deutschen Kolonien.

Pater Hermann **Skolaster**, P. S. M.

Vortrag in der Vollversammlung am 17. September 1924.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Die Missionierung der Heidenwelt ist ein übernationales Unternehmen. Aber die Missionare, die sich der Heidenbekehrung widmen, gehören irgend einer Nation an, und wenn sie in Kolonien ihres Heimatlandes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeiten, tun sie es nicht ohne Rücksicht auf die Heimat. So kommt es, daß der Deutsche für die Missionen in den deutschen Kolonien ein größeres Interesse hatte als für das übrige Riesengebiet der Weltmission. Und dies Interesse ist heute noch da. Die alte Liebe ist trotz zehnjähriger Trennung nicht erloschen. Und ich darf wohl sagen, und in bezug auf Kamerun behaupte ich es: diese Liebe ist eine gegenseitige.

Gestützt auf eine im allgemeinen recht vernünftige Kolonialpolitik hatte sich die katholische Mission in den deutschen Schutzgebieten zu einer kulturellen Großmacht entwickelt, die sich in ihren Erfolgen allen anderen Missionsgebieten wenigstens als gleichberechtigt zur Seite stellen konnte. Am Vorabend des Weltkrieges wirkten elf verschiedene Ordensgenossenschaften im überseeischen Deutschland: Die Steyler in Togo, Kaiser-Wilhelmsland und Kiautschau, die Pallottiner und Sittarder in Kamerun, die Hünfelder und Wiener Oblaten in Deutsch-Südwest, die Benediktiner, Weißen Väter und Väter vom Heiligen Geist in Deutsch-Ost, die Hiltruper im Bismarck-Archipel und auf den Marschallinseln, die Maristen auf Samoa und den Salomonen, die Kapuziner auf den Karolinen und Marianen; im ganzen 463 Priester, 306 Brüder und 457 Schwestern. Mehr als 168 000 Negerchristen und gegen 120 000 Schulkinder standen unter ihrer Leitung.

Das erste Ziel missionarischer Arbeit ist und bleibt ein religiöses Ziel: die Christianisierung der Völker. Aber dieses Ziel wird nicht erreicht, ohne daß zugleich eine Hebung dieser Völker in ihrer Kultur bewirkt wird. Die Wahrheit dieses Satzes ergibt sich sofort aus der Betrachtung der Mittel, mit denen die Mission ihr religiöses Ziel erstrebt.

In allen unseren Kolonien war die Schule das erste und wichtigste Missionsmittel. Ueberall, Kiautschau ausgenommen, hatte es die Mission mit kulturell tiefstehenden Völkern zu tun. Fetischismus, Vielweiberei, sogar Kannibalismus hinderten den größten Teil der Erwachsenen, sich dem Christentum anzuschließen. Da mußte die heranwachsende Generation erfaßt und dem Christentum nahegebracht werden. Von Jugend an mußte der Neger lernen, daß der Mensch Pflichten hat und nicht nach Willkür und Laune sein Leben einrichten darf. Dafür ist die Schule das beste Mittel. Sie verlangt Gehorsam, Fleiß, Pünktlichkeit, Selbstüberwindung, Beständigkeit, Ausdauer. Jahrelanger Schulbesuch, verbunden mit religiöser Unterweisung, mußte günstig auf die Entwicklung des Charakters wirken. So erwuchs aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Schule ein doppelter Erfolg. Sie war Erzieherin für das Christentum und hob den Neger zugleich kulturell, machte ihn zu einem gesitteten Staatsbürger.

Sogar der Unterricht in der deutschen Sprache, der überall in den katholischen Missionsschulen eingeführt war, geschah nicht allein aus nationalen Rücksichten. Die Neger verlangten danach. Sie wollten den Herrn des Landes in seiner Sprache verstehen. So wurde der deutsche Sprachunterricht zu einem Missionsmittel. Er zog manchen Negerjungen in die Schule hinein, der ihr sonst ferngeblieben wäre. Im Jahre 1914 zählte man in Deutschübersee 2008 katholische Missionsschulen mit fast 120 000 Schülern und 40 Katechetenschulen mit 820 Schülern. Deutsch-Ostafrika war kirchlich am besten organisiert. Es hatte sieben Vikariate und eine Präfektur und marschierte mit 800 Schulen an der Spitze. Danach folgten Togo und Kamerun, jedes mit über 200 Schulen. Daß in diesen Schulen geleistet wurde, was menschenmöglich war, beweisen die Hunderte von schwarzen Beamten auf den Regierungsstationen, im Post- und Zolldienst, und ebenso viele Angestellte bei den Handelsfirmen, das bewiesen ebenso die Schulprüfungen und die Verteilung der Schulprämien von seiten der Regierung, die in den letzten Jahren in Kamerun und Togo stattfand. Hinter diesem imposanten Schulapparat traten die Regierungsschulen, etwa 5%, weit zurück. Was der Kolonialetat nicht leisten konnte, die Freigebigkeit katholischer Missionsbegeisterung brachte es auf.

Die Schule war für die Missionare auch der Ausgangspunkt wissenschaftlicher und literarischer Tätigkeit. Die katholischen Missionare sahen überall darauf, daß der Religionsunterricht nach Möglichkeit in der Stammessprache der Neger erteilt wurde. Da war es nötig, die Sprache erst festzulegen und dann die nötigen Religionsbücher abzufassen. Damit lieferten sie den Gelehrten in der Heimat das Rohmaterial, das weitere Sprachforschungen ermöglichte. Was die deutschen katholischen Missionare auf diesem Gebiet geleistet, was sie zur Kenntnis der Sitten und Gebräuche der missionierten Volksstämme beigetragen haben, das zeigt der seit 1906 erscheinende „Anthropos", der der deutschen Wissenschaft in aller Welt zur Ehre gereicht.

Die Arbeit ist ein weiterer Faktor von zugleich missionarischer und kultureller Bedeutung. Deshalb haben die katholischen Missionare überall ihr Augenmerk darauf gerichtet, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen, ihnen Hochschätzung und Liebe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Arbeit einzuflößen. Auch dieser Zweig ihrer Tätigkeit ist von Kolonialbeamten und Kolonisten so oft rühmend erwähnt worden, sogar von solchen, die der katholischen Mission im übrigen recht fernstanden, daß es sich erübrigt, weiteres darüber zu sagen. Leicht war es freilich nicht, den Neger zur Arbeit zu erziehen. Jahrhunderte alte Ansichten und Gewohnheiten mußten überwunden werden. Da tat es nicht die Lehre allein, es mußte das Beispiel dazu kommen.

Wo immer Missionare sich ansiedelten, erlebten die Neger ein merkwürdiges Schauspiel. Die weißen Männer erbauten Häuser, Schulen und Kirchen, Bauwerke, wie man sie noch nie gesehen hatte. Die Laienbrüder, durchweg in einem oder mehreren Handwerken ausgebildet, traten in den Vordergrund und gaben ein beredtes Beispiel von Fleiß und Arbeitsamkeit. Und der Priester predigte von dem göttlichen Zimmermannssohn in Nazareth, der die frohe Botschaft vom Reiche Gottes auf Erden verkündigte und trotzdem ein Leben der Arbeit führte. So erst wurde der Naturmensch überzeugt, daß die Arbeit nichts Entehrendes sei, sondern daß der Mensch Hirn und Hände habe, um sie zu regen und sich die Natur dienstbar zu machen.

Wie die Europäerwohnung und ihre Einrichtung im Neger den Wunsch nach besseren und gesunderen Lebensbedingungen weckte, so brachte die Lehre von der Schicklichkeit der Kleidung nicht bloß dem Handel ein neues Absatzgebiet und dem Handwerk schätzenswerte Förderung, sondern auch dem Neger Anstand und gute Sitte. In den Schulkindern, die das Beispiel der Missionare jahrelang vor Augen hatten, erwachte die Liebe zum Handwerk ganz von selbst. Man bewunderte die Arbeiten der Missionsbrüder und wollte es ihnen gleich tun. Für Kinder ist Nachahmung das erste Erziehungsmittel. So war die Gründung von Werkstätten, in denen man eingeborene Handwerker heranbildete, eine gegebene Sache. In Togo hatte die Steyler Mission 1914 95 Lehrlinge, die Pallottiner hatten in Kamerun über 300. Wie viele Neger während unserer ganzen kolonialen Aera im Handwerk ausgebildet wurden, entzieht sich der Berechnung.

Gehemmt wurde der Erfolg der Handwerkerschulen dadurch, daß den ausgebildeten Gesellen die Wanderjahre fehlten. Einerseits ist klar, daß der junge Mann, der nach drei- oder vierjähriger Lehrzeit die Gesellenprüfung bestanden hat, noch nicht reif genug ist, selbständig den Meister zu spielen. Andrerseits konnten die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionare unmöglich alle Gesellen in ihren Betrieben behalten. Aber für ein Volk, das in armseligen Hütten wohnte, das auf der Erde saß, aß, trank, schlief, war es doch ein bedeutender Kulturfortschritt, wenn es Leute gab, die Tische, Stühle, Betten, verschließbare Kisten zimmerten und Häuser bauten, die Türen und Fenster hatten. Uebrigens gab es auch unter den Eingeborenen strebsame Leute, die ohne eigentliche Gesellenzeit sich weiterbildeten und als selbständige Handwerker tätig waren. Ein Schreiner aus Marienberg arbeitete lange an der Südküste Kameruns und war immer auf Monate hinaus mit Beschlag belegt, weil jeder sich seine Möbel von ihm machen lassen wollte. Als der Bruder Schneider in Edea die Nadel mit dem Karabiner vertauschte, führte ein schwarzer Geselle die Werkstatt. Und die Europäer, die sich bei ihm ihre Uniformen bauen ließen, waren sehr zufrieden mit seinen Leistungen. In Jaunde wurde die Schusterei immer von einem Eingeborenen geleitet, weil man keinen Bruder dafür hatte.

Ebenso wichtig wie das Handwerk war die Erziehung zur Farmarbeit. Auch daran haben es die Missionare nicht fehlen lassen. Schon aus Selbsterhaltungstrieb. Die Kinder, die in Internaten untergebracht waren, mußten Farmarbeit verrichten, um zu ihrem Lebensunterhalt beizutragen. Auch die Knaben machten keine Ausnahme, obwohl das ganz gegen Negergewohnheit war. Sogar die externen Schüler kamen an der Arbeit nicht vorbei. Schulbücher und Schreibutensilien wurden ihnen nicht umsonst gegeben. Sie mußten sie verdienen. So lernten sie diese Gegenstände schätzen und — lernten arbeiten.

Bei dem intensiven Schulbetrieb lag die Gefahr nahe, daß in wenigen Jahren ein Bildungsproletariat heranwuchs, das sich für körperliche Arbeit zu gut dünkte, aber wegen Ueberfüllung keine Beamtenstellung erhalten konnte. Dem wurde am besten vorgearbeitet, wenn man dem Neger zeigte, daß von intellektueller Bildung allein nicht alles Heil zu erwarten war. Darum war man bemüht, ihm die Rentabilität sachgemäß angelegter Kakao-, Kautschuk- und Oelpalmenkulturen vor Augen zu führen. Wenn er auf diese Weise überzeugt wurde, daß er sich als Farmer ebenso gut stand, wie als Beamter, so hatte man schon eine Handhabe, ihn nach beendeter Schulzeit wieder seiner Scholle zuzuführen. 1914 hatten die Pallottiner in Kamerun 64 ha Ackerland bepflanzt. Die Stationen Ikassa, Viktoria, Engelberg, Marienberg und Edea besaßen außerdem Kakao- und Kautschuk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pflanzungen, von zusammen etwa 83 000 Bäumchen. Kribi hatte eine besonders schöne Kaffeefarm und in Ngowayang hatte man mit der Anpflanzung von Tabak begonnen. In den andern Kolonien sah es ähnlich aus. Die Steyler hatten in Togo schon im Jahre 1909 an 60 verschiedenen Orten Pflanzungen von Mais, Kakao, Kola, Sisalagaven, Oelpalmen und Teakholz.

In allen Missionen wurde auch die Liebestätigkeit als Missionsmittel stark betrieben. In der Entsagung, die man bei der Pflege kranker Neger üben muß, sahen die Missionare und Schwestern ein Mittel, den Segen Gottes auf ihre Arbeiten herabzuziehen. Die Neger aber erkannten in der Selbstlosigkeit, mit der man ihre Kranken pflegte, den Ausfluß erbarmender Nächstenliebe. Besser konnte man einem auf niederer Kulturstufe stehenden Volke den Unterschied zwischen christlicher Barmherzigkeit und dem heidnischen Aug-um-Aug nicht zeigen. Es ist ein Anschauungsunterricht im wahrsten Sinne des Wortes, der veredelnd wirken muß.

Die Zahl der katholischen Waisenhäuser und Asyle wurde 1914 auf 126, die der Spitäler und Apotheken auf 210 angegeben. Doch ist diese Statistik nicht lückenlos. In Wirklichkeit mußte die Zahl noch höher gewesen sein. In Kamerun hatte jede Hauptstation ihre Apotheke und so war es, soweit bekannt ist, überall.

Zur Krankenpflege und Behandlung kam die Belehrung hinzu. So wurde allmählich ein besseres Verständnis für die Gesundheitspflege im Volke angebahnt. Gewiß waren die Aerzte die ersten Vorkämpfer auf diesem Gebiet. Ihre segensreiche Tätigkeit verdient uneingeschränktes Lob, aber ihre Zahl war verschwindend klein, ihre Wirksamkeit auf engen Raum beschränkt. Der Kampf gegen die Kindersterblichkeit, die Säuglingsfürsorge, fiel fast ausschließlich der Mission zu. Der größte wirtschaftliche Wert des Landes lag aber in seinen Bewohnern. Und darum mußte der Kolonialpolitiker jede Hand freudig begrüßen, die ihm diesen Wert sichern half.

Meine verehrten Damen und Herren! Bis jetzt habe ich von den Faktoren geredet, die sowohl von missionarischer, als auch von kolonisatorischer Bedeutung waren. Ich darf noch einige Leistungen der katholischen Missionare erwähnen, die ebenso wie die rein wissenschaftlichen, fast ausschließlich das Interesse der Heimat im Auge hatten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist bekannt, daß manche Kreise des deutschen Volkes den Kolonien wenig oder gar keine Sympathie entgegenbrachte, dieselben Kreise, die heute mit einer gewissen Befriedigung feststellen, daß die Kolonialpolitik — wie sie es immer voraussahen — uns doch keinen Nutzen gebracht hat. Das glaubenstreue katholische Volk hat sich mit dem Kolonialgedanken sehr schnell befreundet. Es begrüßte den Kolonialbesitz, weil dort die katholischen Glaubensboten unter dem Schutze des Reiches das Evangelium verkünden konnten. Aus demselben Grunde sehnen die Missionskreise auch heute den Besitz von Kolonien herbei.

Staaten können Kolonien erwerben und organisieren, aber sie können in die Völker der Kolonien nicht mit Gewalt patriotische Gesinnung hineinbringen. Die innere Bejahung der Kolonialregierung läßt sich nicht mit Maschinengewehren erzwingen. Das kann allein die christliche Lehre von der Notwendigkeit der Unterwerfung unter die staatliche Autorität. Denken Sie an den Hereroaufstand in Deutsch-Südwest. Da haben Sie den Beweis. Es gereicht den dortigen katholischen Missionaren zu hohem Ruhm, daß die von ihnen zum Christentum bekehrten Eingeborenen sich nicht dem Aufstand anschlossen.

In Kamerun gehörte die größere Hälfte der Katholiken zum Jaundestamm. Was die Jaunde im Kamerunkrieg geleistet haben, ist Ihnen bekannt. Ihre Treue ist ein Ruhmesblatt in unserer Kolonialgeschichte. Als wir das letzte Pulver verschossen hatten und uns auf neutrales spanisches Gebiet zurückzogen, wählten tausende mit Weib und Kind das harte Los der Verbannung. Außer den Soldaten und ihren Familien — es waren sehr viele Jaunde dabei — waren es gegen 2700 Jaunde, die nach Fernando Po auswanderten und sich dort ansiedelten. Viele starben dort, weil sie das Klima nicht vertrugen. Sie alle waren nicht bloß äußerlich, sie waren von Herzen Deutsche geworden. Daß es so war, ist das Verdienst der katholischen Missionare, die den Jaundestamm bekehrten.

Die Anhänglichkeit der Kameruner an ihre ehemaligen Missionare — von den Togonegern berichtet man dasselbe — zeigt sich noch heute in den rührenden Briefen, die sie nach Deutschland schicken. Nach zehnjähriger Trennung haben sie die deutsche Sprache nicht verlernt, haben nicht vergessen, was sie ihren Missionaren zu danken haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und noch eins, meine verehrten Damen und Herren. Die deutschen katholischen Missionare haben zusammen mit der Regierung und den evangelischen Missionen den Beweis erbracht, daß die deutsche Nation sehr wohl kolonisatorisch befähigt ist, haben den moralischen Beweis der Entente für den Raub der deutschen Kolonien als falsch und grundlos erwiesen. Auch wenn unsere ehemaligen Gegner sich gegen diese Erkenntnis wehren, auch wenn sie der Welt das Gegenteil verkünden, — die Wahrheit läßt sich auf die Dauer nicht totreden.

Heute haben andere die Missionsarbeit in den ehemaligen deutschen Kolonien übernommen. Es wäre uns ein Trost, wenn wir sagen könnten, die Entfernung der deutschen Glaubensboten von jenen Missionsfeldern habe dem Missionswerk keinen Schaden gebracht. Aber diese Behauptung wäre gewagt. Man kann nicht 1200 Missionsarbeiter auf einen Schlag ungestraft beiseite schieben. Die Missionare, die heute in unsern früheren Kolonien wirken, wurden andern Missionsdistrikten entzogen. Nun reichen sie hier und dort nicht aus. Ein paar vergleichende Zahlen: Im apostolischen Vikariat Kilimandscharo arbeiteten 1914: 23 Priester, jetzt 15; 18 Brüder, jetzt 5; 22 Schwestern, jetzt keine. In der Präfektur Lindi 8 Priester, jetzt 8; 12 Brüder, jetzt 6; 12 Schwestern, jetzt 2; in Togo 47 Priester, jetzt 24, 15 Brüder, jetzt keiner, 25 Schwestern, jetzt 7. In Kamerun 34 Priester, jetzt 20, 36 Brüder, jetzt ein einziger, 29 Schwestern, jetzt gar keine.

Meine verehrten Damen und Herren! Die Kolonien hat man uns genommen. Die deutschen Missionare arbeiten jetzt in fremden Gebieten, aber ihre Arbeit darf dem deutschen Volke deswegen nicht gleichgültig sein. Die Arbeit deutscher Kulturträger wird immer deutsch gestempelt sein. Freilich hat die nationale Einstellung des Missionars seine Grenze. Nie darf seine Nationalität so weit gehen, daß er seiner übernatürlichen Sendung vergißt und als Staatswerkzeug auf nationale Eroberungen ausgeht. Daher kann man von ihm keine machtpolitische Hilfe erwarten. Nicht einmal deutsche Kulturpolitik als solche liegt ihm. Nein, christliche Ideale und religiös-ethische Werte bestimmen seinen Weg. Aber gerade diese in der Sache begründete Selbstbeschränkung ermöglicht es den katholischen Glaubensboten, auch da noch zu wirken und Stützpunkte zu finden, wo Propagandaredner nicht gehört werden. Auch da noch, wo deutsche Geschäftsreklame auf eine schlechte Konjunktur stößt und selbst da, wo dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Auswanderer ein numerus clausus oder wirtschaftliche Hemmnisse im Wege stehen. Innerhalb dieser Grenzen hat das deutsche Volk an seinen katholischen Missionaren auch heute noch außenpolitische Stützpunkte, die es nicht ignorieren kann, ohne sich selbst merklich zu schaden. Die französische Politik hat es früher verstanden als die deutsche, den Missionar in den Kreis ihrer Berechnungen zu ziehen. England und Amerika noch mehr.

Trotz seiner überpolitischen Rolle wird der deutsche Missionar im Auslande als Deutscher gewertet. Seine religiöse, kulturelle und charitative Arbeit trägt daher ein Merkliches dazu bei (still und unauffällig, aber gerade deswegen um so sicherer und wirksamer), daß der verlästerte deutsche Name allenthalben wieder seinen vollen, reinen Klang erhält. Was das bedeutet, läßt sich nicht mit Kilowatt, PS oder ähnlichen Maßen abschätzen. Es wäre aber doch ein kurzsichtiger Politiker, der deswegen glaubte, dieses Imponderabile ausschalten zu dürfen.

Ich weiß nicht, in wie viel hundert Schulen jenseits der Meere deutsche Glaubensboten zurzeit unterrichten. Auch bei aller Zurückhaltung haben sie Gelegenheit, das wahre Deutschland zu zeigen und mit deutscher Kultur bekannt zu machen. Seit der Revolution geht die katholische Mission mit besonderer Liebe den deutschen Auswanderern nach. Und das mit Grund. Je länger sie dem Deutschtum erhalten bleiben, desto mehr arbeiten sie für das Ansehen des Vaterlandes in ihrer neuen Heimat. Wenn die deutschen Kolonisten in und bei Porto Allegre in Südbrasilien heute in der dritten Generation noch Deutsche sind, wenn man dort in katholischen Kirchen heute noch deutsche Kirchenlieder singen hört, dann verdanken wir es den katholischen Missionaren (Jesuiten), die durch deutsche Predigt, deutschen Unterricht und durch das 1871 ins Leben gerufene deutsche Volksblatt das Deutschtum erhalten haben. Was die deutschsprachliche Presse Brasiliens im Kriege geleistet hat, ist bekannt. Die Verdienste des von deutschen Franziskanern in Curityba gegründeten „Kompaß“ um die deutsche Sprache sind nicht minder groß wie die um Religion und Sitte und den Aufschwung Brasiliens.

Von den aus Kamerun vertriebenen Missionaren haben sich neuerdings eine ganze Reihe der Sorge für die deutschen Auswanderer in Amerika zugewandt. Ihre Mitbrüder verwalten seit einigen Jahren das Sekretariat des Rafaelvereins in Hamburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die von ihnen in diesem Jahre ins Leben gerufene Zeitschrift „Die Getreuen" will die Deutschen in aller Welt zusammenschließen, zusammenhalten, ihr Deutschtum wahren. In Wauwatosa (Milwaukee), einer überwiegend deutschen Stadt, wo der deutsche Unterricht in den Volksschulen während des Krieges verboten wurde, haben die Pallottiner die deutsche Predigt wieder eingeführt. Ebenso in Temuco (Südchile). Dort sind die Missionare außerdem daran, eine deutsche Lesebibliothek einzurichten. Auch in Rio de Janeiro ist seit kurzem ein deutscher Pallottiner für die Auswanderer tätig. Der dortige Bischof verlangte ihn. In Buenos Aires arbeiten die Deutschen Redemptoristen, neuerdings auch die Steyler Missionare.

Diese wenigen Beispiele zeigen Ihnen, daß die deutschen Missionare auch heute im Auslande für das Deutschtum tätig sind.

Lassen Sie mich zum Schluß noch kurz zusammenfassen, welche Wünsche und Forderungen die katholischen deutschen Missionare hier aussprechen möchten:

1. Die deutschen Missionare halten auf Grund ihrer Kenntnis vom Verhalten der verschiedenen Kolonialregierungen zu den Eingeborenen die moralische Beweisführung für den Raub der deutschen Kolonien für falsch. Sie fordern daher mit allen Deutschen Rückgabe dieser Gebiete und werden bei dieser Stellungnahme bleiben, solange denselben gegenüber eine Kolonialpolitik noch am Platze ist.

2. Wir begrüßen es, daß die koloniale Bewegung im deutschen Volke wachgehalten wird. Wir empfehlen, jene Seite an ihr möglichst zu stärken, die von der allgemein menschlichen Interessengemeinschaft ausgeht und den deutschen Belangen nicht so sehr durch Ausnutzung, als vielmehr durch Förderung der Eingeborenen-Wohlfahrt zu dienen sucht.

3. Wir erwarten von der deutschen Regierung und ihrer Vertretung im Auslande Förderung der katholischen Mission auch dort, wo die Missionare unter fremdem Banner arbeiten müssen, so weit es der übernationale Charakter unserer Arbeit gestattet.

4. Wir empfehlen den Deutschen aller Konfessionen erhöhte Aufmerksamkeit für die religiösen Bedürfnisse der Auswanderer und hoffen, daß die deutsche Regierung auch dieser Arbeit besondere Erleichterung und Förderung angedeihen läßt, weil die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erhaltung ererbter religiöser Gebräuche das beste Mittel ist, auch das ererbte Deutschtum zu bewahren.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Wir deutschen katholischen Missionare werden auch in fremdem Land nicht vergessen, daß wir Deutsche sind und werden überall als Deutsche unsere Pflicht tun. Erhalten wir aber Arbeitsgebiete, wo das missionarische und nationale Ziel sich zusammenfinden, dann — mit doppelter Freude und doppelter Begeisterung. (Stürmischer Beifall.)

Der Stand der afrikanischen Sprachforschung.

Prof. D. **Meinhof** - Hamburg.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Vor der kolonialen Aera waren es zwei Bestrebungen, die sich in Deutschland mit den Sprachen Afrikas beschäftigten, die Wissenschaft und die Mission. Aegyptologen, wie Lepsius und Leo Reinisch, Semitisten, wie Praetorius und Stumme, Sprachvergleicher, wie Pott, Steinthal und Bleek haben viel für die Erforschung der Sprachen Afrikas getan, ohne an eine praktische Verwertung ihrer Ergebnisse zu denken. Auch deutsche Missionare haben in diesem und dem vergangenen Jahrhundert eifrig an den Sprachen Afrikas gearbeitet, zuerst im Dienste englischer Missionsgesellschaften, weshalb ihre Bücher in englischer Sprache erschienen, dann aber auch von deutschen Missionen ausgesandt. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen sie dann, in deutscher Sprache die Ergebnisse ihrer Studien zu veröffentlichen.

Durch die koloniale Aera gewannen diese Bestrebungen natürlich einen ganz neuen Aufschwung. Es stellte sich das praktische Bedürfnis ein, Beamte, Ansiedler, Kaufleute in die Sprachen Afrikas einzuführen. Zu diesem Zwecke mußten Lehrbücher verfaßt und die noch unbekannten Sprachen von Stämmen, die unsere Kolonien bewohnten, erforscht und schriftlich aufgezeichnet werden. So erhielten Wissenschaft und Mission starke und neue Antriebe durch die kolonialen Unternehmungen des Deutschen Reiches,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und sie haben sich dabei im Laufe der Zeit gegenseitig befruchtet. Die Befürchtung lag nahe, daß das durch den Krieg mit einem Schlage geändert würde. Das ist glücklicherweise nicht eingetreten. Es waren doch zu viele Deutsche, die sich mit den Sprachen Afrikas beschäftigten, und sie wollten und konnten die Ergebnisse jahrelanger Mühe nicht einfach liegen lassen. Mancher von ihnen hat weiter gearbeitet. Gerade die unfreiwillige Muße hat ihn veranlaßt, seine Sammlungen druckfertig zu machen. Das Bewußtsein, daß er vielleicht nicht mehr auf sein Arbeitsfeld zurückkehren werde, aber daß er für seine Nachfolger die Früchte seiner bisherigen Studien aufbewahren müsse, damit sie nutzbar verwendet werden könnten, hat ihn an den Schreibtisch gezwungen. Und so sind gerade die letzten Jahre reich gewesen an wertvollen Veröffentlichungen. Dazu kommt nun noch, daß die deutsche Arbeit Nachahmung in anderen Ländern gefunden hat.

Schon vor dem Kriege hat der bekannte englische Kolonialpolitiker H. H. Johnston seiner Regierung dringend empfohlen, nach dem Vorbild des Orientalischen Seminars in Berlin und des Kolonialinstituts in Hamburg eine Ausbildungsstätte für England zu schaffen, in der unter anderem auch die Sprachen Afrikas gelehrt würden. Das ist während des Krieges geschehen, und die Vorlesungen dieser School of Oriental Studies in London werden fleißig besucht, und ihre Veröffentlichungen bemühen sich den Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden. Größer und vollständiger sind die neu erscheinenden Publikationen der amerikanischen Harvard University. Außerdem beginnen die Afrikaner selbst, sich mehr für die wissenschaftliche Behandlung ihrer Sprachen zu interessieren. Ich denke zunächst an die Afrikaner europäischen Blutes, die jetzt nach Deutschland kommen, um die Sprachen Afrikas wissenschaftlich zu begreifen, sie an den neu gegründeten südafrikanischen Universitäten zu lehren und in europäischen oder südafrikanischen Zeitschriften ihre Ergebnisse zu veröffentlichen. Aber auch die farbige Bevölkerung unterstützt unsere Bestrebungen. Ich denke hier besonders an Liberia. Mag bei dem allen noch mancherlei Unausgereiftes mit unterlaufen, so muß man sich doch freuen, daß die früher so gering geachtete Afrikanistik von so verschiedenen Seiten Unterstützung findet.

Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, alle einzelnen Publikationen in dieser Wissenschaft anzuführen, sondern ich will mich darauf beschränken, anzudeuten, in welcher Richtung sich meines Erachtens ein Fortschritt gegen früher vollzogen hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zunächst sehe ich es als sehr wesentlich für die wissenschaftliche Erforschung und die praktische Beherrschung der Sprachen an, daß wir dazu gekommen sind, die in ihnen auftretenden Laute besser als bisher zu beobachten und sie mit Hilfe maschineller Einrichtungen in ihrer Eigenart genau zu bestimmen. Der Sprachvergleicher war in Gefahr, Laute, die gleich geschrieben wurden, um deswillen gleich zu behandeln, auch wo sie tatsächlich verschieden sind, und er mußte so zu falschen Ergebnissen kommen. Auch der praktische Arbeiter war verdrießlichen Mißverständnissen ausgesetzt, weil er nicht gelernt hatte, die Worte der fremden Sprache richtig auszusprechen. Hier hat uns das von Professor Panconcelli-Calzia in Hamburg geleitete phonetische Laboratorium unschätzbare Dienste geleistet. So läßt sich z. B. der Unterschied der Tenues und Aspiraten, der stimmhaften und der stimmlosen Laute heute einwandfrei feststellen, vor allem aber sind die mannigfachen Uebergänge und Zwischenstufen bei diesen Lauten mit großer Genauigkeit nachzuweisen.

Das ist von besonderer Wichtigkeit bei einer Erscheinung, die in vielen Sprachen Afrikas eine große Bedeutung hat, ich meine die musikalische Betonung. Die neueste Veröffentlichung auf diesem Gebiet stammt von dem Schweden D. Laman, der in engster Fühlung mit der deutschen Wissenschaft steht. Ich hoffe, daß seine gründliche Arbeit über die musikalischen Töne in der Kongosprache[1]) Nacheiferung auf anderen Gebieten finden wird. Besonders wichtig ist es, daß es Westermann gelungen ist, musikalische Töne im östlichen Sudan, z. B. im Schilluk[2]) nachzuweisen, und daß Junker, Czermak[3]), Kauczor[4]) und ich selbst[5]), sie auch im Bernubischen gefunden haben.

Viel einfacher scheint uns die Beobachtung des dynamischen Akzentes, der Druckstärke, zu sein, und doch ist sie außerordentlich schwierig. Die Maschine läßt uns hier im Stich. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß man auch auf diesem Gebiet fortschreitet. Der Norweger Faye hat für die Zulusprache wertvolle Beobachtungen über den Akzent gemacht, die in der neu erscheinenden Bibliotheca africana veröffentlicht sind.

---

[1]) Stockholm 1922.
[2]) Philadelphia, Berlin 1912.
[3]) Wien 1913.
[4]) Wien 1920.
[5]) Z. f. Kol.-Spr. VIII u. IX.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In der Grammatik der afrikanischen Sprachen haben wir sehr wichtige Erkenntnisse zu verzeichnen. Ich denke hier weniger an die sorgfältige Durcharbeitung der Einzelgrammatiken, wie sie uns z. B. Röhl im Schambala[6]), Nekes im Yaunde geboten hat, als an die fortschreitende Einsicht in die Zusammenhänge afrikanischer Sprachen.

So viel ich sehe, tritt es immer klarer hervor, daß außer den Bantusprachen noch andere Klassensprachen in Afrika vorhanden sind; zunächst das Ful in Westafrika, dann aber auch die Klassensprachen von Kordofan[7]). — Die Menschen, die diese Sprachen ursprünglich gesprochen haben, waren nach meiner Meinung Rinderhirten und zugleich die ältesten Kolonisatoren kaukasischer Rasse, die nach Afrika kamen und sich vom oberen Nil nach Westen und Süden ausdehnten und die Negerbevölkerung unterwarfen, wobei sie mehr oder weniger mit ihr verschmolzen, ihr aber jedenfalls die neue Grammatik der Klassensprachen brachten.

Das hat zur Bildung von mancherlei Mischformen geführt, wie sie Westermann besonders im westlichen Sudan beobachtet hat. Ich mache vor allem auf seine letzten Arbeiten über Gola[8]), Kpelle[9]) und Guang[10]) aufmerksam.

Die Sprachen von Kordofan sind uns noch am wenigsten bekannt. Das Bantu kennen wir am besten. Am Ful hat neuerdings Klingenheben eifrig gearbeitet und uns neue Einblicke in das System der Präfix-Klassen dieser Sprache gewährt[11]).

Im Gebiet der eigentlichen hamitischen Sprachen haben wir überaus sorgfältige Untersuchungen von Maria von Tiling über die Schlußvokale des Somali[12]), durch die uns diese wunderbare Erscheinung erst verständlich wird. Das ist von grundlegender Bedeutung für die Theorie von der Entstehung der Kasusendungen und der Ablauterscheinungen beim Verbum. Ich selbst glaube die Entwicklung des grammatischen Geschlechts aus dem Klassensystem nachgewiesen zu haben[13]) und neues Material beigebracht zu haben für den Nachweis des Zusammen-

---

[6]) Hamburg 1911.
[7]) Z. f. Kol.-Spr. V. u. VI.
[8]) Hamburg 1921.
[9]) Berlin 1924.
[10]) Berlin 1922.
[11]) Z. f. Eing.-Spr. 1924.
[12]) Z. f. Kol.-Spr. IX. u. X.
[13]) Die Sprachen der Hamiten. Hamburg 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hangs der hamitischen mit den semitischen Sprachen[14]). Auf eine kleine Studie von Christian, die im Anthropos erschien, und die auch auf dieser Bahn liegt, möchte ich noch besonders hinweisen.

Die neuen Wörterbücher im Bantugebiet haben sehr an Umfang und an wissenschaftlicher Korrektheit gewonnen. Als eigentlich grundlegend sehe ich das große Sothowörterbuch von Endemann[15]) an, aber auch die Wörterbücher von Dahl[16]), Irle[17]), Lang-Heinrich[18]) verdienen besondere Erwähnung. Eine außerordentliche Erleichterung für den Lexikographen ist es, daß wir in den Bantusprachen die hypothetischen Grundformen mit einer ziemlichen Sicherheit aufstellen konnten. Dempfwolff[19]) entdeckte in Ostafrika im abflußlosen Gebiet Sprachen, die im wesentlichen den Lautstand des von mir konstruierten Urbantu hatten, und Bourquin hat das Stammwörterbuch des Bantu außerordentlich vermehrt[20]).

Für den Freund hottentottischer Studien ist es ein wesentlicher Gewinn, daß derselbe Bourquin ein altes Vokabular des Koranna neu entdeckt und veröffentlicht hat[21]).

Die Textsammlungen haben sehr an Umfang gewonnen und sind auch in der Form immer genauer geworden. So haben wir neue Texte im Haußa[22]). Westermann brachte neue Fultexte[23]), A. Werner veröffentlichte das Epos von Hiob in Suahelisprache[24]), Cerulli Gallatexte[25]), zumeist in poetischer Form, Gutmann sehr wichtige Dschaggatexte, die uns die Lehren mitteilten, die die Jungmannen bei den Mannbarkeitsfesten erhalten[26]), Heepe Texte in Komorosprache[27]) und in Yaunde[28]) u. a. m.

Besonders sind Vedders Sammlungen in der Sprache der Bergdama[29]) erwähnenswert, die für den Sprachforscher ebenso interessant sind, wie für den Ethnologen und den Religionsforscher.

[14]) Z. f. Eing.-Spr. XI. u. XII.
[15]) Hamburg 1911.
[16]) Hamburg 1915.
[17]) Hamburg 1917.
[18]) Hamburg 1922.
[19]) Z. f. Kol.-Spr. V.—VII.
[20]) Berlin 1923.
[21]) Berlin 1920.
[22]) Vgl. Tremearne 1914. Rattray 1913.
[23]) Berlin 1913.
[24]) Bulletin of the School of Or. St. II.
[25]) Veröffentlichungen der Harvard University III.
[26]) Z. f. Eing.-Spr. XIII.
[27]) Hamburg 1920.
[28]) Hamburg 1920.
[29]) Hamburg 1923.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einen erheblichen Fortschritt sehe ich schließlich darin, daß die Afrikanistik mehr und mehr aus ihrer Vereinzelung heraustritt. Besonders wurde von Wilhelm Wundt der Beweis geführt, daß die psychologischen Probleme der Sprachwissenschaft nicht nur an den altbekannten Literatursprachen studiert werden dürfen, sondern daß die schriftlosen Sprachen, die Sprachen Afrikas, in die Untersuchung mit einbegriffen werden müssen. Die Meinung, daß hier kein Vergleichsmaterial die Forschung ermögliche, kann angesichts der Tatsachen nicht aufrecht erhalten werden. Es liegen eben sehr verschiedene Formen desselben Sprachtypus vor, z. B. in den Bantusprachen, und die Vergleichung kann mit viel besserem Material durchgeführt werden, als in den flektierenden Sprachen. So sind denn auch die aufgestellten Gesetze viel zuverlässiger als auf anderen Gebieten. Vorgänge wie Lautverschiebung, Assimilation und Dissimilation können hier besonders gut verfolgt werden, und es geht nicht mehr an, dies alles einfach zu ignorieren.

Dazu kommt nun, daß auch die sprachgeschichtliche Forschung in Afrika an Bedeutung gewonnen hat. Die Texte in Suaheli und Haußa, die uns in arabischer Schrift aufbehalten sind, habe ich bereits ewähnt, aber auch die Literatur Abessiniens ist uns immer besser bekannt geworden. Unter den Semitisten nenne ich hier Littmann und Kolmodin, unter den Erforschern der hamitischen Sprachen Bieber[30]). Bieber glaubt im Kafa die Reste der alten Sprache und der alten Herrschaft von Aethiopien gefunden zu haben. Diese seine Vermutungen haben viel Ansprechendes, wir werden aber noch mancherlei Arbeit tun müssen, ehe wir hier ganz klar sehen.

Die Auffindung der Reste altnubischer Sprache hat uns unvermutet in die Lage versetzt, die alten Formen des Nubischen mit den Modernen zu vergleichen. Aegyptologen, wie Heinrich Schäfer und H. Junker, nahmen sich des Nubischen an und publizierten wundervolle Textsammlungen in mustergültiger Schreibung[31]). Auch das Bergnubische wurde herangezogen, und so konnten die alten Texte gelesen und gedeutet werden.

Die Frage, ob die Sprache von Meroe nun nubisch ist oder nicht, ist damit aber noch nicht beantwortet. Lepsius hat hier mehrfach geschwankt, Schäfer und Eduard Meyer glaubten sich

[30]) Münster 1920 u. 1923.
[31]) Berlin 1917 u. 1921.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für den nubischen Charakter des Meroitischen entscheiden zu dürfen, auch nachdem es Griffith gelungen war, die Lesung dieser Inschriften zu finden. Ich bin dagegen überzeugt, daß es sich um eine Sprache handelt, die den Hamitensprachen Abessiniens nahe steht[32]), wenn ich sie auch nicht mit der Sprache von Kafa für identisch halte.

In der Lesung alter libyscher Inschriften scheint uns die kürzlich gefundene und von Lidzbarski publizierte Massinissa-Inschrift, eine Bilingue, etwas weiter zu bringen[33]), so daß wir auf allen diesen Gebieten alte und junge Sprachformen vergleichen können.

Aber die Aussichten für die historische Forschung gehen weiter. Wenn es wahr ist, daß zwischen den Sprachen der Hamiten und Semiten eine Verwandtschaft besteht, so eröffnet sich hier für sie ein weites Feld der Tätigkeit, und wenn es weiter richtig ist, daß die afrikanischen Klassensprachen die Vorstufe zu diesen Hamitensprachen sind, so wird hier ein Weg gezeigt, auf dem wir verstehen können, wie seiner Zeit flektierende aus agglutinierenden Sprachen entstehen konnten. Hier berührt sich die Arbeit des modernen Linguisten mit der des Sprachgeschichtlers und des Sprachphilosophen, und es ist deshalb nicht zufällig, wenn Cassirer sich in seiner Philosophie der symbolischen Formen[34]), in der er zunächst die Sprache behandelt, eingehend auch mit den Sprachen Afrikas beschäftigt. Tatsächlich sind hier besonders leicht die Stufen zu beobachten, in denen der Menschengeist sich ein Organ schuf, um die Außenwelt zu begreifen und die Innenwelt darzustellen, und so einen Austausch der geistigen Güter zu ermöglichen.

So dient die afrikanische Sprachwissenschaft heute den wichtigsten Problemen, die den Menschengeist beschäftigen.

Man hat uns Deutschen die koloniale Weiterarbeit in Afrika unmöglich gemacht, die Bearbeitung wissenschaftlicher Probleme kann man uns nicht verbieten, und je gründlicher wir sie behandeln, desto mehr beweisen wir der Welt, daß wir ein Recht darauf haben, uns mit Afrika zu beschäftigen, und daß die Welt die Mitarbeit der Deutschen nicht entbehren kann. —

---

[32]) Z. f. Eing.-Spr. XII.
[33]) Berlin 1913.
[34]) Berlin 1923.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber gemeinschaftliches Sprachgut in den Bantu- und indogermanischen Sprachen.

San.-Rat Dr. **Fr. Friedrichsen** (Bad Neuenahr, Rheinland).

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Im Anschluß an den hochinteressanten Vortrag des Herrn Professors Meinhoff möchte ich darauf aufmerksam machen, daß ich schon auf dem Kolonialkongreß 1910 in der Diskussion, die sich an den Vortrag des Herrn Geheimrat von Luschan: „Fremde Kultureinflüsse auf Afrika“ (Verh. des D. Kol.-Kongr. 1910 S. 122—127) anschloß, darauf hinwies, daß sich in den Bantusprachen zahlreiche Wörter finden, die mit Wörtern der indogermanischen Sprachen nahe verwandt sind. Ich führte damals mehrere Beispiele dafür an, und hoffte, damit Anregung zu weiteren Forschungen auf diesem Gebiet gegeben zu haben. In der Zwischenzeit setzte ich meinersetis die Forschungen in der angedeuteten Richtung fort.

Dabei fand ich bei den deutschen und englischen Behörden das weitgehendste Entgegenkommen, denn von dem damaligen deutschen Reichskolonialamt einerseits und von dem englischen Auswärtigen Amt (durch Vermittlung der Regierung des Sultans von Sansibar) andererseits wurden mir in freigebigster Weise Mittel (zusammen etwa 8500 Goldmark) zur Drucklegung eines Buches über die „Vergangenheit Ostafrikas“ zur Verfügung gestellt, in dem ich auch meine Forschungen auf sprachlichem Gebiet niederlegen sollte.

Leider verhinderten mich aber meine Berufsgeschäfte als Arzt an der schnellen Ausführung meiner Aufgabe, und dann kam der Krieg und die Inflation und zerschlugen mir alles, so daß die Drucklegung des Buches unmöglich wurde.

Hervorheben möchte ich dabei zunächst, daß ich zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß die Verwandtschaft der Bantusprachen mit den indogermanischen eine viel weitergehendere ist, als ich noch 1910 annahm, jedenfalls, was den Wörterschatz betrifft, ja, ich nehme an, daß die große Mehrzahl aller Bantuwörter sich auf entsprechende Wörter der indogermanischen Sprachen mehr oder weniger direkt zurückführen läßt. Den vollen Beweis dafür muß ich Ihnen heute freilich noch schuldig bleiben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

da die Zeit dafür ja nicht annähernd ausreichen würde, ich hoffe aber, dies in einem Vortrage, den ich voraussichtlich noch in diesem Winter in der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin halten werde, in großem Zusammenhange klarstellen zu können.

Heute möchte ich Ihnen nur an ein oder zwei Beispielen, an denen kaum zu rütteln ist, zeigen, daß ein sicherer Zusammenhang zwischen den Bantusprachen und den indogermanischen Sprachen besteht. Meine Beispiele mögen dabei gewissermaßen als „Leitfossile" dienen.

Zunächst verweise ich auf ein schon 1910 angeführtes Beispiel, Kumba = „das Hohlgefäß", „die Tasse", wofür ich inzwischen noch weiteres Material fand.

Verfolgen wir das Wort zunächst in den

A. indogermanischen Sprachen.

I. „Hohlgefäß", „Tasse".

Sanskrit	Kumbha	Topf, Totenurne, Hohlgefäß ohne Griff
	Kumbhi	Muschel
Zend	Khumbha	Topf
Gujerati	Kumbha	Topf, Krug
Griechisch	Kümbos	Tasse
	Kübas	Urne
	Küpä	Vertiefung, Niesche
Lateinisch	Cumba	das Boot
	Cupa	Grabniesche
Französisch	Coupe	Tasse
Portugiesisch	Copo	Tasse
Angelsächsisch	Cumb	Getreidemaß
Alt-Sächsisch	Kôpa	Behälter, Gefäß, Kufe
Althochdeutsch	Kuofa	Behälter, Gefäß, Kufe
Englisch	Cup	Tasse
	(cfr. auch to keep = fassen, enthalten)	
Mittelhochdeutsch	Kuofe	Behälter, Gefäß, Kufe
	Kumpf	Gefäß
Norwegisch	Kumb	Tasse ohne Griff
Niederdeutsch	Kumm	Tasse ohne Griff
Neuhochdeutsch	Kumpf, Kumme, Kümpchen	Tasse ohne Griff

Als Verbum gehört dazu:

II. „Krumm-, hohl sein", „(sich) biegen".

Sanskrit	Kumbha	gebogen (krumm, hohl) sein
Griechisch	Küpto	(sich biegen), sich niederducken, sich bücken
	(dazu: Kübolon = Ellenbogen, Biegung, **Lat.:** Cubitus = dasselbe)	
Lateinisch	Cumbo, Cubo	(krumm-) liegen, schlafen
Lettisch	Kumpt	krumm, bucklig werden
	(cfr. Litauisch: Kumpis = krumm)	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ferner im übertragenen Sinne:

III. „etwas umschließen", „umarmen".

Sanskrit	Kup, Kupyati	in die Höhe gehen, wallen, aufwallen, aufgeregt sein, zürnen
Lateinisch	Cupio	(walle auf) begehre
Lettisch	Kupt	(wallen), gähren
Sanskrit	Kumba	küssen, umarmen
Zend	Khumba	umschließen

B. Nun die entsprechenden Bantuwörter:

I. „Hohlgefäße", „Tasse".

Suaheli	Ki-Kombe	Tasse
	Kombe	die (hohle) Muschel
	Kumbi	Hülle der Kokosnuß
Suaheli	Kopo	alle Arten Hohlgefäße
Boko (Kongostaat)	Kompo	die Tasse
Konde	i-gombe	Muschel
Peli (Basuto)	Kopá	Muschel

Ferner wohl auch:

Suaheli	chupa	Flasche
Hehe	i-supa	Flaschenkürbis
Herero	o-ndjupa	Flaschenkürbis
Urbantu (Meinhof)	Kupa	Flaschenkürbis

II. „Krumm, hohl sein", „(sich) biegen".

Suaheli	u-Komba	krummes Handwerkszeug zum Aushöhlen
	u-Kombo	Biegung
	Kombeo	Schlinge, um Steine zu werfen
Kua	ni-Kumba (-nya)	= Biegung, Winkel
Nyamwezi	n-hembo	Höhlung

und als **Verbum** hierzu:

Suaheli	Komba	aushöhlen, z. B. ein Boot (cfr. Lat. Cumba = Boot)
	Komboa	herauskratzen, befreien
Herero	Komba	fegen, abkämmen, abkratzen
Dualla	Ombo	abhobeln
	aber e-Kombon =	der Hobel
Yao	Kumba	abschaben
Boko (Kongo)	Kompoka	hohl sein
Peli (Basuto)	Khupara	die Faust ballen

III. in übertragenem Sinne: „umschließen", „umarmen".

Suaheli	Kumba-tia	umarmen
Hehe	Kumba-ta	umarmen
Urbantu (Meinhof)	Kûmba	umarmen, umschließen
	cfr. dazu indogermanisch:	
Zend	Kumbha	umschließen
Sanskrit	Kumba	umarmen, küssen

Nun ein zweites, vielleicht noch klareres Beispiel, daß ich 1910 noch nicht anführte:

A. Indogermanisch.

„Gebären", „erzeugen usw."

Sanskrit	jana	Mensch, Kreatur
	(das j ausgesprochen wie franz. j, deutsch = etwa dsch)	
Sanskrit	jan	erzeugen
	jani	Frau (Plur. figürlich: = „die Finger")

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sanskrit	janaka, janitar	der Erzeuger, Vater
	janús	Geschlecht
Gujerati	jana	der Mensch
	janaka	Erzeuger, Vater
	janita	geboren
Zend	zan	entstehen, gebären
	zâta	geboren
	zâthar	Erzeuger, Vater
	zazaiti	Gebärerin, Frau
	jeni	Weib
	ghena	Weib
Griechisch	günde	Frau
Dorisch	gana	Frau)
	gignomai	werde erzeugt, entstehe
	genos	Geschlecht
	genetäs	Erzeuger, Vater
Lateinisch	genitor	Erzeuger, Vater
	genus	Geschlecht
	(g)nascor	werde erzeugt, entstehe
	(g)natus	erzeugt, geboren
	gens (gentis)	Geschlecht, Stamm
Altgallisch	gnâtos	geboren, erzeugt, Sohn
Altpreußisch	ganna	Frau
Kirchenslawisch	zena	Frau
	zenja	beweiben
	zeninu	weiblich
Gotisch	quineinas	weiblich, Weib
	quino	Frau
	quina-(Kunds)	weiblichen (Geschlechts)
	kunja	Geschlecht, Stamm
	knodis	Geschlecht, Stamm
Angelsächsisch	cyn	Geschlecht
	kunni	Geschlecht
	cvên	Weib, Eheweib, Königin
Altnordisch	kona	Frau
	kundr	Sohn
	Kund	Tochter
Altsächsisch	kynni	Herkunft
	kunni	Geschlecht
	kennjan	erzeugen
Englisch	queen	Frau, Königin
	(my queen	meine **Frau**)
Althochdeutsch	quina	Frau
	chnoti	Frau
	chnosl, chnosâl, cunni, chunni	Geschlecht
Mittelhochdeutsch	künne	Geschlecht
	kunder	Geschöpf

Neuhochdeutsch. Der Wortstamm ist ausgestorben, er findet sich aber noch in Eigennamen, wie: **Kuni-gunde, Kuni-bert** = der „Edelgeborene".

In Nordwestdeutschland (Mecklenburg, Oldenburg) heißt **Quenen**fleisch = **Kuh**fleisch, im Gegensatz zu **Ochsen**fleisch.

Hierher gehört auch:

Altnordisch	konungr	der von altem, adligen Geschlecht, der König

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Altsächsisch	kuning	der von altem, adligen Geschlecht, der König
Englisch	king	König
Althochdeutsch	kuning, chuninc	König
Mittelhochdeutsch	künic, künec	König
Neuhochdeutsch.	König	

B. Bantu.

„Gebären", „erzeugen", „das Erzeugte", „das Kind".

Suaheli	jana	1. das Erzeugte, das Kind 2. die Larve vom Insekt
	ki-jana	älteres Kind, Jüngling, junges Mädchen
Kua (Kilimane)	mu-yana	Frau, Ehefrau, Gebärerin
Kusu (Kongo)	yana	Kind
Nyamwezi	kana (Plural: bana)	Kind
Kamba	kana (Plur. iwana)	Kind
Nyambu (Kongo)	kana (Plur. tw-ana)	Kind
Sagala	kana (Plur. tw-ana)	Kind
Shambala	ka-zana	Kind
Kua (Mozambique)	mw-ana (Plur. a-shana)	Kind

Nach **Meinhof** heißt ferner im **Urbantu:**
umu — ϰana = Kind.

Die meisten Bantusprachen haben aber das ϰ abgeworfen und haben mit verschiedenen Vorsilben ana = Kind.

Dahin gehören:

Chwana	ngw-ana	Kind
Herero	omu-na	Kind
Dualla	mu-na	Kind
Konde	umw-ana	Kind
Zulu	uny-ana	Kind
Karanga	n-ona	Kind
Tonga	mu-na	Kind
Nyamwezi	mw-ana	Kind
Pokomo	mw-ana	Kind
Kua	mw-ana	Kind
Pongwe	mw-ana	Kind
Komoren	mw-ana	Kind
Suaheli	mw-ana	Kind
Shambala	mw-ana	Kind
Yao	mw-ana	Kind

In einigen Bantusprachen ist das Wort durch eine Nachsilbe verlängert:

Yao	(ka)-ana-che	(kleines) Kind
Herero	(oka)-na-tye	(kleines) Kind
Kamba	mw-ana-ka	Tochter

Dies verlängerte Wort findet sich auch in gleicher Bedeutung in den malayischen Sprachen:

Malayisch	anak	Kind, junges Tier
Malayisch	anaq	Kind, junges Tier
Batak	anak	Kind, junges Tier
Altchinesisch	anoq	Kind, junges Tier
Batak-Toba	janakon	Kind, junges Tier (Ferrand)

Im Malayischen heißt anaq allgemein = „jung", z. B. anaq lumbu = Kalb (lumbu = Kuh). Es ist dort ferner gebraucht, um etwas Kleines,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Untergeordnetes, einen Teil, zu bezeichnen, z. B. anaq mâta = Augapfel (mâta = Auge), anaq pânah = Pfeil (pânah = Bogen), anaq sûngai = Nebenfluß (sûngai = Fluß).

Mit dem Malayischen ist das Wort auch nach Madagaskar gewandert, denn dort heißt (nach Ferrand):

Malgassisch . . . anaka
Malgassisch . . . anake } . . . . . Kind
Malgassisch . . . anaki

Vurimu . . . . . yanaka
Vurimu . . . . . yanake
Vurimu . . . . . zanaka
Vurimu . . . . . dzanaka } . . . . Kind
Vurimu . . . . . zanake
Vurimu . . . . . zanaki

Betsileo . . . . janake . . . . . Kind

Sogar im **Massai** (Hamiten) ist das Wort nachzuweisen, denn es heißt dort:

ol-ganash . . . . Bruder
en-ganash . . . . Schwester

und selbst im **Dinka** (Sudân) heißt djan = Leute, Menschen.

Ich bedauere sehr, daß ich Ihre Zeit mit diesen Beispielen solange in Anspruch genommen habe, es lag mir aber daran, den Nachweis zu liefern, daß ein nicht wegzudeutender Zusammenhang zwischen dem Wortschatz **aller** indogermanischen Sprachen und **aller** Bantusprachen besteht.

Die oben genannten beiden Beispiele, sowie die bereits auf dem Kolonialkongreß 1910 angeführten, würden meines Erachtens genügen, um zu beweisen, daß es sich nicht um eine zufällige Uebereinstimmung handeln kann, sondern daß zwischen dem Wortschatz der Bantusprachen und dem der indogermanischen Sprachen eine wirkliche nahe Verwandtschaft besteht. Die Beispiele würden sich noch durch viele ähnliche vermehren lassen, aber dazu fehlt es heute an Zeit, und deshalb muß dies einem späteren Vortrag vorbehalten bleiben.

Nun möchte ich noch mit ein paar Worten auf das Urbantu Meinhofs eingehen. Herr Professor D. Meinhof ist sicherlich der beste Kenner der Bantusprachen, nicht nur in Deutschland, sondern aller Länder. Sein Verdienst ist es, sich durch sein Urbantu ein Instrument verschafft zu haben, mit dem er in geradezu glänzender Weise die nahe Verwandtschaft aller Bantusprachen und das sind nicht weniger als 200 — untereinander nachweisen, und die Gesetze feststellen konnte, nach denen sich die einzelnen Wörter in den verschiedenen Bantusprachen abändern, ja, das Urbantu hat uns erst den Ueberblick über die Bantusprachen verschafft, ohne den meine heutigen Ausführungen unmöglich gewesen wären.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie gut es ausgearbeitet war, das beweist am besten der Umstand, daß die meisten „Urbantuwörter" mit den Wörtern der indogermanischen Sprachen, aus denen der Hauptwortschatz der Bantusprachen herzuleiten ist, fast genau übereinstimmen, wie z. B. Urbantu: umu — ɣana mit Indogermanisch: gana.

Trotzdem bedauere ich es, daß Herr Meinhof bei seinem Urbantu stehen blieb, denn dies ist eine rein hypothetische, künstliche Sprache, die natürlich, wie alle künstlichen Gebilde, ihre Mängel und Fehler hat. Es ist — das darf man wohl annehmen — niemals gesprochen worden, (was meines Wissens Herr Meinhof auch selbst niemals behauptet hat) und es enthält auch manche Irrtümer.

Am meisten ist es aber zu bedauern, daß Herr Professor Meinhof sich mit dem Urbantu geradezu, ich möchte sagen, eine künstliche Mauer baute, die ihn daran hinderte, darüber hinwegzuschauen und auch die indogermanischen Sprachen in den Kreis seiner Sprachvergleichungen einzubeziehen.

Zum Schluß möchte ich das Gesagte dahin zusammenfassen, daß ich das Bantu für eine Mischsprache, ähnlich wie das Englische halte, daß der Wortschatz der Bantusprachen wahrscheinlich im weitaus überwiegenden Teil, d. h. schätzungsweise etwa zu ⅔ oder ¾ aus Südwestasien stammt und zwar von einem Volke, das zu den Indogermanen gehörte, oder mit ihnen nahe verwandt war. Es wanderte vermutlich von dort über Südarabien nach Afrika und zwar vor den Hamiten, aber doch nicht in allzu ferner Zeit, da die Bantusprachen untereinander keine größeren Unterschiede aufweisen, als etwa in Europa das Englische, Deutsche, Holländische usw. untereinander, die doch auch alle miteinander verwandt sind.

Ob auch der grammatische Aufbau der Bantusprachen aus Asien stammt, das möchte ich heute nicht entscheiden, ich halte es aber für unwahrscheinlich, denn wäre dies der Fall, dann hätten die Bantusprachen doch wohl auch das grammatische Geschlecht mitgebracht, das ja allen indogermanischen Sprachen eigentümlich ist, und dies ist bei den Bantusprachen doch nicht vorhanden. Ich nehme vielmehr an, daß die Grammatik der Bantusprachen bei der Einwanderung der oben genannten Stämme in Afrika schon vorhanden war, daß sie vielleicht eine Bildung der „nigritischen" weit älteren Stämme ist (cfr. Stuhlmann).

Von den Nigritiern stammen höchstwahrscheinlich auch alle oder die meisten einsilbigen Wörter der Bantusprachen, wie z. B.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Suaheli	m-ti	Baumstamm
	m-to	Fluß
	m-to-to	Kind (Reduplikation)
	m-tu	Mensch
	ki-tu	Ding, Sache
	ma-te	Speichel (ma ist Plural-Präfix)
	ma-ji	Wasser (ma ist Plural-Präfix)

Nach dem Gesagten hoffe ich, es wahrscheinlich gemacht zu haben, daß das „Gerippe", die Grammatik der Bantusprachen, afrikanischen Ursprungs ist, daß aber das „Fleisch und Blut" derselben, der Wortschatz, zum weitaus größten Teil aus dem Südwesten Asiens, etwa aus Persien (Pamir), Afghanistan, oder dem Nordwesten Indiens stammt. Von dorther brachten die nach Afrika einwandernden Völker auch Kulturgut mit nach Afrika, doch davon bei einer späteren Gelegenheit.

Meine heutigen Ausführungen scheinen auf den ersten Blick recht sonderbar zu sein, sie sind es in Wahrheit aber gar nicht, denn ähnliches ist bei anderen Völkern und Sprachen längst allgemein anerkannt. Wir sehen ja, wie das Englische eine Mischsprache aus germanischem und romanischem Sprachgut ist, und das Deutsche hat eine Unmasse Wörter, die anscheinend rein deutschen Ursprungs sind, in Wahrheit aber aus dem Lateinischen und anderen Sprachen herrühren. Ich erinnere dabei an Wörter wie „Mauer", „Straße", „Tisch", „Stall" und viele andere, die alle aus dem Lateinischen übernommen sind.

Ferner ist es jetzt ja wohl allgemein anerkannt, daß im Westen Afrikas südostasiatischer Kultureinfluß nachzuweisen ist, was ja weit sonderbarer ist, als daß die Bantu Kultur- und Sprachgut von den Indogermanen haben, die ihnen ja noch jetzt räumlich viel näher sind.

Ja, noch in neuerer Zeit sehen wir ähnliche Vorkommnisse in Afrika, denn auf Madagaskar sitzen Stämme, deren Sprachgut mit dem Malayischen nahe verwandt ist und doch indogermanische Bestandteile hat (Ferrand), und die Hauptsprache Ostafrikas, das Suaheli, nimmt ja noch jetzt unter unseren Augen andauernd in größtem Maße arabisches Sprachgut auf. Zurzeit ist etwa 1/5 seines Wortschatzes aus dem Arabischen übernommen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich bin mir sehr wohl bewußt, daß ich Ihnen heute „ketzerische" Gedanken vortrug, aber ich hoffe, eine Nachprüfung derselben brauche ich nicht zu fürchten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prof. D. **Meinhof:** Die Ausführungen von Herrn Dr. Friedrichsen scheinen mir an einem methodischen Mangel zu leiden. Es handelt sich nicht darum, die Verwandtschaft der indogermanischen Wortformen unter sich zu erweisen. Das ist längst geschehen. Auch braucht nicht die Verwandtschaft der Bantuformen unter sich erwiesen zu werden, denn auch das ist geschehen. Es ist vielmehr zu untersuchen, ob urindogermanische Wortstämme mit Urbantuwortstämmen verwandt sind. Dafür fehlen aber bisher alle Unterlagen. Ich glaube überhaupt, daß man nicht mit Vergleichung des Wortschatzes beginnen sollte, sondern mit Vergleichung des inneren Sprachbaus, und auf diesem Gebiet liegen allerdings Beziehungen zwischen den Bantusprachen und den flektierenden Sprachen vor, wie ich glaube nachgewiesen zu haben, und es wird unsere Aufgabe sein, in strenger Methodik weiter zu arbeiten, um in einem heute noch fast unübersehbar großen Forschungsgebiet die Wahrheit so viel als möglich zu ermitteln.

Die deutschen Schulen in Südwestafrika vor dem Kriege.

Dr. phil. **Lotz.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Das Schulwesen in Südwestafrika hatte durch den Eingeborenenkrieg 1904—1906 und die gewaltige Steigerung der Besiedlung einen kräftigen Anstoß bekommen, der durch die wachsende Bedeutung des Bergbaues und die Entdeckung der Diamanten in Lüderitzbucht noch verstärkt wurde. Aus den vereinzelten Ansätzen geordneten Schulwesens — insbesondere in Windhuk — wuchs eine Anzahl von Schulen heraus, bei deren Organisation und Verwaltung die Regierung von Anfang an bestrebt war, sie auf breiter Grundlage aufzubauen. Die Bevölkerung wurde zur Mitarbeit aufgerufen, zuerst in Form von Schulvereinen, später in Form von Schulverbänden, und schließlich bot die 1909 eingeführte Selbstverwaltung, die Schaffung von städtischen Gemeinden einerseits und der ländlichen Bezirksverbände andererseits, die Möglichkeit, eine vollkommene Organisation der Schule durchzuführen, bei der sowohl die Mitarbeit wie auch die Steuer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kraft der einzelnen Bewohner herangezogen wurde. 1913 war dieses System der Schulverwaltung mehr oder weniger fertig ausgebaut. In einem leider viel zu wenig bekannten Buch von Professor Dr. Moritz „Das Schulwesen in Deutsch-Südwestafrika" gibt der Verfasser eine bis in die Einzelheiten zuverlässige Schilderung sowohl des Schulwesens im ganzen als auch jeder deutschen Schule im einzelnen.

Das Schulsystem in Südwestafrika war darauf aufgebaut, daß die Regierung mit einer Ausnahme alle Lehrkräfte anstellte und besoldete, so daß hierdurch ein nach Zahl und Ausbildung geeigneter Lehrkörper mit ausreichender Besoldung gewährleistet war. Andererseits oblag den Gemeinden und den Bezirksverbänden unter Aufsicht der örtlichen Verwaltungsorgane die Pflicht, für die Schulgebäude und Pensionate, für Lehrmittel, Einrichtung usw. der Schulen Sorge zu tragen und neue zu schaffen, soweit nicht die früher von der Regierung hergerichteten Gebäude genügten. Dabei behielt sie sich vor und hat dies auch in zahlreichen Fällen getan, leistungsschwache Gemeinden und solche, deren nationaler Bestand bedroht schien, durch Unterstützung lebensfähig und wirksam zu machen. Dies letztere kam insbesondere in örtlichen Bezirken mit zahlreicher Burenbesiedlung oder in kleinen, noch nicht steuerkräftigen Gemeinden in Frage. Vielfach haben auch die Eisenbahn- und Bergbau-Gesellschaften in gleicher Weise wie die Gemeinden für Schulen in ihren Betrieben gesorgt, sei es durch Hergabe von Gebäuden, sei es durch billige Darlehen. In letzterer Beziehung machte sich besonders die Deutsche Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika um das Land verdient.

Mustergültiges an Schulgebäuden in jeder Beziehung schufen mit großen Opfern die jungen Stadtgemeinden in Swakopmund und Windhuk; freundlich und hell wie in der Heimat wirkten die zahlreichen neuen Schulgebäude, die früher die Regierung, jetzt die Bezirksverbände errichteten.

Als höhere Schule war ursprünglich nur die Kaiserliche Realschule, die später die Berechtigung zur einjährig-freiwilligen Abschlußprüfung erhalten hat, gedacht, doch haben örtliche Bedürfnisse und ein gewisser durchaus lobenswerter Ehrgeiz dazu geführt, daß auch die Stadt Swakopmund eine Realschule in Entwicklung schuf, bei der sie auch die Unkosten für Besoldung der hierfür nötigen Lehrkräfte tragen mußte. Zahlreiche Pensionate wurden geschaffen, und die meisten der Insassen dieser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schulpensionate erhielten Regierungsunterstützung. So konnte man 1912 bei einer Zahl von 671 Schulkindern, die dann ständig gewachsen ist, und bei einer Besetzung der Schulpensionate in 1913 mit 210 Kindern wohl annehmen, daß vor dem Kriege kaum noch ein Kind deutscher oder burischer Eltern ohne Schulversorgung geblieben ist. Der Schulzwang war schon seit 1909 für Kinder aller Eltern in Ortschaften und im Umkreise von 4 km um diese eingeführt und war auf acht Jahre festgesetzt. Später — 1912 — dehnte man den Schulzwang auf das ganze Land aus, schränkte allerdings für die nicht innerhalb der Ortschaften wohnenden Kinder den Schulbesuch auf vier Jahre, vom 8. bis 12. Lebensjahre in der Hoffnung ein, daß durch späteren Schulbeginn das Ziel der Schulen auch ohnehin erreicht würde, und daß die Eltern sich bereitfinden lassen würden, ihre Kinder auch nach den vier gesetzlichen Schuljahren noch in der Schule zu belassen.

Nach dem Kriege, d. h. nach dem Waffenstillstandsvertrag von Khorab, 1915, kehrten Lehrer und Schüler wieder in ihre alten Anstalten und Stellungen zurück. Der Kommissar der deutschen Regierung deckte, wie bisher, die Unkosten für die Gehälter; neue Lehrmittel zu beziehen, war nahezu unmöglich. So vegetierten die Schulen bis zum Frieden von Versailles, der der Union von Südafrika das Mandat über Südwestafrika bescherte. 1919 wurde bekanntlich ein großer Teil der deutschen Bevölkerung, nicht nur die Beamten und Offiziere und die Polizei, sondern auch zahlreiche Privatleute mit ihren Familien repatriiert. Welche außerordentliche Schwächung des Deutschtums dadurch herbeigeführt wurde, zeigt die Zahl der Repatriierten, die nach dem Jahresbericht der Mandatsregierung für 1919 insgesamt 6375 Köpfe ausmachte, unter ihnen 1640 Kinder bei einem Bevölkerungsstand, den man 1914 auf 15000 mindestens schätzen konnte.

Für die neueingewanderte Unionsbevölkerung, Engländer und Buren, insbesondere für die Kinder der Beamten, hatte die neue Regierung inzwischen 23 Unionsregierungsschulen mit 40 bis 45 Lehrkräften geschaffen, die 1919 bereits von 770 Kindern besucht wurden. Bei dem bekannten Kinderreichtum der hauptsächlich einwandernden Buren hat sich diese Zahl außerordentlich schnell erhöht, und das Schulproblem bildet heute für die Regierung eine der schwierigsten Aufgaben. 1923 hatte die Regierung bereits 38 Schulen, darunter eine höhere, eine Mittel- und 22 Volksschulen, ferner 14 sogenannte Farmschulen. Es befanden sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1923 1771 Kinder in diesen Schulen, von denen 498 englisch als ihre Muttersprache angaben, 999 holländisch Sprechende und 431 deutsch Sprechende. Um diese Zahlen vorweg zu nehmen, so gibt der Jahresbericht an, daß in fünf deutschen Privatschulen 350 Kinder eingeschult gewesen seien, so daß 781 deutsche Kinder vorhanden gewesen seien. Tatsächlich ist aber die Zahl der deutschen Kinder wesentlich höher, da man zu den fünf deutschen Schulen von Schulvereinen noch drei sogenannte Felderschulen auf den Diamantfeldern, ferner eine deutsche Farmschule sowie die höhere Töchterschule der Katholischen Mission in Windhuk hinzurechnen muß. Nach einer Statistik, die der Direktor der Realschule Windhuk vor kurzem veröffentlicht hat, sind 1924 in deutschen Privatschulen 576 Kinder, in deutschen Regierungsschulen 510, in Unions-Regierungsschulen, nicht in deutschen Abteilungen, 21 Kinder eingeschult, so daß insgesamt 1107 deutsch sprechende Kinder in diesem Jahre gezählt werden. Es sollen aber etwa 50 Kinder deutscher Eltern noch ohne Schule verblieben sein, größtenteils wohl wegen der fehlenden Mittel und weil nicht genügend Raum und Freistellen in den Pensionaten vorhanden sind. Die Regierung selbst rechnet in ihrem letzten Jahresbericht damit, daß von Kindern der Unionsbürger im schulpflichtigen Alter ca. 16—1700 nicht die Schule besuchen. Dies ist natürlich ein ungeheuerer Prozentsatz. Es sind weit mehr Kinder ohne Schule als solche, die Schule besuchen. Zum großen Teil ist hieran sicherlich das mangelnde Interesse der Unionsbürger schuld, teilweise auch die gänzliche Mittellosigkeit derselben, der von seiten der Regierung trotz großer Opfer für das Schulwesen noch nicht wirksam genug begegnet werden konnte. Die Ausgaben, die die Regierung für Schulen gemacht, sind von 34 900 £ im Jahre 1921 auf 58 658 £ im Jahre 1923 gestiegen. Die Einschulung der noch fehlenden Kinder würde sicherlich noch annähernd denselben Betrag erfordern, abgesehen von einmaligen Ausgaben für die Schaffung neuer Gebäude und Einrichtungen.

Als im Jahre 1919 der bisherige Regierungskommissar, Geheimrat Kastl, das Schutzgebiet verlassen mußte, war seitens der Unionsregierung noch keinerlei Maßnahme wegen der deutschen Schulen erfolgt. Der Regierungskommissar hatte genügend Mittel hinterlassen, um noch eine Zeitlang die Ausgaben für Besoldung der Lehrer zu decken. Ende 1919 wurde bekannt, daß die Regierung sich entschlossen habe, die deutschen Schulen zu übernehmen. Die Bedingungen, die hierfür bekanntgegeben wurden, waren aber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Deutschen niederschmetternd. Es sollte in den ersten vier Schuljahren noch Deutsch als Muttersprache gelten, gleichzeitig sollte aber vom 1. April 1920 ab schon in der untersten Volksschulklasse je nach Wahl täglich eine Stunde Englisch oder Holländisch gegeben werden, und dieser Unterricht sollte mit dieser Klasse in die oberen Klassen vorrücken, so daß vom 1. April 1924 ab Englisch oder Holländisch in allen Klassen allein Unterrichtssprache sein sollte.

Deutsch sollte vom 5. Schuljahre ab dann nur noch als Fremdsprache mit einer Kurzstunde täglich unterrichtet werden. Die beamteten Lehrer, d. h. die von der früheren Regierung angestellten, sollten sämtlich repatriiert und Ersatz dafür aus der Union beschafft werden. Diese gewaltsamen Maßnahmen, die ja in vier Jahren den vollständigen Untergang der deutschen Schulen und Schulsprache herbeigeführt hätten, wurden vom Administrator Georges noch als milde und sehr entgegenkommend im Gegensatz zu dem früheren deutschen Verfahren hingestellt, durch das von den einwandernden Buren stets das Versprechen deutscher Erziehung ihrer Kinder gefordert worden wäre.

Die drohende gemeinsame Gefahr hatte 1919 zur Folge, daß sich die Schulvereine, die auf Anregung des Regierungskommissars überall gegründet worden waren, um die deutschen Schulen fortzuführen, sich nunmehr zusammentaten und im Januar 1920 in Windhuk den „Landesverband der deutschen Schulvereine“ bildeten. Dieser übernahm jetzt die Verhandlungen mit der Regierung, die Fühlungnahme mit südafrikanischen Politikern und die Vertretung der Interessen der deutschen Schulen nach jeder Richtung, insbesondere auch die Verbindung mit den heimischen Kreisen. Dankbar muß hier anerkannt werden, daß es insbesondere die Deutsche Kolonialgesellschaft unter Führung von Exzellenz Seitz war, die stets mit Rat und Tat, soweit es ihr möglich war, geholfen hat. Die wachsende Inflation erschwerte freilich später die dauernde Unterstützung der deutschen Schulen.

Es war wohl eine Folge des Umstandes, daß General Smuts von Europa nach Südwestafrika zurückgekehrt war und die Regierung selbst in die Hand nahm, daß man zunächst von der Durchführung der drakonischen Maßnahmen, die der erste Administrator, Sir Howard Georges, angekündigt hatte, einstweilen Abstand nahm. Auch dürfen wir nicht das lebhafte und warme Mitgefühl und Verständnis der nationalistischen Kreise Südafrikas

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter General Hertzog vergessen, das diese uns und unseren Schulen entgegenbrachten. Hatten diese doch selbst einst nach dem Burenkriege für ihre Sprache und Stammesart gekämpft und diesen Kampf siegreich durchgeführt.

Besonders bedroht waren die deutschen Schulvereine durch zwei Tatsachen: Einmal, daß die Regierung inzwischen die Gebäude, die seitens der deutschen Selbstverwaltungskörper geschaffen oder von diesen von der deutschen Regierung übernommen worden waren, als Regierungseigentum für sich beanspruchte und ferner, daß die Lehrkräfte zum größten Teil urlaubsreif waren und teilweise für immer nach Hause zurückzukehren wünschten, ohne daß es möglich war, Ersatz zu schaffen, denn Einwanderungserlaubnis für neue Kräfte wurde nicht gegeben. Da stellte es sich zum Glück heraus, daß noch manche verheiratete und unverheiratete Dame mit Lehrbefähigung im Schutzgebiet weilte, die sich nunmehr auf diese Eigenschaft besann und ihre Kräfte zur Verfügung stellte. So gelang es, die schlimmsten Lücken zu füllen, und glücklicherweise erklärte die Regierung später, daß sie Lehrern, die auf Urlaub gehen wollten, die Rückkehr nicht verwehren wolle.

So kamen Mitte 1920 die Oberlehrer Dr. Gries und Dr. Frey von Windhuk nach Hause und konnten persönlich über das Ergehen der deutschen Schulen und Schulvereine berichten. Gelegentlich einer landwirtschaftlichen Versammlung und Ausstellung zu Pfingsten 1920 in Omaruru wurde von der ganzen dort versammelten Bevölkerung noch einmal einhellig der Beschluß gefaßt, unter allen Umständen die deutschen Schulen durchzuhalten und der Regierung unter solchen Bedingungen nicht zu übergeben. Als erste Kampfmaßnahme kündigte die Regierung an, daß sie vom 1. Januar 1921 ab deutsche Abteilungen an den Unions-Regierungsschulen errichten werde, wo deutschen Kindern Unterricht von deutschen Lehrkräften, und zwar kostenlos unter Lieferung der Lehrmittel gegeben würde. Diese Maßnahme blieb jedoch zunächst auf dem Papier stehen, wohl, weil es an den hierfür fähigen Lehrkräften fehlte und weil sich zu dieser Zeit deutsche Kinder hierfür wahrscheinlich nicht gefunden hätten.

Im September kam General Smuts in Begleitung des schon ernannten neuen Administrators, des noch jetzt im Amt befindlichen Herrn Hofmeyr, in das Schutzgebiet, um sich durch Augenschein und Rücksprache mit allen Bevölkerungskreisen vom Stand der Dinge zu überzeugen. General Smuts hat zahlreiche deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schulen, beginnend in Lüderitzbucht, besucht, mit allen deutschen Volkskreisen verhandelt; seine Worte und Aeußerungen haben zuweilen Protest, vielfach auch Zustimmung hervorgerufen. Im wesentlichen klangen seine Aeußerungen versöhnlich. Er vertröstete die Bevölkerung darauf, daß die ganze Schulfrage dem neuen Administrator als besonders wichtige Aufgabe zur Lösung überlassen bleiben solle.

Anfang November 1920 begann der neue Administrator, Herr Hofmeyr, mit dem Vorstande des Landesverbandes die Schulfrage zu besprechen. Schon aus dieser ersten Besprechung ging hervor, daß die alten rigorosen Vorschläge verlassen worden waren, und den deutschen Schulen neue wesentlich günstigere Bedingungen geboten und in einem neuen Schulgesetz festgelegt werden sollten.

Vor einem solchen neuen Gesetz empfanden wir ein starkes Mißtrauen. War uns doch ein liebgewordenes und bewährtes deutsches Gesetz nach dem andern weggenommen und durch ein entsprechendes Unionsgesetz ersetzt worden, wozu der Vertrag von Versailles dem Mandatar ja das Recht gab. Aber ein Fortschritt war dies nicht. Die Unionsgesetzgebung ist wortreich, stark verklausuliert und schwer verständlich, vielfach an mittelalterliche Formen angelehnt. Das bürgerliche Recht ward durch das nicht kodifizierte des holländisch-römischen Rechts ersetzt; überall wurden die kostspieligen Dienste eines Anwalts eingeschaltet und zwingend.

Von den deutschen Gesetzen ist eigentlich nur noch die ehedem Kaiserliche Bergverordnung von 1905 mit geringen Abänderungen in Geltung. Wir sahen jedem neuen Akt der Gesetzgebung mit einem gewissen Mißtrauen entgegen und befürchteten daher auch von einem uns angekündigten Schulgesetz nichts Gutes. Vielleicht war dieses Mißtrauen übertrieben. Es war aber klar, daß auch ein gesetzliches Schulsystem nach dem Unionsvorbild ausfallen und mit dem unsrigen kollidieren würde, wenn auch offensichtlich das Streben des Administrators auf einen Ausgleich hinzielte. Das Schulsystem der Union war uns etwas Neues und Ungewohntes; mit der Einteilung der Schulen, den Klassenbezeichnungen und den einzelnen Klassenzielen waren wir nicht vertraut, schätzten wohl auch das Schulsystem der Union als nicht auf gleicher Stufe stehend mit dem unsrigen zu gering ein. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß sich die Schulen der Union von den untersten Volksschulklassen bis zu den Hoch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schulen in den letzten 10 Jahren auf eine bemerkenswerte Höhe hinaufgearbeitet haben und trotz aller Schwierigkeiten, die dem Schulsystem durch die weitzerstreute Besiedlungsart und den vorwiegend landwirtschaftlichen Charakter der Bevölkerung als recht gut gelten können. Es herrscht Mangel an Lehrern, was uns bezüglich unserer Lehrkräfte zustatten kommt. Im übrigen bringt die Zweisprachigkeit oder sogar Dreisprachigkeit der Union, wenn man Afrikaans neben Holländisch als besondere Sprache rechnet, ganz besondere Schwierigkeiten, namentlich in bezug auf die Lehrkräfte. Die Vorschläge des neuen Administrators gingen darauf hinaus, daß Deutsch nunmehr als Unterrichtssprache bis zum Standard 6 einschließlich gelten sollte. Die Union-Volksschulen rechnen mit dem 8. Lebensjahre beginnend mit 6 Standards, denen 2 Substandards vorausgehen können. Der Vorschlag des Administrators hätte also die gesamte Volksschulzeit gedeckt. Von Standard 7 ab für alle Klassen der Mittel- und höheren Schulen sollte dann Deutsch nur noch als Fremdsprache gelehrt werden, statt dessen als Unterrichtssprache Englisch oder Holländisch nach Wahl eintreten. Wer dies nicht wünschte, hätte seine Kinder nach der deutschen Realschule schicken müssen. Wann der fremdsprachliche Unterricht in den Volksschulen beginnen sollte, war noch strittig, ebenso die Art des Lehrerersatzes. Demgegenüber ging zunächst der Wunsch der deutschen Kreise darauf hinaus, die Regierung solle das gesamte deutsche Schulwesen als solches neben dem der Unionsschulen übernehmen und erhalten und als gleichberechtigt anerkennen, was seitens der Regierung abgelehnt wurde. Es setzte dann eine Zeit der Verhandlungen zwischen dem Administrator und dem Landesverband der deutschen Schulvereine ein, die von November 1920 bis zum November 1921 dauerten und die Vertreter der einzelnen Schulvereine mehrfach zu Beratungen des Landesverbandes nach Windhuk zusammenführte, ferner auch zu erregten Debatten in öffentlichen Versammlungen Veranlassung gab, da der Administrator die Schulfrage nach anfänglicher Zurückhaltung mit großer Lebhaftigkeit und scharf seinen Standpunkt verteidigend in der Oeffentlichkeit erörterte. Es sollen hier keine Einzelheiten dieser Verhandlungen, die zeitweise recht kritisch aussahen, angeführt werden. Die Regierung befand sich natürlich in der besseren Position, da sie die Schulgebäude in den Händen hatte, und die immer noch sehr starken, manchmal sogar überwiegend deutschen Gemeinden nach dem neuen Gemeindegesetz nicht mehr in der Lage waren, irgendeine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausgabe für Erziehungszwecke rechtlich zu bewilligen. Der Staat hatte alle Aufgaben, die aus der Erziehung und dem Unterricht erwuchsen, ebenso wie in der Union für sich selbst vorbehalten. Eine weitere Stütze für seine Vorschläge fand der Administrator in den immer schlechter werdenden wirtschaftlichen Verhältnissen, die, weil auch die Unterstützungen aus Deutschland infolge der Inflation fortblieben, immer stärker zum Nachgeben ermahnten. Insbesondere waren es die Farmerkreise und die ländlichen Bezirke, die auf starke Unterstützung durch Pensionsbeihilfen angewiesen waren. Mit schmerzlichem Bedauern mußten wir sehen, daß nach und nach mehrere hundert deutsche Kinder nicht mehr zur Schule geschickt werden konnten trotz des größten Opfermutes einzelner Schulvereine, wie derjenigen von Lüderitzbucht und Tsumeb, die für allgemeine Aufgaben des Landesverbandes neben ihren eigenen erhebliche Mittel aufbrachten.

Der Administrator hatte seine Bedingungen im März in 10 Punkten niedergelegt, von denen eigentlich nur fünf uns besonders interessierten, da sich vier davon lediglich mit der Frage der technischen Uebernahme der Lehrkräfte beschäftigten, und durch Punkt 10 die Uebernahme der Unkosten erklärt wurde. Die deutschen Lehrer erklärten sich prinzipiell bereit, unter dieser Bedingung von der Regierung übernommen zu werden. Strittig war noch der Ersatz später notwendig werdender deutscher Lehrer, den wir unbedingt aus Deutschland bezogen wissen wollten. Denn ohne solchen Ersatz schien uns die Frage des Unterrichts in deutscher Literatur und Geschichte nicht gesichert.

Strittig war ferner die Pensionatsfrage, da wir nicht wünschten, daß die Kinder der drei Bevölkerungsteile womöglich in gemischten Pensionaten erzogen würden und dabei unsere Kinder dem Deutschtum in Unions-Pensionaten entfremdet würden. Wir legten Wert darauf, die deutschen Kinder womöglich in den alten deutschen Pensionaten für sich zu erhalten, während der Administrator sich gerade besonderen Vorteil von dem Vermischen der drei Nationalitäten, Holländisch, Englisch und Deutsch, versprach.

Um die Mitte des Jahres 1921 wurden die Vergleichsverhandlungen, die im März gescheitert waren, wieder aufgenommen, wobei der Administrator ein neues Entgegenkommen in einzelnen Punkten, insbesondere in der Frage der Mindestzahl deutscher Kinder, die das Recht auf eine gesonderte deutsche Klasse hätten, bewies. Die Uebernahme und Erhaltung der deutschen Realschule wurde unter den von uns geforderten Bedingungen wie bisher ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelehnt. Der Landesverband versuchte nun ein Moratorium in der Schulfrage zu erreichen, der Administrator drängte aber auf Erledigung, da er die Uebernahme der deutschen Schulen in dem noch fehlenden Schulgesetz für Südwestafrika festlegen wollte. Das vom Landesverband geforderte Moratorium lehnte er ab und kündigte bald darauf durch eine Regierungsverordnung an, daß die deutschen Schulen vom 1. Januar ab Miete für die von ihnen benutzten Schulen und Pensionatsgebäude nach dem allgemeinen Wert der Grundstücke zu entrichten hätten, eine Forderung, die uns, abgesehen von ihrer Untragbarkeit, deswegen ungerecht erschien, weil alle diese Gebäude noch aus der deutschen Zeit stammten und den Gemeinden ohne Entschädigung weggenommen worden waren. Ferner kündigte er abermals die Errichtung deutscher Abteilungen an den Regierungsschulen vom 1. Januar 1922 ab an. Da diese deutschen Regierungsschulen kostenlos für die Besucher sein sollten, während die deutschen Schulvereine sehr erhebliche Schulgelder zur Deckung ihrer Unkosten erheben mußten, so war vorauszusehen, daß mancher Deutsche, durch die Notlage gezwungen, seine Kinder diesen Regierungsschulen zuschicken würde, ohne daß die bis jetzt schon gewährten Sicherheiten für diese deutschen Schulabteilungen gesetzlich festgelegt waren. Auf unsere Vorstellung stellte der Administrator die Forderung der Mietszahlung um ein Jahr zurück, um uns seinen guten Willen zu zeigen. Als nun im September ferner amtlich endlich versichert wurde, daß die Regierung den Unterricht von deutschen, kompetenten Lehrern erteilen würde, die sie aus dem Schutzgebiet oder aus der Union oder irgendwo herkommen lassen würde, so schienen uns die unbedingt nötigen Forderungen mehr oder weniger erfüllt, so daß der Landesverband sich am 19. und 20. Oktober entschloß, den Schulvereinen zu empfehlen, dem Vorschlag der Regierung zuzustimmen. Dazu fand in den einzelnen Schulvereinen in Vollversammlungen der Mitglieder die Abstimmung über die Frage statt, ob man die Schule der Regierung übergeben solle oder nicht. Die Regierung hatte erklärt, daß sie die gebotenen Vorteile nur dann im Gesetz festlegen und erfüllen werde, wenn mindestens die Hälfte aller Volksschulkinder zu den Regierungsschulen übergehen würde. Die Abstimmung ergab, daß 13 Schulen einschließlich der Vorschule der Realschule Windhuk an die Regierung übergeben werden sollten, während fünf Schulvereine, darunter Windhuk mit der Realschule, unabhängig bleiben zu wollen erklärten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter diesen befand sich Lüderitzbucht und Tsumeb, die finanziell völlig unabhängig waren und den rein deutschen Charakter ihrer Schule unbedingt zu wahren wünschten, ebenso Karibib und Swakopmund, das insbesondere seine Realschule in der Entwicklung als von besonderem Wert für die Stadt zu erhalten wünschte. Die Besuchsziffern der 13 Schulen waren 377 Kinder gegen 436 der fünf unabhängig bleibenden Schulen, indes mußten von dieser Zahl von 436 Kindern noch die in höheren Klassen befindlichen mit 231 Köpfen abgezogen werden, da diese nach der Vereinbarung mit der Regierung — weil der Realschule entsprechend — außer Betracht bleiben sollten. Somit war endlich eine Entscheidung gefällt, die nun ihrer Durchführung in der Praxis nach dem sofort veröffentlichten Schulgesetz entgegensah.

Heute nach 2½ Jahren der Auswirkung des Schulgesetzes muß man, wenn man unparteiisch sein will, anerkennen, daß, abgesehen von kleinen Mißständen, die aus der Unzulänglichkeit einzelner deutscher Lehrkräfte, aus dem starken Wachstum der Schülerzahl sowohl der Unionsbevölkerung wie auch der deutschen Kinder hervorgingen, im großen und ganzen die Regierung ihre Verpflichtungen eingelöst hat. Neuerdings hat sie einem weiteren Wunsch, der von Anbeginn von uns geäußert wurde, entsprochen und in der Person des Oberlehrers Dr. Frey einen deutschen Schulinspektor unter dem Direktor des Erziehungswesens Kreft, der deutsch-afrikanischer Abstammung ist, ernannt.

Die deutschen Schulabteilungen oder gesonderten deutschen Schulen der Regierung, insgesamt 14 an der Zahl, befinden sich größtenteils in guter Verfassung und haben ansehnliche Besuchsziffern, über die Ihnen bereits eingangs berichtet ist.

Nahezu alle Lehrkräfte sind in Deutschland ausgebildet und „kompetent", insofern sie deutsche Prüfungen abgelegt haben. Wie es auch schon in deutschen Zeiten vorkommen konnte, sind in kleineren Schulen gelegentlich auch nicht examinierte Lehrkräfte tätig. Ihren Bedarf an deutschen Lehrkräften entnimmt die Regierung dem Lande, insofern sie Lehrer, die bisher bei Schulvereinen oder an unabhängigen Schulen tätig waren, für sich verpflichtet. Neuerdings sind leider im Deutschen mangelhaft bewanderte Lehrpersonen vereinzelt aus Südafrika zugezogen worden. Mißstände sind am ehesten in Pensionaten zu befürchten, da naturgemäß die Schaffung eines deutschen Pensionats mit kleiner Besuchsziffer neben solchen mit Unionskindern Schwierigkeiten macht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und die Regierung stets bestrebt ist, ihre an und für sich sehr hohen Unkosten möglichst niedrig zu halten.

Die unabhängig gebliebenen Schulen haben sich in der Zwischenzeit erfreulich weiter entwickelt. Schwierig war naturgemäß zunächst die Beschaffung eigener Gebäude für Schule und Pensionat, da die Regierung in dieser Beziehung unerbittlich war und den unabhängig bleibenden Schulen die Gebäude auch in den Fällen kündigte, wo dies nicht nötig gewesen wäre, wie z. B. in Swakopmund. In Lüderitzbucht und Swakopmund gelang es bei dem wirtschaftlichen Niedergang dieser Orte, passende Gebäude zu mieten und umzugestalten. Hierbei kamen den Vereinen große Spenden zustatten, die ihnen seitens der liquidierenden deutschen Bergbau-Gesellschaften und der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika geschenkt worden waren. In Tsumeb sorgte die Otavimine in dankenswerter Weise für Vergrößerung ihres bisherigen Schulgebäudes, so daß Tsumeb sich sogar entschließen konnte, gestützt auf die Opferwilligkeit der Mitglieder, für die heranwachsenden Kinder Realschulklassen einzurichten. Die Schulverhältnisse in Lüderitzbucht waren außerdem durch das Entgegenkommen der Diamantgesellschaften besonders günstig, da diese auf ihren Betrieben auf den Diamantfeldern eigene Schulen unterhielten und sie dem Hauptteil der Belegschaft entsprechend deutsch ausgestalteten. Das Sorgenkind des Landesverbandes und der deutschen Bevölkerung überhaupt war eine Zeitlang die Realschule in Windhuk, da sie sowohl Schulräume wie bald danach auch das letzte deutsche Pensionat abgeben mußte. Glücklicherweise ließ sich infolge des großen Entgegenkommens der evangelischen Kirchengemeinde Windhuk ein Austausch zwischen der Stadtgemeinde und der erstgenannten vollziehen, indem die Stadt ein unbenutztes großes Ausstellungsgebäude (von der Landesausstellung 1914 herrührend) gegen den Kindergarten der evangelischen Kirchengemeinde austauschte, so daß in dem Ausstellungsgebäude wirklich gut geeignete Räume in schöner Lage für die Realschule geschaffen werden konnten. Die Uebernahme und Einweihung fand im Juli 1922 statt. Den Schlußstein zu seiner Organisation erhielt der Schulverein Windhuk dadurch, daß es Rechnungsrat Richter mit Unterstützung aus Privatkreisen vor kurzem gelang, ein wertvolles Grundstück mit Gebäude und Garten in Windhuk zu erwerben und zum Pensionat einzurichten, in dem gleichzeitig auch wieder ein deutscher Kindergarten Unterkunft fand, und die nunmehr ebenfalls von ihm gegründete Han-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dels- und Fortbildungsschule ihren Unterricht abhalten kann. Auch in Lüderitzbucht, Swakopmund und Tsumeb haben die deutschen Schulvereine Fortbildungsschulen gegründet und ausgebaut und stehen dadurch der Unionsbevölkerung, die solcher noch entbehrt, weit voraus. Schließlich mag als Zeichen neuen Entgegenkommens der Regierung darauf hingewiesen werden, daß anläßlich des Londoner Abkommens zwischen General Smuts und der deutschen Regierung den beiden deutschen Realschulen Windhuk und Swakopmund eine Unterstützung für zwei Jahre nach dem £ für £-System bewilligt wurde, d. h., daß die Regierung die Hälfte der vorjährigen Unkosten der Schule beiträgt. Dadurch wird das Bestehen dieser Schulen, das infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse immerhin bedroht war, vorläufig gesichert. Es ist aber wohl zu hoffen, daß diese Unterstützung eine dauernde ist und gewünschtenfalls auch auf Karibib, Tsumeb und Lüderitzbucht ausgedehnt wird.

In allen deutschen Schulen, die von der Regierung unabhängig sind, oder, wie jetzt Swakopmund und Lüderitzbucht, von ihr unterstützt werden, beginnt der englische Unterricht im vierten Schuljahre mit täglich einer Stunde. In den meisten von ihnen wird von Untertertia ab wahlweise Afrikaans unterrichtet; die Realschule in Windhuk hat sich sogar entschlossen, Afrikaans an Stelle von Französisch als Pflichtfach zu setzen und dieses letztere zum Wahlfach zu machen.

Wenn ich Ihnen in einem kurzen Ueberblick nur wenig Einzelheiten aus der Entwicklung geben konnte, so dürfen Sie nicht denken, daß sich der Uebergang in die heutigen Verhältnisse, auch abgesehen von den Kämpfen mit der Regierung, reibungslos vollzogen hat. Von früher her war die deutsche Bevölkerung gewohnt, daß die Fürsorge der Regierung, insbesondere in der Schulfrage, sie der meisten Arbeit enthob. 1919 wurde sie plötzlich in die Zwangslage versetzt, das Geschick ihrer Schulen selbst in die Hand zu nehmen. Das ging nicht ohne kleine Zwistigkeiten und örtliche Reibungen in und zwischen den Schulvereinen ab. Im großen und ganzen aber kann nicht genug das Zusammenhalten und zielbewußte Vorgehen unserer deutschen Landsleute in Südwestafrika anerkannt werden. Das Bild der Verhandlungen des Landesverbandes war stets ein geschlossenes, und die Zustimmung der Bevölkerung aller Kreise war stets erhebend einhellig, wenn es sich um ihre deutschen Schulen handelte. Die Opfer, die von allen eine Zeitlang gebracht werden mußten, waren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewaltig, und für viele wären sie auf längere Zeit nicht tragbar gewesen. Um so erfreulicher ist es, daß es infolge des Entgegenkommens der Regierung, das wir gleichfalls anerkennen müssen, gelungen ist, heute ein einigermaßen befriedigendes Bild des deutschen Erziehungswesens in Südwestafrika zu geben, dies namentlich dann, wenn wir daran denken, wie man sonst zumeist im Ausland, namentlich in abgetretenen Gebieten, mit deutschen Schul- und Sprachrechten umzuspringen pflegt.

Es wird Sache der Deutschen draußen sein, im Interesse für die deutschen Schulen nicht nachzulassen, die gesetzlichen Rechte in den Schulausschüssen und später im noch zu wählenden Landesrat nach bestem Ermessen wahrzunehmen. Dann wird, wenn die Verbindung mit dem Mutterland ebenso gewahrt bleibt, das Deutschtum dort nicht verloren sein.

Vergleichende Gegenüberstellung
des
Deutschen und des **Südwestafrikanischen Schulsystems** **Regierungs-Schulsystems**
vom Gesichtspunkte der Klasseneinteilung
entsprechend der Schulproklamation 1921.

Schuljahr	Klassenbezeichnung Volksschule	Klassenbezeichnung Realschule	Standards entweder	Standards oder	Bemerkungen
1.	erste Klasse	Vorschule	Subst. A	Subst. A/B	NB.: Das Pensum von Substandard A und B wird nach den deutschen Lehrplänen in einem Jahr bewältigt. Das Reg.-System hat teilweise nicht Substandard A („Kindergarten").
2.	zweite „	Vorschule	„ B	I	
3.	dritte „	Vorschule	Volkssch. Primary I	II	
4.	vierte „	Sexta	Volkssch. Primary II	III	
5.	fünfte „	Quinta	Volkssch. Primary III	IV	
6.	sechste „	Quarta	Volkssch. Primary IV	V	
7.	siebente „	U. Tertia	Volkssch. Primary V	VI	
8.	achte „	O. Tertia	Volkssch. Primary VI	High School	
		U. Sekunda	High School VII	Mittelschule Secondary VII	
			VII	VIII	
			IX	IX	
			X	X	

Nach der deutschen Praxis beginnt die Schulpflicht mit dem vollendeten 6. Lebensjahr, im Reg.-System erst mit dem vollendeten 7. Lebensjahr.

v. Fritsch: Die Deutschen Südwestafrikas haben sich jahrelang gewehrt gegen die Zumutung des Generals Smuts, ihr Deutschtum aufzugeben. Darauf hat Smuts in London mit einem Beamten des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auswärtigen Amtes den bedenklichen Vertrag geschlossen, nach dem den Deutschen geraten wird, British subjects zu werden.

Dann hat Smuts in Kapstadt eine Abordnung der Deutsch-Südwestafrikaner empfangen und ihnen die Sache durch höfliche Rede schmackhaft zu machen versucht; er hat aber dabei betont, eine Aenderung wäre ausgeschlossen. Die Deutsch-Südwester hätten gern in der Schulfrage bessere Bedingungen gehabt, doch Smuts blieb fest.

Es ist schwer zu tadeln, daß das Auswärtige Amt es nicht für nötig gehalten hat, die Südwester vor Abschluß des Abkommens zu fragen; diese Unterlassung hat besonders in der Schulfrage geschadet.

Bei Deutsch-Südwestern ist die Wahrung des Deutschtums draußen noch am besten aufgehoben.

Die Pflege des kolonialen Gedankens unter der Jugend.

Professor Dr. Eduard **Moritz.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Solange wir Kolonien hatten, verzichteten die kolonialen Kreise darauf, sich um die Jugend zu bemühen und bei ihr Verständnis für koloniale Dinge zu erwecken. Seitdem wir unsere Schutzgebiete losgeworden sind, erachten sie die Werbung für den kolonialen Gedanken unter der Jugend für eine ihrer wichtigsten Aufgaben, da sie nicht ohne Grund besorgen, weil die Schule in diesem Punkte noch immer versagt, es möchte ein Geschlecht heranwachsen, das von den kolonialen Großtaten seiner Väter nichts mehr weiß. Diese Gefahr ist inzwischen auch von den Schulbehörden erkannt worden. Eine Kundgebung des preußischen Unterrichtsministers Hänisch vom 25. Oktober 1919, welche bezweckte, in dem heranwachsenden Geschlecht das Verständnis für die Notwendigkeit überseeischen Besitzes zu wecken und zu pflegen, ist leider unbeachtet geblieben. Erst der Erlaß des jetzigen Unterrichtsministers vom 26. Februar 1923 brachte einen Wandel. Er verlangte die Wiedererweckung des kolonialen Gedankens bei der Schuljugend, um für die Zukunft zu verhüten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

daß sie auch unter den veränderten Verhältnissen die Erinnerung an unsere koloniale Vergangenheit verliert. In einem zweiten Erlaß vom 23. Mai des vorigen Jahres wies der Minister auf die Mitwirkung der Deutschen Kolonialgesellschaft zur Erfüllung dieser Aufgabe hin, da sie sich erboten hatte, kostenlos Lichtbildervorträge für Schulen zu veranstalten.

Der Schwerpunkt der kolonialen Aufklärungsarbeit unter der Jugend liegt in der Schule, vorausgesetzt, daß sie kolonialkundige bzw. kolonialfreundliche Lehrer hat, die im Unterricht jede Gelegenheit zu benutzen verstehen, um an unsere verlorenen Gebiete zu erinnern. Dies kann fast in jedem Fach geschehen. Der Religionslehrer z. B., der von dem Missionswerk der christlichen Kirche spricht, wird nicht umhin können, auch der Gesellschaften zu gedenken, die in unseren Schutzgebieten wirkten. Der Geschichtslehrer wird bei der Betrachtung der Koloniegründungen der alten Griechen oder der Ausbreitung der Hansa über den europäischen Norden auch an die kolonialen Unternehmungen unseres Volkes in der Neuzeit erinnern. Die Hauptbelehrung fällt natürlich der Erdkunde zu. Nachdem dies Fach jüngst auch in den Lehrplan der obersten Klassen der höheren Schulen mit allerdings nur einer Wochenstunde eingeführt ist, ist zu verlangen, daß diese Stunde besonders dem deutschen Wirtschaftsleben, Handel und Kolonialwesen vorbehalten bleibt. Es ist selbstverständlich, daß auch hier der Unterricht durch Anschauung gefördert wird. Kolonialbilder werden im Besitz der Schule sein oder sich beschaffen lassen, auch Vorführungsapparate werden wohl meistens zur Verfügung stehen. Die Schüler müssen überall an unsere verlorenen Gebiete erinnert werden. Koloniale Wandbilder müssen in den Fluren und Klassen angebracht werden, Sammlungen von Kolonialprodukten vorhanden sein oder angelegt werden, die den Nutzen und die Notwendigkeit kolonialen Besitzes zur Anschauung bringen.

Von Wichtigkeit ist das Vorhandensein eines geeigneten Lese- und Realienbuches, das wenigstens auf der Volksschule in allen Stunden benutzt werden kann. Eine ganze Menge der bisherigen Schulbücher enthalten zwar Stücke kolonialen Inhalts, aber oft veraltete Stoffe. Die Herausgeber sollten es sich zur Pflicht machen, bei neuen Büchern oder neuen Auflagen für Aufnahme geeigneter Lesestücke zu sorgen. Kolonialfreunde, insbesondere der Ausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft, werden gern bereit sein, mit Rat beizustehen oder gar passende Stücke beizusteuern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von seiten des Unterrichtsministeriums kann eine Einwirkung auf den Inhalt der Bücher in unserem Sinne nicht erwartet werden. Hoffentlich gelingt es durch Verhandlungen mit den Verlagsfirmen und Herausgebern, zu erreichen, daß diesem wichtigen Gebiet des Unterrichts die gebührende Beachtung zuteil wird. Wünschenswert ist auch die Schaffung eines eigenen kolonialen Lesebuches zur Belehrung und Unterhaltung. Die Deutsche Kolonialgesellschaft hatte seinerzeit ein solches herstellen lassen, dasselbe ist aber wenig benutzt worden und jetzt völlig in Vergessenheit geraten, da es für Unterrichtszwecke teilweise ungeeignet ist. Das koloniale Lesebuch, das wir brauchen, müßte auch Gedichte enthalten, die bei kolonialen Feiern zum Vortrag gebracht werden können. In der vaterländischen Presse sind solche Erzeugnisse gelegentlich erschienen, aber noch nicht gesammelt worden.

Eine Auswahl von Kolonialbüchern sollte in jeder Schulbibliothek und öffentlichen Bücherei zu finden sein. Leider fehlt noch eine eigene Kolonialliteratur für die Jugend. Wir haben wohl eine ganze Reihe Unterhaltungsschriften, aber sie haben den Fehler, zu weitschweifig oder zu phantastisch zu sein. Wir brauchen kurze spannende Geschichten mit möglichst packendem Titel und auffallendem, buntem Bild, Heftchen für wenige Pfennige, die mit demselben Eifer gelesen werden, wie einst die berüchtigten Indianergeschichten. Hier bietet sich schriftstellernden Kolonialfreunden Gelegenheit, eine wirkliche Lücke auszufüllen. Neuerdings sind auch Kolonialzeitschriften für die Jugend ins Leben gerufen worden; es sei nur an die vor kurzem in Leipzig unter dem Namen „Jambo“ herausgegebene erinnert. Ein Urteil über dieses Blatt abzugeben, erscheint noch verfrüht, doch hindert nichts, es im Sinne einer wirklichen Jugendlektüre auszugestalten. Die neueste Erscheinung auf dem Gebiete der kolonialen Literatur sind kleine Schauspiele; zwei derselben behandeln Lettows Heldenkampf.

Eine Großstadt wie Berlin mit ihren zahlreichen Bildungsmitteln müßte besonders erfolgreich für die Verbreitung kolonialer Kenntnisse wirken können. Wir haben hier den Zoologischen Garten, die zoologische Abteilung des Museums für Naturkunde, den Botanischen Garten. Das Museum für Völkerkunde ist leider für die nächste Zeit geschlossen. Hoffentlich wird es möglich sein, in dem Neubau eine eigene Kolonialabteilung zu eröffnen. Ein Kolonialmuseum, wie es in Berlin vor dem Kriege bestand und eine vielbesuchte Sehenswürdigkeit darstellte, müßte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unbedingt wieder eingerichtet werden. In den Jahren 1906 bis 1909 erfreute sich dasselbe eines regen Zuspruchs seitens der Schulen, da diesen der Besuch von der Unterrichtsbehörde zur Pflicht gemacht worden war. Auch, um die breiten Schichten unseres Volkes für den kolonialen Gedanken zu gewinnen, würde ein solches Museum sich als ein wirksames Zugmittel erweisen. In der Provinz, wo es bereits vielfach städtische Museen gibt, ließen sich diesen wohl Kolonialsammlungen angliedern. Hin und wieder werden sich Kolonialfreunde vereinigen, um für Schulen und Interessenten kleine Ausstellungen von Kolonialgegenständen zu veranstalten.

Den Höhepunkt der Darbietungen für die koloniale Aufklärungsarbeit bilden Lichtbildervorträge und Filmvorstellungen. Nicht jeder Kolonialvortrag eignet sich für Schulkinder. Die Bilder müssen dem Verständnis der Jugend angepaßt sein. Wissenschaftliche Sachen, z. B. ethnographische, geologische und zu spezielle Darstellungen finden im allgemeinen nicht Beifall. Ein Vortrag von etwa 1 bis 1½ Stunden Dauer, womöglich ohne Pause, oder gar die bloße Vorführung von Lichtbildern ist vom Uebel. Soll der Vortrag nachhaltig wirken, dann biete man den Schulkindern zunächst ein reichliches Dutzend Bilder, lasse eine Pause eintreten und frage die jugendlichen Zuhörer, was ihnen davon am besten gefallen hat. Dadurch kommt manchmal eine angeregte Aussprache zustande, die bei ihnen zu weiterer Beschäftigung mit der Sache führt. Dann lasse man eine neue Serie Bilder folgen mit ähnlichen Ausführungen und vielleicht noch eine dritte. Dann werden die jungen Zuhörer von dem Vortrag Gewinn haben.

Noch besser als das stehende Bild wirkt der Film. Wir haben leider nur wenige eigene Kolonialfilme. Aber was läßt sich nicht alles aus dem Schomburgk-Film: Im deutschen Sudan, aus den Ufa-Filmen: Deutsch-Ostafrika, Kiautschau und Samoa herausholen! Daher würden sich die kolonialen Verbände, die in der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft vereinigt sind, ein Verdienst erwerben, für neue koloniale Filme als das zugkräftigste Werbemittel zu sorgen. Warum haben wir nicht Filme wie es z. B. der Eskimofilm Nanuk ist? Wie die Vorführung von Filmen auf Schulkindern wirkt, davon zeugen die Urteile aus Schülerkreisen, die im Mai-Juni-Heft des „Bildwart“ von 1924 über einen deutschen Marinebesuch in Norwegen abgedruckt sind. Da nicht jede Anstalt in der Lage ist, sich einen Vorführungsapparat für Lichtbilder und Filme zu leisten, so empfiehlt sich, um möglichst vielen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schulen den Vorteil solcher Veranstaltungen zu ermöglichen, die Zusammenfassung mehrerer Anstalten zu einer Arbeitsgemeinschaft, besonders in kleineren Städten, ferner der Zusammenschluß kleiner Städte zu einem Bildspielringe. Diese Arbeitsgemeinschaften oder Bildspielringe wären von besonderen Zentralen oder Sammelstellen mit Lichtbildern und Filmen zu versehen. Eine solche Zentrale ist z. B. die Bayerische Lichtbildstelle in München. Zu diesem Zweck erscheint es angebracht, alles erreichbare Lichtbildmaterial zusammenzustellen und zu katalogisieren. In Berlin sind bedeutende Sammlungen, aber an verschiedenen Stellen zerstreut; z. B. besitzt Abteilung III des Auswärtigen Amtes (die ehemalige Kolonialverwaltung) gegen 2000 Lichtbilder, viele hunderte das Museum für Meereskunde, die Kolonialgesellschaft, die Kulturabteilung der Ufa, der deutsche Lichtspieldienst, die deutsche Lichtbild-Gesellschaft.

Mit der Aufzählung der genannten Hilfsmittel sind die Möglichkeiten, an der Schule für den kolonialen Gedanken zu werben, noch nicht erschöpft. An mancher Anstalt wird sich unter der Führung eines kolonialkundigen Lehrers oder eines Kolonialfreundes eine koloniale Jugendgruppe bilden lassen, die unter der Aegide der Deutschen Kolonialgesellschaft steht. Begreiflicherweise werden die Gruppen zunächst klein sein, da, wenn der Reiz der Neuheit vorbei ist, die jüngeren Schüler wegzubleiben pflegen. Es bedarf daher einer gewissen Geduld, um die Einrichtung am Leben zu erhalten und auszubauen. In den Versammlungen ist Selbstbetätigung der Schüler anzustreben. Sie halten möglichst selbst Vorträge und beteiligen sich an der dann folgenden Aussprache, was nicht ausschließt, daß der Leiter der Gruppe oder ein außerhalb der Anstalt stehender Kolonialfreund zur Abwechslung das Wort ergreift.

Die vorstehenden Ausführungen haben im wesentlichen die Schule als Gegenstand unserer Aufklärungsarbeit im Auge. Dieselbe darf natürlich auch die schulentlassene Jugend nicht außer acht lassen. Was kann geschehen, um diese für unsere Bestrebungen zu gewinnen? Es ist dringend zu wünschen, daß, wie das preußische Unterrichtsministerium, auch das Wohlfahrtsministerium, dem ja die Fürsorge für das körperliche und geistige Wohlergehen dieses Teils unserer Bevölkerung obliegt, in diesen Schichten auch den kolonialen Gedanken fördert und seine Pflege den Jugendämtern einschärft. In den Fortbildungsschulen wäre im Anschluß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

an solche Fächer wie Wirtschaftslehre und Bürgerkunde Kolonialunterricht zu treiben. Darüber hinaus muß die koloniale Werbung an die Jugendverbände herantreten. Die Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft wie überhaupt alle kolonialen Verbände und einzelne Personen müssen es sich besonders angelegen sein lassen, in diesen Kreisen zu wirken. Hier kann durch Vorträge, Besuch von Sammlungen und Museen, Verteilung von Kolonialliteratur Nutzen gestiftet werden. Bei festlichen Anlässen kann an die Aufführung von Schauspielen aus dem Kolonialleben gedacht werden. In Leipzig ist in dem Kolonialen Jugendbund der Anfang zu einer kolonialen Jugendbewegung gemacht. Schließlich wäre zu erwägen, ähnlich wie in früheren Jahren, wo der Deutsche Flottenverein jährlich eine immer wachsende Zahl junger Leute an die See sandte, seitens der Jugendämter ähnliche Fahrten zu veranstalten und ihren Schützlingen den Anblick wenigstens Hamburgs als des Platzes zu verschaffen, von dem aus der regste Verkehr mit unseren ehemaligen Schutzgebieten aufrecht erhalten wird.

Der Möglichkeiten, unter der Jugend für unsere Ziele zu werben, gibt es gewiß noch mehr, aber alle Vorschläge sind unwirksam, wenn sie nicht getragen werden von dem Willen, sie in die Tat umzusetzen. Dazu gehören an den Schulen arbeitsfreudige, kolonialbegeisterte Lehrer, an denen es leider noch vielfach fehlt. Es ist Sache der Unterrichtsbehörden, in Lehrerkreisen das Interesse für koloniale Dinge zu erwecken. Die Seminarien, Hochschulen, besonders die geographischen Institute derselben müssen die Kolonialkunde als eine besondere Disziplin pflegen. Die in der kolonialen Bewegung stehenden Lehrer müssen sich zur Förderung ihrer Bestrebungen in einer, wenn auch losen Organisation zusammenfinden und ihre Richtlinien von einem Ausschuß, einer Art kolonialen Beirats für Schulen, erhalten, der in enger Verbindung mit dem Unterrichtsministerium steht und dadurch besser in der Lage ist, seinen Anregungen Achtung zu verschaffen. In der pädagogischen Presse müssen Artikel die Lehrerschaft zur Mitarbeit auffordern, sie über die erzielten Erfolge benachrichtigen. Von den Schulleitern ist zu verlangen, daß sie der kolonialen Aufklärung ein regeres Interesse entgegenbringen, von den Schulaufsichtsbehörden, daß sie sich durch ständige Berichterstattung seitens der Schulleiter überzeugen, wie ihren Erlassen nachgekommen wird. Dann erst wird der Erfolg zu verzeichnen sein, daß der Jugend die Erinnerung an die koloniale Vergangenheit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unseres Volkes nicht verloren ist, daß das Wirken für die koloniale Sache Dienst am Vaterlande ist.

Studienrat Dr. **Maywald** - Charlottenburg: Die schwere Sorge, die wir kolonialgesinnten Lehrer um die Zukunft des kolonialen Gedankens haben, ist in den Worten des Herrn Professor Moritz deutlich zum Ausdruck gekommen; mir wäre leichter ums Herz, wenn ich diese Sorge aus meinen Erfahrungen heraus nicht zu unterstreichen brauchte. Wir haben eine große Verantwortung vor der Zukunft unseres Volkes und vor der Geschichte, wenn wir tatenlos oder mit nur halber Arbeit zusehen, wie bewußte Böswilligkeit und resignierte Gleichgültigkeit dem kolonialen Gedanken den Garaus machen wollen. Das darf nicht sein! Die Begeisterung für die koloniale Epoche unseres Vaterlandes und die Einsicht in die Notwendigkeit kolonialen Besitzes für die gesunde Entwicklung Deutschlands müssen uns anspornen, alle Kräfte einzusetzen für die Gewinnung, wenn möglich der gesamten deutschen Jugend für die große Idee, Deutschland wieder zur Kolonialmacht zu machen. Was alles für diesen Zweck unternommen werden kann, das hat Herr Professor Moritz in seinen Ausführungen nahezu erschöpfend vorgetragen. Das eine oder andere könnte noch hinzugefügt werden: so wäre die Schaffung eines Katalogs der für die Schule geeigneten Kolonialliteratur dringend nötig; dieser Katalog müßte durchaus von Schulmännern geschaffen werden, da sich die Interessen der Schule nicht immer mit denen der Verleger decken.

Für den geographischen Unterricht fehlt dann eine Sammlung kolonialer Quellen- und Leseheftchen, nicht zu verwechseln mit ähnlichen Heftchen zur Unterhaltung. Sie können besonders im geographischen Arbeitsunterricht verwendet werden und würden den Unterricht außerordentlich beleben, so wie es mit den Lambeckschen Geschichtsquellenheften der Fall ist.

Ebenso ist zur Abhaltung kolonialer Gedenkfeiern nötig die Schaffung eines Stoffbuches für Schulen und koloniale Vereine. Wer einmal an seiner Schule eine solche Feier unter Mitwirkung der Jugend veranstaltet hat, der weiß, wie schwer geeignete Kolonialgedichte und kleine Prosastücke zu finden sind.

Auch d e r Gedanke liegt in der Luft, eine ausgesprochene koloniale Jugendzeitschrift ins Leben zu rufen; doch ist diese Aufgabe, wenn sie den Bedürfnissen der Jugend gerecht werden will, nicht ganz so leicht zu lösen, wie es auf den ersten Blick scheint.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese wenigen Vorschläge möchte ich hinzufügen zu dem Kapitel, was für die Gewinnung der Jugend geschehen soll. Nicht minder bedeutsam aber als dies ist die Frage, wie soll es an die Jugend herangebracht werden. Da muß als erster Grundsatz, der nicht genug betont werden kann, aufgestellt werden: wir müssen zur Jugend gehen, immer wieder, bis sie gewonnen ist. Aber auch das darf nicht in zufälliger, planloser Arbeit dem einzelnen Lehrer oder einigen Begeisterten überlassen bleiben, sondern es muß eine gründliche und systematische Arbeit einsetzen, die ihre Direktiven und Anregungen von einer Zentralstelle aus erhält. Nur so ist eine an allen Orten zugleich und mit den verschiedensten Mitteln arbeitende Propaganda unter der Jugend möglich. Unter weitgehendster Freiheit der Unterorganisationen soll doch die Zentralstelle die Einheitlichkeit der Propaganda verbürgen und die treibende Kraft darstellen.

Dieser Ausschuß für die koloniale Werbearbeit unter der Jugend müßte an der Spitze eine prominente und möglichst aktive Persönlichkeit aus dem kolonialen Leben haben und sich zum Teil aus erfahrenen, kolonial-interessierten Schulmännern zusammensetzen. Seine erste Aufgabe wäre, durch Ausarbeitung eines Promemorias und nachdrückliche Vorstellungen kolonialer Persönlichkeiten, Reichs- und Landtagsabgeordneter, die Kultusministerien Preußens und der einzelnen Länder, das Wohlfahrtsministerium und alle Behörden, die mit der Jugend zu tun haben, dafür zu gewinnen, daß sie nicht nur in erneuten Erlassen die Pflege des kolonialen Gedankens in den Schulen anordnen, sondern auch die Tätigkeit des genannten Ausschusses den Schulen bekannt geben und sie anweisen, den Anregungen des Ausschusses entgegenzukommen. Seinen Einfluß könnte das Ministerium sich immer dadurch wahren, daß alle Unternehmungen des Ausschusses die Approbation des Ministeriums haben und durch das amtliche Zentralblatt empfohlen sein müßten. Auf Grund dieser amtlichen Unterstützung könnte der Ausschuß an alle Schulen herantreten, um in jedem Lehrerkollegium einen kolonialen Vertrauensmann zu gewinnen. Natürlich darf die ganze Organisation nicht an einer zu starken Zentralisierung leiden, sondern es müßte eine weitgehende Dezentralisation eintreten, indem die Provinzen, Regierungsbezirke, Länder usw. Unterausschüsse bildeten, die eben aus kolonialen Vertrauensmännern bestehen würden. Dies würde sich decken mit dem von Herrn Professor Moritz vorgeschlagenen Zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schluß aller an der kolonialen Werbearbeit bei der Jugend interessierten Lehrer und Kolonialfreunde.

Die weitere Arbeit des Ausschusses wäre die Einrichtung systematischer Vortragsreisen, so daß jede Schule in jedem Jahr mindestens einmal einen offiziellen Kolonialvortrag bekommt. Hierbei könnte starke Dezentralisation eintreten, indem die Unterausschüsse der Provinzen usw. die Vortragsreisen organisieren und Lichtbildmaterial beschaffen, während die Zentralstelle nur helfend in Tätigkeit tritt, soweit es jenen an Rednern und Lichtbildern fehlt. Die Zentrale muß infolgedessen selbst über eine Rednerliste und eine Lichtbildsammlung verfügen.

Genau so wird die Schaffung und Verbreitung kolonialer Lektüre vom Ausschuß mit Hilfe der Unterausschüsse und Vertrauensmänner gehandhabt. Was auf diesem Gebiete geschaffen werden soll, ist ja in dem Vortrag meines verehrten Herrn Vorredners zum Ausdruck gekommen.

Ebenso wird sich die Gründung von kolonialen Jugendvereinen ermöglichen lassen durch die Wirksamkeit der kolonialen Vertrauensmänner.

Gelingt es uns schließlich, die Kultusministerien dazu zu bringen, daß sie von den Leitern der Schulen jährliche Berichte einfordern darüber, was an ihrer Anstalt für die Pflege des kolonialen Gedankens geschehen ist, so dürften wir gewonnenes Spiel haben.

Von großer Bedeutung für die Durchführung all dieser Bestrebungen ist die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Lehrerverbänden, sowohl den akademischen wie den seminaristischen. Besonders wird für unsere Gedanken wirken können der Verband deutscher Schulgeographen, dessen Mitglieder sich aus beiden Kreisen der Lehrerschaft zusammensetzen. Es wäre wünschenswert, wenn der deutsche Schulgeographenverband auch in die koloniale Reichsarbeitsgemeinschaft eintreten würde. Auf jeden Fall ist es eine Unterstützung der kolonialen Sache, daß den Forderungen dieses Verbandes wenigstens insoweit stattgegeben worden ist, als nunmehr der Erdkundeunterricht an allen höheren Lehranstalten bis Oberprima reicht. Die Erringung des weiteren Ziels der Schulgeographen, nämlich 2 Erdkundestunden in der Woche bis Oberprima — statt nur einer wie jetzt —, ist auch im kolonialen Interesse nur zu wünschen. Das Eintreten des Kolonialkongresses für diese Forderung ist deshalb nicht mehr als recht und billig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darüber, daß die Durchführung dieses Arbeitsprogramms große Opfer und Kosten erheischt, bin ich mir völlig klar. Aber ich habe doch soviel Optimismus, zu hoffen, daß sich eine große Anzahl von Lehrern und Kolonialfreunden in den Dienst dieser Sache stellen werden.

Schwieriger wird die Finanzierung sein. Sie müßte ausgehen von der Korag, den Kolonialvereinen, denen diese Arbeit ja letzten Endes Mitglieder zuführt, von den verschiedensten Ministerien, die bei Besserung der wirtschaftlichen Lage Geldunterstützungen gewähren können, und schließlich zum kleinen Teil von den Schulen selbst, die für Vorträge geringe Eintrittsgelder erheben können, durch koloniale Schulfeiern Beiträge für den kolonialen Werbefonds gewinnen können, usw.

Weit ist der Weg, der uns von dem hochgesteckten Ziele trennt. Aber — auch Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. Lassen Sie uns anfangen mit irgend einem Teil unseres Arbeitsprogramms, lassen Sie uns rastlos schaffen und werben, bis wir oder unsere deutschen Jungen wieder aufrichten können das Gebäude unserer kolonialen Herrlichkeit.

Herr **Riebisch** (Bund der Kolonialfreunde): Der Vorredner, Herr Dr. Maywald, hat im allgemeinen das erwähnt, wovon ich zu sprechen beabsichtigte. Ich will mich kurz fassen. Haben wir erst die Jugend, dann haben wir die Eltern, die Erwachsenen. Dann wird der koloniale Gedanke Gemeingut des gesamten Volkes. Zu der ersten Resolution des Herrn Dr. Maywald stelle ich den Antrag, auch die oberen Klassen der Volksschulen mit aufzunehmen. Gerade die unteren Schichten des Volkes müssen von dem kolonialen Gedanken durchdrungen sein. Dann wird der Zeitpunkt endlich kommen, daß die alte Flagge wieder über unseren alten deutschen Kolonien weht.

Herr Professor **Kaiser**-München: In erster Linie muß auf die zukünftigen Lehrer hingewirkt werden. Es müssen neue Kräfte für die Förderung des kolonialen Gedankens geschaffen werden durch Gründung eines Fonds, mit dem deutsche Lehrer im Auslande oder junge Forscher hinausgesandt werden können zum Kennenlernen von deutschen und fremden Kolonien.

Herr Geheimrat **Methner** warnt davor, die koloniale Schulpropaganda in die Hand der Behörden zu legen. Der geplante

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausschuß muß lediglich Gelegenheit und Freiheit haben, an Schule und Lehrerschaft herantreten zu können.

Die koloniale Propaganda darf sich nicht auf das Wirtschaftliche und Ethnographische beschränken, sie muß darin gipfeln, daß die Jugend den Raub der Kolonien als ein zu sühnendes Unrecht empfindet.

Herr Regierungsrat a. D. Dr. **Zintgraff:** Keine großen Organisationen sind nötig mit der Arbeit anzufangen. Wir machen es, wie wir es bereits in aller Stille in Heidelberg getan haben.

Zur Unterstützung als Anschauungsmaterial könnten die vielen Dubletten an Sammlungsgegenständen dienen, die jetzt noch in den Kellern und zugeschlagenen Kisten des Völkermuseums rosten und nutzlos herumstehen.

Herr Oberlehrer Rudolf **Berger:** Der Weg, koloniales Verständnis in die Jugend zu bringen, muß durch die Schule führen. Dem aber steht zunächst die Haltung der meisten Lehrer zur Kolonialsache entgegen, die dieser nicht das nötige Verständnis entgegen bringen, dann aber auch die Regierung, die oft koloniale Wirksamkeit behindert und teils gar verbietet, weil dies nationale Arbeit ist. Soll die Schule mehr als bisher die Kolonialfrage behandeln, so ist durchzusetzen:

1. Die Regierung und Ministerien müssen durch Verordnungen bestimmen, daß in allen Schulen, nicht nur höheren, sondern ganz besonders in den Berufsfortbildungsschulen, wo die breite Volksschicht erfaßt werden kann, mindestens vierteljährlich Kolonialvorträge durch erfahrene Kolonialmänner gehalten werden, der Lehrplan selbst bestimmte Kolonialthemen enthält, die an die verschiedensten Unterrichtszweige anzuschließen sind. Solange die Lehrpläne solche Kolonialthemen nicht zur Behandlung vorschreiben, wird die Lehrerschaft dies auch nicht im nötigen Maße tun. Man erwarte aber von solchen Eingaben an die Regierung nicht zuviel, da ja gegenwärtig die Behörden derartige Arbeit eher behindern als fördern. Deshalb ist wichtiger, erst eine Regierung zu erreichen, die den Eingaben auch Taten folgen läßt. Noch größerer Erfolg ist gewiß, wenn

2. einzelne Lehrer selbst für die Sache gewonnen werden. Deshalb müssen die Kolonialvereine in ihrem Orte zuerst die Lehrer für die Sache gewinnen. Sind diese vom Wert kolonialer Wirksamkeit überzeugt, dann werden sie freiwillig für Kolonial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeit eintreten und in der Schule wirken. Den Lehrervereinen müßte die Kongreßschrift zugestellt werden, damit diese sehen, was Kolonialarbeit bedeutet. Meines Wissens hat nur eine Schule durch Zahlung des Beitrages die Mitgliedschaft des Kongresses erworben! Das hätte aber von allen Lehrervereinen und Schulbehörden geschehen müssen! Weiter muß aber gesagt werden, daß ja in dieser Beziehung viel mehr bereits geschieht als am grünen Tisch bekannt ist. Vielerorts — jüngst erst in Radeberg, wo übrigens der erste Kolonialgedenkstein bereits am 24. April 1924 enthüllt und geweiht wurde, und Radebeul — wurden Kolonialausstellungen veranstaltet, die die Schulen geschlossen besuchten. Und endlich sind bereits Lichtbildserien in Bearbeitung, die den Schulen zugänglich werden. Die vorgeschlagene Verwendung von Films und Diapositiven scheitert in der Praxis zumeist an den Kosten und ist auch aus anderen Gründen unpraktisch. In jeder Schule und jedem Ort aber ist die Verwendung der Filmostoapparate möglich, deren geringer Preis von etwa 70 M. überall erschwinglich ist. Die dazu gehörigen Lichtbildstreifen bieten für Schulen Bildserien von zirka 25 Stück über alle Kolonialfragen und Kolonialgebiete. Zu den Bildserien (Preis: 25 Bilder 1,50 bis 2 M.) stehen Texte zur Verfügung. Die Einführung dieser Filmostoapparate in die Schulen wird im Oktober stattfinden.

Immer wieder aber muß betont werden, daß kein Erfolg zu erhoffen ist, wenn nicht von Regierungsseiten die Behandlung von Kolonialthemen geboten wird und wenn die Lehrer nicht für die Sache gewonnen sind. Deshalb gilt es, wirke jeder in seinem Ort in Kleinarbeit, das zeitigt mehr Erfolg als alle Eingaben, man begeistere die Lehrer; denn nur Begeisterung ist die Quelle von großen Taten, auch von kolonialen. Wo Begeisterung besteht, wird der Tatenwille folgen.

Herr Lehrer Erich **Grunicke**: Ich bin auch, wie mein Vorredner, aus Sachsen. Ich bedaure es sehr, daß seitens der gesamten Berliner Lehrerschaft der kolonialen Sache nicht mehr Interesse entgegengebracht wird. Den kolonialinteressierten Lehrern der Provinz kann man es schwerlich verdenken, wenn sie nicht in großen Massen erschienen sind. Das läßt eben die wirtschaftliche Lage nicht zu. Wir aber, die wir aus Sachsen sind, wollen den Geist des Kolonialkongresses mitnehmen in unser Heimatland und dafür wirken, daß unsere Parole: Deutschland, gedenke deiner Kolonien! auch im abgelegensten Dorfe Fuß faßt. Unser Sachsenland als

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Industriestaat ist ja in großem Umfange auf Kolonien angewiesen. — Ich möchte mich gegen eins wenden. Herr Dr. Maywald spricht immer nur von Studienräten, von Tertia, Sekunda usw. Soll denn, wie schon ausgeführt, für die koloniale Sache nur die Jugend interessiert werden, die eine höhere Schule besucht? Ich glaube, das Wichtigste, ja Allerwichtigste ist die aufklärende und interesseweckende Arbeit an unserer Volks- und Fortbildungsschuljugend. Der spätere Arbeiter, Bauer, Handwerker, kleine Beamte usw. muß gewisse koloniale Gedankengänge aus seiner Schulzeit hinüber ins Leben mitnehmen. Wenn die Volks- und Fortbildungsschule Grund gelegt hat, dann werden wir in Zukunft von schweren Kämpfen, von Hindernissen und Hemmungen im kolonialen Leben befreit sein. Und noch eins: Unsere Volksschuljugend nimmt die kolonialen Hinweise und Aufklärungen auch mit ins Elternhaus. Das habe ich schon vielfach gefunden. Sie erzählt und weckt bei Eltern und großen Geschwistern den Drang, auch etwas über unsere Kolonien zu erfahren. Sie kommen zum Lehrer und bitten um Abhaltung eines Kolonialvortrages. Das geschieht und durch einen — aber wirklich volkstümlichen — Lichtbildervortrag kann man leicht volksbildende Arbeit auf kolonialem Gebiete leisten. Ich habe meist diese kolonialen Veranstaltungen für Schule und Haus, wenn ich so sagen darf, durch eine kleine Ausstellung von völkerkundlichen Gegenständen und Erzeugnissen aus unsern Kolonien unterstützt. Ich habe mich stets gefreut, daß all meine kolonialen Abende sehr gut besucht waren, daß vor allem die Arbeiterschaft — ich bin im Chemnitzer Bezirk tätig — recht reges Interesse an unserem Kolonialbesitz zeigte und sich allmählich darüber klar wurde: „Ja, wir brauchen Kolonien. Es hängt ja letzten Endes unsere Existenz davon ab.“ Nur eins will ich dabei noch erwähnen: Weg mit aller Parteipolitik in Kolonialsachen! Taktvolle Vorträge mit Lokalkolorit bringen uns unserem Ziele näher als große Reden voller Hurrapatriotismus. Unsere koloniale Sache ist Volkssache und es müßte heißen: In kolonialen Dingen gibt es keine Parteien. — Dann hätte ich noch einen Wunsch: Geben Sie sich, meine Herren, keine Mühe mit Eingaben und Entschließungen. Lassen Sie die Behörden vorläufig in Ruhe. Ich schlage vor, die Korag zu beauftragen, den Vorständen der Landeslehrer-, Philologen- usw. Verbände Schreiben zu übermitteln, in denen gebeten wird, der Lehrerschaft ihres Bezirks ans Herz zu legen, daß sie im Unterrichte und auch im Dienste der Volksbildung recht oft auf die Notwendigkeit deutschen Kolonialbesitzes hinweisen. Ich er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hoffe mir davon Erfolg und bin gern bereit, dabei mitzuhelfen. Auch ich würde es begrüßen, wenn die Korag einen kolonialen Werbeausschuß für Jugend und Volk einsetzte. Das müßte aber bald geschehen und ohne große Formalitäten. Zeit ist Geld! Uns kann nur die Arbeit im Stillen vorwärts bringen. Was nützen alle Proteste, wenn sie zu den Akten genommen werden? Nein, nicht rasten, Kleinarbeit tut not! Ein Wort Friedrich Rückerts, das er in einer ähnlichen Zeit wie der unseren geschrieben hat, soll uns Richtschnur sein. Es heißt: Wachet, schaffet und wirket in Ruh!

Herr Missionsdirektor D. **Knak**-Berlin: Eine wertvolle Bundesgenossenschaft findet man für diese Pläne in der Mission. Die ganze Schar der aus den Kolonien vertriebenen Missionare reist jahrein, jahraus, landab, landauf und wirbt aus Liebe für das Land und Volk, dem sie ihre besten Jahre gewidmet haben. Sie werben freilich für Mission, aber zugleich doch um Liebe zu den alten deutschen Kolonien, an denen ihr Herz hängt, und die sie von innen und außen kennen. Gerade bei der Schuljugend und bei den Lehrern finden sie mit solchen Vorträgen sehr viel Gegenliebe. In diesem Jahre z. B. sind Tausende von Missionsvorträgen in den Schulen gehalten worden, weil das Ministerium, für das ich in diesem Fall ein gutes Wort einlegen muß, aus Anlaß der Hundertjahrfeier der Berliner Mission überall in den Schulen solche Vorträge angeordnet hatte. Durch diese Tätigkeit der Missionare wird eine sehr umfangreiche Propaganda kostenlos, mit bester Sachkunde und starker Wirkung getrieben. Der Wunsch, der Schuljugend möge immer wieder eingehämmert werden, daß der Raub der Kolonien ein schweres Unrecht gegen Deutschland ist, läßt sich kaum eindrucksvoller erfüllen als durch die vertriebenen Missionare, an deren Persönlichkeit auch Kindern jenes Unrecht sofort einleuchtend gemacht werden kann.

Herr Rektor **Torge,** Schwedt a. O.: Zur kolonialen Werbearbeit in den Schulen sei empfohlen:

1. Beschaffung der Kolonialbilder aus dem Wachsmuth-Verlag, Leipzig.
2. Beschaffung der Falkenhorstschen Kolonialbibliothek für Schülerbibliotheken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Berücksichtigung der Schulen bei den Veranstaltungen der Ortsgruppen der deutschen Kolonialgesellschaften (Lichtbilder-Vorträgen).
4. Hinweis auf die Kolonien bei Besprechung der Kulturgewächse der Fremde.

Gouverneur **Seitz:** Was die koloniale Propaganda in den Schulen anlange, seien Verhandlungen seit dem Jahre 1920 im Gange. Der erste Erlaß des preußischen Kultusministeriums, der noch von Minister Hänisch ausgegangen sei, habe gar keinen Erfolg gehabt. Mehr beachtet wurden ähnliche Erlasse des jetzigen Ministers. Die Schwierigkeit liege darin, daß ein Teil der Lehrerschaft der kolonialen Frage ablehnend oder gleichgültig gegenüber stehe. So habe das Provinzialschulkollegium in München trotz der ministeriellen Erlasse die Zulassung kolonialer Vorträge in den Schulen — wohl unter streng formaler Auslegung der erwähnten Erlasse — abgelehnt. Immerhin haben in einzelnen Provinzen, wie in Ostpreußen, Schlesien und Holstein eine Reihe kolonialer Vorträge in den Schulen gehalten werden können.

Die ganze Frage wird bei der Hauptversammlung der deutschen Kolonialgesellschaft in Potsdam von neuem aufgenommen werden.

Bei den Einzelstaaten sind wir bisher, abgesehen von Preußen, Anhalt und Braunschweig überhaupt nicht auf Gegenliebe gestoßen.

Die im vorigen Jahre für die Lehrer-Konferenz in Berlin geplanten kolonialen Vorträge konnten nicht sattfinden, da die Konferenz infolge der Inflation ausfallen mußte. Die deutsche Kolonialgesellschaft wird im kommenden Winter in der Lage sein, für koloniale Vorträge in den Schulen Beihilfen zu gewähren und hofft so, eine größere Anzahl von Vorträgen halten lassen zu können.

Gymnasialdirektor Dr. **Rassow** aus Potsdam suchte die häufige Ablehnung von Lichtbildervorträgen durch die Behörden und die Schulleiter durch die überreiche Anzahl der Empfehlungen zu erklären, die von oben kämen.

Im übrigen meinte er, daß heute in bezug auf den kolonialen Gedanken in den Lehrerkreisen ein ganz anderer Geist wohne als noch vor einem Jahre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bedeutung der deutschen ärztlichen Mission.

Freiherr **A. von Rechenberg,** Gouverneur a. D.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Meine Damen und Herren!

Meinen Vortrag will ich damit beginnen, daß ich sein Thema auf die erhöhte Bedeutung der ärztlichen Missionstätigkeit infolge des Weltkrieges einschränke. Es ist einleuchtend, daß in den überseeischen Gebieten, wo die Anzahl der Aerzte eine geringe ist, ärztliche Kenntnisse für jede Niederlassung, sei sie nun landwirtschaftlicher, kaufmännischer oder sonstiger Natur, von Bedeutung und von Nutzen sein müssen. Für die Mission gilt dasselbe, aber nach dem Weltkriege hat die Wichtigkeit der ärztlichen Tätigkeit für die Mission eine um so größere Bedeutung gewonnen, als von den Kriegsfolgen an und für sich eine gewisse Gefährdung der Missionstätigkeit zu erwarten ist. Auch in früheren Zeiten ist die Intensität der Missionstätigkeit keineswegs stets die gleiche gewesen. Ihre ersten Anfänge beginnen mit der Ausbreitung des Christentums. Etwa um das Jahr 400 darf das römische Weltreich als christianisiert angesehen werden, um das Jahr 1000 sind die germanischen Völker, um das Jahr 1300 ist Europa für das Christentum gewonnen. Dann tritt ein Stillstand ein, der erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, nachdem sich der Horizont der europäischen Völker durch die Entdeckung neuer Weltteile und neuer Wege erweitert hatte, einem Aufschwunge Platz gemacht hat. Im 18. Jahrhundert tritt als Folge der europäischen Kriege und Wirren ein abermaliger Stillstand ein, der erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts von einem abermaligen Aufschwung abgelöst wird. Dieser letzte Aufschwung beruht auf den neuen Verkehrsmitteln, auf der erhöhten Bedeutung der Weltwirtschaft, die immer mehr die Einzelwirtschaft der Staaten verdrängt bzw. diese Staaten zu Objekten einer die ganze Erde umfassenden Wirtschaft macht. Ergibt sich schon daraus der enge Zusammenhang zwischen den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen einer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seits und der Missionstätigkeit andererseits, so ist es einleuchtend, daß die ungeheueren Umwälzungen und Schäden des Weltkrieges an den Missionen nicht spurlos vorübergegangen sein können. Sowohl die am Orte ihrer Tätigkeit verbliebenen Missionen, als auch die in ihre frühere Tätigkeit zurückkehrenden Missionare werden anderen und schwierigeren Verhältnissen gegenüberstehen, die ihren Ursprung im Weltkriege haben.

Den farbigen Rassen gegenüber bleiben die Missionare, so sehr sie auch in das Leben der Eingeborenen eindringen mögen, vermöge ihrer Kultur und Lebensweise immer Europäer und wurden früher als durch dieses Band geeint betrachtet. Streitigkeiten waren wohl möglich, wurden aber in den Augen der Eingeborenen nicht als besonders ernst angesehen und unterbrachen nicht den gemeinsamen Zusammenhang zwischen den Priestern und Lehrern des Christentums. In diese Geschlossenheit hat der Weltkrieg eine allsichtbare Bresche geschlagen. Durch das Vorgehen unserer Gegner ist es für die Eingeborenen offenkundig geworden, daß die bisher von ihnen angenommene Gemeinsamkeit nicht besteht und daß die Nationalität nicht allein bei den Kriegern, sondern auch, wenigstens nach Ansicht der Sieger im Weltkriege, bei allen Europäern mächtiger ist, als Kultur- und Religionsgesellschaft. Dies letztere war um so mehr bedeutsam, als bei den Kriegen die Farbigen der Sieger bisher niemand daran gedacht hatte, die seiner Religion angehörigen Priester und Lehrer vom Schauplatz ihrer Tätigkeit zu verdrängen, auch dann nicht, wenn sie dem besiegten Volke angehört hatten.

Erscheinen demnach die Europäer dem Eingeborenen nicht mehr als eine Gemeinsamkeit, so ist es nur natürlich und dem Nachahmungstrieb der Eingeborenen entsprechend, daß sich jetzt die Eingeborenen auf ihre Nationalität besinnen, ihre Zahl gegenüber der Minderheit der Europäer erwägen und sich fremden, insbesondere europäischem Einfluß abgeneigter als bisher zeigen. Deutliche Anzeichen dafür zeigen sich in Aegypten, in Asien, aber auch in Afrika. Sie werden unterstützt durch die von unseren Gegnern geübte Zuziehung farbiger Truppen auf europäischen Kriegsschauplätzen. Das Selbstbewußtsein der Farbigen mußte zunehmen, wenn sie unter den europäischen Kriegern eine gleichwertige und manchmal infolge ihrer Leistungen, wie z. B. bei der Marokkanischen Division und den senegalesischen Truppen in Frankreich, eine hervorragende Stellung einnahmen. Dazu kommt die von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unsern Gegnern veranlaßte schlechte Behandlung der europäischen Gefangenen in den Kolonien, welche farbigen Wächtern unterstellt wurden. Es sind selbst Europäer von Farbigen und in Gegenwart von Farbigen körperlich gezüchtigt worden. Alle diese Momente müssen das Selbstbewußtsein der Eingeborenen stärken, das Ansehen der weißen Rasse unter ihnen vermindern und damit auch die Missionstätigkeit nach dem Kriege beeinträchtigen.

Sollen die Folgen dieser Verhältnisse gemildert werden, so ist dies kaum anders möglich, als wenn der Europäer und insbesondere die Missionen vor den Augen der Eingeborenen eine Tätigkeit entfalten, die sofortige, deutlich erkennbare Früchte trägt, einer Nachahmung seitens der Eingeborenen nicht unterliegt und von ihnen nur auf die höheren Fähigkeiten und Geistesgaben der Europäer zurückgeführt werden kann. Eine solche Tätigkeit ist vor allem die ärztliche. Für den Eingeborenen ist die Gesundheit der natürliche Zustand. Jede Störung derselben, deren Ursprung ihm nicht erkenntlich ist, wird auf einen übernatürlichen oder zauberischen Einfluß zurückgeführt, der wieder nur durch einen kräftigeren Zauber überwunden werden kann. Wo der Eingeborene den Ursprung der Gesundheitsstörung erkennen kann, wie bei Wunden, Verletzungen, aber auch bei der Einnahme von Gift, sei es bei Selbstmorden oder bei Schlangenbiß, nimmt er die Folgen mit großem Gleichmut entgegen, während innere Leiden, wofür ihm die Diagnose fehlt und bei welchen die Vorstellung eines übernatürlichen Einflusses auf den Patienten ungünstig einwirkt, nur schwer und unter vielen Klagen ertragen werden. So wird ein Neger, dessen Arm durch einen Schuß oder durch einen fallenden Baumstamm zerschmettert ist, häufig die Fassung besitzen, sich mit dieser schweren Verletzung ruhig zur entfernt gelegenen Heilstelle zu begeben. Derselbe Mann wird sich aber bei leichtem Bauchgrimmen wie ein wehleidiges Kind gebärden. Im ersten Fall vermag er den Grund seines Leidens zu erkennen, im zweiten nicht, deshalb ist sein Verhalten verschieden. Wer solche dem Eingeborenen in ihrem Ursprung nicht erkennbare Leiden heilt, besitzt höhere Kräfte, er vermag den verderblichen Zauber zu brechen, er ist ein Wundertäter, der dem feindlichen Zauberer überlegen ist. Aus demselben Grunde wird z. B. im Kisuaheli Zauber und Arznei, mit demselben Worte ausgedrückt (Dawa) und für Zauberer wie für Aerzte gibt es nur eine Bezeichnung (Mganga). Wer diese wundertätigen Gaben besitzt, verdient in den Augen der Farbigen auch besondere Achtung. Seine sonstigen Lehren gewinnen an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedeutung und verdienen besondere Aufmerksamkeit. Derjenige, der den Körper heilt, wird bei der realistischen Auffassung der Eingeborenen auch für den Geist oder die Seele, wie wir es nennen wollen, das richtige Heilmittel zu finden wissen.

So können glückliche, oft gar nicht schwer zu erzielende Heilungen innerer Leiden viel dazu beitragen, das verlorene Ansehen der Europäer und Missionare allmählich wieder herzustellen und damit auch einen günstigen Boden für ihre Hauptaufgabe, die Verbreitung des Christentums, vorzubereiten.

Bedeutet hiernach die ärztliche Tätigkeit für die Missionierung eine wirksame Unterstützung, so kann auch die Beschäftigung von Aerzten bei den Missionen für Angehörige dieses Berufes, insbesondere für deutsche Aerzte von großer Bedeutung sein. Wir wissen, daß Deutschland eine sehr große Anzahl von Aerzten besitzt, die verhältnismäßig diejenige anderer Länder übersteigt. Hervorgerufen wurde dieses durch die Kranken- und Invalidenversicherung, welche zahlreiche ärztliche Kräfte beschäftigte. Aber diese Versicherung oder vielmehr ihre Erfolge gegenüber den Versicherten werden zurzeit durch die Notlage Deutschlands in Frage gestellt. Es ist bekannt, daß Staat und Gemeinde infolge des finanziellen Zusammenbruches meistens nicht in der Lage sind, dasjenige den Versicherten zu gewähren, was für sie zu Beginn der obligatorischen Versicherung in Aussicht genommen war. Auch die Aerzte erhalten nicht das, worauf sie Anspruch erheben zu können glauben, weil die dafür verfügbaren öffentlichen Mittel eben nicht vorhanden sind. Der ganze Konflikt zwischen den Krankenkassen und Aerzten beruht doch letzten Endes nur darauf, daß die Aerzte für ihre Tätigkeit eine angemessene, der Vorkriegszeit ähnliche Entschädigung verlangen und die Kassen schlechterdings nicht in der Lage sind, soviel zu zahlen. Die Folge dieser Verhältnisse ist ein gewisser Notstand unter den Aerzten, soweit sie sich nicht ganz besonders auszeichnen und die weitere Folge ein sehr geringer Zugang an neuen Studierenden der Medizin. An allen Universitäten wird in den letzten Jahren der Rückgang der Immatrikulation bei der medizinischen Fakultät bemerkt. In einigen Jahren, vielleicht in einem Jahrzehnt, wird sich das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Aerzte und ihrer Inanspruchnahme durch die Bevölkerung auf natürlichem Wege ausgleichen. Ja, es kann dann vielleicht ein gewisser Mangel an Aerzten eintreten, aber in der Zwischenzeit sind die bisherigen Aussichten für den Durchschnittsarzt keineswegs günstig. Junge Mediziner können diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwierige Periode dadurch überwinden, daß sie bei einer Mission tätig sind. Sie bleiben dann bei ihrem Fach, sie erwerben sich selbst neue Kenntnisse und können dauernd, wenn sie es wollen, in ihre Heimat zurückkehren, sobald sich die dortigen Verhältnisse gebessert haben.

Schließlich bietet die Tätigkeit als Missionsarzt sowie die ärztliche Tätigkeit in wenig erforschten Ländern den Medizinern Gelegenheit, für die medizinische Wissenschaft selbst Entdeckungen zu machen, in einem Maße, wie sie es in der Heimat nicht vorfinden können.

Die pharmakologische Erforschung der afrikanischen Flora ist begreiflicherweise noch wenig vorgeschritten. Die Giftlehre (Toxologie) hat wohl die unorganischen und die Schlangengifte erfaßt, aber bezüglich der organischen Gifte ist sicherlich in Europa noch vieles unbekannt und diese Unkenntnis verständlich, da die organischen, häufig sehr scharfen Gifte sich in kürzester Zeit zersetzen und infolgedessen während der Zeit ihrer Wirksamkeit nicht oder nur unvollständig erforscht werden konnten. Außerdem möchte ich annehmen, daß sich bei den Eingeborenen Heilmittel befinden, die uns noch nicht bekannt sind. Freilich sind diese Heilmittel aus abergläubischen Gründen und um das Ansehen des Eingeborenenarztes zu erhöhen, mit einem Wust von Nebensächlichkeiten umgeben, den der europäische Forscher erst durchdringen muß, bevor er zu den richtigen Heilmitteln gelangt. Aber wenn ihm dieses gelingt, so kann er die medizinische Wissenschaft der ganzen Welt um eine neue Entdeckung bereichern. Er darf sich nur dadurch nicht abschrecken lassen, daß in vielen Fällen keine Mittel, sondern nur Aberglaube gefunden werden wird. Eine einzige wirksame neue Entdeckung wird ihn für viele vergebliche Untersuchungen belohnen und kann seinen Namen in der ganzen medizinischen Welt bekannt machen. So ist Chinin heute das allbekannte Spezifikum gegen Malaria und war ursprünglich nichts weiter als eine Medizin wilder Indianer, die erst im 17. Jahrhundert von den Europäern erkannt wurde. Auf andere mir bekannte aber von mir als Nichtmediziner nicht erforschte Fälle möchte ich hinweisen: In Deutsch-Ostafrika tragen manche Eingeborene Amulette, welche angeblich gegen Gliederschmerzen wirksam sind. Die in diesen Amuletten eingenähten Steine bestehen, wie eine Untersuchung feststellte, aus Uranpecherz, also dem Mineral, welches den höchsten Radiumgehalt aufweist. Ferner kennen die Eingeborenen eine Impfung gegen Schlangenbiß. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geimpften fürchten Schlangenbisse nicht, aber sie unterscheiden zwischen den beiden Arten von Giftschlangen und die Impfung wirkt nur gegen das Gift derjenigen Art, gegen welche es bestimmt war. Es findet sich somit für den Missionsarzt ein weites Feld für medizinische Entdeckungen.

Fassen wir das Ergebnis zusammen, so können wir sagen, daß die ärztliche Tätigkeit bei den Missionen von erheblichem Nutzen sein muß für die Mission, für die Ausbreitung der christlichen Lehre und der europäischen Kultur, daß sie aber auch von großem Vorteil sein wird für die deutschen Aerzte in ihrer gegenwärtigen Notlage und für die medizinische Wissenschaft durch die Entdeckungen, welche die Missionsärzte in den medizinisch nicht durchforschten Ländern machen können.

Prof. D. **Haußleiter**-Halle: Von hoher Warte wurde uns aus berufenem Munde die praktische und die ideale Bedeutung der ärztlichen Mission für Christentum und Kultur, für Vaterland und Wissenschaft dargestellt. Möge es mir, als dem Vertreter des Verbandes der deutschen Vereine für ärztliche Mission gestattet sein, für diese freundliche Würdigung und lichtvolle Förderung unserer Bestrebungen dem früheren Gouverneur unserer größten und entwicklungsreichsten Kolonie freudigen Dank auszusprechen!

Vor dem Weltkriege hatte die deutsche evangelische Mission 20 Missionsärzte auf ihren verschiedenen Gebieten im Dienst. Ihre Zahl ging bis auf vier herab, heute ist sie bereits wieder auf 11 gestiegen, und sechs rüsten sich außerdem zur Aussendung. Allerdings werden wir dann noch nicht einmal den fünfzigsten Teil des angelsächsischen Aufgebots erreicht haben! Doch in einer Hinsicht haben wir zurzeit einen unbestrittenen Vorsprung. Durch das jahrzehntelange zielbewußte Wirken des Stuttgarter Großkaufmanns Dr. med. h. c. von Lechler kam es im Jahre 1909 zur Gründung des Deutschen Institutes für ärztliche Mission in Tübingen, das eine vorbildliche Ausbildungsstätte für überseeische Aerzte, Missionare und Pflegeschwestern geworden ist. Außerdem konnte mitten im Weltkrieg ein Genesungsheim für Tropenkranke mit fünfzig Betten auf luftiger Bergeshöhe erbaut, und von heimkehrenden Kranken aller Stände, aus aller Herren Länder, seitdem als Heilstätte bezogen werden. Daneben wurde — in der Inflationszeit —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Militärbaracke als Kinderheim eingerichtet durch die Unterstützung öffentlicher Stellen und durch die Opferwilligkeit eines nicht allzugroßen Freundeskreises. Das Unternehmen steht schuldenfrei da, aber schon der Betrieb der weitläufigen, schönen und musterhaft eingerichteten Anstalten stellt die Leitung vor ungeahnt schwere Aufgaben. Deshalb ist gewiß der Wunsch berechtigt, daß die Vierteljahrszeitschrift „Die ärztliche Mission", die vom Institut herausgegeben wird, noch weitere Verbreitung und Beachtung finden möge.

Die katholische Mission hatte bisher im allgemeinen ihren Dienst an den kranken Eingeborenen auf Darreichung von Arzneimitteln und auf Krankenpflege beschränkt. Operationen konnten nicht vollzogen werden. Aber seit 1922 wurden in Würzburg Krankenpflegekurse für Schwestern und Missionspriester eingerichtet, und im vorigen Jahre konnte dort ebenfalls ein missionsärztliches Heim für Studierende der Medizin eröffnet werden. Wir begrüßen dieses Vorgehen mit aufrichtiger Freude und hoffen, daß aus diesem Wetteifer in der Missionscaritas wertvolle Anregungen und freundliche Verständigungen erwachsen werden. Denn wie die allgemeine Wissenschaft ihre Forschungsergebnisse niemals für sich selbst behält, sondern sie jedem darbietet, der sie zu schätzen und anzuwenden weiß, so soll auch in der christlichen Mission, einer von dem andern zu lernen und zugleich einer dem andern mit seiner Erfahrung selbstlos zu dienen willig sein!

Die alten Griechen gaben ihrem Asklepios, dem Heros der Heilkunst, einen Stab in die Hand, um den sich eine Schlange windet. Diese Schlange mag als Symbol sich verjüngender Lebenskraft gedeutet werden, oder als Ausdruck dafür, daß die Gifträgerin ihren Herrn und Meister gefunden hat.

Das Neue Testament redet von dem Schreckbild einer ehernen Schlange, das wie eine Hieroglyphe alle vom Tode bedrohten Erdenpilger auf den gekreuzigten Erlöser hinweist.

Die Tübinger Anstalten haben sich zu ihrem Wahrzeichen die Schlange des Aeskulap gewählt, die um ein Kreuz gewunden ist. Denn der Missionsarzt soll in der Ausübung seines Berufes keinem seiner Fachgenossen an Tüchtigkeit nachstehen. Aber wenn er in entscheidenden Stunden in ferner Heidenwelt einen Blick in Herzensängste und Gewissensnöte tun muß, für die Natur und Kunst keine Heilmittel darbieten, dann darf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er wohl auch mit getroster Zuversicht auf den Namen hinweisen, der für die Elenden und Sterbenden die Türe zu unvergänglichem Leben aufgetan hat.

Möge der humane und zugleich christliche Dienst seine stillwirkenden Segenskräfte ungehemmt auch durch deutsche Missionsärzte beider Konfessionen weiter entfalten!

Dr. **Julius Schreiber,** früher rheinischer Missionsarzt auf Sumatra, jetzt Lütringhausen. Wenn ich den Vorzug habe, zu den eben gehörten Ausführungen über den vorliegenden Gegenstand einige Ergänzungen zu geben, so kann ich meine Aufgabe nur darin erblicken, durch Beispiele aus meiner früheren Tätigkeit als Missionsarzt im Dienst der Rheinischen Gesellschaft heraus die Gedanken zu erläutern, bzw. zu erweitern, die uns soeben vorgetragen sind. Eins sei vorweg bemerkt: wo und in welchem Zusammenhang auch immer von Mission die Rede ist (auch die ärztliche Mission betrachtet sich nur als ein Zweig derselben), es darf kein Zweifel darüber gelassen werden, daß das letzte Ziel derselben auf geistigem Gebiet liegt; denn es handelt sich bei ihr um Fragen der Lebensauffassung, der Weltanschauung. Auch der Missionsarzt wird in seinem persönlichen Leben und in seiner öffentlichen Wirksamkeit sich immer daran erinnern müssen, was der eigentliche Zweck seiner Tätigkeit ist. Aber wenn schon kein Missionar, der doch nur in der Absicht auf sein Arbeitsfeld hinauszieht, seinen Pflegebefohlenen ideelle Güter zu bringen, heimkehren wird, ohne materielle zurückzulassen, so wird dies naturgemäß bei dem Missionsarzt in noch auffälligerem Maß der Fall sein. Es scheint mir hier nicht am Platze zu sein, davon zu reden, welche Bedeutung ärztliche Tätigkeit für die Mission als solche hat, nur eine rein menschliche Seite möchte ich erwähnen, selbst auf die Gefahr hin, mir den Vorwurf der Anmaßung zuzuziehen, wenn ich sage, daß, wo man Menschen zu einem Unternehmen größeren Umfanges, und das ist die Mission, in ein Land sendet, das jeder ärztlichen Versorgung bar ist, der Arzt nicht fehlen darf. Es gehört zu den erfreulichsten Erlebnissen des Missionsarztes, wenn es ihm gelingt, einem seiner Arbeitsgenossen das durch Krankheit gefährdete Leben zu erhalten, ihn wieder arbeitsfähig zu machen; bei der Anlage einer Station, beim Häuserbau und ähnlichen Gelegenheiten sollte ärztlicher Rat nicht ungehört bleiben.

Ich wende mich zur Bedeutung der ärztlichen Mission für der Eingeborenen, indem ich auch hier nur die materielle Seite

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hervorhebe. Kein Sachverständiger wird der Mission ihre Verdienste als Kulturträgerin abstreiten. Mit dem Begriff der Kultur ist die Beherrschung und Indienststellung der Natur notwendig verbunden. Die Natur sich dienstbar machen wird aber nur der können, der seine eigene Natur, seinen Körper sich jederzeit zu Diensten weiß, d. h. der gesund ist. Damit ergibt sich die Gesundheit als eine der Grundlagen aller Kultur. Wie es in dieser Beziehung bei den Naturvölkern aussieht, darf ich als bekannt voraussetzen. Daraus folgt die Notwendigkeit, alle Kulturarbeit mit der Hebung der Gesundheit zu beginnen. Ein schier unermeßliches Feld seiner Tätigkeit eröffnet sich damit dem Missionsarzt. Er wird dieselbe beginnen mit der Behandlung der Kranken, die seine Hilfe begehren; aber dabei wird er nicht stehen bleiben. Will er nicht nur einzelnen helfen, sondern die Gesundheitsverhältnisse der Gesamtheit heben, so muß er den Schäden derselben an ihrer Wurzel nachgehen und zugleich auf Wege sinnen, denselben zu begegnen. Ebenso wie die vorkommenden Krankheiten und die denselben zugrunde liegenden Bedingungen muß er aber auch die Vorstellungswelt der Bevölkerung studieren, denn nur wenn er beides kennt, hat er Aussicht, erfolgreich zur Belehrung und Aufklärung zu wirken.

Aus der Fülle von Beispielen aus meiner eigenen Tätigkeit nur einige: Erst jahrelanges Sichvertrautmachen mit der Vorstellungswelt der Eingeborenen ermöglicht es dem Missionsarzt zu begreifen, wie eng alle Handlungen des Naturmenschen mit jener zusammenhängen. Weshalb soll man die Kleider, die man von einem andern, vielleicht gar höher stehenden Menschen erhalten hat, vor dem Gebrauch erst reinigen, das wäre ja heller Unsinn, denn man würde den an den Kleidern hängenden Seelenstoff des andern dadurch entfernen und sich selbst entziehen. Einen Schwerkranken darf man um alles nicht einschlafen lassen; seine Seele, die an sich schon die Absicht hat, den Körper zu verlassen, denn darum ist der Mann ja krank, würde ihren Plan bei dem Schläfer sicherlich zur Ausführung bringen und der Mensch zweifellos sterben. Wer wird einem Dysenteriekranken den Genuß einer unreifen Gurke verbieten, wenn er Verlangen danach trägt, weiß der Kranke doch selbst am besten, was ihm gut ist, jenes Verlangen ist doch ein Gelüst seiner Seele, das man unbedingt erfüllen muß.

Eine besonders wichtige Aufgabe in dieser Beziehung erwächst dem Missionsarzt im Kampf mit dem eingeborenen Zauber-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

priester, diesem größten Feinde jeden Fortschrittes auf religiösem und kulturellem Gebiet. Wie weit derselbe ein bewußter Betrüger, wie weit er in gutem Glauben an seine Maßnahmen und Arzneien handelt, ist oft schwer zu entscheiden, sicher aber ist, daß er nur aus Eigennutz handelt und sich nie durch sittliche Gründe zu seinem Tun bestimmen läßt. Damit kann er, abgesehen von andern Gründen, nicht den Anspruch erheben, als Bundesgenosse bei der sittlichen und materiellen Hebung seines Volkes willkommen zu sein, im Gegenteil, er erweist sich bald als ein Gegner jeder Beeinflussung zum Guten, weil damit seine Macht, sein Ansehen schwinden und nicht zum letzten seine Einnahmequellen versagen. Er wird also der erklärte Feind des Missionsarztes, den unschädlich zu machen, diesem zur Pflicht wird.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier schildern, welche Wege der Missionsarzt beschreiten kann, um aufklärend und belehrend zu wirken. An willigen Hörern wird es ihm nie fehlen, sei es in seinem eigenen Krankenhaus, sei es in der Wohnung des Kranken, sei es bei Versammlungen von Häuptlingen oder Lehrern, also den gebildeten und maßgebenden Personen, denn der Naturmensch ist meist sehr darauf aus, etwas Neues zu hören. So wird es im Laufe vieler Jahre gelingen, das Volk die ersten Stufen der Kultur, eine vernünftige Anschauung über Krankheit und Gesundheit ersteigen zu sehen. Ist das der Fall, so kann er einen Schritt weiter gehen und die Durchführung von gesundheitlichen Maßregeln erstreben. Wenn solche etwa von der zuständigen Regierungsstelle ausgehen, wird der Missionsarzt nicht selten sich dadurch ein Verdienst erwerben können, daß er die reibungslose Durchführung solcher Maßnahmen unterstützt, indem er vermöge seiner Erkenntnis von den Vorstellungen des Volkes diesem die dem Naturmenschen unverständlichen Dinge in einer seinem Verständnis entsprechenden Weise schmackhaft macht. Diese seine Sachkenntnis wird ihn, ebenso wie seinen Arbeitskollegen, den Missionar, auch in andern Fällen zum erfolgreichen Vermittler zwischen Regierung und Bevölkerung machen.

Bei seinem Bestreben, der Ausbreitung der Kultur durch seine Wirksamkeit zu dienen, wird der Missionsarzt bald zu der Erkenntnis kommen, will er anders die Wirkung derselben auf das ganze Volk oder doch möglichst weit sich ausdehnen lassen, daß seine Kraft dazu nicht ausreicht. Er steht ja meist einer Klientel gegenüber, welche die seines Kollegen in der Heimat um das Zehn-, vielleicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sogar Hundertfache übertrifft. Dazu kommt, daß er vieles tun muß, was der Leiter eines Krankenhauses daheim andern Händen überlassen kann. Deshalb muß er von vornherein darauf bedacht sein, sich Mitarbeiter aus dem Volk, dem seine Tätigkeit gilt, heranzubilden. Er tut das nicht nur deshalb, um an ihnen brauchbare Werkzeuge für die Bewältigung seiner vielseitigen Arbeit zu haben, sondern auch noch von einem andern Gesichtspunkt geleitet. Immer wieder macht er die Erfahrung, daß die eingewurzelten Volksanschauungen und die auf diesen sich gründenden Gebräuche die größten Hindernisse für die auf dem Gebiet der Gesundheit zu erstrebenden Fortschritte sind. Immer wieder muß er viel Fleiß darauf verwenden, in diese Vorstellungswelt einzudringen und die eigene dem Volk verständlich zu machen. Das, was den Europäern vom Eingeborenen trennt, kann man sich nicht tief und breit genug vorstellen, das gilt vor allem auf dem geistigen Gebiet. Nun hat die Erfahrung gezeigt, daß diese Kluft durch niemand besser überbrückt werden kann als durch den Inländer selbst. Wenn der Europäer erst einige derselben für seine Vorstellungen gewonnen hat, wenn diese wirklich geistiges Eigentum seines Schülers geworden sind, dann ist eine tragfähige Unterlage für weiteren Aufbau gelegt. Niemand kann dem Naturmenschen etwas Neues besser klar machen und ihn zur Annahme desselben bewegen als der eigene Volksgenosse. Auch in der Art und Weise, wie man mit Eingeborenen verkehren muß, wie man zu ihnen reden soll, nämlich möglichst konkret und anschaulich, übertrifft er begreiflicherweise den Europäer; ihm stehen ganz anders wie diesem Beispiele zur Verfügung, durch welche er seine Zuhörer fesselt und sie zur Annahme der neuen Lehren bringt. Wie erstaunt ist dann oft der Missionsarzt, wenn er einmal einer solchen Belehrung zuhört und die Entdeckung macht, daß die Sprache des Inländers, der er einen gewissen Mangel im Ausdruck glaubte unterschieben zu müssen, über genügend Wortformen verfügt, um alle Begriffe der Gesundheitslehre zu decken. So wird er aufs neue sich bestreben, den Inländer selbst zum Dolmetscher seiner eigenen Ideen zu gewinnen. Aber er stelle sich diese Aufgabe nicht zu leicht vor. Jahre werden darüber hingehen, und doch wird er die traurige Erfahrung oft genug machen müssen, daß diejenigen, die er in den Fragen über Dinge der Gesundheitslehre als seine Gesinnungsgenossen glaubte ansehen zu können, gegebenenfalls in den alten Aberglauben, in Un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reinlichkeit und Unvernunft zurücksinken, so tief ist dem Inländer das alles eingewurzelt. Aber er verzagt nicht: Durch unermüdlichen Fleiß und Ausdauer wird es ihm gelingen, das kann ich auf Grund meiner eigenen Erfahrungen bezeugen, auch aus dem in den wunderlichsten Vorstellungen befangenen Naturvolk Gehilfen heranzubilden, die nicht nur den Dienst eines einfachen Krankenpflegers erfolgreich versehen, sondern denen er auch kleinere Operationen, die Behandlung einfacher Krankheitsfälle, die Handhabung seines Mikroskopes, ja auch die glückliche Beendigung von regelwidrigen Geburten, also in diesem Fall eingeborene Hebammen, mit ruhigem Gewissen anvertrauen kann. Unwillkürlich leistet er damit der Kultur und auch der Mission einen andern nicht gering zu schätzenden Dienst, indem er einen neuen Stand, den des eingeborenen Heilgehilfen, von eingeborenen Aerzten will ich nicht gleich sprechen, schafft, der bei der Kultivierung von Volk und Land eine wichtige Rolle spielen wird.

Es liegt die Frage nahe, ob die Aufgaben, die ich dem Missionsarzt zuwies, nicht gerade so gut durch einen Nichtmissionsarzt gelöst werden können. An und für sich stände dem natürlich kein Hindernis entgegen. Aber einen Vorzug genießt der Missionsarzt vor seinem Kollegen von der Regierung oder von der Truppe, der ausschlaggebend genannt werden kann, das ist sein langes Verbleiben an demselben Ort, während jener immer wieder wechselt. Ich wenigstens habe es nie erlebt, daß der in meiner Nähe tätige Militärarzt länger als zwei Jahre blieb, meist aber erheblich kürzer, ein Zeitraum, der kaum genügt, um die Sprache einigermaßen zu erlernen, von anderen Kenntnissen ganz zu schweigen, die, wie ich mehrfach betonte, die Grundlage für eine erfolgreiche Kulturarbeit in ärztlicher Hinsicht, bilden. Daß der Missionsarzt als Beauftragter eines Liebeswerks sich mit einer bescheidenen Bezahlung begnügen muß und sich nur durch selbstlose Beweggründe bei all seiner Arbeit leiten lassen darf, sei nur nebenbei erwähnt, wenn es auch für manche Menschen bestimmend sein wird. Nicht unerwähnt darf ich lassen, es wäre undankbar, wenn ich es täte, daß dem Missionsarzt, wenn anders er seine Zugehörigkeit zur Mission auch dem Volk gegenüber deutlich zum Ausdruck bringt, das Vertrauen, das diese genießt in uneingeschränktem Maße zur Verfügung steht, was für seine Bestrebungen nicht hoch genug gewertet werden kann.

Zum Schluß drängt sich die Frage auf: Was ist denn nun geschehen, bzw. was geschieht, um Missionsärzte zu gewinnen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn diesen wirklich die Bedeutung zukommt, die ich zu erläutern versuchte? Der verlorene Krieg bestimmt, wie alle anderen Verhältnisse, auch hier die Lage. Vor dem Kriege zählte die evangelische ärztliche Mission 21 aktive Arbeiter, nach dem Kriege waren es nur noch vier, von denen aber inzwischen drei in die Heimat zurückgekehrt sind. Die Aufwertung hat aber in der kurzen Zeit bereits einen erfreulichen Grad erreicht; augenblicklich stehen 11 Missionsärzte draußen, weitere sechs zur Aussendung bereit. Die Hauptsache ist, daß wir in den beiden Instituten für ärztliche Missionare in Tübingen und Würzburg Pflanzstätten für den Nachwuchs haben, der mit den besten Eigenschaften ausgerüstet in genügender Menge zur Verfügung steht, wenn die für die Ausbreitung der Missionsarbeit interessierte deutsche Welt erst wieder imstande sein wird, die nötigen Geldmittel aufzubringen. An dem guten Willen hierzu fehlt es nicht, das werden alle Missionsgesellschaften bezeugen.

Viel, schamlos viel haben uns unsere Feinde geraubt, deren Ueberlegenheit an Menschen und in der Kunst der Lüge wir unterlegen sind. Aber eins haben sie uns nicht nehmen können, das sind unsere Leistungen auf allen Gebieten. Auch die ärztliche Mission nimmt für sich den Ruhm in Anspruch, etwas geleistet zu haben, und schickt sich zu weiteren Leistungen an. An einen offenen Widerstand gegen unsere Feinde können wir nicht denken, desto rühriger wollen wir sein, die Furcht vor dem „made in Germany" zu begründen. Auch hierbei will die ärztliche Mission nicht zurückstehen. Wo auch immer ein deutscher Missionsarzt am Werke ist, er wird seinen Stolz darin suchen, nur erstklassige Arbeit zu liefern, die auch unsern Feinden Achtung abgewinnen muß. An uns, die wir im Vaterland wohnen, ist es, den Kämpfern in der Front Hände und Herzen zu stärken, damit jene ungehindert ihre Wirksamkeit entfalten können, die auch an ihrem Teil dazu beitragen wird, Deutschland wieder den Platz zu verschaffen, der ihm zukommt. Die deutsche ärztliche Mission weiß, was sie der deutschen Wissenschaft verdankt; sie wird es als Ehrenpflicht betrachten, ihre Dankbarkeit dadurch zu betätigen, daß sie ihre Leistungen auf eine Höhe bringt, die derjenigen nahe kommt, die deutsches Wissen und Können allzeit in der Welt inne gehabt haben. Möchte sie bei diesem Streben die tatkräftige Anteilnahme aller derjenigen finden, denen der Aufbau unseres Vaterlandes, des deutschen Wesens daheim und draußen ein Anliegen ist. Mit diesem Wunsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen Sie mich schließen, indem ich zugleich die mir angenehme Pflicht erfülle, Ihnen für die Aufmerksamkeit zu danken, die Sie meinen Darlegungen geschenkt haben.

Missionsdirektor D. **Knak**-Berlin: Es liegt nahe, zu hoffen, daß sich bei der wirtschaftlichen Not der deutschen Aerzteschaft in der Mission ein neues Betätigungsfeld für solche Aerzte findet, denen hier eine ausreichende Praxis verschlossen ist. Es gilt hier aber, die Erfahrungen der Vorkriegszeit zu Rate zu ziehen. Wenn die Aerzte, die die evangelische Mission in den deutschen Kolonien hatte, von andern dortigen Aerzten nicht selten beneidet wurden, so geschah das wegen der großen Freiheit, mit der sie ihre Arbeit einrichten konnten. Die Aerzte des Berliner Vereins für ärztliche Mission z. B. waren in ihrer ärztlichen Tätigkeit nur der heimatlichen Leitung, in der natürlich angesehene Aerzte sitzen, verantwortlich. Sie hatten in den Missionaren, den Missionsschwestern, den eingeborenen Predigern und Lehrern eine Schar freiwilliger Helfer bei der Durchführung hygienischer Maßnahmen zur Seite. Durch ihre Verbindung mit der Mission konnten sie in ihrem Beruf stärkste Wirkungen, auch volkserzieherischer Natur, erreichen, und fanden in ihrer Tätigkeit zwar keine irdischen Reichtümer, aber tiefste berufliche Befriedigung. Diese Freiheit, die den Missionsärzten gesichert wurde, war aber die Kehrseite davon, daß man ihrer Gesinnungsgemeinschaft mit der Mission unbedingt vertrauen konnte. Nun können wir heute ja keine Missionsärzte in die Kolonien senden; wir haben Mühe, auch nur einige wenige Missionare wieder hinüberzubringen. Aber wir nehmen die in den Kolonien gemachten Erfahrungen nach China oder anderen Arbeitsfeldern der heutigen ärztlichen Mission hinüber, und verbinden auch hier mit der Voraussetzung der Gesinnungsgemeinschaft eine sehr große Bewegungsfreiheit. Der Berliner Verein für ärztliche Mission hatte sich bereiterklärt, außer den eigentlichen Missionsärzten darlehnsweise solchen Aerzten zur Ausrüstung, Ausreise und erstem Anfang zu verhelfen, die eine eigene Praxis gründen wollen. Aber es ist davon nicht Gebrauch gemacht worden. Ich bezweifle aber nicht, daß deutsche Aerzte genug zu finden sein werden, die für die großen Gelegenheiten des Missionsarztes die volle innere und äußere Eignung mitbringen. Der Berliner Verein für ärztliche Mission z. B. hat jetzt nicht Mangel an geeigneten Persönlichkeiten, sondern nur an den nötigen Mitteln, um mehr als einstweilen einen Arzt auszusenden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fink, Vorsitzender des Berliner Vereins für ärztliche Mission, ergänzte zunächst die von Herrn Dr. Schreiber gegebenen Zahlen dahin, daß im ganzen heute in den Gebieten über See etwas über 1000 evangelische Missionsärzte wirken, überwiegend Engländer und Amerikaner. Dieser Zahl gegenüber ist die der Deutschen verschwindend klein. Wenn nun auch bei der deutschen ärztlichen Mission die finanzielle Frage eine wesentliche Rolle spielt, so ist sie allein keineswegs maßgebend. Gerade wegen ihrer großen kulturellen Bedeutung wird ihr von den anderen Völkern die größte Schwierigkeit gemacht. Den deutschen Missionen, die sich z. T. heute wieder in den ehemaligen deutschen Kolonien betätigen, ist die Entsendung von Missionsärzten nicht gestattet. Wie nötig eine solche ist, zeigt, daß ein Missionar der Norddeutschen Mission in Togo im ersten Jahr seiner Wiederzulassung, obwohl er in ärztlichen Dingen nur Laie ist, über 1000 Patienten hat behandeln müssen. In den großen und kleineren Krankenhäusern der Evang.-luth. Mission zu Leipzig im Kilimandscharogebiet, die früher von einem deutschen Arzt und vier Schwestern besetzt waren, wird heute ein amerikanischer Arzt erwartet. Der Arzt der Herrenhuter Mission in Unjamwesi ist durch einen Engländer ersetzt. An Stelle des deutschen Arztes der Leipziger Mission in Indien wirkt ein Schwede, an Stelle der Herrmannsburger Mission im Westhimalaja ein Amerikaner nebst Schwester. Die ärztliche Mission der Neudettelsauer in Neuguinea ist nicht wieder besetzt. Wer die Dinge in China erlebt hat, weiß, daß während des Weltkrieges die Engländer planmäßig die deutschen Aerzte, in denen sie ganz ausgesprochenermaßen deutsche Kulturträger erblickten, aus den internationalen Niederlassungen zu vertreiben gesucht haben. Sie haben sie mit Polizeikräften verfolgt und gehetzt. Nur den Chinesen, die sie auf Gebiete brachten, wohin der Arm der englischen Polizei nicht reicht, ist es zu verdanken gewesen, daß die deutschen Aerzte nicht gewaltsam deportiert worden sind. Der Fall ist typisch. England wird alles aufbieten, die Rückkehr oder gar Ausdehnung deutscher Missionsärzte auf den früher ihnen offenstehenden Gebieten zu verhindern. In dieser Beziehung ist vor Optimismus zu warnen. Günstiger stehen die Dinge in anderen Gebieten, namentlich in China. Uebrigens ist daran festzuhalten, daß je größer die eigene Kultur des Missionsgebietes ist, desto größer auch die Möglichkeit des Missionsarztes zu segensreicher Tätigkeit. Von den erwähnten 1000 Missionsärzten wirken über 400 in China und über 300 in Indien.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prof. Dr. Julius **Richter** - Berlin: Von der ärztlichen Mission hier in der Berliner Universität redend, ist es angemessen, daß wir unseres Kollegen, des Privatdozenten der hiesigen medizinischen Fakultät, Prof. Hübotter gedenken, der jetzt Missionsarzt in China ist. Auch den berühmten Theologieprofessor D. Albert Schweitzer sollten wir nicht vergessen, der nach einer glänzenden akademischen und künstlerischen Laufbahn in Europa in den Sümpfen und Urwäldern des äquatorialen Afrikas als Missionsarzt wirkt. — Exz. Rechenberg hat in seinem Vortrage, gerade weil er andere Bahnen ging, als wir in der Propaganda für ärztliche Missionen gewohnt sind, viel wertvolle Anregungen gegeben. Es sei erlaubt, noch ein Moment hinzuzufügen, die schwere Schuld Europas durch Verschleppung verheerender Krankheiten über die nicht christliche Welt und die sich daraus ergebende Verpflichtung, den angerichteten Schaden nach Kräften wieder gutzumachen. Man denke nur an die Verheerungen, welche Masern und Influenza, Schlafkrankheit und Rinderpest und andere Seuchen angerichtet haben, die früher unbekannt waren, aber auf den Spuren des Weltverkehrs ihren Todesweg angetreten haben. Alle Dienste der ärztlichen Mission sind nur eine kleine Kompensation des durch die europäische Kultur allein in gesundheitlicher Beziehung angerichteten Schadens.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Koloniale Wohlfahrtspflege.

D. theol. **A. W. Schreiber** - Berlin.
Direktor der Deutschen Evangelischen Missions-Hilfe.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Auf dem ersten Deutschen Kolonialkongreß nach dem Weltkriege einen Ueberblick über koloniale Wohlfahrtspflege in den früheren deutschen Schutzgebieten zu geben, ist aus einem dreifachen Grunde eine Notwendigkeit. Wir stehen an einem tragischen Abschnitt unserer Kolonialgeschichte. Da ist es geboten, eine kurze historische Darstellung über alle die Bestrebungen zu geben, in denen wir Deutsche sowohl für unsere Volksgenossen wie für die Eingeborenen der kolonialen Wohlfahrtspflege gedient haben. Diese Uebersicht hat aber nicht nur einen historischen Wert, sondern gewinnt auch eine große moralische Bedeutung zur Widerlegung der kolonialen Schuldlüge, daß wir Deutschen zur Kolonisation unfähig seien und durch unsere koloniale Mißwirtschaft das Recht verloren hätten, gleich anderen „fortgeschrittenen Nationen" dem Fortschritt der Menschheit zu dienen. Endlich aber steht es keineswegs so, daß die koloniale Wohlfahrtspflege mit dem, wie wir hoffen, nur zeitweiligen Verlust unserer Kolonien aufgehört hätte. Manche Betätigungen dieser Wohlfahrtspflege werden noch heute draußen fortgesetzt. Und daheim ist die dauernde Fürsorge für unsere notleidenden Kolonialpioniere und Kolonialkrieger sowie für ihre Hinterbliebenen eine nationale Ehrenpflicht, deren Erfüllung zugleich eine wirksame und edle Kolonialpropaganda bildet.

In den Gebieten unserer früheren Kolonien ist von Deutschen eine ausgedehnte Wohlfahrtspflege getrieben worden, z. T. Jahrzehnte bevor dort die schwarz-weiß-rote Flagge gehißt wurde. Deutsche evangelische Missionare haben in Südwestafrika seit 1840, an der Sklavenküste Togos seit 1847 gearbeitet. Bei verschiedenen philanthropischen Bestrebungen zum Wohle der Eingeborenen war die deutsche Mitarbeit von andern Nationen gesucht. Und wie reich hatte sich die Fürsorge für unsere Kolonialdeutschen und für die Besserung der hygienischen Verhältnisse in unseren Schutzgebieten entfaltet!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So sind es drei Kreise, die als Träger der kolonialen Wohlfahrtspflege in Betracht kommen: Missionen und Kirchen, philanthropische Bestrebungen, Kolonialregierung und koloniale Vereinigungen. Es ist selbstverständlich, daß hier auf dem Kolonialkongreß unsere Hauptaufmerksamkeit dem dritten Kreise gehört, aber auch die beiden anderen Kreise verlangen ihr Recht.

I. Missionen und Kirchen.

1. Die Missionen.

Die Missionen haben eine religiöse Aufgabe. Sie haben die frohe Botschaft von der Gnade Gottes auszurichten, die in Christo Jesu allen Menschen erschienen ist. Die Ausrichtung dieser Botschaft ist ohne Dienst der Liebe, ohne Wohlfahrtspflege, nicht möglich. Die christliche Mission und die in ihr wirksame Kirche, sei es wie bei den Katholiken durch die offizielle Kirchenleitung oder wie bei den Evangelischen durch freie Gesellschaften, ist daher überall und allezeit eine Wohltäterin und Trägerin der Kultur geworden. Diese Bedeutung der Mission auch in kultureller und nationaler Beziehung wurde vor dem Kriege in immer weiteren Kreisen gewürdigt. Das trat namentlich bei der Sammlung der „Nationalspende für die deutschen christlichen Missionen in unseren Kolonien und Schutzgebieten“ zutage. Diese wurde 1913 anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II. gesammelt, erbrachte für die katholischen Missionen etwa 2 Millionen Mark, für die evangelischen 3,5 Millionen und führte zur Begründung der Deutschen Evangelischen Missions-Hilfe, welche die allgemeine Teilnahme für die deutsche evangelische Mission wecken und fördern will.

Jede Missionsstation in unseren deutschen Kolonien mit ihrem ausgedehnten Schulwesen, ihrem Dienst an Kranken, Alten und Schwachen war eine Stätte ausgedehnter Wohlfahrtspflege, die nicht nur den Eingeborenen, sondern auch unsern deutschen Volksgenossen offen stand. Und wie viele solcher Stätten gab es 1914 bei Ausbruch des Krieges! Die Zahl katholischer Hauptstationen betrug 232, die der evangelischen 233. Auf diesen waren 1250 bzw. 618 europäische Arbeitskräfte tätig an 166 001 bzw. 109 349 Gemeindemitgliedern, ungerechnet die 57 072 bzw. 72 397 Taufbewerber. Dazu kamen 1940 katholische Schulen mit 111 867 Zöglingen, 2681 evangelische mit 113 942 Schülern. Wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können auf die Tätigkeit der Missionen, namentlich auf die für die Wohlfahrtspflege so bedeutsame ärztliche Mission, hier nicht näher eingehen, aber festgehalten sei folgende Statistik der Missionen bei Kriegsausbruch:

Statistik der Missionen in den deutschen Kolonien bei Kriegsausbruch.

I. Römisch-katholische Missionen.

Name der Missionsgesellschaft	Hauptstationen	Europäische Arbeiter	Getaufte	Taufbewerber	Schulen	Schüler
A. Die deutschen Kolonien in Afrika.						
1. Deutsch-Ostafrika.						
Weiße Väter	51	304	42 523	22 075	350	22 879
Väter vom heiligen Geist	25	129	22 324	1 183(?)	359	32 555
Benediktiner	17	100	6 474	2 011	455	15 782
	93	533	71 321	25 269	1164	71 216
2. Kamerun.						
Pallotiner	15	99	28 369	17 650	204	19 576
Herz-Jesu-Missionare	3	22	?	?	?	?
Väter vom heiligen Geist	1	—	500(?)	1 000(?)	1	70
	19	121	28 869	18 650	205	19 646
3. Togo.						
Gesellschaft des göttlichen Wortes	11	87	17 052	6 425	197	8 463
4. Deutsch-Südwestafrika.						
Oblaten der heil. Jungfrau	11	61	2 142	400(?)	22	483
Oblaten des heil. Franz von Sales	5	22	1 993	100(?)	11	246
	16	83	4 135	500	33	729
Insgesamt in Afrika:	139	824	121 377	50 844	1599	100 054
B. Die deutschen Kolonien in der Südsee.						
Kaiser-Wilhelms-Land:						
Gesellschaft des göttlichen Wortes	17	96	3 684	1 200(?)	17	1 750
Neu-Pommern:						
Herz-Jesu-Missionare	31	115	19 481	1 136	100	4 902
Deutsch-Mikronesien:						
Herz-Jesu-Missionare	5	25	676	72	11	247
Kapuziner	13	64	5 395	300(?)	23	1 760
Samoa:						
Maristen	15	63	7 915	106	101	1 789
Deutsch-Salomons-Insel:						
Maristen	6	31	1 856	650(?)	16	515
	87	394	39 007	3 464	268	10 963

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Name der Missionsgesellschaft	Hauptstationen	Europäische Arbeiter	Getaufte	Taufbewerber	Schulen	Schüler
C. Kiautschou.						
Gesellschaft des göttlichen Wortes . . .	6	32	5 617	2 764	73	850
Insges. in den deutschen Kolonien	232	1250	166 001	57 072	1940	111 867

II. Evangelische Missionen.

A. Die deutschen Kolonien in Afrika.

1. Deutsch-Ostafrika.

Berliner Mission . . .	22	57	4 036	2 620	301	14 384
Brüdergemeine	15	34	2 282	2 480	193	9 049
Evangel.-luther. Mission, Leipzig	15	29	974	646	97	8 583
Evangelische Mission für Deutsch - Ostafrika, Bethel-Bielefeld . . .	16	35	2 268	575	109	3 900
Adventisten	15	20	211	?	43	4 380
Neukirchener Mission .	3	7	—	—	—	—
Breklumer Mission . .	3	3	—	—	—	—
Evangel. Missionsverein, Berlin	—	—	—	—	6	290
Kirchen-Mission, London	5	28	924	?	135	7 125
Universitäten - Mission London	11	40	7 678	3 241	142	7 390
Amerikan. Afrika-Inland-Mission	3	6	45	?	7	100
	108	259	18 418	9 562	1 033	55 251

2. Kamerun.

Basler Mission	16	76	15 112	3 251	384	22 818
Goßnersche Mission . .	1	2	—	—	—	—
Deutsch.Baptist.-Mission	6	23	3 124	—	57	3 563
Amerikan.Presbyterianer	5	35	6 554	?	198	?
	28	136	24 790	3 251	639	26 381

3. Togo.

Norddeutsche Mission .	7	21	7 868	248	159	5 250
Basler Mission	1	3	—	—	—	—
Wesleyaner Mission . .	1	—	809	340	6	575
	9	24	8 677	588	165	5 825

4. Deutsch-Südwestafrika.

Rheinische Mission . .	22	49	25 644	3 785	47	2 381
Finnische Mission . .	9	30	2 460	2 115	39	2 228
	31	79	28 104	5 900	86	4 609
Insgesamt in Afrika:	176	498	79 989	19 301	1 923	92 066

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Name der Missionsgesellschaft	Hauptstationen	Europäische Arbeiter	Getaufte	Taufbewerber	Schulen	Schüler
B. Die deutschen Kolonien in der Südsee.						
Samoa:						
Londoner Mission . .	7	13	8 701	22 846	273	6 419
Methodisten - Mission (australisch) . . .	3	3	2 360	336	80	1 744
Bismarck-Archipel:						
Methodisten - Mission (australisch) . . .	6	12	4 106	25 422	203	5 748
Neuguinea:						
Rheinische Mission .	5	14	96	342	15	578
Neuendettelsauer Mission	19	37	3 830	1 636	41	1 523
Liebenzeller Mission .	7	12	3 098	437	34	1 905
Amerikan. Board . .	4	11	5 126	1 919	52	2 435
	51	102	27 317	52 938	698	20 352
C. Kiautschou.						
Berliner Mission . . .	3	8	1 104	158	39	843
Allgemeiner evang.-prot. Missions-Verein . . .	2	6	—	—	4	300
Amerik. Presbyterianer .	1	4	939	?	17	381
	6	18	2 043	158	60	1 524
Insges. in den deutschen Kolonien	233	618	109 349	72 397	2 681	113 942

In diese ungemein vielseitige Arbeit fiel der Krieg wie ein verheerendes Wetter. Von den 10 katholischen Missionen hatten alle, von den 25 evangelischen 15 ihre Leitung in Deutschland. Die sämtlichen deutschen Missionsarbeiter dieser Gesellschaften, mit Ausnahme der rheinischen Missionare in Südwestafrika, wurden vertrieben. Von den evangelischen deutschen Missionsleuten wurden aus den Kolonien, mit Ausnahme von Südwestafrika, vertrieben 244 Männer, 178 Frauen, 231 Kinder, zusammen 653 Personen, davon kamen in Gefangenschaft 403 Personen — ein trauriges Blatt in der Geschichte der christlichen Völker! Für alle diese Vertriebenen haben die Missionskreise in der Gefangenschaft und z. T. auch lange in der Heimat gesorgt. Jetzt beginnen sich die alten Arbeitsfelder wieder zu öffnen.

2. Die evangelischen deutschen Gemeinden.

Neben den Missionsstationen sind auch die Kirchengemeinden in den Kolonien Stätten der Wohlfahrtspflege gewesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Katholiken haben von der Gründung verschiedener Gemeinden für die Europäer und Eingeborenen abgesehen, die Missionare dienten beiden. Gleichwohl ließen sie es nicht fehlen an Einrichtungen, die nur den Deutschen zugute kamen: Kindergärten, Schulen und Krankenhäusern.

Auch bei den Evangelischen haben die Missionare im Anfang und dann aushilfsweise sowohl ihren deutschen Glaubensgenossen wie den Heidenchristen gedient. Es machte sich aber fast überall das Bestreben nach Begründung deutscher evangelischer Gemeinden geltend. Von den insgesamt 11 afrikanischen Gemeinden, zwei in Ost-, neun in Süd-Westafrika, die der Preußischen Landeskirche angeschlossen waren, bestehen jetzt nur noch zwei in Windhuk und Swakopmund. Das nähere über diese traurige Entwicklung ergibt die folgende

Uebersicht über die ev. Gemeinden in den deutschen Kolonien in Afrika 1914 und 1924.

Name der deutschen evang. Gemeinden	Seelenzahl 1914	Seelenzahl 1924	Eigene Gebäude und Wohlfahrtseinrichtungen	Bemerkungen
A. Deutsch-Ostafrika.				
Daressalam . . .	1 290	—	Kirche, Pfarr- und Gemeindehaus mit Kindergarten u. 2 Schwesternwohnungen.	Die Gebäude sind von den englischen Behörden beschlagnahmt, die deutsche Bevölkerung ist ausgewiesen worden.
Tanga	412	—	Keine eigenen Gebäude	Die deutsche Bevölkerung ist ausgewiesen worden.
B. Südwestafrika.				
Grootfontein . .	450	?	Betsaal mit Pfarrwohnung	
Tsumeb	210	307*)	Keine eigenen Gebäude	*) Infolge des Industrie-Charakters der Gemeinde (Otawi-Minenpy) ist die Bevölkerung stark fluktuierend.
Karibib	582	87	„	
Omaruru . . .	774	200	„	
Usakos	249	81	„	
Keetmannshoop .	522	?	„	
Lüderitzbucht . .	700	200	Kirche u. Pfarrhaus.	
Swakopmund . .	1 000	400	„	
Windhuk	2 900	?	Kirche, Pfarrhaus, Kindergarten.	

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

II. Philanthropische Bestrebungen.

Hier sind die deutschen Zweige von zwei internationalen Verbänden zu nennen, deren Arbeit auch den deutschen Kolonien zugute gekommen ist, aber durch den Krieg fast zum Erliegen gebracht wurde.

1. Der Deutsche Verband zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels.

Vom 27.—29. Oktober 1885 fand in Bremen eine Vertreterversammlung der deutschen ev. Missionen statt. In dieser forderte Missions-Inspektor Dr. F. M. Zahn im Anschluß an das Vorgehen des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke ein energisches Einschreiten gegen den kolonialen Branntweinhandel. Es kam zur Begründung einer Kommission, später eines Deutschen Verbandes zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels, dem u. a. 32 Missionsvereinigungen und die größten Antialkoholvereinigungen angehören. Dieser betätigte sich auf den großen internationalen Antialkoholkongressen. Auf dem 13. Kongreß in Scheveningen begründete er mit dem Native Races and the Liquor Traffic United Committee in London und der Commission Coloniale de la Ligue Nationale contre l'Alcoholisme in Paris die Internationale Föderation zum Schutz der eingeborenen Rassen gegen den Alkoholismus, die 1913 in Mailand, 1921 in Lausanne und 1923 in Kopenhagen tagte. Hier konnte ich am 24. August auf die ausgezeichneten Maßnahmen der deutschen Kolonialverwaltung bei ihrer Alkohol- und Eingeborenenpolitik hinweisen und fragen, welche gesetzliche Regelung für den Alkoholhandel durch die Mandatsmächte getroffen sind. Es steht nämlich fest, daß während des Krieges nicht nur aus England und Frankreich, sondern auch aus Nordamerika eine außerordentlich gesteigerte Branntweineinfuhr nach Afrika stattgefunden hat. Der Deutsche Verband richtete daher ebenso wie der Deutsche Verein gegen den Alkoholismus an die Deutsche Waffenstillstandskommission Anträge, daß bei den Friedens- und Handelsverträgen auch Maßnahmen zur Einschränkung des afrikanischen Branntweinhandels getroffen würden. Der Völkerbundsrat beschäftigt sich auch mit dieser Frage, an deren Lösung wir Deutschen unbedingt weiterarbeiten müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Die Deutsche Gesellschaft für Eingeborenenschutz.

Diese Gesellschaft trat in Berlin am 5. Dezember 1913 an Stelle der Deutschen Kongo-Liga mit dem Zweck, an dem Schutz und zur Hebung aller unentwickelten Rassen, vor allem der eingeborenen Bevölkerung in den deutschen Schutzgebieten, mitzuarbeiten. Sie hatte an Konsul Ernst Vohsen ihren Hauptträger und in der von Professor Dr. Westermann geleiteten „Kolonialen Rundschau" ein wirkungsvolles Organ. Ihre Eingaben an den Reichstag zum Schutz der eingeborenen Arbeiter führten zu lebhaften Verhandlungen. Um wirksam die große Kindersterblichkeit zu bekämpfen, waren Vorbereitungen zur Aussendung von Lehrschwestern nach Kamerun getroffen. Der Krieg brachte die Gesellschaft, die mit dem Internationalen Büro für Eingeborenenschutz in Genf in Beziehung steht, in eine schwere Krise, namentlich nach dem Tode von Konsul Vohsen. Es gelang aber, die „Koloniale Rundschau" fortzusetzen. Die Professoren D. theol. Meinhof und Dr. med. Dempwolff, Hamburg, traten lebhaft für den Fortbestand der Gesellschaft ein, die gerade jetzt um so kräftiger für ihre Ziele wirken könnte, weil ihr niemand eine Verquickung mit materiellen Beweggründen nachsagen und weil sie gegenüber den Verleumdungen Deutschlands betonen könnte, daß, gerade deutsche Arbeit am meisten zur Erforschung der Eingeborenenart beigetragen habe und einen hervorragenden Beitrag zu ihrer Erziehung geleistet habe und noch leiste.

III. Die Kolonialverwaltung und koloniale Vereinigungen.

Die koloniale Wohlfahrtspflege ist so alt wie die deutsche Kolonialgeschichte. Für die koloniale Betätigung des Deutschen Reiches ist es bezeichnend, daß bis zum Jahre 1914 amtlich nicht von „Deutschen Kolonien", sondern von „Deutschen Schutzgebieten" gesprochen wurde. Die ersten deutschen Flaggenhissungen in Afrika erfolgten zum Schutz deutscher Niederlassungen. Die Aufrichtung der deutschen Herrschaft hat sich dann für die Eingeborenen, wie auch diese immer mehr erkannten, als eine Förderung ihrer Wohlfahrt erwiesen. Die Kolonialregierung wurde bei ihren Bestrebungen von der Arbeit verschiedener kolonialer Vereinigungen unterstützt.

Die koloniale Wohlfahrtspflege vor dem Kriege, soweit sie an deutschen Volksgenossen aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geübt wurde, vollzog sich in den Schutzgebieten und in der Heimat. In den Kolonien kamen in Betracht Bau und Betrieb von Hospitälern und Erholungsheimen, Wirken von Krankenschwestern, Hebammenschwestern und Kindergärtnerinnen, Einrichtung von Büchereien, seelsorgerische und lehramtliche Tätigkeit und ähnliches. In der Heimat ergaben sich folgende Aufgaben:

1. Die in den Kolonien durch die Tropeneinflüsse Geschwächten in geeigneten Heimen und Instituten wieder aufzufrischen und zu neuer Arbeit zu befähigen. 2. Schwestern für die Krankenhäuser und Heime in den Kolonien vorzubereiten und zu entsenden. 3. Jungen Mädchen geeignete Stellen in den deutschen Kolonien zu vermitteln. 4. Den endgültig Heimgekehrten trotz ihrer Tropenleiden Stellungen zu verschaffen. 5. In Krankheits- und Notfällen den Vorgenannten Genesungskuren, Bar- und Sachunterstützungen zu gewähren und sich der Hinterbliebenen in gleicher Weise anzunehmen.

Bei der kolonialen Wohlfahrtspflege während des Krieges und in der Folgezeit handelte es sich in der Hauptsache um die Unterstützung der Gefangenen und die Betreuung der Frauen, Kinder und sonstiger Angehöriger, die von ihrem im Schutzgebiet oder in Gefangenschaft weilenden Ernährer abgeschnitten waren. Starke Anforderungen stellte dann die Fürsorge für die von Haus und Hof vertriebenen Kolonialdeutschen, die im Jahre 1919 in großen Transporten heimkehrten. Die reichsgesetzliche Regelung ihrer Entschädigungsansprüche zog sich außerordentlich lange hin. Als sie endlich erfolgt war, konnte rasche Arbeit bei der Kompliziertheit des Behördenapparates nicht erzielt werden. Es galt, die Geschädigten durch Darlehnsgewährung aus Wohlfahrtsmitteln in besonders dringenden Fällen, hauptsächlich bei Neugründung einer Existenz, zu unterstützen. Groß im Verhältnis zu den Unterstützungsmitteln ist auch die Zahl derjenigen Schutztruppenangehörigen, die infolge der Teilnahme an den kriegerischen Ereignissen in den Schutzgebieten in der Erwerbsfähigkeit gemindert worden sind. Ferner ist eine erhebliche Anzahl von Teilnehmern an den Kämpfen in den Schutzgebieten durch die Nachkriegszeit wirtschaftlich verelendet und unterstützungsbedürftig. Endlich handelt es sich um die Unterstützung des Deutschtums in Südwestafrika, insbesondere der Schulen, und um Förderung kultureller Belange. Die genaue Zahl der unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stützten Kolonialdeutschen ließ sich nicht feststellen. Jedenfalls sind alle aus unsern Schutzgebieten ausgewiesenen Deutschen schwer geschädigt worden. Auch die Zahl dieser Ausgewiesenen läßt sich nur annähernd berechnen. Nach der offiziellen Anfang 1914 aufgestellten Statistik waren damals vorhanden in Deutsch-Ostafrika: 5336 Seelen, in Kamerun 1871, Togo 368, Deutsch-Südwestafrika 14830, Neu-Guinea und Inselgebiet 1427, Samoa 557, Kiautschou rund 5000, zusammen rund 30000 Seelen. Da in Südwestafrika rund 7000 und in China rund 150 Seelen. wieder ansässig sind, aus anderen Schutzgebieten die Deutschen aber fast restlos ausgewiesen sind, dürfte unter Berücksichtigung der Abgänge durch Krieg und Gefangenschaft mit einer Gesamtzahl der Ausgewiesenen von rund 20000 Seelen zu rechnen sein.

Diesen mannigfachen Bedürfnissen der kolonialen Wohlfahrtspflege vor, während und nach dem Kriege suchten die verschiedensten Stellen zu genügen. In erster Linie ist hier die Kolonialverwaltung zu nennen. Ihr zur Seite traten zwei Frauenorganisationen: der Deutsche Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien, jetzt Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See genannt, sowie der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft. Vor dem Kriege hat sich auch der Deutsche Flottenverein auf diesem Gebiete betätigt. Während des Krieges richtete die Deutsche Kolonialgesellschaft einen Kolonialen Hilfsausschuß und die Herzog-Johann-Albrecht-Spende ein. Eine weitgreifende Tätigkeit entfaltete der „Kolonialkriegerdank", der mit der „Deutschen Kolonialkriegerspende" 1921 vereint wurde, die dank der tatkräftigen Initiative des Kommandos der Schutztruppen im Reichskolonialamt aus einer allgemeinen Volkssammlung im Jahre 1918 hervorgegangen war und allen Kolonialdeutschen zugute kam.

1. Die Kolonialverwaltung.

Die Wohlfahrtspflege der deutschen Kolonialverwaltung hier im einzelnen zu schildern, würde zu weit führen, zumal das bei der Schilderung der Arbeit der Frauenvereine noch zu erwähnen ist. Die amtlichen Jahresberichte über die deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee reden eine deutliche Sprache, mit welch steigender Sorgfalt die Regierung auf das Wohl der weißen und eingeborenen Bevölkerung bedacht war. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen die Maßnahmen, die zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekämpfung der Seuchen, namentlich der Malaria und Schlafkrankheit, ergriffen wurden. Bezeichnend für den Geist, mit dem die deutschen Kolonien verwaltet wurden, ist das bekannte Wort Dr. Solfs, des letzten Staatssekretärs für die Kolonien: „Kolonisieren heißt Missionieren, und zwar Missionieren im hohen Sinne der Erziehung zur Kultur."

2. Der Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See.

Der „Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See" wurde am 30. April 1888 in der frohen Zeit, da Deutschland sich endlich des für seine Entwicklung so notwendigen Besitzes von Kolonien erfreute, unter dem Namen „Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien" gegründet. Es geschah dies sofort, als sich in unseren Kolonien das Bedürfnis herausstellte, Fürsorge für Krankheitsfälle unter den von uns hinausgesandten ersten Pionieren zu treffen.

Die erste Sorge galt Ostafrika, wohin Schwestern gingen und Ausrüstungsgegenstände für Krankenpflege mitnahmen. Zunächst arbeitete der Verein in Bagamojo, Lindi und Kilva. Als aber später Daressalam und Tanga als Hauptstädte des Schutzgebietes in den Vordergrund traten, verlegte der Verein seine Tätigkeit dorthin, stiftete ganz oder teilweise die Einrichtungen der dort zur Erbauung kommenden mustergültigen Regierungskrankenhäuser und besetzte sie mit gut ausgebildeten Schwestern. Je mehr die Gewohnheit in Aufnahme kam, daß die auswandernden Deutschen ihre Frauen mitnahmen, desto mehr sandte der Verein auch Hebammenschwestern aus, und als die sanitätswissenschaftliche Tätigkeit der Aerzte begann, folgten Schwestern für den Laboratoriumsdienst. Nunmehr war längst die Arbeit der Schwestern nicht mehr auf die eingewanderten Deutschen beschränkt, sondern in der Malariabekämpfung kam sie der ganzen Bevölkerung des Landes zugute. Sowohl für die Frauen der Inder, als auch für die weiblichen Angehörigen anderer dort angesiedelter Rassen wurden unsere Hebammenschwestern in Anspruch genommen. Als Professor Dr. Koch zu seiner ersten Erforschung der Schlafkrankheit in das Innere von Ostafrika ging, begleitete ihn eine Schwester des Vereins, und das Schlafkrankheitslager wurde seitdem ständige Station für die Schwestern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Anfang der neunziger Jahre an wurde in Togo das Nachtigalkrankenhaus in Anecho mit Schwestern des Vereins versorgt. In Lome richtete der Landesverband Württemberg das große ausgezeichnete Königin-Charlotte-Krankenhaus ein. In Kamerun entstanden in Duala und Kribi Krankenhäuser. Mit diesen Häusern waren überall Polikliniken für die Eingeborenen verbunden, deren Gesundheitszustand die deutsche Regierung von Anfang an die größte und werktätigste Aufmerksamkeit zuteil werden ließ. Auch im Innern der Kolonie Kamerun entstanden zwei Schlafkrankheitslager, wo vier unserer Schwestern unter den unglücklichen Schwarzen, die dort allein zur Behandlung kamen, mit Liebe und Sorgfalt arbeiteten. Die Schlafkrankheitslager in Kamerun und Ostafrika mit allen ihren Erfolgen und ihren wissenschaftlichen Arbeiten gingen bei Vertreibung der Deutschen aus den Kolonien zu Grunde; Ersatz für sie ist von den Verwaltern der Mandatsgebiete nicht geschaffen worden. In den neunziger Jahren begann auch die Tätigkeit des Vereins in Südwestafrika, wo Windhuk die erste Wirkungsstätte wurde, der in der Folge Swakopmund, Lüderitzbucht, Keetmannshoop, Okahandja, die beiden Grootfontein (im Norden und Süden), auf Tsumeb, Karibib, Omaruru, Gibeon, Gobabis folgten. Unsere Hebammenschwestern wurden schließlich in der ganzen Kolonie herumgesandt. In Windhuk und Swakopmund leiteten die Vereinsschwestern die Kindergärten; der Kindergarten in Swakopmund wurde von der Abteilung Swakopmund unseres Vereins begründet und ist, nachdem er sich während des Krieges erhalten hat, nun in ein neu erbautes Haus übergesiedelt. Den größten Teil der Baumaterialien hat der Landesverband Hessen 1923 hinüber gesandt. Dieser Kindergarten ist sein besonderer Schützling, der nach den Söhnen des Großherzogs „Georg-Ludwig-Kindergarten" genannt ist. Im Elisabethhaus zu Windhuk, einem der Kolonialgesellschaft gehörigen Wöchnerinnenheim, arbeiten seit seiner Entstehung die Vereinsschwestern. In Swakopmund hat der Landesverband Bayern das „Marie-Gabriele-Prinzessin-Rupprecht-Erholungsheim" begründet, das lange Jahre, besonders während des Krieges, unendlich vielen Kränklichen und Erholungsbedürftigen, die nicht, wie früher, Wiederherstellung ihrer Gesundheit in der Heimat suchen konnten, die Kräfte zu dem mühsamen Tagewerk auf den einsamen Farmen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neu gestärkt hat. Hebammenschwestern arbeiten auch jetzt noch in Keetmannshoop und Tsumeb.

In Neu-Guinea, wo sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts die ersten Deutschen in den entsetzlich ungesunden Küstenstrecken ansiedelten, war die Not unter den an Schwarzwasserfieber und anderen schweren Uebeln Erkrankten groß. Um so willkommener war die Hilfe der Schwestern, die seitdem bis zum Kriege dauernd dort gewirkt haben. Ebenso war es in Samoa, wo sie in dem Regierungskrankenhause sowie in einer großen Poliklinik für Eingeborene und Chinesen bis zu ihrer Vertreibung durch die Neuseeländer arbeiteten.

Im Jahre 1901 wurden 6 Schwestern in das Marinelazarett in Tsingtau berufen, darunter 2 Hebammenschwestern, die von dort aus in der Gemeinde pflegten. Noch während der Kämpfe um Tsingtau übten sie ihr Amt unter den Verwundeten aus, bis dann der Sieg der Japaner auch für sie die Rücksendung in die Heimat bedeutete.

Erwähnt sei noch, daß während des Burenkrieges in Südafrika der Verein 4 Schwestern in die Burenlazarette sandte, die getreulich ihre besonders schwere Aufgabe erfüllten.

Während des Krieges konnten in Südwestafrika bei der vollständigen Absperrung der Kolonie von der Heimat, die keine Rücksendung zuließ, die Schwestern ihr segensreiches Werk weiter ausüben. In Kamerun begleitete ein Teil der Schwestern die deutschen Truppen auf dem gefahrvollen Rückzuge durch das Innere nach der spanischen Kolonie Fernando Po. Die Schwestern in Ostafrika kamen nach Beendigung des dortigen glorreichen Feldzuges Lettow-Vorbecks mit den Truppen nach Deutschland zurück, nachdem sie während des Krieges, auch nach der Einnahme der Küstenplätze durch die Engländer, an Verwundeten und Kranken, im Sinne des Roten Kreuzes an Freund und Feind, in barmherziger Hingabe gearbeitet hatten. Zwei von ihnen wurden von den Belgiern auf einem Transporte von deutschen gefangenen Frauen und Kindern durch den ganzen belgischen Kongo verwandt und dann in Frankreich in französische Gefangenenlager gebracht, von wo sie nach längerer Zeit endlich über die Schweiz in die Heimat entlassen wurden. Diejenigen Schwestern des Vereins, die zur Zeit des Kriegsausbruchs auf Urlaub in Deutschland weilten, z. T. dicht vor der Ausreise standen, traten sofort in den heimischen Kriegsdienst ein und haben in Belgien, Frankreich, Rußland, Oesterreich, Ser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bien, Rumänien, der Türkei und Kleinasien, wo eine von ihnen leider den Tod fand, ebenfalls die Arbeit des Roten Kreuzes mit größter Aufopferung geleistet.

Nach Friedensschluß sind die Schwestern, die nicht wie die Schwestern in Südwestafrika von der Unionsregierung die Erlaubnis zur Weiterarbeit erhielten, z. T. nach Peru, Tsingtau und Argentinien gesandt worden, z. T. hoffen auch sie noch Verwendung in der Pflege der Deutschen über See zu finden.

3. Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Der Bund wurde am 11. Juni 1908 in Bremen gegründet. Sein Ziel ist, auf die Erstarkung deutschen Familienlebens in den Kolonien hinzuwirken, die Frauen für ihre dortigen Aufgaben vorzubereiten, bei der Erziehung der Jugend zu helfen und deutsche Mädchen gegenüber manchen Schwierigkeiten und Gefahren zu schützen.

In der Zeit vor dem Kriege richtete der Bund seine Tätigkeit besonders nach Südwestafrika. Er suchte den nach dort hinausreisenden Frauen und Mädchen einen Stützpunkt zu bieten. Alle von drüben angeforderten weiblichen Angestellten wurden vor ihrer Ausreise einer gründlichen Prüfung unterzogen. In Keetmannshoop wurde ein Heimathaus erbaut, in dem neueinreisende Mädchen für ihren dortigen Wirkungskreis vorbereitet wurden und stellenlose Unterkunft fanden. Durch Vermittlung des Bundes gingen in 1½ Jahren 176 Mädchen hinaus. Sehr bald wurde in Lüderitzbucht ein Kinderheim und Kindergarten errichtet, dem andere folgten. Eine weitere Aufgabe war die Aussendung von Büchereien; ungefähr 25 große Büchereien gingen hinaus. Die Errichtung eines Erholungsheims in Ostafrika war geplant. Der Bund hatte bei Kriegsausbruch 148 Abteilungen mit 17 800 Mitgliedern.

Der Krieg machte zunächst eine Arbeit nach außen unmöglich. Dafür beteiligte sich der Bund an der vaterländischen Kriegshilfe. Schon am 8. August 1914 beschlossen die Abteilungen in Berlin die Errichtung eines Mittagstisches, der unter eifriger Mitarbeit von 70 Damen bis zum 1. Juli 1915 fortgeführt wurde. Auch andere Abteilungen gingen in ähnlicher Weise vor. Für die Lazarette der Kaiserin veranlaßte der Bund eine Sammlung von Decken und Kissen. Seine Mitarbeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

galt dann aber besonders dem gleich nach Kriegsausbruch gegründeten Kolonialen Hilfsausschuß. Dieser half den Familien, deren Ernährer in den Kolonien weilten und die bei der Unmöglichkeit von Geldsendungen in große Not gerieten. Die Abteilungen stellten sofort 20% ihres Vermögens zur Verfügung und sandten Spenden. Im Jahre 1915 übernahmen 50 Abteilungen 100 Familien in Kolonialpatenschaften zur Vermittlung von freier Wohnung, freier ärztlicher Behandlung, Sommeraufenthalt u. dgl. Eine weitere Arbeit galt seit September 1915 den kriegsgefangenen Kolonialdeutschen. Auf die Nachricht von der Ueberführung deutscher Frauen und Mädchen aus Lüderitzbucht in die Gefangenenlager nach Prätoria und Pietermaritzburg wurden sofort Geldmittel (30 000 M.) und Kleidungsstücke gesammelt. Ein Teil ging hinaus, ein anderer war später für die heimkehrenden Ostafrikaner hoch willkommen. Das Schicksal der 700 Frauen und 750 Kinder, die in die Konzentrationslager Ostafrikas gebracht waren, fand dauernde opferbereite Teilnahme. Den in Johann-Albrechts-Höhe in Südwestafrika Gefangenen konnten regelmäßig Bücher, Zeitschriften und Zigarren geschickt werden. Der Johann-Albrecht-Spende führte der Frauenbund 19 000 M. zu, während er selbst 30 000 M. von der Frauenbundspende an die Notleidenden hier und drüben verteilte. Als die Kriegsgefangenen aus den Kolonien über Frankreich zurückkamen, war es dem Bunde möglich, die Heimkehrenden durch seine Vorsitzende, Frau von Bredow, in der Schweiz zu empfangen und ihnen in Luzern und Bern in jeder Weise zu helfen. Auch die über Holland heimkehrenden Ostafrikaner wurden vom Frauenbund in Rotterdam empfangen und bei ihrer Ankunft in Berlin versorgt.

Nach Friedensschluß versuchte der Bund wieder mit Südwestafrika in Fühlung zu treten. Es begann ein reger brieflicher Verkehr, Zeitschriften und Bücher wurden gesandt. Für den wiedereingerichteten Kindergarten wurde alles Material geliefert, eine Krankenhauseinrichtung und ein Altarbild wurden gestiftet. Der Bund sieht es als eine seiner Hauptaufgaben an, den Zusammenhang mit den in Südwestafrika verbliebenen Deutschen immer inniger und reger zu gestalten und alles zur Stärkung des dortigen Deutschtums zu tun. Falls sich daher Aussicht für Weiterkommen bietet, hilft er auch zur Rückkehr nach dort. In Deutschland sorgt er weiter für die Heimgekehrten. Die Zentrale und die Abteilungen schicken jährlich über 100

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kinder in Bäder und aufs Land. Den kranken Frauen werden Kuren und Bäder verschafft, elternlose Kinder sind in Familien untergebracht, Kranke in Erziehungsheime und Anstalten.

Diesen Wirkungskreis zu erweitern und zu vertiefen sieht der Bund als seine Zukunftsaufgabe an. Seine Mittel sind durch die Inflation fast ganz verloren gegangen. Hohe Beiträge sind jetzt nicht zu erlangen. Gleichwohl ist er fest entschlossen, die koloniale Frage nicht ruhen zu lassen, den kolonialen Gedanken unermüdlich in immer weitere Kreise zu tragen, die Jugend für die Kolonien zu begeistern und ein tüchtiges Geschlecht heranzuziehen, daß, wills Gott, einmal wieder eigene Kolonien besiedeln soll und kann.

4. Die Deutsche Kolonialgesellschaft.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft richtete am 18. August 1914 einen Kolonialen Hilfsausschuß ein, um Deutschen und ihren Familien, die in unseren Kolonien ansässig waren, sich z. Zt. aber in Deutschland befanden und durch den Krieg in Not gerieten, in geeigneter Weise, insbesondere durch Gewährung zinsloser Darlehen, zu helfen. Dem Ausschuß traten auch Vertreterinnen des Frauenbundes der D.K.G. bei. Es wurden sofort 60 000, später 160 000 M. von der D.K.G. zur Verfügung gestellt, darunter vom Frauenbund 15 000, vom Kolonialkriegerdank 4000 M. Die Unterstützungen waren bescheiden, aber dadurch wertvoll, daß sie laufend gegeben wurden. In den ersten 21 Monaten betrug die Zahl der Gesuchsteller zirka 400. Er war außerdem bemüht, durch Vermittlung von Hilfsorganisationen im Ausland den durch die Engländer unterbundenen Nachrichtenverkehr zwischen der Bevölkerung in den Kolonien und ihren Angehörigen in der Heimat zu vermitteln. Im Jahre 1916 kamen 107 neue Bittsteller hinzu. Da in der Folgezeit die Hilfsmittel aufgebraucht waren, aber für weitere 182 Unterstützungsbedürftige gesorgt werden mußte, wurde mit dem Reichskolonialamt eine Vereinbarung getroffen, daß dieses vom 1. April 1918 ab nach den staatlichen Bestimmungen den Kolonialdeutschen für die erlittenen Kriegsschäden Darlehen gewährte. Die privaten Hilfsorganisationen (Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien, Frauenbund der D.K.G., Kolonialkriegerdank) wurden aber in ihren Bemühungen nicht müde. Sie errichteten bei dem Kolonialen Hilfsausschuß eine Zentralkartothek. Diese ermöglichte jedem Verein festzustellen, ob ein Antragsteller bereits von anderer Seite

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unterstützt worden war. Ferner wurde am 18. Juni 1919 eine Bestimmung über die Abgrenzung der staatlichen Unterstützungstätigkeit gegenüber den privaten Hilfsfonds getroffen.

Die Mittel für diese Unterstützungstätigkeit wurden u. a. gewonnen durch die Herzog-Johann-Albrecht-Spende für die Kolonien. Durch diese kamen bis Anfang 1917 ungefähr eine halbe Million Mark ein. Die Sammlungen wurden Ende 1919 geschlossen. Der Verwaltungsrat verwandte die noch vorhandenen Mittel namentlich zu Ausreise-Beihilfen an die nach den bisherigen Schutzgebieten zurückreisenden Kolonialdeutschen. Bis Mitte 1920 konnten 175 Personen unterstützt werden.

Das Elisabethhaus in Windhuk hat sich während des Krieges und später als eine sehr segensreiche Einrichtung erwiesen. Es wurde seinem Zwecke erhalten, auch, als lebhafte Wünsche laut wurden, das Haus für Schulzwecke zur Verfügung zu stellen.

Die Unterstützung der Deutschen Schulen in Südwestafrika gehört, streng genommen, nicht zur direkten kolonialen Wohlfahrtspflege, verdient aber in diesem Zusammenhange erwähnt zu werden, da die D.K.G. in den letzten Jahren dieser Aufgabe viele Mittel zugewandt hat.

Die Zentralauskunftsstelle für Auswanderer, die der D.K.G. angegliedert war, wurde durch den Krieg fast völlig lahmgelegt. Waren während der Friedensmonate April-Juni 1914 noch 6468 schriftliche und 1440 mündliche Auskünfte an Auswanderungslustige erteilt worden, so kamen für die nächsten Jahre im Durchschnitt nur je 474 schriftliche und 38 mündliche Auskünfte in Betracht. Die Stelle wurde aber vom 1. September 1914 ab vom Reiche zu einer „Zentralstelle für die Erteilung von Auskünften über Deutsche im feindlichen Ausland" gemacht. Sie hatte im ersten Monat nicht weniger als 13599 schriftliche und mehr als 3000 mündliche Auskunft zu erteilen. Dazu kamen in der Folgezeit die Vermittlung von Briefen und Geldbeträgen an die Zivilgefangenen. Durch Verfügung des Reichskanzlers vom 29. Mai 1918 wurde die Zentralauskunftsstelle für Auswanderer der D.K.G. genommen und eine eigene Reichsstelle für Deutsche Rückwanderung und Auswanderung, das spätere Reichswanderungsamt gebildet, das später dem Reichsministerium des Inneren als Reichsstelle für Wanderungswesen eingeordnet ist. Die privaten, an der Auswanderung beteiligten Vereine, hielten auf Einladung der D.K.G. am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

15. Februar 1919 eine Versammlung, in deren Verfolg sich eine „Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Wanderungswesen" unter Führung der Vereinigung für Deutsche Siedlung und Wanderung bildete.

5. Der Reichsverband der Kolonialdeutschen und Kolonialinteressenten.

Dieser Verband kann als ein caritativer kaum angesprochen werden. Seine Aufgabe war, als Vorprüfungsstelle an der Durchführung der Reichsentschädigungsgesetze mitzuwirken, zu denen das Reich durch den Versailler Vertrag verpflichtet war. Aber unerwähnt durfte die Tätigkeit dieses Verbandes nicht bleiben, da durch diese Entschädigungen doch in erster Linie die großen Verluste wieder gut gemacht werden sollten, die unsere Kolonialdeutschen draußen erlitten hatten und zu deren Wiedergutmachung die Kräfte der kolonialen Wohlfahrtspflege nicht im entferntesten ausreichten.

Der Vorstand des Verbandes hat die ganzen Jahre hindurch ehrenamtlich alles getan, was in seinen Kräften stand, den schwer Geschädigten zu ihrem Rechte zu verhelfen. Aber die von der Regierung vorgeschlagenen und vom Reichstage angenommenen Entschädigungsgesetze waren schließlich eine sehr herbe Enttäuschung für alle Kolonialdeutschen, die viele bitteren und berechtigten Klagen ausgelöst hat.

6. Der Kolonialkriegerdank.

In der Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts trat erstmalig das Bedürfnis hervor, den ehemaligen Angehörigen der Schutz- und Polizeitruppen der deutschen Schutzgebiete besondere Fürsorgemaßnahmen zuzuwenden. Es handelte sich um Leute, die jahrelang den damals unter weit ungünstigeren sanitären und hygienischen Verhältnissen sich abwickelnden Dienst bei der Truppe oder auf einsamen Stationen im Inneren hinter sich hatten und wegen Tropendienstunfähigkeit in die Heimat zurückgeschickt wurden. Die Vergünstigungen der Weiterbildung auf den allgemeinen Gebieten des Wissens, wie sie den Kapitulanten im Heer und in der Marine in der Heimat zuteil wurden, hatten sie entbehren müssen. Viele von ihnen waren ferner durch die außerordentliche Selbständigkeit, in der sie jahrelang in Uebersee gelebt hatten oder durch ungünstige in den Tropen erworbene Eigenschaften für den heimat-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Bürodienst oder Arbeitsmarkt schwer verwertbar. Den Kolonialkriegervereinen, die sich hier und dort bereits gebildet hatten, lag daher in erster Linie daran, für die alten Kameraden Stellungen zu schaffen.

Als nach dem Jahre 1907 mit den Heimgekehrten aus den China- und Afrikafeldzügen die Zahl der Entlassenen bzw. invalidisierten Schutztruppenangehörigen mehr als 20 000 betrug, wurde die Lösung brennend. Die bisherigen Bestrebungen fanden ihren Abschluß in der Gründung eines besonderen, den vorerwähnten Zwecken dienenden Vereins, der am 16. Februar 1909 auf Anregung des bekannten ehemaligen Majors der Schutztruppe von Südwestafrika Kurt Schwabe und unter der Mitwirkung von Männern wie General Müller, Direktor Hupfeld, v. Ramsey, Ulrich Jenzen, Johannes Marx, Dr. Luda, von Kolonialkriegern und Kolonialfreunden unter dem Namen Kolonialkriegerdank E. V. ins Leben gerufen wurde. Die Deutsche Kolonialgesellschaft hatte bei der Gründung ebenfalls mitgewirkt. Schutzherr des jungen Vereins wurde der damalige Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft Herzog Johann Albrecht. Der jetzige Vorsitzende Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg gehörte dem Verein von Anbeginn im Präsidium an.

In hohem Maße legte der Kolonialkriegerdank Wert auf die Stellenvermittlung, auf die er bis zum Weltkrieg mit gutem Erfolg zurückblicken konnte. Daß gerade diese Tätigkeit ein recht liebevolles Eingehen auf die Sonderumstände in jedem Falle bedingte, ist klar. In zweiter Linie wurden Beihilfen zur Wiederherstellung der Gesundheit und einmalige oder laufende Barunterstützungen gewährt. Doch waren die hierfür zur Verfügung stehenden Mittel anfänglich recht gering.

Es galt daher durch Werbung von Mitgliedern den Verein auf eine breitere Grundlage zu stellen und Mittel für die Erfüllung der Aufgaben zu gewinnen. Das lebhafte Interesse, das insbesondere der Kronprinz an den Bestrebungen des Vereins nahm, führte zur Bildung eines Grundstockes, der durch weitere Spenden aus Anlaß des 25jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers im „Kaiser-Wilhelm-Jubiläums-Fonds“ auf einen Betrag von 100 000 M. erweitert werden konnte.

Ferner wurden verschiedene erwerbende Unternehmungen ins Leben gerufen, die die Rechtsform von Gesellschaften mit beschränkter Haftung erhielten und deren alleiniger Gesellschafter der Kolonialkriegerdank E. V. war. Es waren dies

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Photozentrale, eine Annoncenexpedition, eine Versicherungsagentur und eine Theaterkasse. Ende 1913 wurden ihm von den zuständigen Ministerien die Vorrechte einer „milden Stiftung" zuerkannt.

Dann kam der Weltkrieg. Die Stiftung wandte sich sofort mit einem Aufruf an die breiteste Oeffentlichkeit, um bei der Rückkehr der unter den unerhörten Strapazen kämpfenden Schutztruppenangehörigen und der zur Verstärkung eingezogenen Kolonialdeutschen genügend Mittel zur Verfügung zu haben. Dem gleichen Zweck sollten die Erträgnisse eines auf geschäftlicher Basis aufgezogenen Balkan-Postkartenunternehmens dienen. Doch es sollte anders kommen. Die Hilferufe der in den großen englischen Gefangenenlagern in Aegypten und Indien Internierten, der gefangenen Schutztruppe im südwestafrikanischen Lager Aus sowie der verstreut in Frankreich gefangenen Kolonialdeutschen, der später nach der Schweiz Ausgetauschten und die drückende Not der in der Heimat lebenden Angehörigen von Kolonialleuten, die durch die kriegerischen Ereignisse von der Zufuhr von Unterstützungsgeldern ihrer Angehörigen abgeschnitten waren, erheischten dringend durchgreifende Hilfsmaßnahmen. Hierzu war eine einzelne private Organisation unter den Kriegs-Personalverhältnissen zu schwach. Hatten die Unterstützungsmaßnahmen des Kolonialkriegerdankes 1911 nur 10 000 M. erfordert, so waren sie 1916 auf 26 000 M., 1918 auf 107 000 M. gestiegen. Die Kolonial-Zentralverwaltung trat auf die dringenden Vorstellungen des Kommandos der Schutztruppen daher selbst in Aktion. Die in den Etats vorgesehenen Unterstützungsfonds für Schutztruppenangehörige und deren Hinterbliebenen waren nur gering bemessen. Aus einigen dem Kommando der Schutztruppen von privater Seite zur Verfügung gestellten Geldbeträgen wurde ein Fonds gebildet, der den Namen Deutsche Kolonialkriegerspende führte, die aus den Erträgnissen eines großen Postkartenvertriebes planmäßig erweitert wurde. Mitte 1918 waren alsdann die Vorarbeiten für eine Volkssammlung im ganzen Reiche beendet. Der Staatssekretär des Reichskolonialamts hatte sich selbst an die Spitze eines Ausschusses gestellt und erreicht, daß in allen Bundesstaaten an zwei aufeinanderfolgenden Tagen eine öffentliche Volkssammlung stattfinden konnte. Hierbei sollte dem deutschen Volke der Gedanke an die Kolonien, der trotz der bewundernden Anteilnahme an den Heldenkämpfen Lettows in Deutsch-Ostafrika durch die stärkeren Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirkungen der Nachrichten von den europäischen Kriegsschauplätzen übertönt wurde, wieder näher gebracht werden und die gesammelten Gelder sollten einheitlich und unterschiedslos für alle Kolonialleute verwandt werden. In den Dienst der großen Sache hatten sich bereitwilligst alle übrigen kolonialen Organisationen gestellt. Von dem Erträgnis, das durch die im Spätsommer 1918 einsetzende verschärfte Kriegslage stark behindert wurde, das aber immerhin etwa 6 Millionen betrug, erhielten der Kolonialkriegerdank, der Frauenbund, der Frauenverein und die Herzog-Johann-Albrechtspende zur Erledigung ihrer Aufgaben anteilig Summen überwiesen. Die Kolonialkriegerspende bewirkte zunächst erhebliche Zahlungen an die einzelnen Gefangenenlager. Leider stellte es sich später heraus, daß die Erledigung der telegraphisch gegebenen Zahlungsersuche infolge der notwendigen Mitwirkung neutraler diplomatischer Stellen und hauptsächlich durch die Härte der betreffenden Feindstaaten außerordentlich verzögert wurde. Die Spende selbst wurde von einem lediglich dem Staatssekretär unterstellten Ausschuß verwaltet. Um den zum größten Teil recht abgerissen heimkehrenden Kolonialdeutschen praktische Hilfe sofort zu bieten, wurden bereits bei der Ankunft in Rotterdam Empfangsstellen gebildet, die Gelder verteilten. In Berlin wurde eine große Kleiderstelle eingerichtet, die auf Anweisung der Spende Bekleidungsstücke, Wäsche, Stiefel, Unterzeug und Strümpfe entweder gratis oder zum Selbstkostenpreise abgab, wobei der Kaufpreis in den meisten Fällen auf Jahre hinaus gestundet wurde, bis die Betreffenden in den Besitz der ersten Zahlungen aus ihren Entschädigungssummen waren. Man muß sich vergegenwärtigen, daß damals zur Zeit der allgemeinen Not Bekleidungsstücke überhaupt nur gegen behördlichen Ausweis gegen teures Geld gekauft werden konnten.

Der Behördenumbau und -Abbau nach der staatlichen Umwälzung machte es notwendig, der Deutschen Kolonialkriegerspende einen anderen Rechtsträger zu geben. Sie wurde schließlich im Einverständnis mit dem Staatskommissar für die Regelung der Kriegerwohlfahrtspflege in Preußen und dem Reichsarbeitsminister, dem Kolonialkriegerdank übertragen, nachdem dieser seine Satzungen so erweitert hatte, daß er außer den Kolonialkriegern auch die Kolonialdeutschen aus den Schutzgebieten mit betreute. Die besonderen Kriegsverhältnisse in den Schutzgebieten hatten es mit sich gebracht, daß ein Unterschied zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie ihn die Heimat kennt, bei der weißen Bevölkerung der Schutzgebiete kaum gemacht werden konnte. Die im Jahre 1921 vom Kolonialkriegerdank gewährte Hilfe belief sich auf 782000 M. So wurden die segensreichen Arbeiten der Deutschen Kolonialkriegerspende im Kolonialkriegerdank fortgesetzt und erlitten erst dann eine Stockung, als der Wirrwarr der Inflationszeit alle Maßnahmen einer geregelten Hauswirtschaft über den Haufen warf und die einst zur treuen Unterstützung des Vaterlandes aus beträchtlichen Spendenmitteln gezeichneten Kriegsanleihen zu wertlosen Papierbogen machte. In gleicher Weise waren die zahlreichen Darlehen dahingeschmolzen, die den Geschädigten mit der Auflage der Anrechnung auf ihren Kriegsschaden gewährt worden waren. Die Bestrebungen der Deutschen Kolonialkriegerspende, die vielfach zersplitterten, und sowohl nebeneinander wie durcheinander laufenden Fürsorgemaßnahmen der verschiedenen kolonialen Organisationen für die Kolonialleute einheitlich zusammen zu fassen, wurden vom Kolonialkriegerdank weiter verfolgt. Ein wesentliches Mittel, Einheitlichkeit zu schaffen und sich an einer Stelle über jeden Bittsteller zu informieren, war der Ausbau der großen Zentralkartothek der Spende, die mit Hilfe der Entschädigungsstellen aufgebaut worden war und mehr als 10000 Personen nachwies. Dazu kam ein umfangreiches, auf den Namen lautendes, etwa 6000 Bände umfassendes Unterstützungsaktenmaterial.

Die von deutschen Frauen Mexikos Anfang 1923 gesammelte und der Berliner Kolonialen Arbeitsgemeinschaft übermittelte Spende war alsdann der Anlaß, daß ein gemeinsamer Unterstützungsausschuß niedergesetzt wurde, der den Kolonialkriegerdank mit der Ausführung seiner Unterstützungsmaßnahmen betraute. Die gemeinschaftliche Linie des Zusammenarbeitens war so endlich erreicht worden, soweit Witwen- und Waisenbetreuung in Frage kam. Diese Zusammenarbeit hat sich als überaus segensreich und kräftesparend erwiesen.

Bei allen kolonialen Organisationen sind infolge der Inflationszeit die Wohlfahrtsfonds aufgezehrt. Die zu lindernden Notfälle und die zu erfüllenden Wohlfahrtsaufgaben stehen aber in gleicher Größe, ja oft noch dringender, da. Abgesehen von den Barunterstützungen in den gewöhnlichen Krankheits- und Sterbefällen, bei Erholungsmaßnahmen und in sonstigen Bedrängnissen, die namentlich für die Kinder, bei der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verarmung unseres Volkes bedeutend mehr Mittel als früher erfordern, sind es noch zwei weitere Momente von hoher sittlicher Tragweite, die zur Bereitstellung erheblicher Mittel drängen. Die Zahl der Fälle ist groß, in denen Deutsche aus Südwestafrika den berechtigten Wunsch geltend machen, ihren Kindern in der deutschen Heimat eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung angedeihen zu lassen. Viele Kolonialdeutsche, die nach der Heimat zwangsweise zurückgebracht worden sind, wandern wieder aus und wollen ihre Kinder zur Erziehung in Deutschland zurücklassen. Für alle diese Fälle, die für den deutschen Wiederaufbau von großer Bedeutung sind, fehlt es vollständig an Geld. Weiter können die dringendsten Gesuche ehemaliger Kolonialdeutscher um Gewährung von Wiederausreisebeihilfen ebenfalls aus Mangel an Mitteln nicht berücksichtigt werden. Und doch, wie dringend erwünscht ist es, Kolonialdeutschen die Rückkehr in die ehemaligen deutschen Schutzgebiete zu ermöglichen!

Wir dürfen bei diesen drängenden Erfordernissen die Hände nicht in den Schoß legen, sondern müssen mutig auf Abhilfe dringen. Schon einmal hat das deutsche Volk im Jahre 1918 in sorgenvollster Zeit für die Not der Kolonialdeutschen Herz und Hand geöffnet. Wagen wir es wiederum, trotz der wachsenden Schwierigkeiten unserer wirtschaftlichen Lage! Wir wollen den am 4. November d. J. zum zehnten Male sich jährenden Gedenktag der siegreichen Schlacht bei Tanga benutzen, um an möglichst weite Kreise unseres Volkes einen Appell an die Opferwilligkeit zu richten. Die Koloniale Reichsarbeitsgemeinschaft könnte sich an sämtliche angeschlossenen Organisationen wenden und diese bitten, am 4. November in den örtlichen Arbeitsgemeinschaften unter weitester Zuziehung ähnlich gerichteter Organisationen Veranstaltungen zu treffen, die völlig auf koloniale Propaganda eingestellt sind und lediglich der Aufbringung von Mitteln für koloniale Wohlfahrtszwecke dienen. Das Leitmotiv bei der Sammlung muß sein: „Wir verzichten niemals auf unsere kolonialen Ansprüche! Wir wollen diejenigen unterstützen, die für unsere Kolonien gekämpft haben und denen, die einst wieder hinausgehen können, den Glauben und die Zuversicht stärken!“ Bei geschickter Aufmachung läßt sich mit Sicherheit auf ein befriedigendes Ergebnis rechnen. Diese Sammlung bei der Tangafeier müßte dann alljährlich wiederholt und somit zu einer ständigen Einrichtung gemacht werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unsere Kolonien haben wir verloren, die koloniale Wohlfahrtspflege ist uns geblieben, sowohl mit ihren organisatorischen Einrichtungen wie mit ihren großen Verpflichtungen. Ihre Erfüllung ist unsere nächste unabweisbare koloniale Aufgabe. Unsere Kolonialpioniere und unsere Kolonialkrieger, die das schwarz-weiß-rote Banner über See aufgepflanzt und mit ihrem Blute verteidigt haben, ihre Witwen und Kinder dürfen keine Not leiden! Ihnen nach Kräften zu helfen, muß Ehrenpflicht aller Kolonialfreunde, ja unseres ganzen deutschen Volkes sein. Die Einlösung dieser Pflicht aber wird zugleich ein wirksames Mittel sein, daß unsere Kolonien unvergessenes Land bleiben! —

Zur Ausführung dieser Vorschläge erlaube ich mir folgende Entschließung zur Annahme durch unsere Abteilung und zur Vorlage an den Deutschen Kolonialkongreß zu empfehlen:

„Der Deutsche Kolonialkongreß bittet die Koloniale Reichsarbeitsgemeinschaft den von der Berliner Kolonialen Arbeitsgemeinschaft eingesetzten Unterstützungsausschuß nach Ergänzung durch den Deutschen Kolonialen Kriegerbund mit der Aufgabe zu betrauen, die koloniale Wohlfahrtspflege unter gemeinschaftlichen Gesichtspunkten auszubauen, insbesondere durch regelmäßige Sammlungen, namentlich bei der alljährlichen Tangafeier, Mittel für die koloniale Wohlfahrtspflege zu gewinnen.

Die dauernde Fürsorge für notleidende Kolonialpioniere und Kolonialkrieger, für ihre Witwen und Kinder ist der beste Dank für unsere im Kampf für die Kolonien Gefallenen und Geschädigten, ein wirksames Mittel, daß unsere Kolonien unvergessenes Land bleiben."

Professor D. **Haußleiter**-Halle: Wir haben soeben einen lückenlosen Ueberblick über unsere weitausgedehnte koloniale Wohlfahrtspflege von sachkundiger Seite erhalten. Der Schmerz darüber, daß diese große Aufgabe uns zurzeit aus der Hand genommen ist, wird dadurch noch vertieft, daß es den Nachfolgern teils an Kraft, teils am ernsten Willen zu fehlen scheint, das begonnene Werk auf der Höhe zu halten.

Unter unseren vielen Vereinigungen, die ehemals in dieser Richtung arbeiteten, sei besonders an die Gesellschaft zum Schutze der Eingeborenen erinnert, die mit dem Namen des leider zu früh uns entrissenen Herrn Konsul a. D. Vohsen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

untrennbar verknüpft ist. In dieser, sowie auch auf internationalen Tagungen, hat sich Herr Missionsdirektor D. Schreiber stets für eine ersprießliche Lösung der Alkoholfrage eingesetzt. Mit dem Dank, den wir ihm dafür schulden, sei ihm und allen hier versammelten Kolonialfreunden die Bitte ans Herz gelegt, diesen Gegenstand niemals aus dem Auge zu verlieren. Wir haben auch durch die Presse dahin zu wirken, daß auf jeder Jahresversammlung des Völkerbundes über die Alkoholfrage in den Mandatsgebieten eingehend vor der ganzen Welt berichtet wird. Das können wir tun, auch wenn wir nicht selbst Mitglieder jenes hohen Rates sind. Die innere Voraussetzung dafür ist allerdings, daß wir den Mut haben, der Alkoholfrage auch in der Heimat ernstlich ins Gesicht zu sehen. Auf diese Weise wahren wir uns das Recht, auch öffentlich über diese und andere brennende Kolonialangelegenheiten zu reden.

Frau **Dr. Lehr,** Vorsitzende des Frauenvereins vom Roten Kreuz für Deutsche über See, Berlin, macht Mitteilungen über die Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit unter den Eingeborenen in Ostafrika und Kamerun, ferner über die Bekämpfung der Augenkrankheiten in Samoa unter den Eingeborenen durch deutsche Aerzte und Krankenschwestern im Dienste des Frauenvereins.

Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg: Die Ausführungen der Vorrednerin über die verheerenden Wirkungen der Kindersterblichkeit kann ich aus meinen Erfahrungen als Gouverneur von Togo nur durchaus bestätigen. Ich habe auf die Berichte der einzelnen Stationen hin selbst die hauptsächlichsten in Frage kommenden Bezirke bereist. Bei den Vernehmungen der schwarzen Mütter stellte es sich heraus, daß bei einer Geburtenzahl von 8, 10 oder 12 Kindern etwa 6 oder 8, ja sogar bis zu 10 Sterbefälle vorlagen. Die Kinder waren durchschnittlich schon während des ersten Lebensjahres wieder verstorben. Die Säuglingssterblichkeit hatte in einzelnen Bezirken einen solchen Umfang angenommen, daß nahezu 70% aller neugeborenen Kinder bereits im ersten Lebensjahre wieder verstorben waren. Da seinerzeit im Rahmen des Etats genügende Mittel zur Bekämpfung dieses Uebelstandes nicht bereitstanden, mußte ich mich um Abhilfe zunächst anderwärts umsehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor D. **Meinhof**-Hamburg: Von Eduard Woermann in Hamburg war in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit bereits vor dem Kriege ein Preis ausgesetzt für die beste wissenschaftliche Arbeit zur Sache, die zugleich praktische ausführbare Vorschläge zur Besserung der Verhältnisse bringen sollte. Den Preis erhielt der Missionsarzt Dr. Ittameyer. Seine und die Arbeit von Dr. med. Feldmann ist von der Hamburgischen Universität publiziert als Grundlage für die Weiterarbeit auf diesem Gebiete.

Dr. Schreiber verzichtet auf ein Schlußwort. Der Vorsitzende bringt die beantragte Entschließung zur Abstimmung und stellt ihre einstimmige Annahme fest.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abteilung V.

Ueberseeische Siedlung und Wanderung.

Vorsitzender: Wirklicher Geheimer Rat Dr. von Lindequist, Staatssekretär a. D., Macherslust b. Eberswalde.

Stellvertreter: Geheimer Regierungsrat Dr. Mansfeld, Berlin, Verl. Hedemannstraße 8.

---

1. Schmidt, Geo A., Geheimer Regierungsrat:
   Deutsche Siedlung in Uebersee in Vergangenheit und Gegenwart.
2. Seelheim, Gesandtschaftsrat Dr.:
   Deutsche Auswanderung und Siedlung unter besonderer Berücksichtigung der Niederlassungen in den südamerikanischen Waldgebieten. Mit Lichtbildern.
3. Golf, Professor Dr., Leipzig:
   Siedlung und Landwirtschaft in überseeischen Steppengebieten mit besonderer Berücksichtigung von Südwestafrika, Argentinien und Paraguay. Mit Lichtbildern.
4. Reinold, Pfarrer:
   Deutsche Kolonisationsbestrebungen in der Provinz Mendoza unter besonderer Berücksichtigung des Südens.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Siedlungen in Uebersee in Vergangenheit und Gegenwart.

Geheimer Regierungsrat Geo A. Schmidt.

Vortrag in der Vollversammlung am 18. September 1924.

Eure Königliche Hoheit! Eure Hoheit! Hochverehrte Damen und Herren! Die Frage der deutschen Siedlung in Uebersee ist heute für Deutschland von sehr viel größerer Bedeutung wie sie je war. Deutschlands Macht ist zerbrochen, die deutsche Wirtschaft zerschlagen. Die jüngste Generation ist durch den ruchlosen Hungerkrieg geschwächt. Teile Deutschlands und die deutschen Kolonien sind uns geraubt. Was uns geblieben ist, ist die deutsche Volkskraft, sind die deutschen Menschen. Aber auch die gönnt man uns nicht. Clemenceau hat gewagt zu sagen: „Es gibt 20 Millionen Deutsche zu viel auf der Welt.“ Es war der Plan unserer Feinde, auch diese noch zu vernichten. Unser letzter Reichtum, unsere Volkskraft, soll uns auch noch genommen werden. Erst wenn dieses Ziel erreicht sein wird, dann wird der Völkerbund seinen Zweck erfüllt haben.

Der Wille auszuwandern, und das Suchen nach Stellungen und Siedlungsmöglichkeiten in Uebersee, sind in den letzten Jahren groß gewesen und werden immer größer. Das war allerdings nach jedem verlorenen Kriege so, aber die Auswanderungsbewegungen könnten in nächster Zeit einen Umfang annehmen, der recht bedenkliche Folgen haben kann, wenn nicht — solange es noch Zeit ist — alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um den Verlust für das Deutschtum so gering wie nur möglich zu gestalten.

Der bittere Ernst dieser Tatsachen und deren Folgen sind vielen Kreisen leider noch nicht genügend zum Bewußtsein gekommen. Viele werden auswandern müssen. Wie können wir diesen helfen, eine neue Existenz im Ausland zu gründen und was können wir tun, um sie dem Deutschtum möglichst zu erhalten, ist jetzt die Frage. Die Geschichte der deutschen Auswanderung und Siedlung in Uebersee ist, abgesehen von den germanischen Wanderungen in alter Zeit, von denen Tacitus schon er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zählt hat, bis auf die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege zurückzuverfolgen. Als das durch den Dreißigjährigen Krieg zerstörte und verarmte Deutschland den jungen Generationen nicht mehr genügend Möglichkeiten bieten konnte ein Fortkommen zu finden, setzten die Ueberseewanderungen ein und nahmen zu von Jahrhundert zu Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert sind nicht weniger als 5—6 Millionen Deutsche nach Uebersee ausgewandert, um sich drüben anzusiedeln. Sie sind Deutschland verloren gegangen. Heute gibt es außerhalb des deutschen Sprachgebietes in Europa etwa 20 bis 25 Millionen Deutsche im Ausland. Hiervon sind aber nur etwa 1½ Millionen deutsche Reichsangehörige, die übrigen gehören zu fremden Staaten. Viele deutsche Söhne haben in den Heeren Rußlands und Amerikas gegen die Heimat ihrer Väter kämpfen müssen.

Bei der deutschen Ueberseewanderung sind zwei Gruppen zu unterscheiden. Die erste Gruppe umfaßt die Einzelauswanderer, welche als Kaufleute, Pflanzer, Handwerker, Aerzte oder andere selbständige Berufe. oder als Industrie- und Landarbeiter sich eine Existenzmöglichkeit im Auslande suchen. Diese haben sich über alle Länder der Erde zerstreut. Anpassungsfähige, willensstarke und tüchtige Leute haben sich fast überall durchsetzen können und sind, wenn auch vielfach erst nach hartem Kampfe vorwärts gekommen. Sie konnten sich in allen Klimaten eine neue Lebensstellung erringen, wenn sie geeignet waren. Sie brauchten nicht immer unbedingt ihre deutsche Staatsangehörigkeit aufzugeben. Freilich heut ist es auch schon für Einzelauswanderer viel schwerer geworden, im Auslande Fuß zu fassen. Die Verhältnisse haben sich verschlechtert.

Die zweite und wichtigste Gruppe bilden die Siedlungsauswanderer, welche meist zu mehreren, teilweise sogar in geschlossenen Massen die alte Heimat verließen, um sich im Auslande mit eigener Hände Arbeit möglichst auf eigener Scholle für sich und ihre Kinder eine neue Existenz aufzubauen. Verärgert und verbittert durch die Zustände in der Heimat — schon früher und leider auch jetzt —, verlockt durch rosige, übertriebene Schilderungen der Verhältnisse durch Kolonisationsgesellschaften, die meist nur ihre eigenen Vorteile im Auge haben, sind schon seit Jahrhunderten große Massen von Deutschen als Siedler nach Uebersee gewandert. Die weitaus meisten haben unendlich schwer zu kämpfen, bitterste Not und furchtbarste Entbehrungen zu überwinden gehabt, bevor sie zu etwas gekommen sind und viele

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind zugrunde gegangen. Die Widerstandsfähigsten aber haben sich mit Entsagung, Fleiß und Zähigkeit, oft nur mit Büchse, Axt und einem Sack Mais ausgerüstet, aus den kleinsten Anfängen emporgearbeitet, blühende deutsche Dörfer und Siedlungen in Nordamerika, Südamerika, Südafrika und Australien geschaffen und deutsche Sprache, deutsche Art und deutsche Sitte sich erhalten. Oft aber haben erst Söhne und Enkel das erreicht, was die Väter angestrebt hatten. Die Erfolge solcher Ansiedlungen sind aber nicht nur von der Person, sondern zu einem großen Teil auch vom Klima, von den verfügbaren Mitteln und von den politischen Verhältnissen in den Siedlungsländern abhängig. Die Ansiedlung kann in verschiedenen Formen geschehen, in Einzelsiedlung und in geschlossenen Siedlungen. Als wichtigstes Kennzeichen des Begriffes „Siedlung" wird man die persönliche landwirtschaftliche Betätigung aller Familienmitglieder ohne oder nur mit wenigen fremden Arbeitskräften ansehen können, wenngleich oft auch die Niederlassung verschiedener anderer Berufsvertreter kurzhin als Ansiedlung bezeichnet wird. Die ersten Einzelsiedlungen waren in Nordamerika die Niederlassungen der Pelzjäger, später der seßhaften zum Ackerbau übergehenden Jäger, in andern Ländern Niederlassungen der Goldsucher. Die Anfänge der geschlossenen Siedlungen sind Missionsniederlassungen, Handelsniederlassungen usw. Die jetzt vorhandenen großen geschlossenen Siedlungen sind aber in der Hauptsache auf planmäßige gemeinschaftliche Ansiedlung in Urwald oder Steppe auf Regierungsländereien oder Privatländereien zum Zwecke landwirtschaftlicher Tätigkeit entstanden. Einige Siedlungen sind auf kommunistischer Grundlage versucht worden, haben sich jedoch nicht halten können. Der Siedlung in unseren eigenen Kolonien haben wir viel zu wenig Beachtung geschenkt. Mit Ausnahme von Deutsch-Südwestafrika haben wir noch keine eigentliche Siedlungskolonie gehabt.

Ueber die deutschen Siedlungen in Uebersee in den verschiedenen Erdteilen läßt sich bei der Kürze der Zeit nur eine sehr kurz gefaßte Uebersicht geben.

In Asien sind überhaupt keine deutschen Siedlungen von Bedeutung mit Ausnahme der Siedlung der früheren württembergischen Tempelgesellschaft in Palästina, Jaffa, Haifa, Sarona, Rephraim und Wilhelma, welche vor dem Kriege zusammen rund 3000 Seelen umfaßten und sich in Sprache und Sitte deutsch erhalten haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach Südafrika zogen die ersten deutschen Siedler, etwa 3000 Männer, Frauen und Kinder, im Jahre 1856. Die Männer waren ehemalige Legionäre der von den Engländern für den Krimkrieg angeworbenen britisch-deutschen Legionen. Der englische Gouverneur der Kapkolonie hatte sie durch Versprechungen zur Ansiedlung veranlaßt, die Versprechungen jedoch nicht gehalten. Infolgedessen zogen viele heimlich fort, andere verkamen im Elend. Wo es galt etwas zu leisten, riefen die Engländer damals schon „Germans, to the front"! Später wurden durch eine Hamburger Firma weitere 2700 Deutsche, meist Tagelöhner und kleine Handwerker, als Siedler für Südafrika angeworben. 1876/77 folgten nochmals hunderte und von da ab nur noch einzelne Familien. Im Westen des Kaplandes und im Hinterland von Durban sind noch heute bedeutende Siedlungen, die deutsche Sprache und Eigenart erhalten haben.

Die Besiedlung Deutsch-Südwestafrikas war im besten Gange als der Krieg ausbrach. Deutsch-Ostafrika hatte nur ganz vereinzelte Siedler aufzuweisen. Es war eigentlich bis zum Kriege nur als Pflanzungs- und Handlungskolonie entwickelt worden, obwohl sich die Hochländer westlich vom Kilimandjaro, bzw. westlich vom großen Graben in Lagen von über 1200 m ü. d. M. zu einem großen Teil zur Besiedlung geeignet hätten. Gegner der deutschen Kolonialpolitik, an denen es früher nicht gefehlt hat, hatten die angebliche Ungeeignetheit unserer Kolonien für deutsche Besiedlung als Argument gegen den Wert der deutschen Kolonien anzuführen versucht. Die im Jahre 1908 unter Führung von Exz. von Lindequist nach Ostafrika entsandte Kommission hat aber festgestellt, daß Deutsch-Ostafrika zweifellos genau so gut zur Besiedlung geeignet ist wie Britisch-Ostafrika.

An Australien haben wir viel gutes deutsches Menschenmaterial abgegeben. Dort entstanden die ersten deutschen Ansiedlungen im Jahre 1837. Einige rheinische Winzerfamilien hatten den Anfang gemacht. Diesen folgten größere Gruppen Altlutheraner, die wegen Glaubenssachen auswanderten. In den Jahren 1860 bis 1868 wanderten 11 000 Deutsche nach Queensland, im Laufe der folgenden Jahre 30 000 nach Victoria, 14 000 nach Neu-Südwales, 12 000 nach Neu-Seeland. Es waren vor dem Kriege insgesamt etwa 120 000 Deutsche in Australien, und zwar meist als Siedler ansässig. In Australien haben die Deutschen immer einen sehr schweren Stand gehabt, obgleich sie auch dort sehr wesentlich zur Entwicklung des ganzen Landes beigetragen haben und von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der englischen Verwaltung sehr gesucht waren. Die Nachkommen der englischen Sträflingskolonie, der Goldsucher und Abenteurer haben die deutschen Siedler stets sehr angefeindet. Aber trotz der größten Schwierigkeiten und Anfeindungen haben die Deutschen dort aus der Wüste blühende Gärten, Farmen und Siedlungen geschaffen.

Den größten Reiz für deutsche Auswanderer und Siedler in Uebersee haben aber immer Nord- und Südamerika ausgeübt. Besonders die Vereinigten Staaten von Nordamerika galten schon seit langer Zeit als das Land der Freiheit und der größten Möglichkeiten. Frankreich und England haben sich 1½ Jahrhunderte um den Besitz Amerikas gestritten. Deutschland hat die Menschen und Kulturwerte geliefert. Kanada, das größer ist als die Vereinigten Staaten sind, aber nur 8 Millionen Einwohner zählt, war auf starke Einwanderung angewiesen. Es hat sich vor dem Kriege immer sehr bemüht, Deutsche hinzuziehen. Es sind viele Deutsche und viele deutschstämmige Mennoniten aus Südrußland dort eingewandert. Große deutsche Siedlungen entstanden. Vor dem Kriege waren dort etwa 400 000 Deutsche angesiedelt, neben 2 Millionen Franzosen und 3 Millionen Engländern. Während des Krieges wurden die Deutschen aber schmachvoll behandelt, und es ist kein Wunder, daß nach dem Kriege Abwanderungsbestrebungen in großem Umfange einsetzten. Mir wurde wiederholt von kanadischen Deutschen gesagt, daß 100% der Deutschen Kanada verlassen möchten, selbst unter schwersten materiellen Verlusten. Jetzt sucht Kanada wieder deutsche Farmer und macht diesen allerhand Versprechungen und es gibt auch wieder genug Deutsche, welche trotz der trüben Erfahrungen nach Kanada gehen wollen. Der Deutsche vergißt nur zu schnell die ihm angetane Schmach! —

Die deutschen Siedlungen in den Vereinigten Staaten begannen an der Ostküste etwa 100 Jahre nach der Entdeckung, also Mitte des 16. Jahrhunderts. Im 17. Jahrhundert zogen viele Deutsche nach dort. Anfang des 18. Jahrhunderts waren es hauptsächlich Pfälzer und Schwaben, die in Nordamerika eine neue Heimat suchten und bis 1800 hatten schon mehrere hunderttausend Deutsche sich dort niedergelassen.

1845/48 gingen viele politisch Verfolgte nach den Vereinigten Staaten, darunter viele geistig hochstehende Männer, fanden aber im Lande der Freiheit die Verhältnisse doch nicht so wie sie sie erwartet hatten. Sie waren vielfach enttäuscht, vermochten sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit den Alt-Eingewanderten nicht recht zu stellen und es trat zwischen ihnen ein Gegensatz in Erscheinung, aus dem sich das heut eine große Rolle spielende Nativitätsprinzip, das hundertprozentige Amerikanertum entwickelte.

Im 19. Jahrhundert wurde das Gebiet am Mississippi von Deutschen bevorzugt. Die großen Ansiedlungen in Minnesota, Wisconsin, Jowa, Missouri, Tennessee, Texas, Pennsylvanien, New York und Kalifornien sind größtenteils deutschen Ursprungs.

Im 18. und 19. Jahrhundert wurden die Amerika-Auswanderer von holländischen und englischen Ausbeutungsgesellschaften hinübergeschafft, welche die Beförderungskosten vielfach abarbeiten ließen. Die Auswanderer wurden wie die Tiere auf kleinen Seglern eng gepfercht untergebracht, schlecht verpflegt und behandelt. Viele starben unterwegs, auf manchen Transporten bis zu 25%! Aber auch das wirkte nicht abschreckend. Immer mehr wanderten in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Es darf aber nicht geleugnet werden, daß die Regierung der Vereinigten Staaten viel für die Einwanderer getan hat. Um der schamlosen Ausbeutung der Einwanderer entgegentreten zu können, wurden durch Gesetz vom 5. Mai 1847 alle Einwanderer unter den Schutz der „Commission of Immigration" gestellt. 1866 wurde durch das „Homestead Act" Gesetz Siedlungseinwanderern in den Nordstaaten eine Fläche von 160, im Süden von 80 Acker kostenfrei zugewiesen, die nach fünfjähriger Bearbeitung Eigentum der Siedler wurden. Diese Vergünstigung zog in den Jahren 1860—70 zwei Millionen Europäer, darunter ¾ Millionen Deutsche nach dort. Als aber nach dem Kriege 70/71 die deutsche Industrie sich kräftig entwickelte und dem deutschen Volke bessere Verdienstmöglichkeiten bot, ließ die Zuwanderung von Deutschen und die Ansiedlung sehr nach.

Die Zahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten festzustellen ist sehr schwer. Bis 1775 sollen etwa 225 000, im Laufe des 19. Jahrhunderts etwa 5 000 000 Deutsche eingewandert und im Jahre 1900 sollen von der Gesamtbevölkerung 27% deutschen Ursprungs gewesen sein. Die Amerikanisierung geht sehr schnell vor sich. Die Kinder werden in den Schulen zu fanatischen Amerikanern erzogen und lernen kaum die deutsche Sprache, wenn sie nicht im Hause angehalten werden, deutsch zu sprechen und deutsche Bücher zu lesen.

Im Jahre 1914 begann eine systematische Hetze in den Vereinigten Staaten gegen alles was deutsch war. Manche Deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leugneten ihr Deutschtum ab. Die es nicht taten, wurden schlecht behandelt. Aber in jüngster Zeit beginnt die Wahrheit über die Kriegshetze und die Kriegsschuldlüge auch in den Vereinigten Staaten allmählich durchzusickern. Man braucht auch wieder die Deutschen, besonders deutsche Farmer. Die Gründe sind verschiedener Art. Es fehlt an Arbeitern. Die Neger aus den Südstaaten wandern nach den Industriestaaten im Norden ab, wo ihnen hohe Löhne versprochen werden. Es dürfte die Negerfrage den Vereinigten Staaten in den nächsten Jahrzehnten noch recht große Schwierigkeiten machen. Im Süden können sehr bedeutende Landflächen nicht mehr genügend bearbeitet werden. Große Flächen liegen noch ganz ungenützt und kosten Steuern. Die bisherige Farmwirtschaft ist auch keineswegs so glänzend, wie es von ferne erscheint. Die einseitig betriebene Landwirtschaft ohne Fruchtwechsel hat versagt. Viele Farmer sind in den letzten Jahren zusammengebrochen, weil sie Spekulationswirtschaft betrieben und einseitig gewirtschaftet haben. Das rächt sich jetzt.

Ich habe Ende vorigen Jahres Gelegenheit gehabt, die Südstaaten zu besuchen. Ich war eingeladen, die Verhältnisse dort zu studieren und ein Gutachten über Siedlungsmöglichkeiten für Deutsche abzugeben. Nur ungern entschloß ich mich zu dieser Reise. Nach den mir erreichbar gewesenen Berichten mußte ich auch annehmen, daß die Verhältnisse dort für deutsche Siedler nicht günstig sein konnten. Ich reiste mehrere Wochen in den fraglichen Gebieten herum. Alles wurde mir sehr offen gezeigt, jede Frage wurde beantwortet. Ich konnte mir ganz einwandfreie Unterlagen für die Beurteilung beschaffen und mußte schließlich einsehen, daß meine vorgefaßte Meinung unrichtig war und daß tatsächlich die Möglichkeiten unter gewissen Voraussetzungen sehr günstig lagen. Man fragte mich, was ich über die Sache dächte. Man wünschte dringend tüchtige deutsche Landwirte in großer Zahl als Pächter und fragte, ob ich solche Leute besorgen könnte. Ich erklärte, daß ich nicht wüßte, ob auch nur ein Deutscher auf Grund unserer Erfahrungen sich dort ansiedeln wollte und daß ich unter keinen Umständen dabei mitwirken würde, Deutsche als Landarbeiter oder Pächter nach den Vereinigten Staaten zu bringen, sondern nur dann für die Ansiedlung von Deutschen in den Südstaaten Interesse hätte, wenn diese als selbständige Farmer, denen sofort ein Kaufvertrag zu günstigen Bedingungen gege-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ben und alle nötigen Mittel zu einem billigen Zinsfuß vorgeschossen würden, in Frage kämen. Außerdem müßten Garantien gegeben werden, daß die etwa einwandernden Deutschen gut behandelt würden. Die Erfüllung dieser Bedingungen wurde mir von durchaus ernst zu nehmenden einflußreichen Persönlichkeiten zugesichert. Aber immer wieder habe ich betont, daß ich nicht wüßte, ob Deutsche wieder Vertrauen zu Nordamerika haben würden, weil wir die uneingelösten 14 Punkte Wilsons und den Mißbrauch unseres Vertrauens noch nicht vergessen hätten. Ohne Rückhalt habe ich bei jeder Gelegenheit mich über die Kriegsschuldlüge und über die koloniale Schuldlüge ausgesprochen, was mir keineswegs übel genommen wurde. Im Gegenteil, man hat mich sehr freundlich behandelt und ist mir mit großer Offenheit entgegengetreten, hat aber mit Recht immer wieder gefragt, warum seitens der deutschen Regierung nichts geschehen sei, die Schuldlügen zu entkräften! Die neuen Einwanderungsgesetze haben die Möglichkeiten für deutsche Ansiedler in den Vereinigten Staaten sehr beschränkt.

In Mexiko sind vor Jahrzehnten verschiedene Ansiedlungsversuche gemacht worden, aber nur recht wenig ist davon übrig geblieben. In den letzten Jahren ist das Interesse für Mexiko infolge der freundschaftlichen Haltung der Mexikaner im Weltkrieg sehr gewachsen. Eine Reihe von einzelnen Schwindelunternehmern und Gesellschaften haben Auswanderungswillige nach drüben gelockt und eine große Anzahl von Familien hat ihr letztes Geld verloren. Alle, die hierüber kamen, wollten siedeln, aber nur wenige haben eine Ahnung gehabt, was dazu gehört. Dieser Mangel an Vorbereitung ist sehr bedauerlich, aber immer wieder anzutreffen. Die meisten wollen sich auch nicht raten lassen. Zurzeit sind einige kleine deutsche Siedlungen in den Staaten Sonora und Nuevo Leon im Entstehen begriffen. Im Staate Chihuahua haben sich mehrere tausend deutschstämmige Mennoniten aus Kanada niedergelassen, die alle deutsch sprechen.

Die mexikanische Regierung wünscht dringend deutsche Siedler, hat aber vorläufig nicht die nötigen Mittel, um die nötigen Vorbedingungen dafür zu schaffen. Es gibt dort zweifellos noch genügend zur Siedlung geeignete Ländereien, aber ohne ausreichendes Kapital ist eine erfolgreiche Ansiedlung unmöglich. Völlig ungeeignet für deutsche Ansiedlungen ist aber das tropische Tiefland. Aussichtsreich sind aus mannigfachen Gründen nur geschlossene Siedlungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als ich Anfang des Jahres Mexiko verließ, gab es dort etwa 30 Kolonisationsgesellschaften, die ihr Land an Siedler los werden möchten. Zurzeit sind in Mexiko etwa 8—9000 Deutsche und etwa 20 000 Deutschsprechende. Die meisten Deutschen sind im Handel beschäftigt. Im Staate Chiapas sind 35 Kaffeepflanzungen in deutschen Händen. Es sind die weitaus besten Pflanzungen in ganz Mexiko.

In Mittelamerika gibt es keine deutschen Siedlungen, nur Kaufleute, Pflanzer und Handwerker. Ein in Panama im Jahre 1860 gemachter Versuch ist völlig fehlgeschlagen.

Nach Venezuela kamen die ersten Deutschen Anfang des 16. Jahrhunderts, nachdem Karl V. das Augsburger Kaufhaus der Welser mit Venezuela belehnt hatte, hatten aber keinen bleibenden Erfolg. Erst Anfang des 19. Jahrhunderts siedelten sich wieder Deutsche dort an und 1840/50 wurde die deutsche Siedlung Tovar gegründet, die sich bis heute erhalten hat.

In Kolumbien sind nur vereinzelte Deutsche seßhaft geworden, doch sind Bestrebungen der kolumbianischen Regierung im Gange, deutsche Siedlungen zu veranlassen und zu begünstigen. Vertreter der kolumbianischen Regierung sind wiederholt bei mir gewesen, um über diese Frage zu verhandeln. Was aus diesem Plan wird, ist noch nicht zu übersehen.

Die wichtigsten Länder für deutsche Siedlungen in Südamerika sind die sogenannten ABC-Staaten, Argentinien, Brasilien und Chile. Da über Argentinien und Brasilien Sondervorträge gehalten sind, brauche ich hier nicht auf diese Länder einzugehen.

In Chile begann die planmäßige deutsche Ansiedlung in den Jahren 1846/49 in Valdivia, 1885/98 die zweite größere Einwanderungsperiode in Frontera. Da die geschlossenen deutschen Ansiedlungen verhältnismäßig schnell in Blüte kamen, erregten sie den Neid der untüchtigeren Nachbarn und sie wurden verdächtigt. Die chilenische Regierung wurde dazu gedrängt, geschlossene deutsche Siedlungen zu verhindern und nur gemischte Siedlungen zuzulassen. Aber der Fleiß der deutschen Siedler führte doch bald wieder dazu, daß die zwischen den Deutschen eingeschobenen Siedlungsstätten anderer Nationalitäten von den Deutschen ausgekauft werden konnten. Die Verhinderung geschlossener deutscher Siedlungen ist eine große Torheit und liegt sicher nicht im Interesse des Siedlungslandes. In Chile hat sich das Deutschtum verhältnismäßig gut gehalten. Es bestehen dort ca. 40 deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schulen, 50 deutsche Vereine und zwei deutsch-chilenische Studenten-Verbindungen. Zurzeit sind etwa 30 000 Deutsche in Chile.

Nach Uruguay kamen 1620 deutsche Jesuiten, denen andere Deutsche folgten. Aber erst etwa zwei Jahrhunderte später entstanden einige kleine deutsche Siedlungen von Soldaten, die im Unabhängigkeitskriege als Söldner mitgekämpft hatten. Durch die Gründung von Liebigs-Fleisch-Extrakt-Compagnie in Fray Sentos wurden weitere Deutsche hingezogen. Jetzt sind etwa 1700 Deutsche im Lande.

In Paraguay wurde die Siedlung Nueva Germania im Jahre 1887, die Siedlung Hohenau 1898 und Bella Vista 1918 gegründet. Uruguay und Paraguay haben bisher eine verhältnismäßig kleine Rolle für deutsche Auswanderung und Siedlung gespielt.

Wenn wir auf die großen Erfolge der deutschen Siedlungen in Uebersee, auf welche wir stolz sein können, zurückblicken, dürfen wir nicht vergessen, welche ungeheure Entsagung, Zähigkeit und Fleiß dazu gehört haben, welche Not und furchtbaren Entbehrungen dazu zu überwinden waren, wieviel hunderttausende von Deutschen dabei zugrunde gegangen sind und wieviel Millionen deutschen Stammes wir an andere Völker abgegeben haben!

Aus der Geschichte der deutschen Siedlungen in Uebersee können wir viel lernen. Ich kann hier nur einige der wesentlichsten Gesichtspunkte herausgreifen.

Die Anpassungsfähigkeit der Deutschen ist sehr groß. Planlose Auswanderung und Siedlung ohne genügende Vorbereitung und ohne ausreichende Mittel haben keine Aussicht auf Erfolge. In den weitaus meisten Fällen sind geschlossene Siedlungen zu empfehlen. Sie haben sich überall bewährt, weil sich die Siedler hier gegenseitig unterstützen können und der feste Zusammenhalt ihnen auch eine Machtstellung und Sicherheit gegen Belästigungen gibt. Aber ohne Zusammenhalt und Opferfreudigkeit der einzelnen Siedler für das Gemeinwesen sind auch geschlossene Siedlungen nicht von Bestand. In geschlossenen Siedlungen bleibt das Deutschtum am längsten erhalten. Deutsche Kirchen, deutsche Schulen, deutsche Vereine, deutsche Zeitungen können gegründet werden und werden deutsche Sprache, deutsche Sitte und deutsche Art erhalten. Aber wenn deutsche Siedler auch im Ausland sich in Art und Sitten deutsch erhalten, so gehen sie doch Deutschland verloren, wenn nicht in der ersten, so doch in der zweiten Generation, denn es ist unvermeidlich, daß sie loyale

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bürger des Landes werden, das sie sich als neue Heimat auserkoren haben.

Fast restlos ist der Verlust in Ländern englischer Sprache, weniger in Ländern spanischer Sprache.

Daß in der Vergangenheit so viele Deutsche völlig in fremdem Volkstum aufgegangen sind, ist aber nicht nur Schuld der einzelnen Auswanderer, sondern auch Schuld der Heimat gewesen, die früher der Auswanderung und Siedlung in Uebersee zu gleichgültig gegenübergestanden und nicht den Zusammenhang gepflegt hat, wie es nötig gewesen wäre. Das sollte uns eine Lehre sein. Was das Auslanddeutschtum für die Heimat bedeutet, hat sich jetzt nach dem Kriege besonders gezeigt. Ich begrüße die Gelegenheit, öffentlich erklären zu können, daß viele Deutsche, die vor dem Kriege aus diesem oder jenem Grunde von Deutschland nichts mehr wissen wollten, jetzt nach dem Kriege, wo es Deutschland schlecht geht, sich wieder freudig zum Deutschtum bekannt und die deutsche Staatsbürgerschaft zurückerworben haben.

Nicht jeder eignet sich als Siedler in Uebersee, auch nicht jeder Beruf. Nur willensstarke, charakterfeste und anpassungsfähige Männer werden sich durch die großen Schwierigkeiten durcharbeiten. Wer herausgeht, muß sich genügend vorbereitet haben über die Verhältnisse, die ihn erwarten.

Tropisches Tiefland ist für deutsche Siedlung ungeeignet. Hingegen kann das Hochland in Tropenländern in einer Meereshöhe von über 1200 m für Siedlung klimatisch geeignet sein, wenn alle sonst notwendigen Vorbedingungen gegeben sind.

Landgebiete, die für deutsche Siedlungen größeren Umfangs in Aussicht genommen sind, sollten in jedem Falle durch unparteiische Sachverständige auf ihre Geeignetheit untersucht werden.

Wenn man die Auswanderungs- und Siedlungsmöglichkeiten und das auswanderungswillige Menschenmaterial aus der Vergangenheit und der Gegenwart vergleicht, wird man finden, daß diese nicht gleichzustellen sind. Früher waren die Auswanderer und Siedler größtenteils aus kleinen, sehr ärmlichen Verhältnissen. Sie waren anspruchslos. Die Ausreise erfolgte auf Segelschiffen und später auf kleinen, langsam fahrenden Dampfern mit schlechter Unterbringung, geringer Verpflegung, wenn nicht sogar Selbstverpflegung vorgeschrieben war. Infolge der sehr schlechten Verhältnisse auf der Ueberseereise starben schon viel unterwegs. Land

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war noch überall in Fülle zu billigen Preisen zu haben. Mit verhältnismäßig wenig Mitteln konnten sie es wagen, drüben anzufangen. Sie waren gewohnt, solange es hell war am Tage, schwer zu arbeiten. Heute kommen die Auswanderer durchweg aus besseren Kreisen und Verhältnissen, sind an sehr viel höhere Ansprüche gewöhnt, reisen auf großen, schön eingerichteten Schiffen, sind gut untergebracht und verpflegt, sind nicht so an schwere körperliche Arbeit gewöhnt und glauben meist mit Acht-Stunden-Arbeitszeit am Tage auszukommen. Es fehlt ihnen vielfach an Ausdauer. Oft erwarten sie von den Deutschen im Ausland, daß diese sie mit offenen Armen aufnehmen und nur darauf warten, ihnen helfen und Geld zur Verfügung stellen zu können. Welche Anforderungen von diesen Leuten manchmal gestellt werden, ist unglaublich.

Früher war extensive Wirtschaft und Raubbau auf Siedlungen üblich. Heute wird nur noch intensiver Betrieb den Siedler vorwärts bringen. Dazu gehören nicht unbedeutende Mittel. Wer mit zu geringem Kapital anfängt, verliert leicht alles. Als Pächter anzufangen ist meist bedenklich. Wer die Landesverhältnisse nicht kennt, wird leicht Ausbeutungsobjekt des Landbesitzers.

Infolge der wirtschaftlichen und politischen Lage Deutschlands wollen viele, die in der Heimat nicht mehr ihr Auskommen finden, auswandern. Sie künstlich oder gewaltsam zurückzuhalten, ist nicht möglich. Das ist bedauerlich, aber nicht zu ändern. Es wäre eine Vogelstraußpolitik, sich dagegen zu verschließen.

Deutsche Siedler sind wieder sehr gesucht in Kanada, Nord- und Südamerika. Man braucht uns in vielen Ländern. Verdanken doch viele Ueberseeländer der Tüchtigkeit deutscher Einwanderer einen wesentlichen Teil ihrer Entwickelung und Fortschritte in Landes- und Geisteskultur. Deutsche Wissenschaftler, deutsche Missionare, deutsche Kaufleute, deutsche Ingenieure, deutsche Offiziere und deutsche Bauern haben sich überall in der Welt bewährt. Aber, das unterscheidet die Deutschen wieder von anderen Nationen, nirgends in der Welt haben sie auf Kosten der Staaten, in welchen sie in größerer Zahl eingewandert sind, eigene politische Ziele verfolgt oder Ausbeutungspolitik getrieben, sondern sich leider oft nur zu schnell in das fremde Staatswesen eingefügt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wer ohne Voreingenommenheit die Erfolge der Siedlungen der verschiedenen Völker in Uebersee vergleicht, wird immer die größten Erfolge den Deutschen zuerkennen müssen.

Das gilt auch für die Kolonisation und Siedlung in den eigenen, uns geraubten Kolonien. Unsere Erfolge waren die Ursache des Neides und des Raubes derselben. Daher die mit verblüffender Dreistigkeit aufgestellte koloniale Schuldlüge!

Deutsche Kolonisten, bzw. Siedler, werden jeder anderen Nation vorgezogen, weil sie sich überall bewährt haben. Und wir sollen nicht kolonisieren können! Das Verlangen nach deutschen Siedlern ist nicht unserer schönen Augen wegen, wenn auch manche deutschfreundliche Staaten deutsche Siedler mit ehrlichem Wohlwollen aufnehmen, sondern geschäftsmäßige Berechnung und politische Ueberlegung. Jeder deutsche Einwanderer ist ein großer Gewinn für jedes Einwandererland.

Dieses Wertes unserer Auswanderer sollen wir uns bewußt sein und für diese Werte Garantien fordern!

Man will nur körperlich und geistig wertvolle Menschen. Die kann Deutschland selbst brauchen, kann sie aber nicht zurückhalten. Deutschland hat aber die Pflicht, ihnen die Wege zu ebnen und weitmöglichste Garantien zu schaffen und sie nach Möglichkeit von den Ländern fernzuhalten, in denen sie nur ausgenutzt werden sollen. Es sollte planmäßig festgestellt werden, welches Land die besten Aussichten und das größte Entgegenkommen für deutsche Ansiedler bietet. Dorthin sollten die überschüssigen deutschen Volksteile geleitet werden. Wir sollten nicht ruhig zusehen, wie sich unsere Landsleute in alle Welt zerstreuen und dem Deutschtum verloren gehen und später mit Fußtritten, wie in Australien und Kanada, belohnt werden.

Es darf die Frage der Auswanderung und deutschen Siedlung in Uebersee nicht als eine der unwichtigsten in der inneren und äußeren Politik und im Auslandsdienst angesehen werden. Eine bestimmte und klare Wanderungspolitik ist unbedingt notwendig. Es soll keineswegs eine Begünstigung der Auswanderung erfolgen oder geduldet werden, aber es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darf auch nicht nur eine Auswanderungsverhinderung stattfinden. Warnungen sind gewiß nach sorgfältiger Prüfung der Sachlage oft notwendig, aber bevor es zu spät ist! Es sollte auch unter Umständen energisch zugegriffen werden, um Unglück zu verhüten. Aber es muß auch geholfen werden und zwar mit positiven Maßnahmen, die sehr wohl möglich sind. Gesunde private Kolonisationsunternehmen sollten durch Sachverständige beraten und gefördert werden. Mit dem Deutschtum im Ausland, das selbstverständlich ein großes Interesse an der Sache hat, muß in engster Fühlung zusammen gearbeitet werden. Sogar ein Siedlungsversuch mit staatlichen Mitteln wäre nicht von der Hand zu weisen. Selbst ein Fehlschlag eines solchen Versuches würde die aufgewendeten Mittel wert sein. Vor allen Dingen käme es aber darauf an, in geeigneten Siedlungsstaaten die günstigsten Bedingungen vertraglich für deutsche Auswanderer zu sichern. Wir sind doch tatsächlich die Gebenden. Darum haben wir auch das Recht und die Pflicht zu fordern! Wir haben keinen Grund uns zu ducken! Unter allen Umständen muß auch eine bessere Vorbereitung der Auswanderungswilligen mit staatlichen Mitteln in die Wege geleitet werden. Populäre Vorträge mit Diskussionen über alle Siedlungsländer, welche in Frage kommen, über die Schwierigkeiten und Entsagungen, die den Siedlern bevorstehen, müßten in allen größeren Städten abgehalten werden. Hierfür sollten auch die in der Heimat weilenden Auslandsdeutschen gewonnen werden. Durch solche Vorträge wird sich mancher Auswanderungswillige von seinen oft recht phantastischen Auswanderungsplänen abhalten lassen. Es sollte keinem Siedlungsunternehmen oder Unternehmer die behördliche Genehmigung erteilt werden, bevor nicht Satzungen und Bedingungen in wenigstens zwei öffentlichen Vorträgen und Versammlungen zur Diskussion gestellt sind. Wenn die Behörden derartige Versammlungen durch erfahrene Sachverständige leiten ließen, dürfte es möglich sein, die meisten unreellen und ungenügend vorbereiteten Unternehmungen und Pläne rechtzeitig unschädlich zu machen, aber ebenso auch die Unterlagen dafür zu finden, auf welchem Wege einem gesunden Unternehmen geholfen werden kann.

Zurzeit sind Siedlungsmöglichkeiten für Unbemittelte nur in den Vereinigten Staaten von Amerika, für gering Bemittelte und Bemittelte in Lateinamerika. Welches von den Ländern Lateinamerikas am meisten zu empfehlen ist, ist noch nicht sicher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

festgestellt, ließe sich auch nur einwandfrei durch vergleichende Untersuchung durch erfahrene Sachverständige feststellen. Eine solche vergleichende Untersuchung wäre die Sache wohl wert.

Aber alle solche Maßnahmen für Siedlungen in Uebersee in fremden Ländern sollten schließlich nur ein Notbehelf sein. Das wichtigste und mit allen Mitteln anzustrebende Ziel ist: unsere Kolonien wieder zu bekommen! Wir brauchen überseeische Kolonien nicht nur zur Rohstoffversorgung, sondern auch als Siedlungsgebiet für die überschüssigen und auswanderungswilligen Volksteile. Wir brauchen sie heute mehr wie früher. In den Hochländern Ost-Afrikas und Kameruns können wir viele deutsche Siedler ansetzen ohne Gefahr für die Gesundheit und für die Degeneration ihrer Nachkommen. Sie würden als Teile des deutschen Volkstums auf deutschem Boden, den wir durch Arbeit und Kampf uns erworben haben, am Wiederaufbau Deutschlands erfolgreich mitarbeiten können. Eine vollkommene Erhaltung des Deutschtums in Siedlungen in Uebersee ist nur in eigenen deutschen Kolonien unter deutscher Staatsoberhoheit möglich. Bis wir das erreicht haben, muß aber auch für die deutschen Auswanderer Vorsorge getroffen werden, damit sie auch im Ausland dem Deutschtum erhalten werden.

Es handelt sich um unseren letzten Reichtum, den unsere Feinde uns nicht gönnen, den wir aber zielbewußt und sicher anlegen sollen. Den Deutschen, die in der Heimat nicht ihr Brot finden können — durch wessen Schuld mag hier dahingestellt bleiben — sollen wir helfen es im Ausland zu finden, bevor sie verbittert der Heimat den Rücken gedreht haben und in der ganzen Welt zerstreut sind. Wir brauchen sie auch im Ausland. Wir müssen sie dahin leiten, wo sie ihr Brot finden, das vorhandene Deutschtum stärken und selbst ihr Deutschtum nicht verlieren, sondern in engster Fühlung mit der Heimat dieser wieder zur alten Größe und zu altem Ansehen verhelfen, geleitet von dem Wahlspruch:

Deutschland, Deutschland über alles!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Auswanderung und Siedlung unter besonderer Berücksichtigung der Niederlassungen in den südamerikanischen Waldgebieten.

Gesandtschaftsrat Dr. **Seelheim.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 17. September 1924.

Durch den Raub unserer Kolonien ist uns zur Zeit die Möglichkeit genommen, unmittelbare praktische Kolonisation im Auslande auf Ländereien zu betreiben, die unter deutscher Oberhoheit stehen. Wir können jetzt nur Kolonisationsarbeit in Gebieten fremder Flagge leisten. Damit fällt diese Arbeit zu einem wesentlichen Teil mit einer Regelung der deutschen Auswanderung zusammen.

Ueber die zum Teil starke deutsche Auswanderung in früheren Jahrhunderten, wie z. B. über diejenige nach Ungarn und Rußland, fehlen uns genauere Zahlen. Erst für das 19. Jahrhundert haben wir zuverlässigere Vorstellungen von dem Ausmaß der deutschen Wanderungsbewegung. Auf rund 6 Millionen ist die Zahl der Deutschen zu beziffern, die in den letzten 100 Jahren das Vaterland verlassen haben. — Die Kurve der deutschen Auswanderungsbewegung zeigt verschiedene Gipfelpunkte. Ihren höchsten Stand erreichte die deutsche Auswanderung im Jahre 1854 mit 252 000 Köpfen. Dann schnellte sie 1881 noch einmal auf 221 000 hoch, um seitdem ständig zu sinken. Von 1901—1914 betrug die Zahl der jährlich aus Deutschland Auswandernden durchschnittlich etwa 25 000. Die Kurve der deutschen Auswanderungsbewegung gestattet einen klaren Rückblick auch auf die Gründe, die zu der Auswanderung geführt haben. Wenn auch zweifellos Ursachen ethischer, religiöser und politischer Art für manchen Auswanderungswilligen bestimmend sein mögen, so zeigt doch die Auswanderungskurve klar ihre Abhängigkeit zu den gleichzeitigen wirtschaftlichen Verhältnissen. Den Rekordziffern der Jahre 1854 und 1881 gingen schwere wirtschaftliche Krisen in Deutschland voraus; 1854 kamen auch noch starke Anreize von außen hinzu, wie z. B. die kurz vorher erfolgte Entdeckung der Kalifornischen Goldfelder und die verlockenden Verdienstmöglichkeiten, die sich in den Vereinigten Staaten boten. Der bei weitem größte Teil der deutschen Auswanderung ist ja bis auf den heutigen Tag von den Vereinigten Staaten aufgenommen worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während des Krieges hat die deutsche Auswanderung naturgemäß fast vollkommen geruht, seit 1919 wieder schwach eingesetzt, ist bis 1922 allmählich gestiegen und hat 1923 mit 115 416 Auswanderern die höchste Ziffer seit 1892 erreicht. Diese Zahl gewinnt dadurch eine besondere Bedeutung, daß der größte Teil der Auswandernden in dem Alter von 17—30 Jahren stand und daß hochqualifizierte Facharbeiter, aber auch zahlreiche Landwirte einen wesentlichen Anteil an der Auswanderung des vergangenen Jahres hatten.

Während andere Länder mit einer starken Auswanderung, zum Beispiel England, in der glücklichen Lage waren, ihren Bevölkerungsüberschuß an Gebiete abgeben zu können, die ihrer eigenen Oberhoheit unterstanden, ist die deutsche Auswanderung so gut wie ausschließlich in das staatsfremde Ausland gegangen. Die Vereinigten Staaten haben das Hauptkontingent der deutschen Auswanderer aufgenommen. Nach Südamerika sind im Verhältnis dazu wenige gegangen; die Mehrzahl von ihnen nach Brasilien. Dieses gewaltige Land, das etwa 17 mal so groß ist wie Deutschland, hat in den letzten 50 Jahren rund 4 Millionen Einwanderer aufgenommen; über eine Million Italiener, fast ½ Million Portugiesen, 300 000 Spanier und rund 110 000 Deutsche. Seit 1920 hat auch die deutsche Einwanderung nach Brasilien wieder eingesetzt und im Jahre 1923 fast 9 000 Köpfe betragen.

Während ein Teil der deutschen Einwanderer als Kaufleute oder Handwerker in den brasilianischen Städten sitzt, hat sich die Mehrzahl auf dem Lande niedergelassen und besonders in den beiden Südstaaten in bäuerlichen Siedlungen das Land erschlossen und wesentlich zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der neuen Heimat beigetragen. Die Ansiedlung in den brasilianischen Waldgebieten geht im allgemeinen in der Art vor sich, daß zuerst Schneisen (Pikaden) in den Urwald geschlagen werden, von denen aus die Aufteilung des betreffenden Kolonisationsgebietes in einzelne Kolonielose von durchschnittlich 25 ha Größe vorgenommen wird. Der neue Siedler macht das Land urbar, indem er einen Teil des Waldes in mühsamer Arbeit fällt, das geschlagene Holz in der Sonne mehrere Wochen trocknen läßt und schließlich anzündet. In die so geschaffene Rodung (Roça), in der alle Stubben stehen geblieben sind und die nicht verbrannten Baumstämme noch regellos während der ersten Jahre durcheinanderliegen, sät und pflanzt er seine ersten Kulturen, insbesondere Mais und Bohnen. Im Laufe mehrerer Jahre wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter Einbeziehung neuer Waldstücke, die auf die gleiche Weise zur Roça umgewandelt werden, unter allmählicher Aufräumung der ursprünglichen Anbaufläche und Bestellung mit anderen Kulturpflanzen auf diese Weise aus dem ursprünglichen Urwaldgebiet eine Kulturlandschaft gewonnen. — Die erste Unterkunft des Kolonisten ist überaus primitiv. Erst allmählich kommt er dazu, seine Wohngelegenheit zu verbessern, Stadtplätze und geschlossene Siedlungen zu entwickeln und schließlich Zentren zu schaffen, wie sie uns heute in den Städten Joinville und Blumenau in Santa Catharina, oder Santa Cruz, São Leopoldo u. a. m. in Rio Grande do Sul vor Augen stehen; aber die Entwicklung dieser Verhältnisse hat Jahrzehnte gedauert. Heute sieht man den aufgezählten blühenden Orten nicht an, welche Arbeit und Mühsal ihren Werdegang besonders in den ersten Jahrzehnten begleitet hat. Noch heute hat der Kolonist in den Anfangsjahren mit den schwersten Widerständen zu kämpfen, die sich aus dem anders gearteten Klima, den sehr oft ungünstigen gesundheitlichen Zuständen und besonders den zahlreichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten ergeben. Daher ist der Prozentsatz derjenigen, die schließlich einen Erfolg hinter sich gebracht haben, verhältnismäßig gering. Zahlreiche Kolonisationsversuche sind gescheitert. Besonders in den Nachkriegsjahren gibt es Beispiele hierfür. Die Gründe liegen nicht nur in den Verhältnissen des Landes und in den Fehlern, die sowohl bei amtlichen als auch privaten Koloniegründungen gemacht worden sind, sondern auch an dem Auswanderermaterial, das zumal nach dem Kriege als sehr oft nicht geeignet für die schwere Arbeit bezeichnet werden muß, die den Urwaldssiedler in Brasilien und im übrigen Südamerika erwartet.

Was aber an erfolgreichen Siedlungsversuchen deutscher Auswanderer sich heute in Brasilien, zumal in den Südstaaten, darbietet, gereicht den Volksgenossen, die sich dort durchweg unter schwierigen Verhältnissen in mühseliger Arbeit durchgesetzt haben, zur Ehre und bedeutet auch ein wertvolles Stück deutscher kolonisatorischer Arbeit.

Geheimrat **Mahnke** frägt, welche Geldmittel zur Gründung einer Ansiedlung in Südbrasilien notwendig sind.

Seelheim, Antwort an Geheimrat Mahnke. Land von 25 ha ist für 2—5 Conto de Reis zu haben, ein Conto = 400 Mark, 3 Conto also 1200 Mark. Dazu kommt die Anschaffung von Geräten, Vieh und Kleinvieh = 500 Milreis. Vor allen Dingen muß

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man bis zur nächsten Ernte aushalten können. Es kommt sehr darauf an, wann man hinüber kommt. Die beste Zeit = Mai/Juni. Man kann dann noch Roça schlagen, das Land abbrennen und Mais bauen. Wenn man erst im Oktober oder November kommt, ist es dazu zu spät. Eine vierköpfige Familie muß für den monatlichen Unterhalt mindestens 200 Milreis rechnen, aber das reicht nur für den Normalfall. Man muß aber immer mit unvorhergesehenen Fällen rechnen, und so braucht man an Bargeld für den Anfang insgesamt rund 5 Conto de Reis = 2000 Mark, das ist das Knappste.

Es ist auch nicht gut, sofort Land zu kaufen, die Verhältnisse sind zu verschieden von den unseren. Man soll sich erst umsehen, und erst nach ½ Jahr ans Kaufen gehen. Stellen auf Siedlungen zu bekommen ist äußerst schwierig, da sich die Ansiedler selten jemand halten können. Man muß dann auf eigene Kosten sich das Land ansehen, und sollte daher nicht ohne ein Kapital von 4—5 000 Mark hinaus gehen.

Die Arbeiterfrage ist sehr schwierig.

Bewirtschaftete Kolonielose: Dieses sind Lose, die schon einige Jahre bewirtschaftet worden sind und dann verkauft werden, sie haben schon Wege, Weide. Der Preis dieser Kolonien beträgt 5, 20, 30 Conto de Reis. Wenn es möglich ist, sollte man erst bei einem Bauern in die Lehre gehen, ein Jahr als Knecht arbeiten, und dann erst sich ankaufen.

Bockelmann: Im rheinisch-westfälischen Industriebezirk ist ein starker Drang nach Auswanderung nach Brasilien. Redner erwähnt eine Versammlung, deren Leiter Auskunft über die Verhältnisse dort geben, von denen aber kein einziger je im Ausland gewesen ist. Als Beispiele, wie die Leute, denen es ernst mit der Auswanderung ist, betrogen werden, seien erwähnt: 1. Frage, über die Beschaffung von Lebensmitteln wird dahin beantwortet: Fische gäbe es in Brasilien überall, man finge die Tiere einfach mit der Hand. 2. Frage, wie es mit Fett und Fleisch stünde: Man fängt Ameisenbären. Viele Familien aus dem Ruhrgebiet seien daraufhin hinüber, hatten alle ihre Sachen in Deutschland verkauft, und seien mit 600—800 Mark hinüber; jetzt müsse bereits für sie gesammelt werden. Ich möchte an Herrn Dr. Seelheim die Bitte richten, einmal nach dem Ruhrgebiet zu kommen, um dort aufzuklären.

Dr. **Seelheim:** Diese Mißstände sind uns bekannt und es wird von amtlicher Seite dagegen gearbeitet und gewarnt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meinen ausgearbeiteten Vortrag stelle ich gern für das Ruhrgebiet zur Verfügung, wegen der Bilder wenden Sie sich an den „Deutschen Lichtbilddienst" in der Potsdamer Straße.

Dr. **G. Hartmann:** Der ausgezeichnete Vortrag hat uns gelehrt, daß die Siedlungsfrage die wichtigste ist und eigentlich die Grundlage der Staatspolitik sein muß. Ich stimme nicht mit dem Redner überein, daß wir nicht an einer Uebervölkerung leiden. Mein Standpunkt ist, daß wir ganz und gar übervölkert sind. Ich denke an Dörfer mit 40 Bauernhöfen und zirka 180 Kindern. Nur 40 von diesen können wieder einen eigenen Hof bekommen. Die zweiten und dritten Söhne gingen auf Gruben, verproletarisierten dort vollständig, kamen als Kommunisten zurück. Die Proletarisierung von Deutschland geht mit Riesenschritten vor sich, und die Siedlungsfrage ist eine Frage der Staatspolitik und die Auswanderungsfrage hängt eng damit zusammen. Ihre Tragik liegt darin, daß die wertvollsten Bestandteile des deutschen Volkes, die besten Lebensalter und wertvollsten Berufe verloren gehen, daß dadurch der Gesamtcharakter des deutschen Volkes, seine wertvollste Eigenschaft: Initiative, Drang nach Selbständigkeit nachteilig verändert wird, dadurch aber auch die nationale Gesamtkultur des deutschen Volkes. Die Siedlungs- und Wanderungsfrage hat also nicht allein eine wirtschaftliche, sondern vor allem eine sittliche und geistige Seite. Es gilt, dem deutschen Volke diese Kraft zu erhalten durch eine Kolonialpolitik größten Stils, wie es vergleichsweise das französische Volk tut, obwohl es keine Bevölkerungszunahme, sondern Abnahme hat. Trotzdem hat sich dieses Volk ein ungeheueres Kolonialreich zugelegt, das 25 mal größer ist als Frankreich und das es wirtschaftlich gar nicht entwickeln kann. Aber hinter dieser egoistischen Kolonialpolitik, die ein Imperialismus schamlosester Art ist, steht geschlossen das ganze französische Volk, einschließlich der französischen Sozialdemokraten. Es ist ein einheitlicher Gesamtwille des französischen Volkes als Gesamtpersönlichkeit. Dagegen hat das deutsche Volk keinen solchen Einheitswillen, es ist seelisch zerrissen durch die international orientierten auflösenden Kräfte und ist deshalb keine Gesamtpersönlichkeit, wie das französische, britische oder jedes andere gesunde Volk. Unsere ganze Aufgabe muß darin bestehen, gerade die Siedlungsfrage zu einer staatspolitischen Frage ersten Ranges zu erheben usw. Dadurch, daß wir im deutschen Volk erstens einen einheitlichen Gesamtwillen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erzeugen und das deutsche Volk zu einer Gesamtpersönlichkeit erheben mit der Ehre und Würde einer Persönlichkeit, zweitens das Wachstum dieser Persönlichkeit, die als Ernährungs-, Land- oder Siedlungsfrage an uns herantritt durch eine Kolonialpolitik größten Stils ermöglichen, drittens die Sicherung dieser Persönlichkeit verlangen müssen, die nur in einem Selbstschutz bestehen kann, d. h. eine Wehrhaftmachung, solange es einen anderen Schutz auf dieser Erde nicht gibt, und wahrscheinlich niemals geben wird. Nur durch die Erfüllung dieser drei Lebensbedingungen des deutschen Volkes kann die Siedlungsfrage gelöst werden.

Oberst **Gaelzer-Netto:** Ich möchte zuerst bemerken, daß das von dem Herrn Redner erwähnte von der Heydtsche Reskript wie ein Alp auf brasilianische Regierungskreise gedrückt hat, weil es die Bestimmung enthält, daß Deutsche nur in den drei Südstaaten angesiedelt werden dürfen.

Obgleich dieses Reskript nicht mehr in seiner Originalform in Kraft ist, scheinen doch einzelne Bestimmungen daraus von einem neueren, 1897 formulierten Gesetz übernommen zu sein. Für mein Vaterland Brasilien würde es eine besondere Freude sein, wenn auch in diesem neueren Gesetz entsprechende Aenderungen vorgenommen würden.

Ich möchte dann — ich betone aber ausdrücklich, daß das keine Diskussionsrede sein soll — nur eine kurze Aufklärung über die Kaffeeplantagenarbeiten im Staate Sao Paulo geben. In Ergänzung der Ausführungen des Herrn Redners möchte ich betonen, daß eine musterhafte Organisation die Arbeit in diesem großen Staate regelt, daß zur Verhinderung der Uebervorteilung sowohl des Arbeitgebers, als auch der Arbeitnehmer eine schiedsgerichtsartige Institution geschaffen ist, das „Patronato agricola", daß ferner durch die Staatsregierung von Sao Paulo alle hinüberkommenden Ackerbauern, welche sich auf ein Jahr auf der Plantage zu arbeiten verpflichten, die Reise vergütet erhalten, sofern sie nicht bereits vorgestreckt war. Von allen Ländern strömen Untertanen herbei, um diese Vergünstigungen des Staates Sao Paulo wahrzunehmen. In der Immigrationshalle zu Sao Paulo suchen sich die Plantagenarbeiter dann die Fazenda aus, in der sie sich niederlassen wollen. Die Regierung befördert sie kostenlos dorthin, wo sich die Arbeiter dann verpflichten, eine von ihnen selbst festzusetzende Menge von Kaffeebäumen zu pflegen. Darauf wird eine angemessene Entlohnung festgelegt. Außer diesem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lohn erhält er eine Extravergütung für das Ernten und Jäten welche tarifmäßig festgesetzt ist.

Es war mir eine Freude, aus eigener Wissenschaft feststellen zu können, daß die Deutschen, die ich auf Kaffee-Fazenden angetroffen habe, mit ihrem Los zufrieden waren und ihre Behandlung als durchaus menschenwürdig bezeichneten, und ich sehe nicht ein, weshalb gerade der Deutsche die außerordentlich günstigen Bedingungen des großzügigen Staates Sao Paulo sich entgehen lassen soll, wenn es doch wahrscheinlich die Not im eigenen Vaterlande ist, die ihn hinaustreibt. Und selbst, wenn er über etwas Geld verfügt, erachte ich es als klug von ihm, ein Jahr lang fleißig auf einer Plantage zu schaffen, um dann das eigene Geld als Grundlage zur eigenen Scholle anwenden zu können und nicht für die Ueberfahrt benutzen zu müssen.

Siedlung und Landwirtschaft in überseeischen Steppengebieten mit besonderer Berücksichtigung von Südwestafrika, Argentinien und Paraguay.

Professor Dr. **Golf** - Leipzig.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Die deutsche Kolonialwirtschaft hatte in den 30 Jahren von 1884—1914 eine treffliche Entwicklung genommen; unsere Kolonien erweckten uns günstige Aussichten für die Zukunft und ließen uns hoffen, daß wir unseren ganzen Bedarf an kolonialen Erzeugnissen einmal würden aus den eigenen Kolonien zu decken vermögen. Dazu versprachen die Kolonien im steigenden Maße Abnehmer für die Erzeugnisse des Mutterlandes zu werden, deutsche Tatkraft fand drüben ein herrliches Betätigungsfeld, und auch die dauernde Ansiedlung weißer Familien war bis zu einem gewissen Umfange möglich.

Der koloniale Gedanke, die Ueberzeugung, daß wir als modernes Kulturvolk Kolonien nötig haben, um wirtschaftlich ebenbürtig neben den anderen Völkern bestehen zu können, war mehr und mehr in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen; immer mehr deutsche Männer und Frauen fanden sich auch, die den Wunsch nach einer kürzeren oder dauernden Betätigung in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonien zu verwirklichen suchten. Und wer einmal draußen gewesen war, den hielt der Zauber des neuen Deutschland über See dauernd gefangen und veranlaßte ihn, bald wieder von neuem hinauszuziehen, oder doch in der Heimat für die Kolonien zu wirken und ihnen immer neue Freunde zu erwerben.

Jetzt sind unsere Kolonien dahin, aber der koloniale Gedanke darf im deutschen Volke nicht wieder untergehen, sondern muß gerade jetzt, im Unglück, kraftvoll sich entfalten. Mit aller Kraft wollen wir es dem deutschen Volke immer von neuem ins Herz schreiben, von welcher Wichtigkeit und Notwendigkeit Kolonien für uns sind. Ja, jetzt sind unsere Kolonien dahin, aber auch das Wirtschaftsleben im Inlande selbst ist zerrüttet, große Industriezweige sind stillgelegt, ein Riesenandrang herrscht in allen technischen und gelehrten Berufen, und ein starkes Anschwellen der Auswanderung ist die unausbleibliche Folge. Freilich, die Schwierigkeiten, die sich dem zur Auswanderung Entschlossenen in den Weg stellen, sind groß, und niemand sollte sich ohne reiflichstes Ueberlegen zu dem schweren Schritte entschließen. Die Schwierigkeiten sind für den Auswanderer jetzt schon deshalb viel größer wie früher, weil er nun nicht mehr nach einer deutschen Kolonie seine Schritte lenken kann, sondern in einem völlig fremden Lande den Kampf ums Dasein aufnehmen muß. Nur wahrhaft tüchtige Männer und Frauen werden draußen vorwärtskommen, nur Leute, die eine feste Willenskraft, eine zähe Ausdauer besitzen und keine Arbeit scheuen. Gründlichste Unterrichtung über das erwählte Land ist die Vorbedingung für alle weiteren Schritte.

Von unseren verlorenen Kolonien hat ein unmittelbar praktisches Interesse für uns heute noch Südwestafrika. Denn während aus den anderen Schutzgebieten alle Deutschen vertrieben, ihre Farmen, Pflanzungen und sonstiges Privateigentum liquidiert wurden, durften in Südwestafrika die dort angesessenen Deutschen zum größeren Teile verbleiben, und im beschränkten Umfange ist die Einwanderung Deutscher nach Südwestafrika wieder möglich.

Mehr wie je ist heute in Südwestafrika das Wohl des Landes mit dem Gedeihen der Farmwirtschaft verknüpft. Die deutsche Farmerschaft hatte sich im Jahre 1917 zu der „Farmwirtschafts-Gesellschaft für Südwestafrika“ zusammengeschlossen; sie ist der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft nachgebildet, schließt gleich dieser die Behandlung politischer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fragen aus und sieht es als ihre Aufgabe an, die Farmwirtschaft sachlich zu fördern.

Vor wenigen Tagen, am 6. September, ist nach Windhuk ein Kongreß der Farmer- und Siedlervereine einberufen gewesen, mit dem Ziele des Zusammenschlusses aller Farmervereine des Landes zu einem Farmerbund, der alle Farmer ohne Rücksicht auf ihre Nationalität umschließen soll, weil ihre Interessen schließlich doch die gleichen sind.

Die wirtschaftliche Lage der Farmerschaft war in den letzten Jahren außerordentlich schwierig, sie wurde im wesentlichen durch die drei Faktoren Kreditbeschaffung, Arbeiterfrage und Absatz der Farmerzeugnisse beherrscht. Hier sei nur auf den zuletzt genannten Punkt eingegangen: In Südwestafrika bleibt die Viehzucht auf der natürlichen Steppenweide der Hauptbetriebszweig der Landwirtschaft, und das Haupterzeugnis Schlachtvieh. Von der Erzielung angemessener Preise für das Schlachtvieh hängt die Wohlfahrt des ganzen Landes ab.

Bisher nehmen die Minenbetriebe in Johannesberg und Kimberley sowie die Gefrierfleischanstalten in Kapstadt einen Teil des Viehes ab, desgleichen die schon vorhandenen, aber noch mit großen Absatzschwierigkeiten kämpfenden Fleischextrakt- und Konservenfabriken in Okahandja und Swakopmund; aber notwendig sind außerdem Gefrierfleischanstalten in Südwestafrika selbst zur Verfrachtung des Fleisches über See. Zur Verarbeitung in ihnen kommt allerdings kaum das Afrikanerrind, sondern das aus der Kreuzung desselben mit europäischen Rassen hervorgegangene Vieh in Frage, daneben auch die in Südwestafrika selbst im Entstehen begriffene neue Fleischschafrasse aus der Kreuzung Perser/Afrikaner.

Eine recht befriedigende Entwicklung zeigt die Karakulschafzucht, deren erster Stamm im Jahre 1908 auf Veranlassung von Exzellenz von Lindequist eingeführt wurde; dagegen hat die Wollschafzucht seit 1914 einen starken Rückgang erlitten, der aber sicherlich nicht von Dauer sein wird.

Trotz der Regenarmut des Landes ist auch der Acker- und Gartenbau in Südwestafrika einer nicht unerheblichen Ausdehnung fähig, im Nordosten im Trockenfarmen, anderswo mit künstlicher Bewässerung, wenn der Verkauf der pflanzlichen Erzeugnisse erst einmal gut organisiert sein wird. Milchwirtschaft und Schweinehaltung werden allmählich in den nördlichen Distrikten an Boden gewinnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Allem Anschein nach hat Südwestafrika die Hauptkrisis hinter sich, so daß für jemand, der mit genügendem Betriebskapital jetzt sich ankauft, die Aussichten nicht ungünstig sind. Zurzeit wird der Kaufpreis für eine 5000-Hektar-Farm in der Mitte des Landes, die sich in Betrieb befindet und mit Vieh genügend bestockt ist, auf 3000—3500 engl. Pfund geschätzt. Für den Erwerb einer Farm von der Regierung ist nicht erforderlich, daß der Bewerber britischer Untertan ist. Die Regierung verlangt den Nachweis eines Mindestkapitals von 250 Pfund. Wer sich um eine Regierungsfarm bewirbt, muß schon im Lande selbst sein und sollte zum Ankauf von Vieh usw., sowie zum Lebensunterhalt im ersten Jahre ein Mindestkapital von 750—1000 Pfund zur Verfügung haben.

Von den südamerikanischen Staaten sind es naturgemäß vor allem die beiden größten und zukunftsreichsten, Brasilien und Argentinien, welche das Augenmerk der Auswanderer auf sich lenken. Wer mit nur mäßigen Mitteln ausgerüstet in Argentinien Siedler werden will, wird wohl versuchen, auf dem im Besitz der Nationalregierung befindlichen Areal ein Landlos zu erwerben. Die Kolonisierung der Staatsländereien in den Territorien Chaco, Formosa, Misiones, ferner auch im Feuerland, Pampa, Neuquen, Rio Negro und Los Andes ist seit 1918 in Angriff genommen worden, es stehen etwa 10,7 Mill. Hektar zur Verfügung. Die letztgenannten Territorien sind aber nur für extensive Viehzucht, zumal Schafzucht, geeignet, da das Land an den Flußläufen längst durch Bewässerungssiedlungen besetzt ist. In erster Linie kommt zurzeit für Siedlung auf Staatsland der in klimatischer und gesundheitlicher Beziehung weniger günstige halbtropische Norden Argentiniens, also das Chacogebiet und Formosa, in Betracht. Die Ackerbaulose umfassen hier je 20—200 ha, die zum Preise von 10 $ Papier je ha, zahlbar in fünf Jahren, verkauft werden. Hier ist vor allem der Baumwollbau in der Entwicklung begriffen.

Für Landerwerb aus Privathand muß ein höheres Kapital zur Verfügung stehen. Das Land ist erhältlich von privaten Kolonisationsgesellschaften oder von Landversteigerungsfirmen. Die Bedingungen sind hierbei zuweilen günstig, manchmal aber sehr ungünstig. Zeitweise kolonisieren auch einzelne Provinzialregierungen, z. B. jetzt die Provinz Corrientes ein weites fruchtbares Gelände am Parana. Der Kaufpreis beträgt hier 100 $ m/n je ha, er wird aber bis zu 10 Jahren gestundet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der argentinische Großgrundbesitzer und Viehzüchter zieht dem Verkaufe von Land an Siedler die Verpachtung vor. Nach drei oder vier Jahren erhält er das Land verbessert und mit Luzerne bestellt zurück, der Pächter aber beginnt seine Pionierarbeit anderswo von neuem. Zum Schutze der Pächter ist im Jahre 1921 ein Pächterschutzgesetz erlassen worden. Auf solche kurzfristigen Pachtungen sollte sich der deutsche Siedler nicht einlassen; er kommt dabei kaum jemals zu Wohlstand und zu einem eigenen Heim.

Die Landwirtschaft Argentiniens, welche während des Weltkrieges für alle ihre Erzeugnisse sehr günstige Preise erzielt hat, befindet sich seit einigen Jahren in einer schweren wirtschaftlichen Krisis. Nacheinander traten Absatzstockungen und starke Preissenkungen für Mais und Weizen, für Wolle und für Schlachtvieh, Kühl- und Gefrierfleisch ein. Eine teilweise Umstellung in der Produktion hat sich infolgedessen erforderlich gemacht. So tritt an Stelle des grobwolligen Fleischschafes der Lincolnrasse wieder mehr das feinwollige Merinoschaf, die einseitig auf Fleischerzeugung eingestellt gewesene Rindviehzucht geht in den Gegenden intensiver Wirtschaftsweise zur Milchviehhaltung mit Butter- und Käseerzeugung über.

Der Zuckerrohrbau in Tucuman, der Baumwollbau im Chaco und darauf sich aufbauend die einheimische Zucker- und Textilindustrie sind im Aufblühen begriffen; auf hoher Stufe steht bereits der Weinbau in Mendoza.

Paraguay leidet als Binnenland unter seiner wenig günstigen Verkehrslage, auch haben die in 1922/23 stattgefundenen Revolutionswirren das Wirtschaftsleben arg geschädigt. Andererseits ist hervorzuheben, daß die Regierung Paraguays dem Deutschtum gegenüber sich stets besonders freundlich erwiesen hat, und daß der Gründung rein deutscher Ansiedlungen hier nichts im Wege steht, während in Argentinien das Bestreben dahin geht, die Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten durcheinander anzusiedeln.

Klima und Boden Paraguays sind der landwirtschaftlichen Produktion außerordentlich günstig. Aus den alten deutschen Siedlungsgebieten Brasiliens sind Kolonistensöhne in größerer Zahl nach Paraguay in den letzten Jahren eingewandert. Sie fügen sich hier schneller in die vorliegenden Verhältnisse ein als die frisch aus Europa Kommenden, von denen nur diejenigen, die an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein entbehrungsreiches, hartes Leben gewöhnt sind, hier in den Urwaldkolonien Fuß fassen und allmählich zu Wohlstand gelangen werden.

Eine der neuesten und einigermaßen aussichtsvollen Kolonien ist die Kolonie Mayntzhusen am oberen Parana. Schon im Jahre 1914 waren hier einige vierzig deutsche Familien, aus Deutschland oder Brasilien stammend, angesiedelt. Zum Markt gelangende Erzeugnisse sind vor allem Schweinefett, Mais, Schnaps, Honig, Eier, Yerba Mate. Die Kultur der letzteren, des Paraguaytees, erscheint für die Zukunft besonders erfolgversprechend.

Als Kapital zum Erwerb eines Landloses von 25 ha und für die nötigsten Anschaffungen einschl. Lebensunterhalt für die ersten sieben Monate werden 1500 $ benötigt, dazu kommen die Reisekosten von Buenos Aires bis Mayntzhusen mit 360 $ für eine vierköpfige Familie und außerdem die Kosten der Ueberseefahrt. Der Landpreis beträgt 40 $ je ha, wovon 30% sogleich zu zahlen sind, während der Rest in bestimmten Fristen abzuzahlen ist.

Nach diesen kurzen Hinweisen auf Südwestafrika, Argentinien und Paraguay im besonderen, wenden wir uns zu einem allgemeinen Ueberblick über die landwirtschaftlichen Siedlungsmöglichkeiten in den Steppengebieten überhaupt. Die weiten Steppenregionen der subtropischen und der wärmeren gemäßigten Zone sowie die ihnen in klimatischer Hinsicht nahestehenden tropischen Hochländer kommen vornehmlich als Auswanderungsziel in Betracht.

Als wichtigste Steppengebiete der Erde sind hier zu nennen: In Amerika fast die ganzen westlichen zwei Fünftel der gewaltigen Fläche der Vereinigten Staaten, von Mexiko der ganze Norden und die mächtige Hochebene, die das Binnenland einnimmt. Auch in den zentralamerikanischen Staaten sind mehr oder minder ausgedehnte Hochsteppen vorhanden. Dann das nördliche Chile und der westliche Abhang der Kordilleren in Peru, Patagonien und die weite Pamparegion Argentiniens. Ferner West- und Inner-Australien, von Südafrika die westlichen drei Viertel, endlich Südspanien, Nordafrika von Marokko bis Aegypten, Kleinasien, Palästina-Syrien-Arabien, Mesopotamien, Persien und Turkestan, auch das südliche Rußland.

Das Klima der Steppenländer ist für deren Besiedlung durch weiße Familien durchaus geeignet. Es ist gekennzeichnet durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die drei Worte: warm, sonnig, trocken. Die intensive Sonnenstrahlung zwingt zwar den Menschen und z. T. auch die Tiere, in den Mittagsstunden den Schatten aufzusuchen; auch sind die Temperaturen noch wesentlich höher als in Deutschland. Aber die große Trockenheit der Luft bewirkt, daß man die Hitze leicht erträgt; es tritt niemals Schwüle ein, denn sobald der Schweiß auf die Haut tritt, verdunstet er auch schon; man empfindet daher die Hitze niemals als drückend.

Das Erfrischende und Belebende an unserm deutschen Klima und dem gemäßigten Klima überhaupt, sind die großen Temperaturunterschiede zwischen Sommer und Winter, aber auch zwischen Tag und Nacht. Mag es bei uns im Sommer tagsüber noch so heiß sein, so folgt doch in der Nacht meistens eine Abkühlung, welche die Menschen und Tiere immer wieder frisch zur Arbeit macht. Fehlt aber einmal die Erniedrigung der Temperatur über Nacht im Sommer, so tritt sofort eine allgemeine Abgespanntheit und Erschlaffung ein. Die subtropischen Steppengebiete haben naturgemäß zwar nicht solche niedrige Wintertemperaturen aufzuweisen wie die Länder der gemäßigten Zone, aber bei einer Lage von einigen hundert Metern über dem Meere kommt es auch hier zur Schnee- und Eisbildung, und vor allem ist die Abkühlung in den Sommernächten ganz erheblich. Die Niederschlagsmengen sind in den Steppengebieten knapp. In manchen Ländern reichen sie zum normalen Ackerbau aus, in den meisten aber müssen besondere feuchtigkeitssparende Anbaumethoden oder gar künstliche Bewässerung der Kulturpflanzen zur Anwendung gelangen.

Obwohl also die Steppengebiete nicht alle klimatischen Vorbedingungen für den Ackerbau, die Grundlage jeglicher kulturellen Entwicklung, in Fülle darboten, sondern mit ihren unzulänglichen Niederschlagsmengen den Menschen zwangen, seine Kulturpflanzen künstlich zu bewässern, sind sie doch von jeher für die menschliche Siedlung von besonderer Bedeutung gewesen; ja, die Kultur hat aus der Steppe ihren Ausgang genommen. Das sehen wir vor allem in Asien, wo die Stätten ältester Kultur sich sämtlich in dem breiten regenarmen Streifen finden, der sich von Syrien und Palästina über Arabien, Mesopotamien und Persien bis über den nördlichen Teil von Indien erstreckt und weiter nördlich sich über Turkestan bis weit nach China hinein ausbreitet. Für Afrika bilden einen überzeugenden Beweis Aegypten und die westlich von ihm in der Libyschen Wüste gelegenen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seit uralter Zeit besiedelten und kultivierten Oasen. In Europa waren es die Mittelmeerländer mit ihren trockenen Sommern, in denen zuerst die Kultur aufblühte. Hervorragende Bedeutung für den Ackerbau erlangte besonders das eine künstliche Bewässerung erfordernde südliche und östliche Spanien.

Nicht anders als in der alten Welt liegen die Verhältnisse in Amerika; auch hier haben die alten Kulturvölker die regenarmen, ariden Steppengebiete den bewaldeten humiden Landstrichen vorgezogen. So weisen im Gebiet der Vereinigten Staaten nicht die niederschlagsreiche atlantische Küste, nicht die Prärieregion mit den heutigen eigentlichen Ackerbaustaaten der Union, sondern der subtropische, aride Südwesten die Spuren einer ehemals dichten Bevölkerung, die Merkmale alter Stadtanlagen und die Reste großartiger Kanalsysteme auf. In Mexiko begründeten die Azteken ihr Reich nicht unter dem fruchtbaren Tropenklima der Tierra Caliente, sondern auf der den Typus einer subtropischen Steppenlandschaft zeigenden Hochebene von Anahuac. In Südamerika endlich finden sich die Anfänge der Kultur in Peru unter der Herrschaft der Inkas, auf dem ariden Westabhange der Kordilleren, nicht aber an der regenreichen Ostküste mit ihrer üppigen Vegetation. Der Hauptgrund dafür, daß die Zivilisation ihren Ausgang aus den subtropischen Steppengebieten und nicht aus dem humiden Klima der gemäßigten oder tropischen Zone genommen hat, scheint in folgendem gesucht werden zu müssen: Da die Steppe zwar Graswuchs für die Herden, aber für die Menschen selbst keine oder doch nur höchst kümmerliche vegetabilische Nahrung ohne menschliches Zutun darbot, wurden die Steppenvölker von der Natur selbst dazu gezwungen, seßhaft zu werden und Ackerbau zu treiben, und zwar in der Regel Ackerbau mit künstlicher Bewässerung zum Ersatze des ungenügenden Regenfalles.

Ein anderer Grund dafür, daß die alten Kulturvölker gerade im Steppengebiet ihren Aufschwung genommen haben, dürfte darin zu suchen sein, daß die unter dem Einflusse eines regenarmen Klimas gebildeten Böden einen außerordentlich großen Vorrat an Pflanzennährstoffen besitzen, so daß sie einen jahrhundertelangen Raubbau zu ertragen imstande sind. Diese Ueberlegenheit der Böden der ariden Länder über diejenigen der humiden Gebiete liegt in der Verschiedenheit der Vorgänge bei der Verwitterung der Gesteine und der Bodenbildung begründet. Während

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in einem regenreichen Klima die durch Verwitterung löslich gewordenen Pflanzennährstoffe vom Regen aus dem Boden ausgelaugt, in die Flüsse und das Meer entführt werden und dort den Salzgehalt des Meeres bilden, bleiben diese wichtigen Stoffe in trockenen Gegenden dem Boden erhalten. Ferner wirkt in Wüste und Steppe der Wind als Bodenbildner sehr tatkräftig mit, indem er das trockene, feinerdige Material in Gestalt großer Staubmengen aufwirbelt und anderswo wieder ablagert. Unter dem Graswuchs der Steppe finden diese vom Winde fallengelassenen wertvollen Bodenteilchen Schutz und schichten den Steppenboden allmählich höher und höher auf. So sind die russischen, ungarischen und deutschen Schwarzerdegebiete, die Prärien und Pampas in Amerika entstanden.

Die Steppenländer besitzen also im allgemeinen sehr fruchtbare, tiefgründige, tätige Böden, und da die klimatischen Faktoren, mit Ausnahme der Niederschläge, für das Pflanzenwachstum sehr günstig beschaffen sind, kann in den Steppengebieten die herrlichste Vegetation geschaffen und ertragreicher Ackerbau getrieben werden, sobald dem Boden durch künstliche Bewässerung die mangelnde Feuchtigkeit zugeführt oder bei günstigeren Regenmengen mit der vorhandenen Feuchtigkeit rationell gewirtschaftet wird.

Was die Beschaffenheit der Steppenvegetation anlangt, so haben wir es da entweder mit einer reinen Graslandschaft zu tun, bei günstigeren Regenverhältnissen mit üppigem, grünem Grasbestand, während in regenärmeren Gegenden der Bestand lückenhaft wird und vielfach an Stelle der Gräser niedrige Futterkräuter, Artemisiaarten und Salbeigewächse treten. Eine andere Steppenform ist die lichte Buschsteppe, wo Grasflächen mit Dornensträuchern wechseln oder auch die letzteren schwer durchdringbare niedrige Dickichte bilden. Eine dritte Form ist die Baumsteppe oder obstgartenähnliche Steppe; sie besteht aus Grasflächen mit einzeln stehenden Bäumen und ist vornehmlich in mehr tropischen Gebieten anzutreffen. In den subtropischen regenarmen Gegenden aber treffen wir außer der Gras- und niedrigen Buschflora prächtige Riesenkakteen, Agaven, Opuntien, Kandelaberaloen. Nach ergiebigen Regenfällen bedecken sich die Steppen mit frischem Grün. In der Trockenzeit sterben Gras- und Futterkräuter oberirdisch wieder ab, aber sie behalten zunächst noch ihren hohen Nährwert, da sie ja nicht vom Regen ausgelaugt werden. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir haben in den Steppenländern in landwirtschaftlicher Hinsicht folgende drei Wirtschaftsformen zu unterscheiden:

1. Weidewirtschaft,
2. Ackerbau ohne Bewässerung (Trockenfarmen),
3. Bewässerungswirtschaft.

Die Weidewirtschaft treibt gewöhnlich auch etwas Ackerbau, die andern beiden Wirtschaftsformen treiben zumeist auch Viehzucht, ja vielleicht sehr intensive Viehzucht; aber die genannten drei Bezeichnungen zeigen eben die besondere Grundlage an, auf der ein einzelner Betrieb sich aufbaut.

1. Die Weidewirtschaft.

Das Klima und die natürliche Vegetation der Steppengebiete weisen uns schon darauf hin, daß die Viehzucht hier die zunächst von der Natur gebotene Wirtschaftsmethode ist, eine Viehhaltung, die sich auf Weidegang gründet und die es versucht, den natürlichen Pflanzenbestand in möglichst rationeller Weise durch Umwandlung in tierische Produkte nutzbar zu machen. Wo die Regenmengen ausreichen, oder soweit Wasser für eine künstliche Berieselung zur Verfügung steht, wird mit der Zeit der Ackerbau den Platz einnehmen, die übrigen Flächen der Steppe aber verbleiben dauernd der Ausnutzung durch extensiven Weidebetrieb. Die extensive Weidewirtschaft wird mit Rindern, Pferden oder Schafen und Ziegen betrieben. In den trockensten Gebieten überwiegt die Schafzucht, z. B. in Patagonien, Westaustralien, westliches Kapland; in den übrigen Gebieten aber die Rindviehzucht. Das Steppenrind Amerikas, das sogen. Criollovieh, stammt vom spanischen Rinde ab. Es zeigt den Typus eines spätreifen, sehr genügsamen und widerstandsfähigen Tieres. Vielfach ist es bereits durch Kreuzung mit frühreifen englischen Rassen fleischergiebiger und mastfähiger gemacht worden.

Der eigentümliche Viehzuchtsbetrieb auf der Steppe paßt sich den dort gegebenen wirtschaftlichen Bedingungen an. Es handelt sich in diesen fast menschenleeren ausgedehnten Gebieten um eine ganz extensive billige Massenerzeugung von Fleisch, wobei die Natur das meiste tun muß und der Mensch sich im wesentlichen darauf beschränkt, die Herden auf der Weide notdürftig zu überwachen und die fetten Tiere zum Schlachten auszumerzen. Die Steppenviehzucht liegt ganz überwiegend in den Händen großer Einzelunternehmer oder kapitalistischer Gesellschaften. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Besitz des einzelnen Estanziabetriebes an Rindern zählt nach Tausenden oder gar Zehntausenden, das darin investierte Kapital nach Hunderttausenden und Millionen Pesos. Entweder überläßt man nun die Herden ganz sich selbst und treibt das Vieh nur zweimal im Jahre zusammen, sorgt nur dafür, daß die Weiden nicht durch andere sich einfindende Herden überfüllt werden, oder man sichert sich den ausschließlichen Besitz einer bestimmten Weidefläche durch Einzäunung. Zu bestimmten Zeiten wird das Vieh von den Cowboys oder Peones in starke mehrteilige Einzäunungen zusammengetrieben, in den sog. Corral; die jüngeren Tiere werden hier mit dem Lasso eingefangen, niedergeworfen und mit dem Brandzeichen des Besitzers versehen, die älteren Tiere und Ochsen dagegen heraussortiert, um nach den großen Schlachthäusern verfrachtet oder getrieben zu werden. Hauptgebiete der Steppenviehzucht sind in Amerika: Texas, Mexiko, Argentinien, Uruguay, Paraguay und der brasilianische Staat Matto Grosso; die Schlachtung und weitere Verarbeitung des Viehs erfolgt in den riesigen Schlachthäusern, zu Dörrfleisch, zu Fleischextrakt und Fleischkonserven besonders in den Werken der Liebig-Kompagnie, vor allem aber jetzt zu Gefrierfleisch und Kühlfleisch, das in immer steigenden Mengen nach Europa ausgeführt wird.

In Afrika sind Südwest- und Südafrika sowie das innere Hochland von Ostafrika ausgezeichnete Viehzuchtsgebiete. Der einzelne Betrieb pflegt hier wesentlich kleiner zu sein als in den amerikanischen Steppen und entspricht zumeist einem bäuerlichen Besitz.

2. Ackerbau ohne Bewässerung (Trockenfarmen).

Frühzeitig begannen die Einwanderer in den Steppenländern neben der Viehzucht auch Ackerbau zu betreiben. Es bildeten sich zumeist Großbetriebe, die in extensivster Weise wirtschafteten. Diese Wirtschaftsform treffen wir z. T. noch heute im westlichen Nordamerika, in Mexiko, in den Argentinischen Pampas, in Westaustralien und im westlichen Kapland. In diesen an sich trocknen Gebieten gibt es gewaltige Flächen, wo wenigstens soviel natürliche Feuchtigkeit vorhanden ist, daß einige Getreidearten angebaut werden können, die im Wasserbedarf genügsam sind, nämlich besondere Sorten von Weizen und Gerste, in Argentinien auch Lein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Erträge sind gewöhnlich sehr niedrig, sie lohnen aber doch den geringen Arbeitsaufwand. Während des größten Teiles des Jahres liegen die weiten Flächen wie ausgestorben da; aber zur Bestellzeit und zur Ernte rückt die Arbeiterschar mit Pferden und Maultieren, Geräten und Maschinen an und fällt über die weiten Flächen her. Von dem Getreide werden oft nur die Aehren durch eine breite Maschine geschnitten und vermittels eines Förderbandes auf einen daneben her fahrenden Kastenwagen geliefert, während das Stroh später verbrannt wird; auch gelangt zuweilen die gewaltige kombinierte Mäh- und Dreschmaschine zur Anwendung, die den Weizen gleich vom Halme in den Sack liefert. Anderswo dient das Stroh im Verein mit Rohöl zum Heizen der Lokomobile beim Dreschen. Bauliche Anlagen sind auf einer solchen Großfarm außer einigen Brunnen mit Windmotor kaum vorhanden. Die Zugtiere werden in großen Einfriedigungen gehalten, in denen ein teilweise offener Schuppen oder auch nur ein langgestreckter Strohdiemen den Tieren etwas Schutz gegen den oft recht heftigen Steppenwind bietet. Ihr Futter müssen sich die Tiere gewöhnlich auf der Weide suchen.

Weit mehr als die extensiven Großbetriebe interessieren uns die kleineren Betriebe, die ohne großes Kapital, aber mit intensivster Arbeit eine nur mäßig große Fläche zu möglichst hohen Erträgen bringen wollen. In den trockensten Gebieten der Steppenländer ist dazu künstliche Bewässerung nötig, in anderen aber kommt man noch ohne dieselbe aus, z. B. in Paraguay, in Argentinien mit Ausnahme von Patagonien, im mittleren und südlichen Mexiko. Man muß nur dann zumeist seinen Betrieb daraufhin einstellen, die natürliche Feuchtigkeit in rationeller Weise auszunützen, durch zweckmäßige Bodenbearbeitung und durch die richtige Auswahl der Kulturpflanzen. Dieses Anbausystem wurde in den letzten 20 Jahren als sogenanntes Trockenfarmen in den nordamerikanischen Weststaaten gut durchgebildet. Die Ansiedlung erfolgt auf verschiedene Weise. In manchen Ländern bestehen sogenannte Heimstättengesetze. Danach kann einem Siedler auf Regierungsland eine Fläche von bestimmter Größe überlassen werden, entweder unentgeltlich oder zu einem niedrigen Landpreise, der zinslos gestundet und etwa vom 5. Jahre an in Raten zu zahlen ist. Der Kolonist hat die Verpflichtung, auf der Farm zu wohnen und sie innerhalb einer vorgeschriebenen Frist in Kultur zu bringen. Das für diese Siedlungsart in Betracht kommende Regierungsland ist nun freilich immer weniger ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden, in der Regel sind nur noch vom Verkehr abgelegene Ländereien frei. In Staaten wie Mexiko und Argentinien besitzt die Regierung selbst überhaupt nur wenig Land, und der Kolonist ist darauf angewiesen, von den großen Landbesitzern oder von einer Siedlungsgesellschaft Land zu erwerben. Am günstigsten ist es, wenn der Siedler dann zu einem mäßigen Preise das Land oder eine schon eingerichtete Farm kaufen kann.

Ein anderer Weg, um zum Ziele zu kommen, ist die Pachtung. Das Pachtsystem ist besonders in Argentinien stark verbreitet, aber auch in Mexiko ist es immer häufiger geworden, auch von Südafrika her ist es mir bekannt. Die Verpachtung hat gegenüber dem Verkaufe für den großen Landbesitzer den Vorteil, daß die im Laufe der Zeit eintretende Wertsteigerung des Grund und Bodens ihm zugute kommt. Für einen Kolonisten aber, der nur über mäßige Mittel verfügt, bietet das Pachten die Möglichkeit, überhaupt als Siedler einen landwirtschaftlichen Betrieb beginnen zu können. Der Pachtzins wird entweder in Geld oder in Naturalien entrichtet, indem in der Regel ein Fünftel, ein Viertel oder die Hälfte der ganzen Ernte an den Verpächter abzuliefern ist, je nachdem der Verpächter nur das Land oder aber auch das Saatgut, die Maschinen usw. geliefert hat.

Kann der Pachtvertrag zu annehmbaren Bedingungen und gleich für eine längere Reihe von Jahren, womöglich mit der Aussicht auf späteren Kauf der Farm, abgeschlossen werden, so ist das Pachtsystem für den mit nur mäßigen Mitteln ausgestatteten Kolonisten eine gute Sache. Leider ist nun z. B. in Argentinien die kurzfristige Verpachtung sehr verbreitet: der große Estanziero, der in der Hauptsache nur Viehzucht auf der natürlichen Steppenweide treibt, verpachtet ein Stück Land für 4 Jahre an einen Kolonisten. Dieser erbaut sich eine notdürftige Unterkunft, einen Brunnen und vielleicht noch einen primitiven Stall, bricht die Steppe mit dem Pfluge um und bebaut das Land mehrere Jahre mit Weizen, Lein, Hafer, auch Mais. Im vierten Jahre wird Luzerne in das Getreide eingesät, und das mit Luzerne angesäte Land übernimmt nun wieder der Estanziero, der auf diese Weise eine vorzügliche Weide bekommt, denn die Luzerne ist die wichtigste Nutzpflanze fast aller Steppenländer, sie verträgt lange Dürreperioden und hält auf dem gewöhnlich sehr nährstoffreichen Steppenboden viele Jahre oder selbst Jahrzehnte aus. Ich habe im nördlichen Mexiko bei alten Klöstern Luzernefelder gesehen, die nachweislich schon über 100 Jahre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alt waren. Der Pächter aber wird nach den vier Jahren auf ein anderes Stück Pampasland gesetzt und beginnt hier von neuem für drei bis vier Jahre. Bei diesen kurzfristigen Verpachtungen ist das Risiko für den Pächter groß, weil Mißernten infolge Trockenheit oder Heuschreckenfraß ihn dabei viel schwerer treffen und sein wirtschaftliches Bestehen weit mehr bedrohen, als wenn sein Betrieb auf eine längere Dauer zugeschnitten ist. Der Einwanderer deutschen Stammes sollte sich im allgemeinen auf solche kurzfristige Verpachtungen nicht einlassen, er gewinnt dabei kein bleibendes Heim und wird seines Lebens nie froh. Sein Ziel muß sein: ein kleines Eigen oder eine langfristige Pachtung.

Erfreulicherweise hat auch für Südwestafrika und Südafrika das Trockenfarmen eine nicht unerhebliche Bedeutung gewonnen, in Südwestafrika natürlich vor allem in dem regenreicheren Norden, aber doch auch im mittleren und im östlichen Teile des Landes. Es ist hier, im Gegensatz zu den argentinischen Verhältnissen der Landbesitzer, der Farmer selbst, der neben der Viehzucht den Ackerbau beginnt, oft nur auf wenigen Hektar, bei gutem Gelingen aber auch auf größerer Fläche.

3. Die Bewässerungswirtschaft.

„Ein Ackerbau, der sich der Herrschaft über das Wasser dergestalt bemeistert hat, daß er dem Boden nach Willkür Feuchtigkeit geben und nehmen kann, hat den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht." Dieser Ausspruch Albrecht Thaers, des Begründers der rationellen Landwirtschaft in Deutschland, bringt klar zum Ausdruck, welche hohe Bedeutung für die Pflanzenproduktion dem Wasser beizumessen ist. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber ist das Wasser und die Möglichkeit der Feldbewässerung für die Steppengebiete, denn sie sind regenarme Länder. In manchen von ihnen reicht ja der natürliche Regenfall in normalen Jahren für den Ackerbau aus, in anderen aber ist ein wirklich lohnender und einigermaßen sicherer Ackerbau im Klein- und Mittelbetriebe und damit eine ausgedehntere Besiedlung des Landes nur dort möglich, wo künstlich bewässert werden kann. Ja selbst in manchen Ländern, wie z. B. Paraguay und Oberitalien, wo die Regenmengen befriedigend sind, ist doch die Verteilung des Regens über das Jahr so, daß für manche wertvolleren Pflanzenarten die Bewässerung notwendig und lohnend erscheint.

Die Bewässerungswirtschaft hat vor allem in den Vereinigten Staaten und Indien eine hervorragende technische Ausbildung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erfahren; große Ausdehnung hat sie auch in Aegypten, Kapland, Australien, Kanada, Norditalien und Spanien gewonnen. Beachtenswert ist sie auch schon an den Flußläufen Patagoniens; im übrigen aber wird sie in Mexiko, Süd- und Mittelamerika noch in sehr rückständiger Weise und noch in wenig umfangreichem Maße betrieben. Die Anfänge einer Feldbewässerung durch die Indianer in Arizona, Mexiko und Peru wurden bereits erwähnt. Nach der Eroberung des Landes durch die Spanier ließen es sich besonders die Missionen angelegen sein, die Indianer zur Bodenkultur zu erziehen. Die Besiedlung des nordamerikanischen Westens wurde jedoch in wirklich energischer Weise erst durch die germanische Rasse in Angriff genommen, und zwar dürfen sich die Mormonen rühmen, die Begründer der modernen amerikanischen Bewässerungswirtschaft zu sein. Als sie nach ihrem mühseligen und gefahrenreichen Zuge durch die noch unerforschte Wildnis und das Gebiet feindlicher Indianerstämme sich im Jahre 1847 am großen Salzsee niedergelassen hatten, waren sie bei den unzureichenden Niederschlagsmengen ihrer neuen Heimat direkt auf die künstliche Bewässerung angewiesen. Dem Gedeihen des jungen Unternehmens kam die eigentümliche Organisation der Mormonen sehr zustatten, denn nur durch einmütiges Zusammenarbeiten und williges Unterordnen der einzelnen unter die Leitung umsichtiger und erfahrener Führer wurde es möglich, trotz des Fehlens technischer und pekuniärer Hilfsmittel Dämme und Kanäle zu bauen und die natürlichen Wasservorräte in beträchtlicherem Umfange auszunutzen. In den übrigen Staaten der Union gewann die Feldbewässerung größere Bedeutung erst zwanzig Jahre später als im Mormonenstaate Utah, vor allem in Kolorado und in Kalifornien. Auch hier wurden die Bewässerungswerke und alle sonstigen öffentlichen Bauten anfangs nur durch kooperative Tätigkeit der Kolonisten selbst, als auf genossenschaftlichem Wege, geschaffen.

Aber auch dem auf dieser Grundlage Erreichbaren waren gewisse Grenzen gezogen. Solange noch Ländereien sich fanden, denen mit einfachen Mitteln Wasser zugeführt werden konnte, solange waren die Ansiedler imstande, durch genossenschaftlichen Zusammenschluß oder auch allein die Bewässerung einzurichten. Als dann aber massive Bauten erforderlich wurden und kostspielige Kanäle angelegt werden mußten, konnten nur kapitalistische Gesellschaften oder der Staat als Unternehmer auftreten. Während nun in fast allen anderen Ländern, in denen die Feldbewässe-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rung einige Bedeutung besitzt, so besonders in Indien und Italien, alle wichtigen Bewässerungsanlagen vom Staate selbst oder unter seiner direkten Aufsicht geschaffen worden sind, blieb in Nordamerika die Ausnützung der Wasservorräte zunächst völlig der privaten Initiative überlassen, bis seit etwa 1900 die Regierung begann, die Ausführung großer Bewässerungsprojekte selbst in die Hand zu nehmen. So ist denn die nordamerikanische Bewässerungswirtschaft für alle regenarmen Länder vorbildlich geworden, und Millionen von Hektaren sind hier schon aus dürrer Steppe oder dürftigem Weizen- und Gerstenlande in grüne Luzerne-, Gemüse- und Rübenflächen, volltragende Weizen- und Haferfelder und herrliche Obstpflanzungen umgewandelt worden.

Es möge nun im folgenden ein kurzer Ueberblick über die Einrichtungen und Methoden der Bewässerungswirtschaft gegeben werden. Zunächst die Wasserbeschaffung: Die große Mehrzahl der Bewässerungssysteme deckt ihren Wasserbedarf durch seitliches Ableiten aus Flüssen. Führt aber der betreffende Fluß zur Vegetationszeit nur wenig Wasser, so erstrebt man, das noch ungenutzt dem Meere zuströmende Hochwasser sowie die Flut des Herbstes und Winters in großen Staubecken und Talsperren für die Bewässerungsmonate aufzuspeichern. Zum Beispiel sei als eine der größten Talsperren der La Grange-Damm in Kalifornien genannt, eine 43 Meter hohe und 103 Meter lange massive Mauer, die das Wasser des Flusses 40 Meter hoch anstaut, so daß es aus der tiefen Schlucht durch einen an der Hügelseite entlang geführten Kanal nach den Feldern geführt werden kann.

Aber auch bei relativ ebenem Gelände sind gewisse Bauten nötig, um das Einfließen des Wassers aus dem Flusse in den Kanal zu befördern und zu regulieren. Diesem Zwecke dienen das Flußbett durchquerende Flügeldämme und Wehre, die teils als einfache „Biberdämme“ vom einzelnen Farmer, teils in moderner Bauweise als feste oder als bewegliche Wehre errichtet sind. Neben ihnen muß eine Schleuse vorhanden sein, welche es ermöglicht, den Eingang des Kanals ganz oder teilweise zu verschließen, so daß die einfließende Wassermenge nach Belieben geregelt werden kann. Liegt der Fluß oder See tiefer als das zu berieselnde Land, oder muß das Wasser aus einem Brunnen genommen werden, so braucht man Pumpenanlagen, um das Wasser zu heben. Die Wasserentnahme durch Hebewerke ist die Methode des Einzelbetriebes, eine solche Anlage versorgt also in der Regel nur eine einzige Farm und ist Eigentum des betreffenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Farmers. Jedoch gibt es auch Ausnahmen, und so versorgen die gewaltigen Pumpstationen in Louisiana jede einzelne Tausende von Hektaren Reis mit Wasser aus den Küstenflüssen des Golf von Mexiko.

Die Pumpen werden dort durch Dampfkraft getrieben; als Heizstoff dient Erdöl, welches ja in Louisiana, Texas und Kalifornien selbst gewonnen wird. In anderen Fällen gelangt Wasserkraft, Elektrizität, der Benzolmotor oder tierische Kraft zur Anwendung, die letztere meist in Gestalt eines Esels, Maultieres, Büffels oder Ochsen, der im Göpel gehend ein Becherwerk oder Schöpfwerk treibt. In dieser einfachen Weise wird seit uralter Zeit das Wasser gehoben, so im ausgedehnten Maße in Aegypten, ferner in Kleinasien, Persien, Indien und China, in Nordafrika und Spanien. Zahllose vom fließenden Wasser selbst getriebene Schöpfräder versorgen in Franken die Wiesen am Main und seinen Nebenflüssen mit Wasser. Auch in Nordamerika erfreuen sie sich zwecks Versorgung der einzelnen Farm großer Beliebtheit; wir finden sie hier teils in roher Ausführung, vom Farmer selbst oft sinnreich hergestellt, teils in moderner technischer Vollkommenheit. Große Verbreitung hat auch das Windrad gefunden; in den Steppenländern, in denen der Wind ungehindert über die weiten baumlosen Ebenen fährt, besitzt oft jede Farm einen Windmotor zum Heben des Wassers für Haushalt und Ställe, für Garten und Feld.

Auf der großen nordamerikanischen Steppe östlich des Felsengebirges, in Südkalifornien, Australien, Nordafrika und anderswo konnte auch artesisches Wasser erbohrt werden und zur Bewässerung Verwendnug finden. Es ist hier unter einer undurchlässigen Decke eine wasserführende Gesteinsschicht vorhanden, in der das Wasser unter starkem seitlichen Druck steht. Nach dem Eintreiben eines Bohrloches steigt das Wasser meist von selbst bis zur Oberfläche empor, in manchen Fällen mit großer Kraft, z. B. im Städtchen Aberdeen in Dakota, wo die städtische Wasserleitung mit artesischem Wasser gespeist wird.

Nach der Wasserbeschaffung kommt die Wasserleitung: Vom Orte seiner Entnahme muß das Wasser mit Hilfe von Kanälen, Gräben, Rinnen, Röhren usw. auf das Feld geleitet werden. Bei großen Bewässerungsdistrikten führt der Hauptkanal oftmals 20—30 Kilometer weit durch Hügelvorland, ehe das erste berieselungsfähige Feld erreicht wird. Auf solchen langen Strecken treten dann durch Versickerung und Verdunstung erhebliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wasserverluste ein, bevor das Wasser überhaupt bis an das Berieselungsgelände gelangt. Es erweisen sich deshalb vielfach besondere Vorkehrungen als notwendig, um Verluste durch Versickerung zu vermeiden; auch sind oft erhebliche Geländeschwierigkeiten durch den Kanal zu überwinden. So ist z. B. in Südkalifornien zuweilen das ganze Kanalbett auszementiert; im weiteren Verlaufe wird das Wasser in einer zwei Meter breiten Holzrinne, die auf einem hohen Gestell ruht, über eine Schlucht hinweggeleitet, endlich durchbohrt der Kanal in einem Tunnel einen sich vorschiebenden Bergrücken. In Kolorado wieder sehen wir irgendwo ein mächtiges Rohr von ¾ Meter Durchmesser sich eine steile Schlucht des Felsengebirges herabwinden. Das Rohr besteht aus Faßdauben, die durch Eisenbänder zusammengehalten werden.

Aus den die Wasserleitung besorgenden Kanälen und Hauptgräben erfolgt die Wasserverteilung durch Abzweigung von kleineren Nebengräben; dieselben führen das Wasser den einzelnen Farmen und Feldern zu und lassen es durch Röhren oder kleine Schleusen auf die Flächen übertreten. Auch an jeder Verzweigungsstelle sind solche kleinen Schleusen eingebaut, welche die beliebige Regelung des Zuflusses gestatten.

Das Wasser ist nunmehr auf dem höchsten Punkte des Geländes einer Farm angelangt, so daß die Ausführung des Bewässerns vor sich gehen kann. Das Ackerland ist durch die vorherige Beseitigung der größeren Bodenunebenheiten dafür vorbereitet worden. Für die Bewässerung sind verschiedene Verfahren gebräuchlich, die zum Teil den in Deutschland beim Wiesenbau üblichen entsprechen. Da ist zunächst die Ueberrieselung zu nennen, die sich in den Vereinigten Staaten und Kanada großer Beliebtheit erfreut. Von dem am Rande des Feldes verlaufenden Graben führen in 25—50 Meter Abstand die Rieselrinnen über das Feld. Sie wurden nach vollendeter Bestellung des Ackers einfach mit dem Pfluge gezogen. Das Wasser wird nun in eine Rieselrinne nach der andern eingelassen und in ihr von Strecke zu Strecke vermittels eines Staubleches oder eines an einer Latte befestigten Stückes Segeltuch angestaut. Spateneinstiche in den Rinnenrand bringen das Wasser zum Uebertritt auf die Fläche und zu ihrer Ueberrieselung. Nach dieser Methode werden besonders Getreide, Luzerne und Wiesen bewässert.

Ein anderes Verfahren ist die Berieselung in Furchen. Hier wird nicht die ganze Fläche überrieselt, sondern das Wasser

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bleibt in den ½—1 Meter voneinander verlaufenden Furchen und versickert darin, die Oberfläche des Feldes aber bleibt trocken. Die Furchenberieselung gelangt vornehmlich bei den in Reihen gebauten Pflanzen zur Anwendung, wie Mais, Kartoffeln, Zuckerrüben, Zuckerrohr und in Obstpflanzungen. Der Obstbau ist vor allem in Kalifornien auf Grund der Bewässerung zu höchster Blüte gelangt. Orangen, Zitronen, Pfirsich, Aprikosen, Feigen, Mandeln, Aepfel, Birnen, Wein und alle anderen Obstarten der subtropischen und gemäßigten Zone sind hier vertreten. Aber auch Orte wie Bethanien und Klein-Windhuk in Südwestafrika zeigen uns, welch blühende Oasen aus trockenem Sande durch die Bewässerung hervorgezaubert werden können.

Das dritte Bewässerungsverfahren ist die Ueberstauung. Sie ist die gebräuchlichste Methode in den Bewässerungsgebieten Asiens, Afrikas, Südeuropas und des spanischen Amerika, allgemeine Anwendung findet sie überall in der Welt beim Reisbau, auch in Louisiana und Texas, wo der Reis in den letzten dreißig Jahren eine der wichtigsten Kulturpflanzen geworden ist. Bei der Ueberstauung wird die Farm durch Aufwerfen kleiner Erdwälle von etwa 50 Zentimeter Höhe in lauter Rechtecke oder Quadrate eingeteilt, die sodann eines nach dem anderen unter Wasser gesetzt werden. Beim Reis bleibt nun die Fläche dauernd unter Wasser, bis zwei Wochen vor der Ernte; bei den anderen Kulturpflanzen läßt man stets nur soviel Wasser ein, daß es nach einigen Stunden völlig in den Boden eingesickert ist.

Die letzten Schilderungen haben uns die gebräuchlichsten Bewässerungsmethoden und die dabei hauptsächlich angebauten Kulturpflanzen vorgeführt. Die Bewässerungswirtschaft wird vornehmlich als Klein- oder Mittelbetrieb ausgeübt, denn die Ausführung der Bewässerung erfordert Umsicht und geschieht deshalb am besten durch den Farmer selbst oder unter seiner direkten Aufsicht. Der Betrieb ist ein durchaus intensiver, von kleiner Fläche sollen möglichst hohe Erträge erzielt werden. Die höchste Rentabilität wird im landwirtschaftlichen Betriebe gewöhnlich durch eine Vereinigung von Ackerbau und Viehzucht erreicht, deshalb finden wir auch in den fortgeschritteneren Bewässerungsdistrikten eine ausgedehnte Viehhaltung, hauptsächlich zur Erzeugung von Milch und von Mastvieh. Auch die Hühner- und Taubenhaltung eignet sich vorzüglich für die Steppe und ist für den Siedler von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Auf der Bewässerungsfarm findet auch die Gänse- und Entenhaltung ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

frohes Gedeihen. Ein nur der Steppe und dem tropischen Hochlande eigentümlicher Viehzuchtszweig ist schließlich die Straußenzucht. Sie ist in Südwestafrika am höchsten entwickelt, aber auch in Arizona und Kalifornien, in Argentinien und in Ostafrika eingeführt. Die Straußenfedern können alle acht Monate geschnitten werden, an Absatz hat es ihnen noch nie gefehlt.

In großen Zügen nur konnten meine Ausführungen ein Bild der landwirtschaftlichen Siedlungsmöglichkeiten in den Steppengebieten und tropischen Hochländern entwerfen. Länder dieser Art sind es, die an erster Stelle dazu berufen sind, diejenigen unseres Volkes aufzunehmen, die unser zerschlagenes Vaterland in den nächsten Jahren ziehen lassen muß. Nicht jeder wird drüben finden, was er sucht. Aber wem ein guter Stern voranleuchtet, der ihn in einen gerade für seine geistigen und materiellen Kräfte geeigneten Wirkungskreis führt, und wer dann in zäher Ausdauer und in stiller treuer Arbeit auf der Steppe wirkt und schafft, dem wird sie seine Mühe auch lohnen, so daß er sich und seinen Kindern eine neue Heimat schaffen kann. Jedoch wahrhaft glücklich und zufrieden wird er sich nur dann fühlen, wenn er über der neuen Heimat die alte nie vergißt und auch unter dem ewig blauen Steppenhimmel sein Deutschtum sich bewahrt. —

Nachdem der Vorsitzende, Exzellenz von Lindequist, dem Redner für den Vortrag seinen Dank ausgesprochen hat, verliest er eine Resolution betr. Handhabung der Einreisegenehmigung in Südwestafrika, die folgendermaßen lautet:

„In dem zwischen der deutschen Regierung und der südafrikanischen Union geschlossenen Abkommen über Deutsch-Südwestafrika ist unter anderem seitens der letzteren zugesagt worden, daß die Einreise von Deutschen nach Südwestafrika künftig unter den gleichen Bedingungen wie nach Südafrika gestattet sein soll. Trotzdem ist bisher nicht die geringste Erleichterung erfolgt. Die Einreise wird vielmehr ohne Angabe von Gründen ganz willkürlich nach dem Belieben der zuständigen Lokalbehörde gestattet oder versagt; meistens das Letztere."

Der Kolonialkongreß bittet die Reichsregierung, bei der Regierung der südafrikanischen Union dieserhalb vorstellig zu werden und auf die loyale Durchführung des Abkommens zu dringen.

Die Versammlung beschließt einstimmig, die Annahme der Entschließung dem Kolonialkongreß zu empfehlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Kolonisationsbestrebungen in der Provinz Mendoza unter besonderer Berücksichtigung des Südens.

Pfarrer **Reinold.**

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Argentinien — das Wort hat für deutsche Ohren seit einiger Zeit einen ganz besonderen Klang. Nachdem Nord-Amerika seine bedeutenden Einschränkungen gegen den Einwandererstrom erlassen hat, die einigen Völkern die Tore des Landes fast völlig zugeschlagen haben, gravitiert das Schwergewicht der europäischen Auswanderung zu der großen La Plata Republik Argentinien. Wohl haben die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in ihrer Einwanderer-Quote eine das Deutsche Volk bevorzugende Ziffer festgesetzt — besonders ehrenvoll, weil Anerkennung vom ehemaligen Feinde, gleichwohl darf man nach den bedeutungsvollen Beschlüssen des argentinischen Einwanderungsdirektors Dr. Ramos in Berlin und den Vereinbarungen zwischen dem argentinischen Minister Le Breton und den deutschen Regierungsvertretern auf der Weltkonferenz für Auswanderungsfragen in Rom annehmen, daß Argentinien das klassische Auswandererland der kommenden Jahre auch für deutsche Auswanderer sein wird.

Argentinien braucht Bauernfamilien! Vielleicht später einmal, wenn jene Reichtümer an Erzen, die in den Anden schlummern, geweckt werden, auch Industriearbeiter. Kaufleute und Angehörige freier Berufe sollten ja in der Heimat bleiben, sie dienen fast immer nur dazu, das traurige Proletariat des Wasserkopfes dieses Landes, Buenos Aires, mit seinen mehr als zwei Millionen Einwohnern, bei einer Gesamtbevölkerung des Landes von acht Millionen zu vermehren. Deutsche Kolonisten, d. h. Landeigentümer in geschlossenen Kolonien, gab es bis vor kurzem in Argentinien eigentlich nur in Entre Rios, es sind die Gründungen jener Deutsch-Russen, die aus Süd-Rußland ausgewandert sind, Nachkommen jener wackeren Schwaben, die vor 200 Jahren nach Süd-Rußland auswanderten und trotz ihrer unglaublich wunderlichen und verschlungenen Wanderfahrten ihre Sitten, ihre Stammessonderheiten, ja sogar ihren Dialekt beibehalten haben. Seit einigen Jahren hat auch im Norden Argentiniens in dem Gebiete

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Misiones und dem Chaco — eine Zuwanderung deutscher Kolonisten eingesetzt; in Misiones vielfach Deutsche aus Süd-Brasilien, denen dort der Existenzkampf bereits zu schwer wurde. Jüngst beginnen auch in der Pampas Central sich deutsche Siedelungskerne zu gestalten, vielfach wieder von Deutsch-Russen gebildet, welche die furchtbare Elendskatastrophe am Don und an der Wolga von dort vertrieben hat.

Einer Provinz Argentiniens ist bisher von den Deutschen noch nicht die gebührende Beachtung geschenkt worden, obwohl sie von allen Kennern des Landes für die schönste und reichste gehalten wird, die ihrem Klima nach sich auch für uns Deutsche vorzüglich eignet, die Andenprovinz „Mendoza". Aus der ärmsten und trostlosen Provinz San Luis führt der Weg in dieses schöne und fruchtbare Weinland, in dem sich die größten Weinkellereien der Welt befinden. Der Bannkreis der Stadt Mendoza ist ausschließlich Weinland, aber auch im Norden der Provinz und im Süden, in dem Gebiete von San Rafael hat die Weinkultur einen ungeheuren Aufschwung genommen. Die gesamte Weinproduktion der Provinz beträgt 3 Millionen Hektoliter, bei vier Millionen Hektoliter der Produktion Gesamt-Argentiniens.

Die Regenmenge nimmt in den Anden-Provinzen Argentiniens genau wie in Chile von Norden nach Süden in dem Maße zu, daß diese Gebiete im tiefsten Süden mit zu den regenreichsten der Erde gehören, während es im Norden kaum einige Male im Jahre regnet. Die Provinz Mendoza hat ebenfalls nur eine ganz winzige Regenmenge pro Jahr; man ist deshalb auf die künstliche Bewässerung angewiesen. Hier offenbart das Wasser seine wahre Wunderkraft. Wo es durch das fein geäderte Kanalnetz hingeleitet wird, herrscht fabelhafte Fruchtbarkeit, wo es fehlt, beginnt sofort der nur vom kümmerlichsten Gestrüpp bewachsene, unendlich sich ausdehnende Kamp. Der Norden der Provinz ist arm an Flußläufen, und besitzt die große Gefahr des Salpetergehaltes. Der „salitre" zerfrißt sofort jede Vegetation, wenn die Bewässerung und Entwässerung des Landes nicht in der peinlichst genauen Art und Weise durchgeführt wird.

Die Provinz Mendoza wird von drei größeren Flußläufen durchzogen, dem Rio Mendoza, Rio Atuel und Rio Diamante, von denen jeder in seinem Strom- und Kanalisationsgebiet ein aufstrebendes Wirtschaftsland geschaffen hat. Jedes dieser drei Zentren besitzt an seiner Peripherie noch große Möglichkeiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Ansiedelung deutscher Kolonisten, und so sehen wir, wie auch gerade in letzter Zeit in jedem dieser drei Gebiete die ersten Anfänge deutscher Kolonisationstätigkeit sich regen. Das Hauptwirtschaftszentrum dieser Provinz ist die 70 000 Seelen zählende Stadt Mendoza, die als Verbindungspunkt zwischen Argentinien und Chile, zwischen dem Atlantic und Pacific in letzter Zeit einen wahren, amerikanischen Aufschwung genommen hat. Die Stadt zählt ca. 160 deutsche Familien, mehrere deutsche Vereine, ein prächtiges deutsches Klub-Haus und eine von 130 Schülern besuchte deutsche Schule sowie eine Filiale der Deutschen Ueberseeischen Bank. Im Geschäftsleben der Stadt haben die Deutschen sich bereits einen bestimmenden Einfluß gesichert, im Weinbau beispielsweise steht die Bodega alemana mit an erster Stelle.

In letzter Zeit hat sich 25 Kilometer nördlich von Mendoza, in dem Gebiete von Jocoli, eine deutsche Siedelung organisiert, welche nach den ersten Berichten der Siedeler eine aussichtsreiche Zukunft verspricht. Ebenfalls im Süden der Provinz, in dem Gebiete La Llave, wo bereits deutsche Siedeler ansässig waren, ist ein merklicher Zustrom von deutschen Kolonisten zu verzeichnen, die bei der hohen Fruchtbarkeit gerade des Südens und der sprunghaften Aufwärtsentwicklung von San Rafael alle Aussicht auf eine sichere Zukunft haben.

Das Gebiet um San Rafael hat gegenüber dem Norden den Vorzug größerer Wassermenge, das Land ist billiger als im Weichbilde der Stadt Mendoza. Das Gebiet von San Rafael umfaßt 92 000 qkm und ca. 40 000 Einwohner, von denen fast 20 000 in der Stadt gleichen Namens wohnen. Die Bevölkerung stellt bisher ein buntes Gemisch dar, Italiener, Spanier, einige Schweizer, Deutsche, Engländer, Franzosen und Syrier. Der Landschaftscharakter ist der, welcher dem gesamten Flachland am Fuße der Anden eigentümlich ist, eine unermeßlich nach Osten sich ausdehnende Ebene, aus der im Westen unmittelbar die gewaltige Kordilleren-Kette emporsteigt. Es fehlt hier die kleine Silhouette des Europäischen. Jede Linie in der Landschaft, die unermeßlichen Strecken der gradlinigen Fahrstraßen, die unendlich sich weitende Sicht der Ebene, die scharfe Zeichnung der gewaltigen Kordilleren, alles das fügt sich zusammen zu einem Landschaftsbild voll Ruhe und Schönheit. Die Landkultur in diesem Teil der Provinz steht vor einer glänzenden Entwicklung; bis jetzt stehen an erster Stelle Wein, Alfalfa und Obst. San Rafael nimmt den zweiten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Platz in der Provinz Mendoza im Weinbau ein. Es gibt jetzt 160 größere Weinkellereien in diesem Provinzabschnitt, welche 275 000 Hektoliter Wein produzieren. Die Kellereien in Villa Atuel des Herrn Arizu und in San Rafael des Herrn Tirazo stehen hinter den riesigen Bodegen von Mendoza kaum zurück. Die Pracht der Weinfelder in Negro Quemado und Villa Atuel gehört mit zu dem Besten, was es an Weinkultur gibt. Der normale Durchschnittsertrag in San Rafael ist für ein Hektar 80 Hektoliter. Der Preis für den Wein schwankt zwischen 20—25 centavos pro Liter. Trauben von drei Kilo Schwere gehören nicht zu den Seltenheiten. Von den 110 000 ha bebauten Landes im Süden der Provinz sind 5000 mit Obstbäumen bepflanzt und zwar mit besten Setzlingen aus Italien, Frankreich, Kalifornien und Neu-Seeland. Aprikosen, Feigen, Apfelsinen, Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen bilden ein Hauptprodukt, welches wegen der günstigen Bahnverbindung nach Buenos Aires schnellen und sicheren Absatz findet. Zwei deutsche Firmen haben bereits damit begonnen, diese Früchte in kleinen Kisten nach Nord-Amerika zu senden und sie werden dort den besten Früchten Kaliforniens gleich gewertet.

Die Alfalfa-Kultur nimmt jetzt 55 000 ha bewässerbares Land ein. Das Gebiet um den großen Kanal Atuel zwischen den beiden Flüssen Atuel und Diamante liefert die Hauptproduktion an Alfalfa (Luzerne) dieses in Argentinien vorzüglich gebrauchten Futtermittels, das in riesigen Bergen aufgestapelt, den Bahnhöfen an dieser Parcific-Bahnstrecke das charakteristische Gepräge gibt. Auf normalem Boden gibt die Alfalfa drei bis vier Schnitte jährlich und der Hektar bei jedem Schnitt 2 t Alfalfa, die mit 30 $ m. n. bezahlt wird. Nebst Alfalfa wird dann noch besonders Mais gebaut, der hier im Süden eine Kulturfläche von 10 000 Hektar einnimmt und das erste Produkt nach Urbarmachung des Landes darstellt. Der Ertrag stellt sich auf 2500—2700 $ m. n. pro ha und der Verkaufspreis schwankt augenblicklich zwischen 5 und 8 $ m. n. pro 100 Kilo.

Die Viehzucht steht ebenfalls im Süden der Provinz in Blüte und nimmt gerade in diesen Tagen durch die Besserung der Weltmarktpreise und der neuen Absatzgebiete, welche die argentinischen Gefrieranstalten in Nord-Amerika, Italien und auch in Deutschland gefunden haben, nach den bösen Nachkriegsjahren neuen Aufschwung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die amtlichen Zahlen für das Gebiet von San Rafael sind folgende:

Kühe	110 000	Pferde	56 000
Maulesel	17 000	Schafe	320 000
Ziegen	150 000	Schweine	40 000

Nebenher geht eine im schnellsten Tempo sich bewegende Aufwärtsentwicklung aller Milchprodukte und der Honig-Bereitung.

Bei der echt amerikanischen Aufwärtsbewegung von San Rafael finden nach jüngster Angabe der Handelskammer in San Rafael auch Handwerker in der Stadt ein reiches Arbeitsfeld. Es fehlt an Schlossern, Zimmerleuten, Malern, Anstreichern und Installateuren.

Die schnelle Erschließung der Provinz, ihre Fruchtbarkeit bietet also dem deutschen Auswanderer Aussicht auf Erfolg. Die wahre und große Schwierigkeit ist die Frage des Landerwerbs und die Sicherung des Kolonisten vor Geschäftspraktiken der Landeigentümer, die leider allzu häufig sind und darum manchen Kolonisten in schwere Bedrängnis gebracht haben. Die Kardinalfrage ist darum auch hier die Auswanderung gewissenhaft zu organisieren, Persönlichkeiten zu finden, die uneigennützig und selbstlos die Organisation der Auswanderung hüben und drüben durchführen. Wenn bisher in Argentinien von 100 Kolonisationsprojekten nur 10% Erfolg hatten, so ist es darauf zurückzuführen, daß es an dieser Organisation bisher gefehlt hat. Es muß Pflicht der Reichsregierung und der maßgebenden landwirtschaftlichen Organisationen in Deutschland sein, diese Frage einwandfrei zu lösen, um so den Kolonisten die Sicherheit zu bieten, daß er bei dem Erwerb des Landes nicht Ausbeutern in die Hände fällt.

Jenseits der Anden in Süd-Chile, in dem Gebiet von Valdivia, La Union, Puerto Montt und an den schönen Ufern des Llanquihue-Sees, in diesem klassischen Lande deutscher Kolonisation verfolgt man mit großer Spannung die Kolonisationsbestrebungen deutscher Auswanderer im Süden der Provinz Mendoza, um ihnen, wenn die neue Bahnverbindung über die Anden geschaffen ist, die Hand zu reichen. Mögen auch hier, diesseits der Anden, das deutschen Kolonisten beschieden sein, was deutsche Auswanderer vor einem Menschenalter in Süd-Chile fanden, welche treu der Heimatsprache und Heimatsitten, treu dem tiefsten deutschen Wesen an der Aufwärtsbewegung des Landes mitgeholfen haben, indem auch sie dieses schöne zukunftsreiche Land, das zu den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Füßen der Hochwelt der Anden gebettet liegt, aus seinem Schlaf erwecken.

Generalsekretär Georg **Timpe:** Die Deutschen sind groß in schönen Plänen, es gilt aber nicht nur Pläne zu machen, sondern wir müssen praktisch eingreifen. Ich möchte den Vorsitzenden bitten, den Deutschen, die drüben etwas geleistet haben, unsere Grüße zu senden, 1. an die Deutschen in Rio Grande do Sul, zum Jahrhundertjubiläum, 2. der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, 3. Pastor Nelke in Montevideo. — Pastor Nelke hat für das Deutschtum bahnbrechend gewirkt und großes für die deutsche Sache getan. In allerletzter Zeit hat er in Montevideo eine Zeitschrift herausgegeben. Als die „Nordogermania" verkrachte, die nicht genügend fundiert war, (Schwindelunternehmen) und ungefähr 100 deutsche Familien dadurch zugrunde gerichtet waren, fielen diese Deutschen den Montevideern zur Last und Pastor Nelke hat Pläne ausgearbeitet, wie man mit wenig Mitteln helfen kann.

Um die Kleinwirtschaft zu heben, hat der Staat Uruguay die Hypothekenbank in Uruguay gegründet. Nach dem Gesetz in U. müssen die Einwanderer 15% der Kaufsumme ihrer Kolonie selbst zahlen, die andern 85% zahlt die Bank, gestundet wird bis zu 30 Jahren, Nelke hält es für möglich, daß Deutsche diese 15% auftreiben. Er denkt eine Handwerkerkolonie von 25 bis 30 ha zu gründen, vielleicht genossenschaftlich organisiert, damit den Handwerkern, die bereits drüben sind, geholfen sei. 2250 urug. Peso würden gebraucht werden. Könnten die Deutschen von Deutschland aus nicht Geld vorstrecken? Wir müssen von hier aus für die Deutschen drüben mehr eintreten.

Exzellenz **von Lindequist** schlägt vor, die Sache auf der Tagung der deutschen Kolonialgesellschaft zu besprechen.

Fragt, ob es auch erwünscht sei, die Grüße zu senden, wie Pater Timpe es vorgeschlagen. Dann dürfe man aber auch Herrn Hermann Meyer in Leipzig nicht vergessen.

Er spricht sich für eine geschlossene Siedlung von Deutschen in Argentinien und Brasilien aus und hält die Absicht der dortigen Regierungen, schachbrettartig Deutsche, Italiener, Portugiesen, Russen nebeneinander anzusiedeln, für verkehrt. Die Deutschen hätten immer nur da etwas geleistet, wo sie ihre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eigenart bewahrt hätten. Ebensowenig, wie die geschlossenen Siedlungen in Süd-Chile jemals eine Gefahr für dieses Land bedeutet hätten, ebensowenig würden sie in anderen Staaten zu einer Gefahr werden. Er richtet daher an den anwesenden brasilianischen Oberst Gaelzer-Netto die Bitte, bei seiner Regierung dafür einzutreten, daß man von der gemischten Ansiedlung Abstand nehmen möchte.

In seinem Schlußwort bemerkte Pfarrer **Reinold:** Er kenne Pastor Nelke, meint aber, so wie diesen gäbe es viele Deutsche drüben. Eine Bank, wie die in Uruguay, gäbe es in Argentinien seit 25 Jahren, die 80% auf das Kolonial-Terrain zahle. Sie verlange 8% Zinsen, sei außerordentlich in Anspruch genommen, und es sei fraglich, ob sie die 80% immer zahlen könne. Tritt für Gründung einer Organisation von Regierung und deutschen Bauernvereinen zum Schutz der Auswanderer ein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abteilung VI.

Geographie, Ethnographie und Naturkunde.

Vorsitzender: Geheimrat Professor Dr. Kaiser, München, Neuhauser Straße 51.

Stellvertreter: Dr. Lotz, Dahlem, Ehrenbergstraße 17.

---

1. Eckert, Max, Professor Dr., Aachen:
   Die Bedeutung der deutschen Kolonialkartographie. Mit Lichtbildern.
2. Mildbraed, Professor Dr.:
   Der Urwald von Kamerun. Mit Lichtbildern.
3. Reck, Hans Dr.:
   Die Ausgrabungen der Berliner Tendaguru-Expedition. Mit Lichtbildern.
4. Behrmann, Professor Dr., Frankfurt a. Main:
   Die deutsche wissenschaftliche Erforschung Neu-Guineas. Mit Lichtbildern.
5. Kaiser, Geheimrat Professor Dr., München:
   Die Fortschritte in der geologischen Erkenntnis Südafrikas während der deutschen Kolonialtätigkeit.
6. Germann Dr., Leipzig:
   Die völkerkundliche Forschung und die deutschen Kolonien.
7. Jäger, Professor Dr., Berlin:
   Die landeskundliche Erforschung von Südwest-Afrika während der deutschen Herrschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bedeutung der deutschen Kolonialkartographie.

Prof. Dr. Max Eckert - Aachen.

Vortrag in der Hauptversammlung am 18. September 1924.

Meine Damen und Herren! Als ich 1910 bei der Tagung des Deutschen Kolonialkongresses über die deutsche Kolonialkartographie referierte, standen wir inmitten einer regen kartographischen Tätigkeit. Vor allem drängten unsere Schutzgebiete nach großmaßstabigen Karten. Ich selbst hatte damals scharfe Worte gebraucht, um dem Guten von heute Valet zu sagen und das Bessere von morgen zu begrüßen. Wir mußten zu Höchstleistungen hindrängen. Und heute? Nach einem Jahrzehnt gewaltigster Schicksalsschläge scheint eine Arbeit vernichtet zu sein, auf die wir seinerzeit so stolz waren. Eine Ehrenpflicht ist uns erwachsen, auf das, was wir geleistet haben zurückzublicken und einem größeren Kreise zugängig zu machen. Wenn es auch nicht immer heitere Bilder sind und bitter die Erkenntnis, daß so manches schöne und stolze Gebäude von neuem aufzurichten ist, wird dennoch ein entschlossener Wille auch den rechten Weg bahnen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, auf alle Kolonialkarten einzugehen, die schon an die Hunderte zählen. Nur Weniges, Typisches will ich herausnehmen und es auch in wenigen Lichtbildern zum Ausdruck bringen. Wie von selbst gibt sich die Einteilung, die Bedeutung der deutschen Kolonialkarte nach geographischer, wirtschaftlicher und kartenwissenschaftlicher Seite zu betrachten.

Als wir die Kolonien vor 40 Jahren erwarben, waren sie Neuland. Es dauerte geraume Zeit, bis Gesellschaften, Akademien usw. sich dazu verstanden, die Forschungen in unseren Kolonien zu unterstützen. Noch 1901 flossen die Geldmittel von den verschiedensten Seiten reichlich. Gedenken will ich auch der Hochschulen und Universitäten, die nicht müde wurden, tüchtige Forscher hinauszusenden. Es sei bloß an Heidelberg (A. Hettner) und Berlin erinnert. Hier war die Tradition Richthofens noch lebendig und A. Penck hat sie weiter gepflegt und unter seiner Aegide ist manch tüchtiger Forscher hinausgesandt worden. Erst vor 30 Jahren fingen jüngere Geographen an, sich die Kolonien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als Forschungsgebiet zu erwählen, während wir älteren in dem Alpengebiet das Feld der Beobachtung und kartographischer Aufnahmen gefunden hatten. Unter den jüngeren Geographen und Forschern war es besonders Karl Uhlig, Fritz Jäger, Leo Waibel, W. Behrmann, Thorbecke, Klude. Aber auch die älteren Forscher und Geographen wollten nicht zurückstehen, wie S. Passarge, Leonhard Schulze-Jena, Kurt Hassert, Hans Meyer, Kohlschütter, Sapper und andere mehr. Außerdem verdanken wir den Bezirksamtmännern kartographische Beiträge, z. B. Hans Gruner, Zache, selbst den Missionaren, wie dem Pater G. A. Adams. Vor allem aber haben die Schutztruppen-Offiziere uns außerordentlich viele Beiträge zur kartographischen Erschließung unserer Schutzgebiete gegeben. Von den vielen, die an die hundert heranreichen, seien nur genannt: G. Hartmann, C. v. François, E. Horn, v. Seefried, Herrmann, G. Friederici, H. Glauning, Schlohbach, Th. v. Trotha, Maerker, v. Prittwitz und Gaffron, M. Weiß und viele andere.

All die Routen und Aufnahmen der genannten Forscher und Offiziere haben uns in besonderen Verarbeitungen zugänglich gemacht Richard Kiepert in Berlin, Paul Langhans in Gotha und Paul Sprigade und Max Moisel in Berlin. Die beiden letzten sind so recht die echten deutschen Kolonialkartographen gewesen, indem sie den deutschen Kolonialkarten-Typus geschaffen haben. 1920 ist uns einer der beiden Dioskuren, Max Moisel, entrissen worden. Sie waren die Leiter der großen kartographischen Firma von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), die leider in den Nachkriegswehen verschwunden ist. Es war keine Kleinigkeit, die die letztgenannten Kartographen in der Heimat zu leisten hatten. Als beispielsweise 1908 die 2-Blatt-Karte von Togo in 1 : 500 000 und die 10-Blatt-Karte von Togo 1 : 200 000 fertig wurde, berichtete Sprigade, daß diese Arbeit 15 Jahre gedauert habe. Die Beiträge dazu lieferten 54 Aufnehmer mit 891 Routen, konstruiert auf 1925 Blatt. Dazu wurden noch 60 andere Karten und Skizzen mitverarbeitet. Wie lang manche Itinerare waren, zeigt das von K. Hassert und Fr. Thorbecke, was 494 Blätter umfaßte und eine Weglänge von 2500 km im Maßstab 1 : 15 000.

Meine Damen, meine Herren! An der Hand von Lichtbildern, die Karten aus der Gründungszeit unserer Kolonien und solche aus dem letzten Jahrzehnt unserer Kolonialbetätigung zeigen, wer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Ihnen kundtun, welch großartige Arbeit von uns Deutschen innerhalb weniger Jahrzehnte geleistet worden ist. Die sogenannten „weißen Flecke", durch die sich die Karten am Anfang unserer neueren Kolonialgeschichte auszeichneten, verschwanden in kurzer Zeit.

Alle unsere Kolonien litten an der „Weiß-Flecken-Krankheit". Zunächst sei dies an Deutsch-Ostafrika nachgewiesen. Am interessantesten war hier wohl die kartographische Ausfüllung des Nordens, Nordwestens und Westens. Wie fleißig die Expeditionen arbeiteten, beweisen z. B. die Karten, die uns von der Expedition mitgebracht wurden, die Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg im Jahre 1907/08 im Nordwesten von Deutsch-Ostafrika geführt hat. Vor allem wurde hier südlich von Mpororo zwischen Kagera und Kakitumbi ein Gebiet von 2700 qkm in zwei Kartenblättern in 1 : 100 000 und das Vulkangebiet im Süden davon von einer Größe von 2500 qkm in zwei Blättern in 1 : 100 000 aufgenommen. Auch andere Forschungsreisende, wie Hans Meyer, haben uns das Ruandagebiet topographisch erhellt, besonders die Vulkane Niragongo und Namlagira.

Deutsch-Ostafrika ist immer der Boden neuartiger Karten gewesen. Eine der interessantesten ist die von Karl Uhlig über die ostafrikanische Bruchstufe 1° 40' bis 4° s. Br. Im Anschluß daran sei der beiden prächtigen Karten von Fritz Jäger gedacht, die in 1 : 250 000 ein Ergebnis der amtlichen Forschungsreise ins abflußlose Gebiet Ostafrikas sind. Vor allen Dingen zeigt uns die Karte in prächtiger Weise das Hochland der Riesenkrater. Die Karte selbst konnte dann wieder mit in die große Karte von Ostafrika in 1 : 300 000 verarbeitet werden, deren Herausgabe von R. Kiepert begonnen und nach dessen Tode von Sprigade und Moisel fortgesetzt wurde. Erwähnt sei noch die Karte des Massai-Reservates, die nach astronomischen Ortsbestimmungen von Kohlschütter und nach geodätisch beobachteten Dreieckspunkten von Uhlig hauptsächlich nach den Aufnahmen von v. Prittwitz und Gaffron von R. Schultze und M. Moisel in 1 : 200 000 angefertigt wurde.

In Togo sind aus natürlichen Gründen (Größenverhältnis) die „weißen Flecke" früher verschwunden als bei den andern Kolonien, wenn es auch längere Zeit gedauert hat, bis z. B. das Gebirgssystem in der Nähe von Bassari in seiner Form richtig dargestellt wurde. Auch der meridionale Zug des Togogebirges

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist erst durch die deutschen topographischen Arbeiten in die richtige Lage gebracht worden.

Für die Kartographie Kameruns ist das Jahr 1910 ein Markstein; denn in diesem Jahre begann das Erscheinen der 34-Blattkarte von Kamerun in 1:300 000. 1901 war wohl eine 6-Blattkarte im Großen deutschen Kolonialatlas veröffentlicht worden, aber durch die zahlreichen Neuaufnahmen war sie in wenigen Jahren total veraltet.

Erst die Aufnahmen der letzten Dezennien, unter denen bloß die Karte des Ost-Mbamlandes von Fr. Thorbecke hervorgehoben sei, haben die Großformen der orographischen Gestaltung herausgearbeitet, daß sich jetzt auf den Karten das große Kamerun-Plateau merklich abhebt, wie auch das Adamaua-Massiv gegenüber den Niederungen des Ssanga einerseits und der Logone- und Tschad-Senkung andererseits.

In Deutsch-Südwestafrika haben wir das richtigere kartographische Bild etwas später im Verhältnis zu den anderen Kolonien erhalten. Von den bedeutenden Karten, und zwar den neueren, möchte ich die des Kaokoveldes von J. Kuntz hervorheben, die das Ergebnis einer Expedition der Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft ist. Das Kartenbild zeigt deutlich, wie die Flüsse bei der Ausgestaltung des Landschaftsbildes maßgebend gewesen sind. Das Urgestein, das hauptsächlich zu Tage tritt, ist in Tafeln und Klötzen zerschnitten und ragt in riesenhaften Bastionen in die Namib hinein. Ein außerordentlich reicher Wechsel der Landschaftsform zeigt sich hier wie kaum in einem anderen Teile der Kolonie.

Die neuesten Karten von Deutsch-Südwestafrika, die jetzt der Oeffentlichkeit übergeben werden, sind die von Erich Kaiser, die der bekannte Forscher über das südliche Diamantengebiet veröffentlicht. Es sind 6 Karten in 1:25 000. Zeigen sie auch geologisches Kolorit, mußten sie doch von neuem sorgfältig topographisch aufgenommen werden, wenn auch die topographischen Betriebskarten 1:5000 eine Unterstützung boten. Die Karten zeigen so recht die unregelmäßig gestaltete Klippküste zwischen dem Südrand des Pomonagebietes und Bogenfels. Diese Korrasionslandschaft topographisch darzustellen, erforderte viel Geschick und genaueste Begehung und Aufnahme des Gebietes. Von gleichem Interesse ist eine Karte von H. Schneider-Höhn (ein Schüler von Erich Kaiser), die er 1917/18 aufge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nommen und den Beiträgen zur Kenntnis der Erzlagerstätten und der geologischen Verhältnisse des Otawiberglandes (Abhandlung der Senckenbergisch-Naturforschenden-Gesellschaft in Frankfurt a. M. 1921) beigegeben hat. Für die geologische Karte mußte gleichfalls eine topographische Unterlage geschaffen werden, die ich im Lichtbild den verehrten Damen und Herren vorführen kann. Die Karte zeigt die typische Inselberglandschaft des ariden Afrikas; im allgemeinen ist eine erostive Zerschneidung der Berge nicht vorhanden. Daß die Gehänge unter großem Neigungswinkel abfallen, läßt die Karte gut erkennen. Schutthalden sind nicht entwickelt.

Südwestafrika hat fernerhin Gelegenheit zur Anfertigung morphologischer Skizzen gegeben. 1920 bescherte uns Fr. Jäger eine derartige Karte, worauf Hauptrumpffläche, vermutete Reste, Windhuker-Senke und Swakopmunder-Mulde, Kalaharisand, Küstenabdachung und eingeschnittenes Rumpfgebirge des Namalandes unterschieden und ganz besonders die Engtäler herausgearbeitet worden sind.

Auch Deutsch-Neuguinea zeigt eine auffällig rasche kartographische Entwicklung. Namentlich wenn wir die Karten des ersten Dezenniums im neuen Jahrhundert mit dem des zweiten vergleichen; eine hervorragende neue kartographische Leistung ist die Karte des Sepik (Kaiserin-Augusta-Flusses) von W. Behrmann.

Um die Kartographie von Kiautschou haben sich in der Hauptsache die Deutsche Landesaufnahme und das Reichsmarineamt Verdienste erworben. Die Karte von Tschili und Schantung in 1:200 000 ist 1909 fertig geworden und liegt in 63 Abschnitten vor. Dazu gesellt sich die Karte von Tsingtau und Umgebung in 1:2 000 000.

Ueber die deutschen Kolonien sind auch eine Anzahl zusammenhängender Kartenwerke, Atlanten, erschienen. Der erste dieser Atlanten war der „Deutsche Kolonialatlas für den amtlichen Gebrauch in den deutschen Kolonien", herausgegeben von Richard Kiepert, Berlin 1893; der Atlas enthält 5 Karten, den Text dazu hat J. Partsch verfaßt. Für die Gebiete in der Südsee ist zu erwähnen die Kartensammlung „Stiller Ozean", ein Atlas von 31 Karten, der die physischen Verhältnisse und Verkehrsstraßen darstellt und von der Deutschen Seewarte in Hamburg 1896 herausgegeben wurde. Der „Deutsche Kolonial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

atlas" mit 30 Karten und 300 Nebenkarten von P. Langhans erschien in Gotha 1897. Um das Verständnis für die deutschen Kolonien ins Volk hineinzutragen, ist der „Kleine deutsche Kolonialatlas" geschaffen worden, der auf Veranlassung der Deutschen Kolonialgesellschaft von P. Sprigade und M. Moisel bearbeitet wurde, und der von 1900 ab fast jährlich in neuer Auflage erschien. P. Sprigade und M. Moisel sind aber auch die Bearbeiter des „Großen deutschen Kolonialatlas", als dessen Herausgeber das Reichs-Kolonialamt zu nennen ist. Seit dem Jahre 1901 sind 35 Blätter dieses Kartenwerkes erschienen. Im Auftrage des Kolonialwirtschaftlichen-Komitees erschien unter der Leitung von P. Sprigade und M. Moisel in Berlin 1906 der „Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien"; er umfaßt 10 Blätter. Auf Veranlassung der deutschen Kolonialgesellschaft gab ich im Jahre 1912 einen „Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien"; er umfaßt 10 Blätter. Auf Veranlassung der deutschen Kolonialgesellschaft gab ich im Jahre 1912 einen „Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien" in 52 Kartenblättern heraus, der nach 2 Jahren bereits vergriffen war. Der Krieg hat die völlig vorbereitete Neuauflage am Erscheinen verhindert.

Neben diesen allgemeinen Landkarten gab es aber auch bereits eine Anzahl von Karten, die in den Bereich der angewandten Karten gehören. Nur wenige von ihnen seien namhaft gemacht. Beachtung verdient der Versuch von Bernhard Struck, eine Dialektkarte mit einer Volksdichte-Karte zu verquicken, wie er dies auf der „Dialektkarte von Unjamwesi" getan hat. An und für sich ist es schon nicht leicht, eine gute Dialektkarte unserer heimatlichen Gefilde zu zeichnen, wie viel schwerer ist diese Aufgabe erst für ein afrikanisches Gebiet, zumal für Unjamwesi, wo das Wort gilt, daß jeder Njamwesi seine eigene Sprache hat. Durch Flächenkolorit unterschied Struck die einzelnen Dialekte. Die Forderung für wirtschaftsgeographische Karten, neben der regionalen Ausdehnung auch Intensitätswerte zum Ausdruck zu bringen, hat er auf die Dialektkarte übertragen, indem er zugleich das Volksdichteelement berücksichtigt und dies durch Kurven, die einzelne Dichtestufen begrenzen, veranschaulicht. Die Kurven sind durchaus nicht als absolute Dichtekurven aufzufassen; jene stehen zu diesen etwa in dem Verhältnis wie Formlinien (Geländekurven) zu Isohypsen, d. h. zu wahren Höhenschichtenlinien. Als ein erster

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Versuch ist Strucks Karte anerkennenswert. Sie leitet zu den „ethnischen" Karten über, die gegenüber den gangbaren „Völkerkarten" den Vorzug haben — richtiger müßte ich sagen, den Vorzug hätten, denn bis jetzt sind solche Karten noch nicht richtig entworfen worden —, neben Verbreitung und Grenzelementen verschiedene kulturelle Intensitätswerte zu veranschaulichen.

Wir besitzen über die deutschen Schutzgebiete eine Anzahl Volksdichtekarten; sie sind noch sehr hypothetischer Natur. Auch ich habe meinem Wirtschaftsatlas Volksdichtekarten einverleibt. Ferner besitzen wir gute Vegetationskarten von unseren Kolonien. Galt doch z. B. die 1910 von Franz Seiner in das Omahege-Gebiet unternommene Expedition der Bearbeitung einer Vegetationskarte, der ersten detaillierten von Deutsch-Südwestafrika.

Zu den angewandten Karten gehören die meteorologischen Karten. Damit rücken wir in das Gebiet der wirtschaftlichen Bedeutung der Karten immer mehr hinein. Ja, die meisten der bereits genannten Karten wollen der wirtschaftlichen Erschließung dienen. So war eine Togokarte in 1:100 000 direkt wegen der wirtschaftlichen Erschließung geplant. Das wirtschaftliche Wohl und Wehe der Kolonien hängt von den klimatischen Faktoren ab, besonders in Deutsch-Südwestafrika. Um die Zusammenstellung der Daten zur Klimatologie hat sich P. Heidke in den Dankelmannschen Mitteilungen aus den Schutzgebieten das größte Verdienst erworben. Er gibt umfassende Uebersichten über den täglichen Gang des Luftdruckes, über die Niederschläge usw. und schuf dadurch ein gutes Material, was sich weiter kartographisch verarbeiten ließ. E. Ottweilers Karte der Niederschläge in 1:3 000 000 von Deutsch-Südwestafrika bildet den ersten guten Anfang von Niederschlagskarten aus den deutschen Kolonien, der sich solche von Fr. Jäger, mir und anderen anreihen. Die klimatologischen Karten waren ferner von großer Bedeutung für das Anlegen von Staubecken. In einem der letzten wissenschaftlichen Beihefte zum deutschen Kolonialblatt sehen wir eine Karte von Deutsch-Südwestafrika in 1:5 000 000 die das Oberflächen- und Grundwasser darstellt und von Fr. Jäger entworfen ist.

Eigentliche Wirtschaftskarten von unseren Kolonien gibt es nicht allzuviele. Eine ausführliche Wirtschaftskarte von Deutsch-Ostafrika, bearbeitet von Sprigade und Moisel, war einem Berichte von Fuchs im Beihefte des Tropenpflanzers beigegeben;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie erschien wieder in Neuauflage im „Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien". Den Fleiß und die Mühe, die in der Karte stecken, muß man unverhohlen anerkennen. Trotzdem kommt die Karte aber nicht dem nach, was wir heute von einer Wirtschaftskarte verlangen. Sie gibt trotz aller Schönheit der Farben und des Namenstichs keinen rechten Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien. So sind z. B. in gelben Punkten alle Stellen angegeben, wo man auf winzige Spuren von Gold gestoßen ist. Im Süden vom Viktoria-See wimmelt es nur so von solchen Farbentupfen. Wer die Verhältnisse nicht einigermaßen kennt, muß denken, wir hätten hier ein Goldland vor uns wie in den südafrikanischen und australischen Golddistrikten. Die Anwendung einer buntscheckigen Tupfenmanier kann nimmermehr ein übersichtliches und klares Kartenbild ergeben. Wie vorzugehen ist, haben Sprigade und Moisel selbst gezeigt, und zwar in der Karte des Baumwollbaues in Deutsch-Ostafrika (die Karte befindet sich gleichfalls in dem Wirtschaftsatlas des Kolonialwirtschaftlichen Komitees).

Als ich bei den Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses in Berlin 1910 über die deutsche Kolonialkartographie berichtete und nicht bloß deren Entwicklung darlegte, sondern auch Arbeitsmethoden und Arbeitsziele für die Zukunft bestimmte, glaubte ich nicht, daß ich selbst einen Teil meiner Ausführungen sobald in die Tat umsetzen sollte; denn kurze Zeit darauf wurde ich vom Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft beauftragt, nach vorgelegten Plänen einen Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonien zu bearbeiten. Im Interesse der Verbreitung allseitiger und tieferer Kenntnisse über unsere Schutzgebiete in unserem Volke habe ich mich der Mühe gern unterzogen. 1912 hatte der Atlas, wie bereits bemerkt, seinen Weg in die Oeffentlichkeit gefunden. Er hat mir Gelegenheit gegeben, einige von den Grundsätzen, die ich schon seit Jahren in meinen geographisch-kartographischen Vorlesungen und Veröffentlichungen vertrete, zu verwirklichen. Da ich — schon aus psychotechnischen Rücksichten — gegen die Ueberfüllung der wirtschafts-geographischen Karte in Schrift und Wort öfters zu Felde gezogen bin, habe ich in dem neuen Atlas zu veranschaulichen versucht, wie von Natur aus zusammenhängende Dinge (Nahrungs- und Genußmittel, Faserpflanzen, Kautschuck und Oelpflanzen, Mineralschätze usw.) zu gruppieren und kartographisch zu fixieren sind. Im Anschluß hieran möchte ich erwähnen, daß meine sämtlichen wirtschaft-geogra-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

phischen Karten der deutschen Kolonien in das Deutsche Kolonial-Lexikon von Heinrich Schnee übergegangen sind.

Bevor ich die wissenschaftliche Bedeutung der deutschen Kolonialkartographie weiter beleuchte, möchte ich darauf hinweisen, daß fast alle Kartenwerke der deutschen Kolonien eine freiwillige Arbeit sind. Die Landesaufnahme hat bedauerlicherweise erst spät in die Kartographie der deutschen Kolonien eingegriffen. Zu ihrer Entschuldigung kann man ja verschiedenes beibringen. Bei dem Beharrungsvermögen des Staatsorganismus ist es schwer sich für Neuaufgaben schnell umzustellen, außerdem sind die Kolonialländer traditionslose Länder, und zwar in dem Sinne, als ihr politisches Gefüge nicht wie die europäischen Reiche von der Wucht der Tradition staatlicher Einrichtungen und Maßnahmen, wozu die Landesvermessung als eine europäische Kulturform rechnet, getragen werden. Aber trotzdem hätte sich die Landesaufnahme großzügiger zeigen müssen, besonders in den Vorarbeiten, ähnlich wie sie von ihr lediglich in Südwestafrika vorgenommen worden ist. Bei den anderen Kolonien hat man diese Arbeiten durchaus vermißt. Ob es aber der Landesaufnahme bei ihrer heutigen Gestalt — selbst als Reichsamt ist sie mehr oder minder versteckt nur ein Anhängsel des Reichswehrministeriums — gelingen dürfte, modernen Anforderungen nachzukommen, möchte ich bezweifeln; dazu gehört eine Reorganisation an Haupt und Gliedern, vor allem ein neuer wissenschaftlicher Einschlag. Erst dann wird aus der Topographia militans eine Topographia triumphans werden.

Bezüglich der Projektionswahl sind für unsere Schutzgebiete keine besonderen Schwierigkeiten erwachsen. Da die Kolonien zumeist in der Nähe des Aequators liegen, konnte man die Karten ruhig in der Mercator-Sansonschen Projektion entwerfen; nicht bloß in der Sansonschen, wie es vielfach heißt. An anderer Stelle habe ich auf diese falsche Benennung gebührend hingewiesen. Für die offizielle Karte von Südwestafrika wurden die Gauß-Krügerschen Koordinaten 1912 von der Landesaufnahme eingeführt. Das Gebiet wurde in Meridianstreifen von 3° eingeteilt. Die Nullpunkte liegen auf dem 22.° s. Br., die positive Abszisse nach S. Die Karte von Tschili und Schantung erscheint in der Polyeder-Projektion.

Erfreulich ist, daß man bezüglich der Maßstäbe auf Vereinheitlichung hinarbeitete. (Vergl. Abbildungen.) Im Maßstabe 1:300 000 erscheint die 36-Blatt-Karte von Deutsch-Ostafrika,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren erstes Blatt 1896 und deren letztes (Kilimandscharo-Gebiet) 1911 veröffentlicht wurde. Im gleichen Maßstabe gab man die 34-Blatt-Karte von Kamerun heraus 1910—1914. Auch für Neuguinea war ein Gesamtkartenwerk in 1:300 000 geplant, als der Krieg ausbrach. Der Maßstab 1:250 000 wurde von W. Behrmann für seine Karte des Sepik gewählt. Nebenbei sei bemerkt, daß die englischen Kolonialkarten hauptsächlich in diesem Maßstabe erschienen (Kolonialkarten Afrikas). In Togo erschien die Karte 1:200 000 während der Jahre 1902—1908.

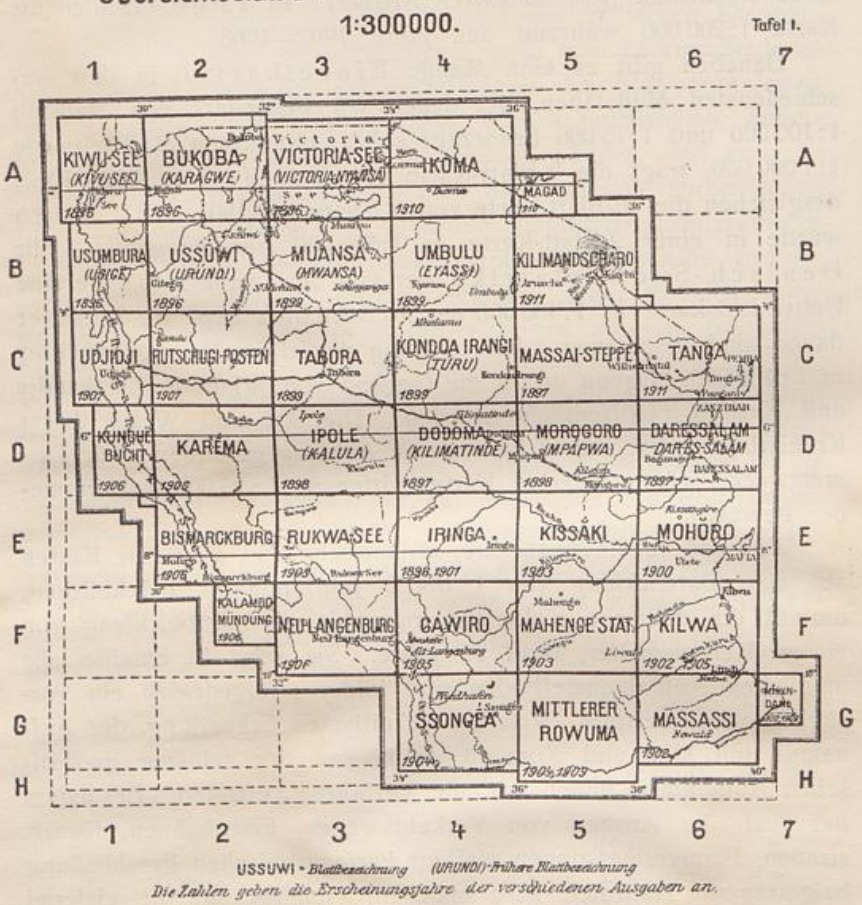
Daneben gibt es eine Menge Einzelkarten in den verschiedensten Maßstäben, bei denen wir besonders den Maßstab 1:100 000 und 1:75 000 bevorzugt sehen. Kleineren Maßstab, wie 1:1 000 000, trägt die 9-Blatt-Karte von Ostafrika, 1903—1912; desgleichen die 10-Blatt-Karte von Kamerun 1901—1912. Togo wurde in einer 2-Blatt-Karte in 1:500 000 herausgegeben. Für Deutsch-Südwestafrika war von der Landesaufnahme eine Uebersichtskarte in 1:400 000 in 30 Sektionen geplant; 7 Blätter davon sind erschienen. Jede Sektion zerfiel in 36 Krokierblätter in 1 : 100 000. Davon waren die Gegend von Windhuk, Okahandja und Karibib veröffentlicht worden. Die Art und Weise dieser Krokierblätter hat keinen besonderen Anklang gefunden. Für Farmerzwecke wären einzelne Kartenblätter in 1 : 25 000 willkommener gewesen.

Während südamerikanische, afrikanische und asiatische Karten auf eine Entwicklung von 1 bis 2 Jahrhunderte zurückblicken, umfaßt die deutsche Kolonialkartographie eine Entwicklung von einem Menschenalter, rund 30 Jahre. Sie zeigt in extenso alle möglichen Aufnahmemethoden und bildet infolgedessen ein vorzügliches Lehrbeispiel. Von der primitivsten Erkundung, der Aufnahme mit Uhr und Kompaß an bis zu den feinsten geodätischen Aufnahmen finden wir alle Verfahren vertreten. Besonders hat auch der Ausbau von Verkehrswegen, Eisenbahnen, Kunststraßen, Farmvermessungen viel zur kartographischen Erschließung beigetragen. Natürlich wird man, im Hinblick auf die vielerlei Verfahren, die ausgeübt worden sind, an die Karten nicht den Grad der Genauigkeit stellen wie an die Karten der Heimat, was sich schon aus technischen, zeitlichen, pekuniären und Nützlichkeitsgründen verbietet.

Vor allem war es die Linear-Topographie, die uns die deutschen Kolonien erschlossen hat. Wie sauber da gearbeitet wurde, sehen wir z. B. bei der Deutsch-Portugiesischen Grenz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

expedition zwischen dem Knie des Rowuma-Flusses und dem Ostufer des Njassa. Beide Kommissionen gingen selbständig vor und die beiderseitigen Resultate, die für die Lage der Grenze maßgebend waren, gaben eine gute Uebereinstimmung in sich. Die Abweichung für die geographische Breite des gesuchten

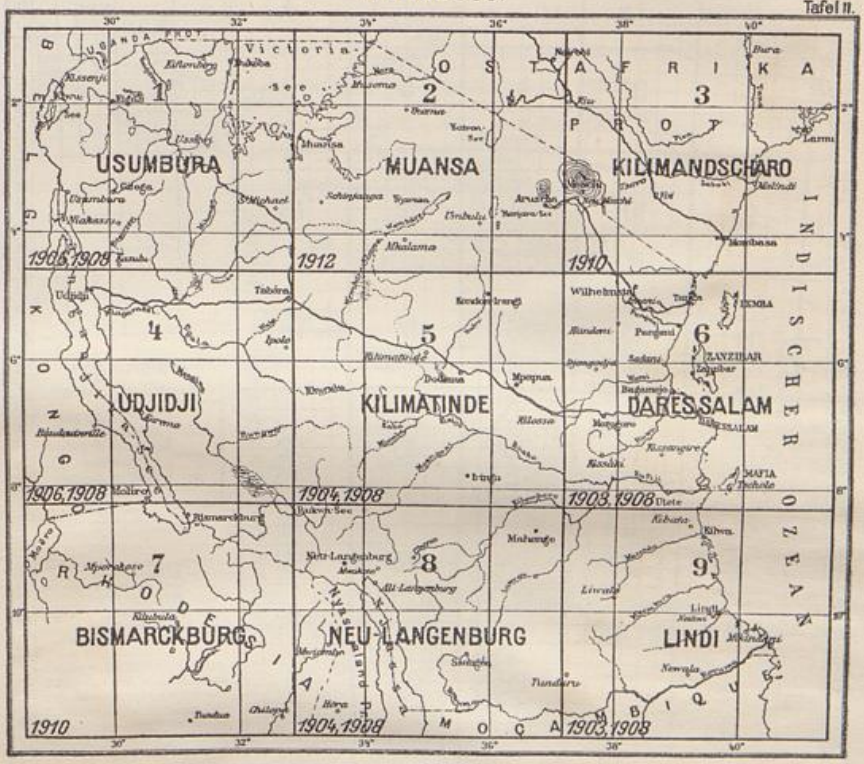


Schnittpunktes betrug etwa 15 m, eine halbe Bogensekunde. Dieses Ergebnis wurde mit der Zeichnung der deutschen Karte (1 : 300 000) verglichen und da ergab sich, daß die Lage des Schnittpunktes der beiden Flüsse (Einmündung des Msinje in den Rowuma) auf der Karte nur 1 km verschieden war. Das ist eine erfreuliche Tatsache, auf die nicht genug aufmerksam gemacht werden

kann, wenn man bedenkt, daß die Lage des Rowuma-Knies auf der Karte nur nach Kompaß-Routen konstruiert worden war. Damit wird zugleich ein treffliches Zeugnis von der Brauchbarkeit von Routenaufnahmen gegeben, sofern sie nur sorgfältig ausgeführt werden. Andere Beispiele in Ostafrika haben Diffe-

Übersichtsblatt der Karte von Deutsch-Ostafrika.
1:1000000.

Tafel II.



MUANSA - *Blattbezeichnung.*
Die Zahlen geben die Erscheinungsjahre der verschiedenen Ausgaben an.

renzen von nur 300 m gezeigt (Zache). Ich erwähne dies besonders, da wir auf anderen, gleichzeitigen Kolonialkarten, wie auf Karten des Kongogebietes, Fehler finden, wo sich Ortslagen nach neueren Aufnahmen um 30 bis 60 km verschoben haben.

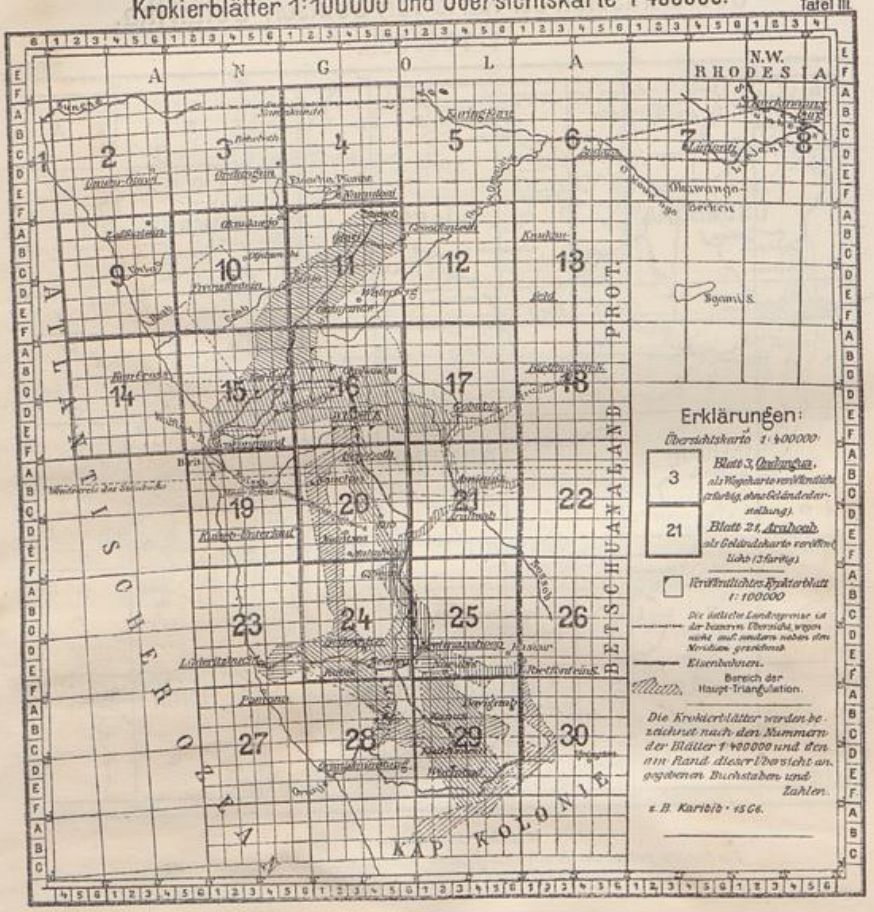
Das Ziel jeder Landesaufnahme ist aber nicht Linear-Topographie, sondern die Flächendeckung. Sind allerdings die Routen vielseitig und eng, kann ja das Kartenbild den Eindruck

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Flächendeckung erwecken. Daneben gibt es aber auch Aufnahmen, die von Haus aus auf Flächendeckung hinarbeiteten. So haben wir ein interessantes Verfahren von F. Kohlschütter, das er im Ukingagebirge (Livingstonegebirge) anwandte. Er ar-

Übersichtsblatt der Karten von Deutsch-Südwestafrika.

Krokierblätter 1:100000 und Übersichtskarte 1:400000. Tafel III.



beitete daselbst mit Theodolit und Meßtisch. Ihm kam es weniger auf eine Triangulationskette von geschlossenen Dreiecken an; er begnügte sich mit einer sogenannten „ungeschlossenen Kette". Ferner ging er nicht in das Detail, wie es bei Routenaufnahmen der Fall ist, sondern hatte mehr die Großformen im Auge. Auf einem Gebiet von 2900 qkm hatte er nur 400 Punkte festgelegt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

also 1 Punkt auf 7,2 qkm; das genügte um eine schöne Karte in Flächendeckung zu zeichnen, wie sie auch im Lichtbild gut wiederkommt. Freilich, um solche Karten in kurzer Zeit anzufertigen, muß man eben die Kenntnisse und Fertigkeiten eines Kohlschütters besitzen.

Max Weiß verwandte zum ersten Male den Phototheodolit im Kirunga-Vulkangebiet und hat dabei ein gutes kartographisches Ergebnis erzielt. Zugleich hat es sich aber auch gezeigt, daß der Phototheodolit kein universelles Aufnahmeinstrument ist, sondern nur im kopierten Gelände gebraucht werden kann, mithin in den tropischen Urwäldern ausgeschlossen ist.

Bedauerlich ist, daß wir jetzt das Aufnehmen durch Fliegerphotographien nicht anwenden können, welches Verfahren wir im Kriege so außerordentlich gefördert haben. Es würde uns ein leichtes sein, jetzt von unseren Kolonien in kurzer Zeit eine brauchbare und ausgezeichnete Karte nach Fliegeraufnahmen herzustellen.

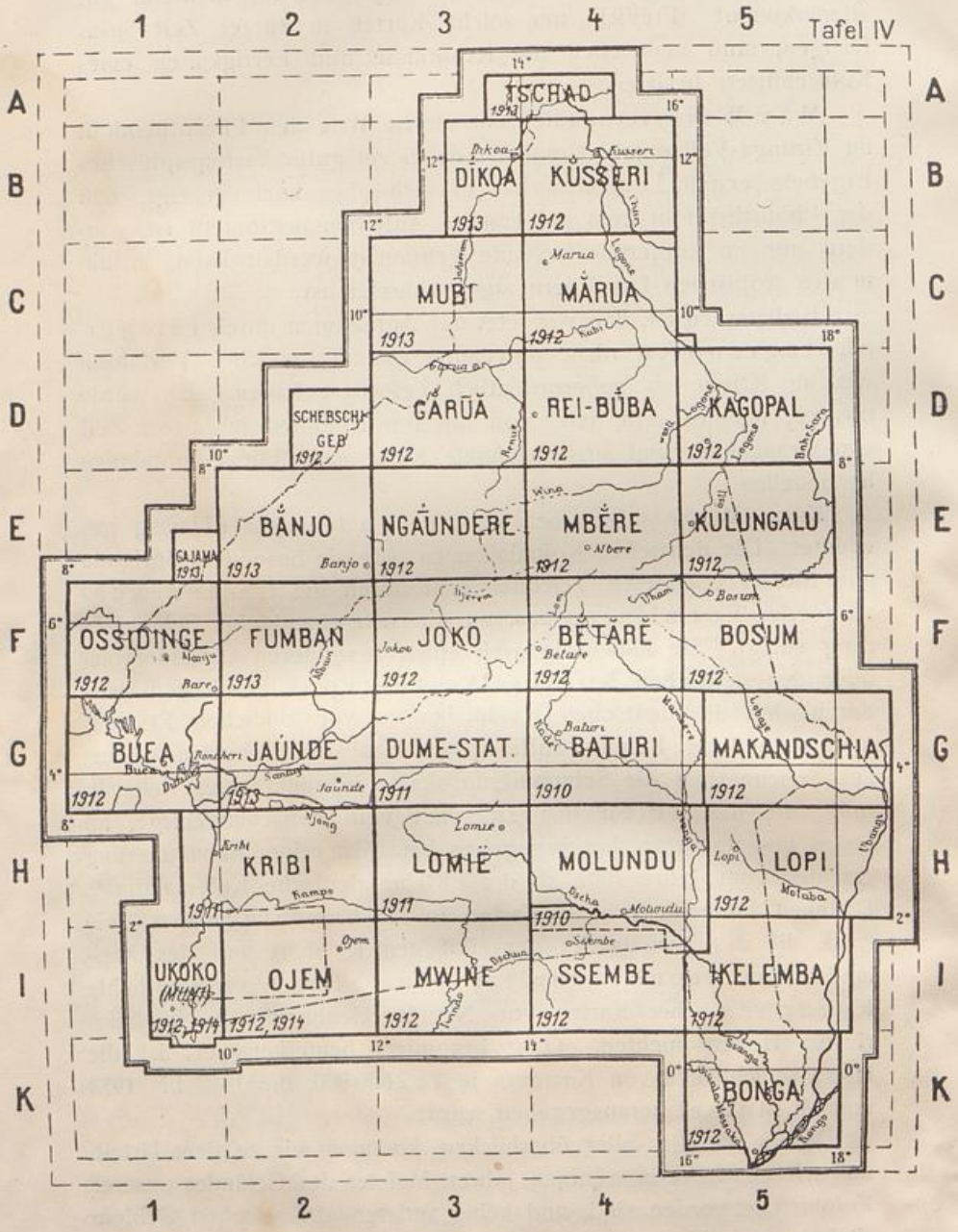
Kurze Worte seien noch der Geländedarstellung gewidmet. Die deutschen Kolonialkarten, wie sie besonders Sprigade und Moisel zeichneten, zeichnen sich durch die Geländekurven oder Formlinien aus, an die sich eine kleine Schummerung anlegt. Sie haben dadurch einen besonderen Geländetypus oder den deutschen Kolonialkartentypus geschaffen, wodurch sich die deutschen Kolonialkarten vor ähnlichen Erscheinungen anderer Länder auffällig und gut unterscheiden. Ganz ausgezeichnet ist die Schummerungskarte in senkrechter Beleuchtung, die das Reichsmarineamt vom Lauschangebirge, im Osten von Tsingtau, herausgegeben hat. Mit reiner Schummerung erschien vom Jahre 1907 ab der „Kleine deutsche Kolonialatlas". Daneben finden wir auch Karten in Höhenschichten, wie z. B. die des Namalandes der südlichen Kalahari und des Kaplandes von Leonh. Schultze-Jena. Ferner veröffentlichte K. Sapper seine Karten von Neu-Mecklenburg usw. in kolorierten Höhenschichten. Ganz besonders bemerkenswert ist die Höhenschichtkarte von Kamerun in 1 : 2 000 000, die 1912 bis 1913 von M. Moisel herausgegeben wurde.

Wenn wir dies alles überblicken, kommen wir zu dem Urteil, daß wir Deutsche in wenigen Jahren Meister des Geländes unserer Kolonien geworden sind, und keine anderen afrikanischen Gebiete sind topographisch so schnell und gut erschlossen worden wie die deutschen. Beispielsweise zeigen die Karten, die im Großen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Uebersichtsblatt der Karte von Kamerun
1 : 300 000

Tafel IV

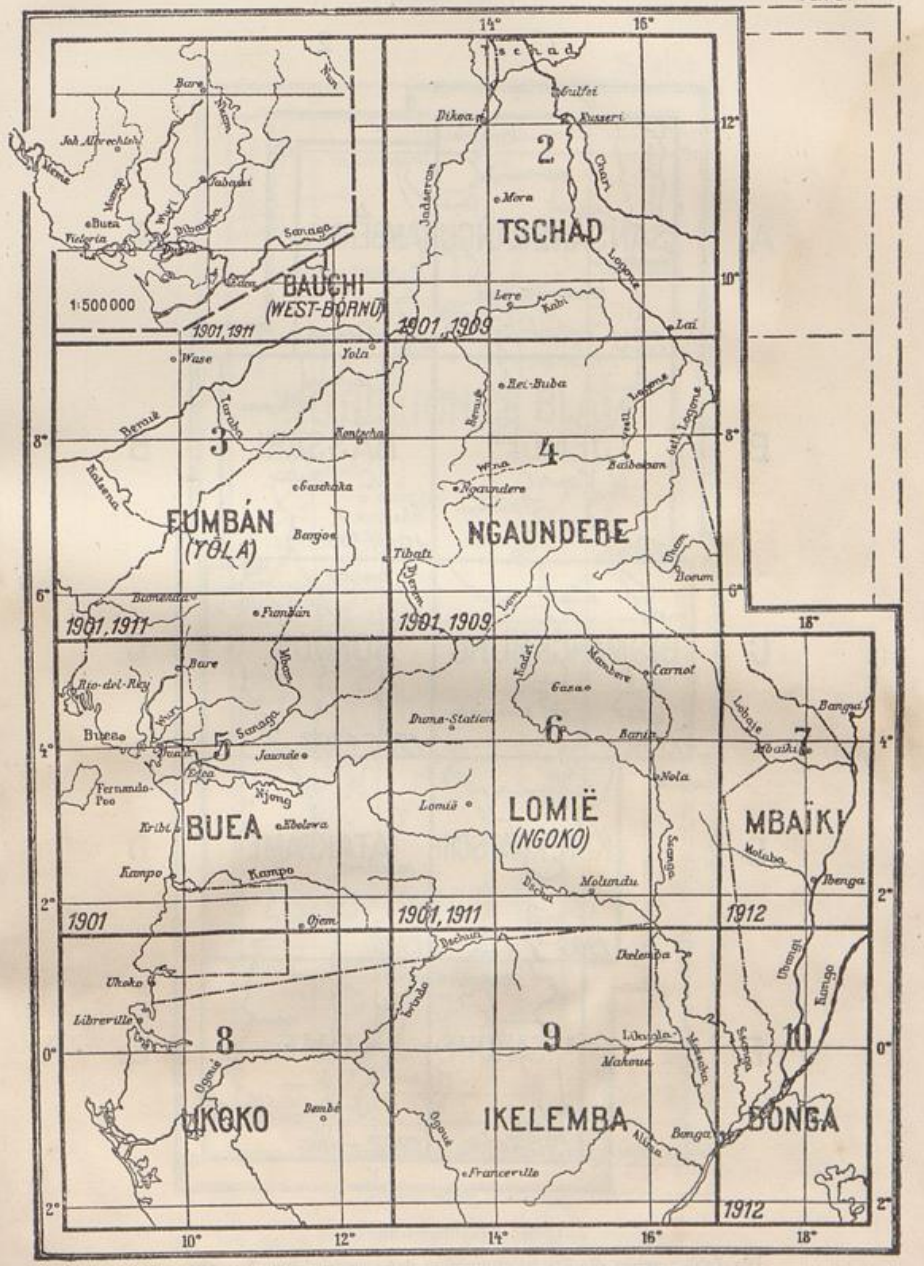


UKOKO = Blattbezeichnung. (MUNI) = Frühere Blattbezeichnung.
Die Zahlen geben die Erscheinungsjahre der verschieednen Ausgaben an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Uebersichtsblatt der Karte von Kamerun
1 : 100 000

Tafel V

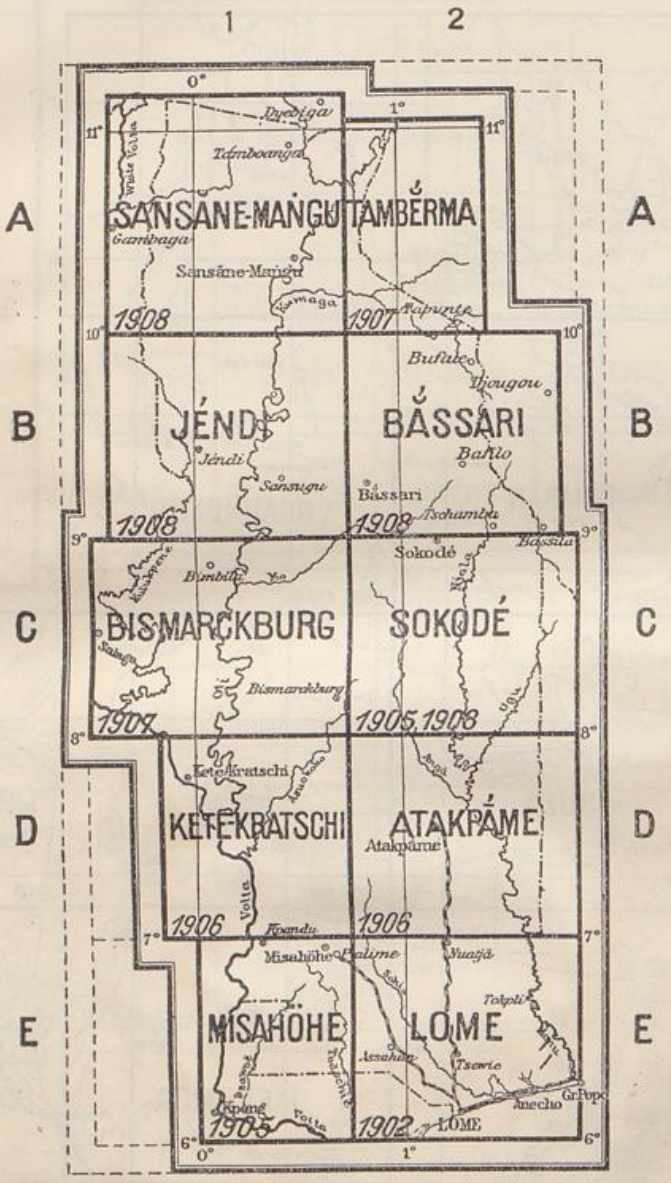


LOMIË = Blattbezeichnung. (NGOKO) = Frühere Blattbezeichnung.
Die Zahlen geben die Erscheinungsjahre der verschiedenen Ausgaben an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Uebersichtsblatt der Karten von Togo.

1:200 000



LOME = Blattbezeichnung.

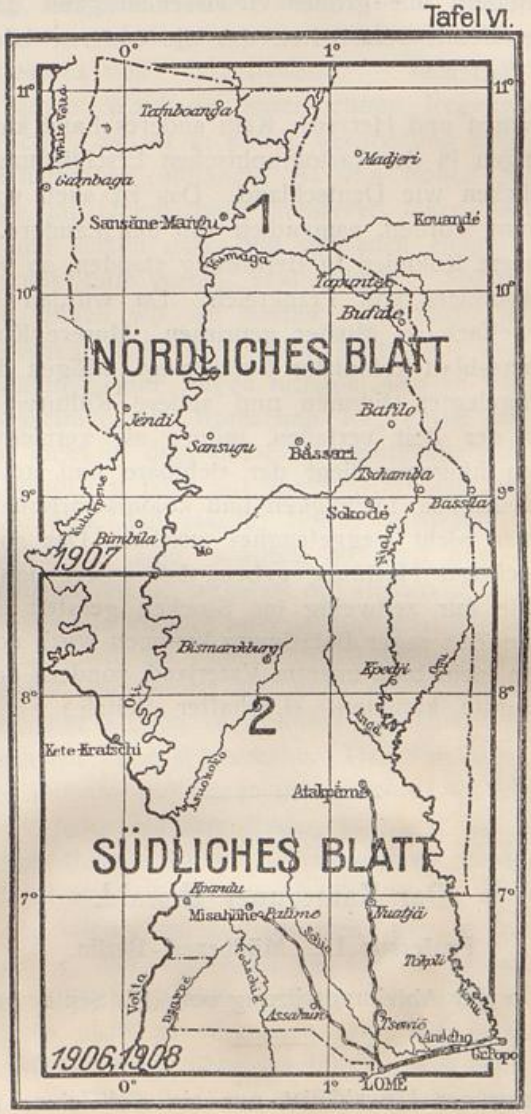
Die Zahlen geben die Erscheinungsjahre der verschiedenen Ausgaben an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Uebersichtsblatt der Karten von Togo.

1 : 500 000

Tafel VI.



LOME = Blattbezeichnung.

Die Zahlen geben die Erscheinungsjahre der verschiedenen Ausgaben an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Kolonialatlas, die die Grenzgebiete einmal nach der englischen Seite und nach der portugiesischen Seite darstellen, wie wenig von Portugal und von England topographisch gearbeitet worden ist, denn die deutschen Kartographen haben auf diesen Bildern mit großer Gewissenhaftigkeit das topographische Material mit verarbeitet, das die anderen Länder bisher veröffentlicht hatten.

Meine Damen und Herren! Kein anderes Land kann auf derartige Leistungen in der kartographischen Erschließung von Neuland zurückblicken wie Deutschland. Das ist auch vom Ausland öfters anerkannt worden, namentlich von den Ländern, mit denen wir durch unsere Kolonien in Berührung standen, so von England und ganz besonders von Frankreich. Da wurden unsere Kolonialkarten vielfach als Muster gepriesen. Unsere Kolonialkarten sind ein Ruhmesblatt kolonialer Betätigung. Mögen die von den Deutschen angelegten Farmen und andere Kulturwerke in den Kolonien mit der Zeit verfallen, mögen sie vernichtet werden, in den Karten hingegen liegt der sichtbare und unvergängliche Beweis der deutschen Tüchtigkeit und kolonisatorischen Fähigkeit vor; sie können nicht weggeleugnet werden. Das soll uns aber auch die berechtigte Hoffnung geben, daß unsere deutsche Kolonialkartographie nur zeitweilig ins Stocken geraten ist, daß für sie wieder eine Zeit reger Betätigung kommen wird, um Aufgaben zu erfüllen, die nicht bloß unserm Vaterland, sondern der gesamten Kulturwelt zugute kommen. (Lebhafter Beifall.)

Der Kameruner Urwald.

Professor Dr. **Mildbraed** - Berlin.

Vortrag in der Abteilungssitzung vom 17. September 1924.

Der Kameruner Urwald ist nur ein Teil eines ungeheuren Waldgebietes, das sich zu beiden Seiten des Aequators zwischen 4° N. und 4° S. von der Westküste bis fast zum Tanganjika und Albert-See erstreckt. Nur in der Gegend des unteren Kongo wird dieses große Rechteck durch eine schräge Linie vom mittleren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gabun bis zum Kassai hin abgeschnitten*). Von Mittelkamerun erstreckt sich der Wald in den küstennahen Gebieten bis nach Sierra Leone, in weitem Bogen den Golf von Guinea umgreifend, allerdings mit einer Lücke in Togo und Dahome. Weiter ist der Aufstieg zwischen dem Küstenvorland und dem inneren Plateau in Gabun und Angola mit einer Unterbrechung am unteren Kongo großenteils von Wald bedeckt. — Der Pflanzengeograph bezeichnet diesen Wald als immergrünen Regenwald und will damit ausdrücken, daß er in seiner Verbreitung und seiner eigenartigen Beschaffenheit abhängig ist von hohen Niederschlägen, deren Menge im Durchschnitt mehrerer Jahre nicht wesentlich unter 1500 mm sinken darf, und die auch einigermaßen gleichmäßig über das Jahr verteilt sein müssen. Solche klimatischen Bedingungen finden wir am besten verwirklicht im Gebiet der Aequatorial-Regen und dann auch dort, wo vom Meere her wehende Steigungswinde Regen bringen, also an der Guineaküste. — Man bezeichnet den tropischen Regenwald als immergrün. Das ist nun nicht in dem Sinne zu verstehen, wie wir ihn mit unseren Nadelhölzern oder mit Buchsbaum oder Stechpalme verbinden, d. h. also, daß ständig Blätter mehrerer Jahre an den Zweigen vorhanden sind, sondern so, daß nur der Wald als Ganzes immergrün bleibt, während die einzelnen Bäume sehr wohl ihr Laub werfen und kürzere oder längere Zeit kahl stehen können. Es haben also auch die Bäume des Tropenwaldes ihren periodischen Laubfall, aber er ist hier nicht durch eine scharfe klimatische Periodizität zeitlich so deutlich begrenzt wie in Gebieten mit Trockenzeiten oder Winterkälte. Der Spielraum für die einzelnen Arten und die Individuen der gleichen Art ist also hier ein viel größerer, jeder einzelne Baum, ja sogar die verschiedenen Aeste desselben Baumes haben sozusagen ihren persönlichen Rhythmus; ein Baum einer Art hat noch altes Laub, ein benachbarter steht kahl und wieder ein anderer treibt gerade frisch aus. Die Folge davon ist, daß der Wald als Ganzes niemals kahl wird, wenngleich natürlich gewisse allgemein bevorzugte Wachstums- und Ruhezeiten nicht zu verkennen sind, wie ja auch die Verteilung der Niederschläge über das Jahr niemals eine völlig gleichmäßige ist. — Diese kurzen Ausführungen sollten Ihnen den Begriff immergrüner Regenwald erläutern. Wie ist nun dieser

*) Genaue Angaben über die Ausdehnung des Waldes findet man in J. Mildbraed. Das Regenwaldgebiet im äquatorialen Afrika, im Notizbl. Botan. Garten und Museum Berlin-Dahlem VII (1923) 574—599.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wald beschaffen? Zunächst sei bemerkt, daß es sich, wenigstens in Afrika, nur um Laubwald handelt, Nadelhölzer fehlen ganz, sie kommen nur in den höheren Gebirgen vor und würden noch dazu, wie die Podocarpus-Arten, von dem Laien kaum als solche angesprochen werden. Dieser Laubwald hat nun aber einen sehr eigenartigen Charakter, für den gerade der uns aus der Heimat am meisten vertraute Laubwald, der Buchenwald, die wenigsten Vergleichspunkte bietet. Im Buchenwald ist eine Baumart herrschend, Unterholz und krautiger Niederwuchs am Boden sind spärlich vorhanden; in den bekannten Worten Waldesdom, grüne Hallen usw. ist ja der räumliche Eindruck dieses Waldes gut gekennzeichnet. Davon ist nun im Tropenwald keine Rede. Hier finden wir als wichtigstes Merkmal sehr zahlreiche Arten von Holzgewächsen, mehrere Hundert, in allen Größenklassen, vom bleistiftstarken Zwergbäumchen oder -Sträuchlein bis zum 2 m und mehr dicken kirchturmhohen Riesen, wir finden alle diese Arten und Wuchsformen bunt durcheinander gemengt, und wir finden außerdem die verschiedenen Altersklassen der gleichen Art nebeneinander. Daraus folgt, daß der ganze Raum vom Boden bis zu den Kronen der 40, ja bis 60 m hohen Riesenbäume erfüllt ist von Zweigwerk und Laub. Also keine Halle, kein Dom, sondern eine ziemlich gleichmäßig dichte Vegetationsmasse von unten bis oben. Der Javaforscher Junghuhn gebraucht dafür ein sehr bezeichnendes Bild, wenn er sagt, der Tropenwald scheine am Horror vacui, dem Abscheu von dem leeren Raum, zu leiden. Man hat gesagt, daß dieser Wald sich in Stockwerken oder Etagen aufbaue, damit kann indes nur gemeint sein, daß sich die verschiedenen Arten nach ihrer durchschnittlichen Größenentwicklung in gewisse Höhenklassen bringen lassen, die bunte Mischung läßt aber diese gedachten Klassen niemals als deutlich unterscheidbare Schichten in Erscheinung treten. Es ist ohne weiteres klar, daß in einem so beschaffenen Wald ein lebhafter Kampf um den Platz an der Sonne, um Licht und Raum entbrennen muß und daß dieser Kampf sich auch in mannigfachen besonderen Anpassungen der Pflanzen ausprägt. Das alles wollen wir nun an den Lichtbildern*) näher erläutern. Diese sind alle aufgenommen auf der

*) Die vorgeführten Bildern sind alle auf Lichtdrucktafeln veröffentlicht in dem Buche: Wissenschaftliche Ergebnisse der zweiten Deutschen Zentral-Afrika-Expedition 1910—11, Bd. II (Botanik, Leipzig, Klinkhardt u. Biermann 1922); dort findet man auch eine weit eingehendere Schilderung des Kameruner Urwaldes als sie hier in einem zeitlich sehr begrenzten Vortrag gegeben werden kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zweiten wissenschaftlichen Afrika-Expedition Seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg 1910/11 auf dem Marsch von der äußersten Südost-Ecke Kameruns bei Molundu bis zur Küste bei Kribi, die meisten von mir, einige sehr schöne auch von meinem Reisegefährten Dr. Arnold Schultze. Es ist nicht leicht, einen klaren Einblick in den Aufbau des Waldes zu gewinnen. Mitten im Bestande selbst ist es ganz unmöglich, denn man kann in der Regel weder nach den Seiten noch nach oben weiter als einige Meter sehen, und auf Negerpfaden ist es kaum besser. So wie dem Geologen ein künstlicher Geländeeinschnitt die gewünschten Aufschlüsse liefert, so tut es für den Botaniker im Urwald eine frische Rodung. Hier sieht man das Profil des Waldes. Die Fülle verschiedener Arten tritt deutlich in die Erscheinung, die Kronen zeigen die mannigfaltigsten Gestalten von breit gerundeten massigen Kuppeln bis zu steil aufstrebenden lockeren Besen, auch die Farben sind ganz verschieden, und kaum eine gleicht der anderen. Die meisten Stämme sind überaus schlank im Verhältnis zur Höhe, im Kampfe ums Licht zu langen Schäften emporgezüchtet. Dabei treten, bezogen auf eine beliebige Flächeneinheit, Bäume, die oberhalb der Brettwurzeln über 1 m Durchmesser haben, der Zahl nach völlig zurück hinter die geringen Stärkeklassen von Spazierstock- bis Schenkeldicke, die in sehr großer Menge vorhanden sind. Unter diesen kleineren Arten des Unterholzes kommen typische Sträucher, die aus dem Wurzelhals immer neue Sprossen treiben und dadurch buschig werden, kaum vor, es ist fast immer nur ein Hauptstämmchen vorhanden, das sich mehr oder weniger reich verzweigt. Das Unterholz ist zwar so dicht, daß der Wald dadurch sozusagen undurchsichtig wird, es ist aber fast niemals ein undurchdringliches Dickicht. Ein einzelner Mensch kann, ohne das Haumesser zu gebrauchen, in der Regel ziemlich schnell vorwärts kommen, wenn er nur die Hände frei hat, um Zweige zur Seite zu biegen, und größeren Hindernissen, wie gestürzten Bäumen, herabgeglittenen Lianenschlingen usw. aus dem Wege geht. Das gilt allerdings nur für den unberührten Urwald oder für alten Sekundärwald; in jungem Sekundärwald auf verlassenen Farmen muß jeder Schritt vorwärts mühsam erkämpft werden. Der krautige Niederwuchs des Bodens ist in der Regel nicht sehr dicht und keineswegs besonders üppig, auch der Unterwuchs wird von den kleinen holzigen Formen beherrscht. Weicht schon der Wald als Ganzes mit seinem bunten Gemisch von mindestens 600 verschiedenen Arten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Holzgewächsen sehr von den Wäldern Mitteleuropas ab, so erregen gewisse Einzelheiten noch ganz besonders das Erstaunen des Neulings. Einen ganz abenteuerlichen Eindruck machen z. B. oft die Brettwurzel- oder Plankengerüste am Grunde der Bäume. Schon bei uns kann man zuweilen beobachten, daß die Wurzeln an ihrer Ansatzstelle über den Boden hervortreten und ein Stück am Stamm herauflaufen, wobei sie häufig auch eine seitlich etwas zusammengedrückte Form zeigen. Diese Wurzelbildung, die bei unseren Rüstern z. B. nur angedeutet ist, wird im Tropenwald oft ins Riesenhafte vergrößert. Hoch über dem Boden, zuweilen sogar bis zu 6 m, setzen diese Flügelleisten am Stamm an, um meist ungefähr ebensoweit von seiner Mitte am Grunde in der Erde zu verschwinden. Dabei sind sie manchmal so dünn, daß man ohne weiteres eine Tischplatte daraus schneiden könnte. Die Zahl wechselt, häufig sind es 3—4, selten weniger und auch nur selten zahlreiche, die sich dann meist noch oberirdisch verzweigen und dabei oft netzartig miteinander verwachsen. Daß derartige Gebilde als stützende Strebepfeiler mechanisch wirksam sein müssen, leuchtet ein, es ist aber auffallend, daß man sie in typischer Ausbildung nur im tropischen Regenwald findet und nicht auch bei hohen Bäumen, die unter anderen klimatischen Bedingungen wachsen. Nun begünstigt zweifellos die Vereinigung von hoher Temperatur, Luftfeuchtigkeit und schwacher Beleuchtung, wie sie am Boden im Regenwald verwirklicht ist, die Bildung von Luftwurzeln aus dem Stamm. Solche etwas an Mangroven erinnernde Stelzwurzelgerüste sind denn auch gar nicht so selten. Wenn sich nun die Stelzwurzeln in Anpassung an die Strebepfeilerfunktion verbreitern, so können sie zu typischen Brettwurzeln werden. Die Uebergangsform ist nicht nur theoretisch konstruiert, sondern tatsächlich beobachtet.

Mindestens ebenso verblüffend wirkt die Cauliflorie oder Stammblütigkeit, wenn man sie zum erstenmal in einem recht charakteristischen Beispiel sieht. Man versteht darunter die Erscheinung, daß die Blüten nicht an den jüngeren Blätter tragenden Zweigen sitzen, sondern aus den Aesten oder dem Stamm oder gar nur aus dem Grunde des Stammes hervorkommen. Sie entstehen aus ruhenden Achselknospen, die oft erst nach Jahren austreiben, wobei sie meist die überwallende Rinde durchbrechen müssen, dann aber fahren sie viele Jahre in der Blütenbildung fort und werden dabei manchmal zu dick mit Blüten besetzten Wucherungen, die wie Krebsgeschwülste

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aussehen. Zuweilen sitzen die einzelnen Blüten an besonderen blattlosen Zweigen, und wenn solche Zweige nur an der Basis des Stammes entspringen, ausläuferartig über den Boden hinkriechen und an ihren Enden die Blüten tragen, dann spricht man von Rhizanthie oder Wurzelblütigkeit, ein Ausdruck der insofern nicht ganz passend gewählt ist, als es sich nicht um Wurzeln handelt. Ich habe einen Fall beobachtet, wo ein 9 m hohes Bäumchen aus der Stammbasis 15 am Grunde nur 1 cm dicke Ausläufer entsandte, die sich spärlich verzweigten und bis 11 m lang wurden. Gegen die Spitzen hin trugen sie spärlich kleine weiße Blüten, die direkt aus dem Waldboden hervorzukommen schienen, da die Ausläufer von Laub und Erde überdeckt waren. Zum Verständnis der merkwürdigen Erscheinung führt uns die Tatsache, daß die weit überwiegende Mehrzahl der caulifloren Bäume und Lianen kleine bis mittelgroße Arten sind, die unter normalen Verhältnissen niemals dazu gelangen, ihre Zweige bis an die Oberfläche der Vegetationsmasse des Waldes zu erheben und ihre Blüten frei in Licht und Luft zu entfalten, daß sie mit anderen Worten auch in voll erwachsenem Zustande den unteren Etagen angehören. Hier aber herrscht das größte Gedränge, in dem die Pflanzen schon Mühe haben, ihre Blätter in günstige Stellung zum Licht zu bringen. Am meisten Platz ist noch in der untersten Schicht unmittelbar über dem Boden, da hier die Stämmchen noch unverzweigt sind und der krautige Niederwuchs meist spärlich ist. Hier können also bestäubende Insekten die Blüten am besten sehen und haben auch die beste Anflugmöglichkeit, wenn sie etwa durch den Geruch gelockt werden. Dabei ist zu beachten, daß sehr viele cauliflore Arten getrenntgeschlechtige Blüten haben, also auf Fremdbestäubung angewiesen sind.

Der Kampf um den Platz an der Sonne, der Drang zum Licht hat die besonderen Lebensformen der Lianen und Epiphyten gezüchtet. Beide sind im afrikanischen Wald nicht in der Artenfülle vertreten, wie im südamerikanischen oder im malayischen. Es gibt aber doch neben vielen kleineren auch Lianen von großer Dicke, bis etwa 40 cm Durchmesser, die sich oft in mächtigen Schlangenwindungen wie Riesen-Anakondas auf den Boden legen, wenn der Baum, an dem sie zuerst emporkletterten, längst abgestorben ist. Die Formen mit bandartig verbreiterten Stämmen, wie sie als „Affentreppen“ in Brasilien häufig sind, sind in Afrika außerordentlich selten, fehlen aber nicht ganz. Eine besondere Gruppe bilden die Rotang-Arten, die Lianenpalmen, die die Blatt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittelrippe über die Fiedern hinaus zu einer nur mit rückwärts gekrümmten starken Dornen besetzten Klettergeißel verlängern und sich damit in das Gezweige der Waldbäume sehr fest einhaken. Im afrikanischen Wald bevorzugen sie lichtere Stellen an Ufern, den niederen Wald von Bachsümpfen, auch künstliche Lichtungen und Sekundärwald usw., im geschlossenen Hochwald treten sie zurück und tragen niemals dazu bei, ihn undurchdringlich zu machen, wie das die sehr viel zahlreicheren Arten Südasiens tun sollen. Auch die Epiphyten des afrikanischen Waldes können an Zahl der Gattungen und Arten mit denen Amerikas und Asiens keinen Vergleich aushalten, die wichtige Familie der Bromeliaceen fehlt ganz, die Kakteen sind nur durch eine Art, die Araceen sehr spärlich vertreten, von Orchideen gibt es zwar eine ganze Anzahl, es sind aber fast alles kleine Formen, die an Größe des Wuchses und Pracht der Blüten erheblich hinter die der übrigen Tropenländer zurücktreten. Gut sind jedoch die sehr eigenartigen Elchgeweih- und Elefantenohr-Farne der Gattung Platycerium entwickelt. Wie überall, so gedeihen auch in Afrika die Epiphyten üppiger, wo feuchte Winde an Gebirgen emporsteigen, ihren Wasserdampf kondensieren und die Bergwälder in Nebel hüllen, z. B. am Kamerunberg und am Pic von Fernando-Poo. Besondere Erwähnung verdienen noch die Halb-Epiphyten, die in Afrika durch die Würger-Feigen stattlich vertreten sind. Der Entwicklungsgang einer solchen Ficus-Art ist folgender: Ein Same, vielleicht von einem Vogel verschleppt, keimt irgendwo auf einem Ast oder in einem Riß der Stammrinde irgendeines Baumes. Er entwickelt ein beblättertes Stämmchen und treibt eine oder wenige lange dünne Wurzeln am Stamm des Stützbaumes herunter, die zunächst durch Regenwasser genügende Feuchtigkeit und Nahrung finden. Ist aber das Wasser- und Nährstoff-Reservoir des Bodens einmal erreicht, dann setzt ein mächtiges Wachstum ein, immer mehr Wurzeln werden nach unten gesandt, sie verwachsen untereinander und bilden ein Maschennetz, das den Stützbaum einschnürt und schließlich erwürgt; gleichzeitig entfaltet sich eine oft breit gewölbte Krone, und so wird das irgendwo hoch oben gekeimte Pflänzchen zum mächtigen Baum, dessen „Stamm“ allerdings aus Wurzeln besteht.

Eine besondere Klasse gegenüber den zahllosen Laubhölzern bilden auch die Palmen, und Laien denken bei dem Worte Tropenwald wohl in erster Linie an diese schönen Gewächse. Demgegenüber sei betont, daß im afrikanischen Wald, soweit er

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Urwald" ist, die Palmen gar keine Rolle spielen, im geschlossenen Bestand fehlen hohe Arten völlig, und im Unterholz kommen nur drei vor, und die sind noch dazu selten. Wohl aber gibt es außerhalb des Hochwaldes, in den ausgedehnten Bachsümpfen und Morästen, wie sie in dem zum Kongobecken gehörigen Teil Südkameruns zum Schrecken des Reisenden so häufig sind, riesige Palmenbestände, in denen oft kaum andere Bäume vorkommen. Diese gehören zur Gattung Raphia, der Wein- oder Bambou-Palme, die zwar nur verhältnismäßig kurze Stämme, aber riesige bis zu 20 Meter lange Wedel mit über mannslangen Einzelfiedern treibt. Ueber die Oelpalme, die vielfach als Hauptcharaktergewächs der „westafrikanischen Waldprovinz" gilt, ist zu sagen, daß sie dem primären Walde völlig fehlt, daß ihr Vorkommen immer verlassene Dörfer und Farmgelände anzeigt, soweit nicht die Abhängigkeit von menschlichen Siedlungen ohne weiteres erkennbar ist.

In diesem Zusammenhang sei ausdrücklich betont, daß nun durchaus nicht etwa das ganze hier als Urwaldgebiet bezeichnete Land wirklich von hochstämmigem Walde bedeckt ist; in den dichter besiedelten Gegenden liegt die Sache oft sogar so, daß man größere Stücke wirklichen Urwaldes geradezu suchen muß. Hier herrscht vielmehr Sekundär-Busch und -Wald in allen Abstufungen. Pflanzengeographisch ist das aber auch alles Regenwaldgebiet im Gegensatz zur Savanne.

Dem Eingeborenen gewährt der Urwald mannigfachen Nutzen*). Ihm entnimmt er in erster Linie alles, was er zum Bau seiner Häuser braucht: bestimmte Arten kleinerer Bäume, deren Holz termitensicher ist, liefern die tragenden Pfosten, die Wände werden aus Rinde hergestellt, die sich von manchen Bäumen in mehrere Quadratmeter großen Platten ablösen läßt, die Rindenstücke werden zwischen die Wedelstiele von Raphiapalmen eingespannt; diese geben auch die für das Dachgerüst nötigen Balken und Sparren, und das eigentliche Deckmaterial wird aus den Einzelfiedern dieser Palmenwedel hergestellt, die kunstvoll zusammengesteckt werden. Befestigt werden die einzelnen Teile mit dünnen Rotang-Lianen. Aus solchen Rohstoffen lassen sich sehr geräumige und hübsche Häuser herstellen, auch die euro-

*) Wer sich für diesen Gegenstand interessiert, sei hingewiesen auf das ausgezeichnete Werk von Günther Tessmann: Die Pangwe, Bd. I, und auf einen Aufsatz des Vortragenden: Von den Bulus genutzte wildwachsende Pflanzen des Südkameruner Waldgebietes, in Notizbl. Bot. Garten und Museum Berlin-Dahlem, Appendix XXVII (1913).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

päischen Faktoreien und Regierungsstationen bauen noch oft auf diese Art. Viele Gebrauchsgegenstände werden aus Holz hergestellt: Stühle (Hocker), Löffel, Armbrüste, Speerschäfte, Trommeln usw., und für alle diese verschiedenen Dinge sind auch verschiedene, besonders geeignete Bäume bekannt. Ausgezeichnetes Flechtmaterial geben die Rotang-Arten sowie andere Lianen und die zähen Stiele von Scitamineen. Auch Farbstoffe, Oelfrüchte und Obst liefern die Bäume des Waldes, ferner Rindenstoffe zur Bekleidung, die allerdings heute meist durch europäische Gewebe verdrängt sind. Eine sehr wichtige Rolle spielen dann auch die vielen Medizinen aus Rinden, Wurzeln und Blättern. Vielen von ihnen kommt kaum eine spezifische Wirkung zu, einige stellen aber sicherlich wertvolle Heilmittel dar, die es verdienen, auch in die europäischen Apotheken eingeführt zu werden. Die Nutzung der natürlichen Reichtümer des afrikanischen Waldes durch die Europäer läßt überhaupt noch viel zu wünschen übrig. Nehmen wir als Wichtigstes die Hölzer. In den Handelsbezeichnungen herrscht eine außerordentliche Verwirrung, der Holzhändler kennt wohl die Ware und nennt sie nach gewissen äußeren Aehnlichkeiten oder Verwendungsmöglichkeiten afrikanischer Nußbaum, Buchsbaum, Eiche usw.; die Eingeborenennamen dafür sind in derselben Kolonie von Stamm zu Stamm ganz verschieden und nur schwer zuverlässig festzustellen, den Baum selbst aber, der natürlich mit Eiche, Nußbaum usw. nicht das mindeste zu tun hat, kennt wohl der Neger, der ihn fällt, aber der Kaufmann in der Kolonie, der die Blöcke verschifft, oft schon nicht mehr. Der einzige Ausweg aus dem Wirrwarr von Benennungen ist der, sie auf einen auch international geltenden Namen zu beziehen, und das ist der botanische des Baumes selbst, der allerdings — horribile dictu — ein lateinischer ist! Wo es um die Ausbeutung tropischer Urwaldbestände geht, ganz gleich ob es sich um Hölzer oder um Medizinen handelt, ist der unter allen Wissenschaftlern von der Praxis wohl am meisten belächelte Botaniker mit seinen lateinischen Namen und Herbarien unentbehrlich. Auch der Forstmann steht dem afrikanischen Walde hilflos gegenüber. Seine Vorbildung ist auf ganz andere Verhältnisse zugeschnitten, seine schönen Festmeterberechnungen bleiben mathematische Uebungen, solange er nicht zuverlässig Namen und Art der Hölzer kennt, die er berechnet. Nur wenn er zufällig ein starkes persönliches Interesse für systematische Botanik und ausgeprägten Sinn für Pflanzenformen hat, wird er sich einarbeiten und schließlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ersprießliches leisten können. Dieses Einarbeiten aber dürfte so ziemlich eine Dienstperiode dauern, braucht doch selbst ein Berufsbotaniker mindestens mehrere Wochen, wenn nicht Monate, ehe er die wichtigeren Holzgewächse des Waldes mit leidlicher Sicherheit unterscheiden kann. Die endgültige wissenschaftliche Bestimmung kann auch er meist erst auf Grund des gesammelten Herbarmaterials in den großen Museen Europas vornehmen. Die Aufgaben auf diesem Gebiet sind bisher erst unvollkommen gelöst*); sie hätten schon vor mindestens 30 Jahren nach einem großzügigen Plan in Angriff genommen werden sollen. Ein solcher würde umfassen: Wissenschaftliche Bestimmung der Baumarten auf möglichst vielen Probeflächen der verschiedensten Teile des Waldgebietes auf Grund von gutem Herbarmaterial, Sammlung dazugehöriger Holzproben, die für eine technische Begutachtung ausreichend sein müssen, einwandfreie Feststellung der Namen der Bäume bei den verschiedenen Eingeborenenstämmen, die nur jemand vornehmen kann, der die Bäume selbst kennt; forstmännisches Urteil über Nutzungsmöglichkeit auf Grund der Häufigkeit des Vorkommens und der technischen Gutachten, zu denen auch solche über Destillationsversuche zur Gewinnung von Holzteer und dessen Derivaten gehören. Es ist also das Zusammenarbeiten des Botanikers, des Holzsachverständigen, des Chemikers und des Forstmannes erforderlich. Botaniker und Forstmann werden schon bei den Bestandesaufnahmen am besten zusammenarbeiten. — In ähnlicher Weise ist für die Ausnutzung der sicherlich vorhandenen Schätze an Heilmitteln das Zusammenwirken von Botaniker als Sammler und Bestimmer der Pflanzen und Chemiker und Arzt zur Untersuchung der wirksamen Bestandteile und zur Prüfung der Heilkraft notwendig. Was für den Regenwald gilt, das gilt, wenn auch wegen der größeren Uebersichtlichkeit der Verhältnisse vielleicht nicht im gleichen Maße auch für die Savannen- und Trockenwaldgebiete. Es ist aber noch ein Punkt zu berücksichtigen, der bisher überhaupt noch kaum beachtet ist: Weit besser als alle Bodenuntersuchungen und Regenmessungen zeigt die natürliche Pflanzendecke einer Gegend, welchen Anbauwert diese hat. Man denke nur an üppigen Buchenwald

*) Der einzige ernstliche Versuch in dieser Richtung ist die Expedition Büsgen-Jentzsch nach Kamerun 1908/09. Die beiden ausführlichen Berichte über die Reise im Tropenpflanzer Beihefte X (1909) No. 4, 5 und XII (1911) No. 1, 2 enthalten sehr wertvolles Material, lassen aber auch erkennen, wie selbst die Forstsachverständigen sich hier Verhältnissen gegenüber sahen, die in ihnen zunächst ein starkes Gefühl der Hilfslosigkeit wachriefen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und kümmerlichen Kiefernbestand und man ist sofort im Bilde. Sollte es denn in den Tropen anders sein? Es handelt sich hier also darum festzustellen, was an Stellen wächst, die die Eingeborenen aus langer Erfahrung heraus zur Anlage neuer Farmen wählen, ob sie für verschiedene Kulturpflanzen auch verschiedene natürliche Pflanzenformationen bevorzugen, aus den noch vorhandenen Resten und aus umgebenden wilden Beständen zu ermitteln, was auf dem Gelände gut und schlecht gedeihender Europäer-Plantagen wuchs, und alle die so gesammelten Erfahrungen der Praxis zur Verfügung zu stellen. Es wäre deshalb äußerst nützlich gewesen, wenn schon früher für jede Kolonie mindestens ein in Pflanzensystematik und -Geographie (Formationskunde) und in der Sammeltechnik erfahrener beamteter Landes-Botaniker vorhanden gewesen wäre, der die Flora des Landes so vollständig wie möglich aufgenommen und mit seinen Kenntnissen den Praktikern, Forstleuten und Landwirten, als Mitarbeiter, Berater und Lehrer zur Verfügung gestanden hätte, ohne aber mit Verwaltungsgeschäften und rein praktischen Aufgaben, etwa der Leitung einer Versuchsanstalt, belastet zu sein. Hoffen wir, daß diesen Anregungen bald in deutschen Kolonien Folge gegeben werden kann!

Konsul Braß macht darauf aufmerksam, daß auch in Nord-Queenland (auch Regenwald) Bäume mit mächtigen, meterbreiten Brettwurzeln vorkommen, wahrscheinlich Kasuarinen.

Professor W. Ule, Rostock, stellt an den Vortragenden die Anfrage, ob die Mitteilung, daß der tropische Urwald leicht zu durchschreiten sei, allgemein für Afrika gelte und weist darauf hin, daß man im brasilianischen Urwald nur schwer und im allgemeinen nicht ohne Urwaldmesser vorwärtskomme.

Vortragender erwidert, daß seine Angabe für Afrika allgemein gelte, er habe weitab von Kamerun, im nordöstlichen Kongostaat, im Gebiet des Ituri-Arurimi, den einst von Stanley auf dem Marsch zu Emin Pascha durchzogenen Wald auch keineswegs schwer durchdringlich gefunden, aber immer mit der Einschränkung, daß es sich nicht um jungen Sekundärwald handelt; in diesem sei tatsächlich nur mit dem Haumesser vorwärts zu kommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber die Ergebnisse der Saurier-Ausgrabungen am Tendaguru in Deutsch-Ostafrika.

Dr. H. Reck - Berlin.

Vortrag in der Abteilungssitzung vom 17. September 1924.

Die koloniale Feindbundlüge in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit und Niedertracht weithin aufzuzeigen, ist eine der Hauptaufgaben dieses Kongresses. Gerade die Schau der Naturwissenschaften in der Berliner Universität, gerade diese Schau reiner kultureller Arbeitsleistung ist dafür günstigste Grundlage. Alle Wissenszweige liefern dazu ihre Beiträge und so möchte auch ich aus dem Gebiete der Geologie und Paläontologie ein Beispiel bringen nicht nur dessen, was in rein idealem Streben geleistet worden ist, sondern auch heute noch geleistet wird am kolonialen Gut, das wir aus besseren Zeiten gerettet, und damit am kolonialen Gedanken überhaupt, um ihm auch zu unserem Teile Lebenskraft und Lebensrecht erhalten zu helfen zum Nutzen des Vaterlandes.

Mit keinem besseren Beispiel kann ich hier die stolze Vergangenheit zurückrufen, als mit der Erinnerung an jene größte Grabungsexpedition, die je ein europäisches Museum ins Feld geschickt hat, die Tendaguru-Expedition, welche im Hinterlande der Lindiküste im südlichen Deutsch-Ostafrika der Ausbeutung einer einzigartigen Saurierfauna galt. Scharf gliedert sich die Leistung jener Expedition in zwei Teile. Der eine füllt die glückliche Zeit der Vorkriegsjahre, als unter v. Brancas Oberleitung die Organisation des großzügigen Unternehmens gelang, und in vierjähriger Feldarbeit von 1909—1912 die Gewinnung und Bergung des fossilen Materials erfolgte, der andere Teil umfaßt die harte Zeit der Nachkriegsjahre, die der Bearbeitung des Gefundenen bis zum heutigen Tage galt.

Die Zeit der Vorkriegszeit umkleidet heute wehmütige Erinnerung; eine Erinnerung aber, aus der Stolz und harter Zukunftswille sprießt. In Gedanken sieht man wieder die Karawane durch den heißen Busch schreiten, sieht am Tendaguruhügel frohes Leben das Lagerdorf durchfluten, hört in den Gräben munteren Gesang den Takt der schwingenden Hacken und Schaufeln be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleiten. Hier melden Eingeborene verwitterte Oberflächenfunde, dort treten, die Erwartung viel zu langsam, aus den Grabenwänden immer neue, frische Funde ans Sonnenlicht. Einmal waren es nur einzelne Stücke, verlorene, ausgestreute Reste eines Skelettes, ein andermal wahre Knochenfelder vergangener und durcheinandergeworfener Tierherden, auf welche die Spitzhacke traf. Dann hockten dort in den sonnendurchglühten Gräben nach Freilegung der Knochenschicht die Präparatoren mit Hammer, Messer und Meißel, um die Funde vollends herauszuschälen aus ihrem steinigen Mantel. Gips, Leim und Tuchverband mußten helfen, Zerfallendes nach Möglichkeit zu retten. Am Abend aber, wenn die Lagertrommel den Arbeitsschluß weithin über das Land verkündete, sah man die Scharen heimziehen, schwer beladen mit den Funden, die dann die Magazine aufnahmen zu weiterer Bearbeitung. Der Schreiber pinselte seine Fundbuchnummern auf die Knochen, die Packleute verschnürten sie mit Rindenbast zu weichen Grasbündeln und wickelten diese in die elastisch-festen Gitter von an Drähten aufgezogenen Bambusstäben, die — zur Röhre um die Funde gerollt — eine ideale Packhülle für den Transport der Lasten auf Negerköpfen den drei Tagemärsche weiten Weg hinab zur Küste waren. Dort sammelten sich im Laufe der Monate die Ergebnisse der Grabung in hohen Stapeln in den Schuppen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft — auf ihrem Hofe verschwanden die Lasten in den massigen Seekisten zum weiten Transport über Meer und Land bis in die Keller des Museums für Naturkunde zu Berlin. —

Doch solche Lebensbilder aus afrikanischem Busch sind nur ein Rückblick. Rückblick, historisches Schauen also, ist aber nur fruchtbar für Leben und Fortschritt, wenn es sich an einen Ausblick knüpft. Das gilt gerade in dieser Zeit, in unserer Lage für fast alle Lebensgebiete. Und wie im praktischen Leben, so knüpft sich auch in diesem Falle der Ausblick an das Wort: W i e d e r e r s t e h u n g. Solchem Vergleiche läßt sich noch weiter folgen:

Es ist allbekannt, wie schwer es selbst in Alltagsfragen des Lebens ist, Zerstörtes von gestern zeitgemäß wieder aufzubauen. Innerer Wiederaufbau ist niemals mechanische Wiederaufrichtung von Dahingegangenem, muß vielmehr schöpferische Tat sein, geboren aus den Forderungen einer veränderten Zeit. Denn nichts kehrt so wieder wie es war. Dies ist tiefes Naturgesetz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir Geologen und Paläontologen folgen einer historischen Wissenschaft. Die Geschichte der Erde und ihres Lebens zu entziffern ist unser Ziel. Und so erleben auch wir — rückschauend — Schöpfungstage. Vergangene Schöpfungstage freilich, voll von Unvollkommenheiten der Rekonstruktion, die in der Unvollkommenheit menschlichen Wissens begründet sind; dafür Schöpfungstage von oft phantastischer Neuheit. Rufen sie doch Lebewesen und Leben zurück, das nicht erst jüngst zerronnen ist, sondern das, uns fremdartig, seit Jahrmillionen vergangen, seine Spuren in den Schichten der Erdrinde hinterlassen hat.

Auch solche Wiedererstehung muß schöpferische Tat sein, wenn wirklich sie den toten Stoff geistig neu beleben will. Die Zeiten sind vorbei, in denen Sammeln, Bestimmen, Etikettieren die Haupttätigkeit des Naturforschers waren. Das Gesammelte geistig zu durchdringen, es zu einem sinnvollen Ganzen wieder zusammenzufügen, aus den natürlichen Zusammenhängen auf Zweck und Ziel jeder Schöpfung Schlüsse zu ziehen, beurteilen zu lernen, wie das organische Leben eben durch seine Organisation eng an die Lebensbedingungen der anorganischen Umwelt gebunden ist, und wie umgekehrt diese die Organismen prägt, — das sind Aufgaben der Geologie und Paläontologie von heute.

Lösbar sind solche Aufgaben nur auf Grund der Kenntnis des weiten, beweglichen Feldes heute noch wirksamer Naturkräfte. Das Momentbild heutiger Entwicklung der Erde, das wir erleben, gibt uns das Verständnis für zahllose Relationen, die auch das Leben und Werden früherer Erdperioden beherrscht haben.

Aus solcher Erkenntnis schöpfen wir den Geist für den planvollen Wiederaufbau des Dahingegangenen in der Geologie und Paläontologie. — —

Solche Wiedererstellung dessen, was einst der Tendagurn uns gegeben, das ist der zweite, größere Teil der Aufgabe, die unserer Expedition — wie jeder anderen auf ihrem Gebiete — gestellt werden mußte, nach der Rückkehr in die Heimat. Ihr galt und gilt das Schaffen unserer Mitarbeiter seit 12 Jahren.

Nachdem der Besitz des Materials und der Feldnotizen gesichert war, harrte zunächst die Frage nach der Bedeutung und dem Wesen der Lagerstätte des Tendaguru einer Antwort. Aus dem Charakter der die Funde begleitenden Gesteine und ihres wirbellosen Fossilinhaltes war der Entstehungsraum zu beurteilen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in dem die Tiere lebten, starben und in so erstaunlicher Massenhäufung eingebettet wurden. Dabei zeigte sich rasch die Vielheit der Kräfte, und die Art der besonderen Umstände, welche zur Entstehung dieser Lagerstätte beigetragen haben.

Die Lagerungsverhältnisse der Schichten zusammen mit den Oberflächenformen von heute lehrten die Kenntnis der langen Geschichte des Entstehungs- und Konservierungsraumes vor und nach dem Empfang seines Saurierinhaltes bis auf den heutigen Tag, und endlich trug eine Uebersicht über diesen selbst in erster Linie dazu bei, die Grundlagen eines Lebensbildes jener Zeiten an jenem Orte zu gewinnen — ein Bild der Tierwelt sowohl wie der Landschaft, die sie umgab und trug. —

Zu Ende der Jurazeit war das Tendagurugebiet flaches Küstenland, Kampfzone zwischen den Einflüssen eines trockenen, wüstenhaften Kontinentalgebietes im Westen und einem vordringenden Ozean im Osten. Eine Folge dessen war es, daß bald das blaue Meer über den Gefilden des Tendaguru wogte, bald die feuchte Niederungslandschaft eines Küstensaumes dort entstand, bald auch diese vertrocknete und nur ein öder, lebensfeindlicher Salzsumpf- und Lagunenstreifen übrig blieb. Letzterer aber gab gerade das Milieu, in dem die Tendagurufauna ihre Gräber fand: Lebensgebiet war wohl im wesentlichen das nahe Umland.

Hier hatte sich ein märchenhaft reiches Leben abenteuerlicher Tiergestalten zu höchster Blüte entfaltet. Die größten Riesen, welche die Tierwelt jemals erzeugte, die Dinosaurier, lebten dort als träge, kaum bewegliche Kolosse in den Niederungen des Küstenlandes. Dort müssen sie im heiß-feuchten Uferlande herumgelegen und mit langem Hals in weitem Umkreis ihre Umgebung nach wesentlich pflanzlicher Kost abgeweidet haben. Nur ein winzig kleiner Schlund beförderte die Nahrung durch den Rechen stiftartiger, harmloser Zähne zum Körper. Fast unangreifbar, feindlos also, erscheinen sie allein durch ihre Körpermasse, deren maßloses Wachstum gerade eines der Hauptmomente gewesen sein dürfte, das ihren schnellen Untergang, ihr Aussterben bedingte. Reste von Skeletten, deren Länge an 30 m heranreichte, haben uns die Sedimente dort überliefert. Gleichzeitig mit jenen Dinosauriern lebte z. T. auf anderem Gelände, unter anderen Lebensbedingungen eine reichhaltige Fauna verschiedenartigster, auch mittelgroßer bis kleinster Saurier, deren Knochenlängen nur nach Millimetern maßen — und doch bei aller Verschiedenheit der Größe und Gestalt jede Gruppe auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihre Art den Anforderungen ihres Lebens, ihres Standortes, den Bedürfnissen ihrer Ernährung und Fortpflanzung aufs beste angepaßt. So gab es dort mit scharfem Gebiß bewehrte Theropoden, deren z. T. 10—15 cm lange Säbelzähne, deren schlanker Bau sie als gefährliche Raubtiere kennzeichnen, wenngleich manches dafür spricht, daß sie teilweise doch nicht die Löwen, sondern die Hyänen der damaligen Zeit repräsentierten, daß also einige auch Aasfresser waren. Dann waren da die hüpfenden, leichtfüßig-flüchtigen Ornithopoden, deren Herden in raschem Lauf sich der Verfolgung übermächtiger Feinde zu entziehen wußten. Es patrouillierten über den Wassern die abenteuerlichen Gestalten der Flugdrachen, die Pterosaurier, die, mit fledermausartig weitspannenden Flughäuten ausgerüstet, dort ihre Nahrung haschten.

Und endlich lebten und starben und versanken dort auch Herden von Stegosauriern, schwer gepanzerte Ungeheuer, deren harte Wehr sie vor fremdem Zubiß schützte, während die Ueberzahl ihrer waffenartigen Fortsätze, Rückenkämme, Stacheln und Dornen die Tiere so starr und unbeweglich gemacht haben dürfte, daß diese Waffen ihnen wohl größtenteils mehr als Schreckinstrumente und Schutzmittel wie als Angriffswaffen dienten.

Ein solcher Stegosauride nun ist es, welcher als erstes rekonstruktives Resultat der Expeditionsarbeit in der Heimat wiedererstanden ist. Die erste abenteuerliche Tiergestalt aus dem Lebensreiche des Tendagurugebietes fügt sich in diesem von seinem Bearbeiter, Professor Hennig in Tübingen, Kentrurosaurus aethiopicus (= der äthiopische Stachelschwanzsaurier) benannten Tier aus den Trümmern der Funde zum harmonischen Bilde. Das erste Stegosauridenskelett, eines der schönsten der Welt, in Berlin unter Professor Janeuschs Leitung montiert, ziert damit ein deutsches Museum. Wir sind stolz, daß es aus deutschem kolonialem Boden stammt, und wir freuen uns deshalb besonders, diese neue Tat gerade diesem ersten Kolonialkongreß der Nachkriegszeit vorführen zu können als erstes, abgeschlossenes Resultat der Wiederaufbauarbeit unserer Expedition.

Freilich ist dies nur ein Schritt zum fernen Ziele der Wiedererstellung des ganzen vielgestaltigen Lebensbildes jener Saurierzeit, aber ein Schritt, getan in schwerster Zeit. 12 lange Jahre wurde an dem Skelett gearbeitet, allerdings mit den durch Krieg und Nachkriegsnot erzwungenen Unterbrechungen und Beschränkungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Keiner, der nicht aus eigener Erfahrung das Entstehen solcher Rekonstruktion kennt, ahnt, welche Unsumme von Geduld und Arbeit in ihrem schlichten Bilde verborgen ruht.

Aber schon ein kurzer Vergleich wirft Licht auf dieses scheinbare Rätsel einer 12jährigen Arbeitszeit. Auch amerikanische Museen besitzen ähnliche Stegosauridenskelette. Trotzdem aber deren Wissenschaftler nie durch Krieg in ihrem Schaffen behindert waren und nie, wie wir, Mangel an Mitteln und an Arbeitskräften litten, haben auch sie volle 8 Jahre benötigt vom Funde bis zur Enthüllung ähnlicher Skelette in den Sälen ihrer Museen.

Das volle Verständnis der Mühseligkeiten, welche solche Montierung in sich birgt, vermittelt aber doch nur ein kurzer Rückblick auf die Reihe der unerläßlichen Vorarbeiten.

Oft tritt da zuerst die Frage an uns heran: Wie kann man überhaupt aus einem wirren Durcheinander vieler hunderter von Einzelresten zur Rekonstruktion solch abenteuerlicher Formen kommen? Hätte man nicht ebensogut die Knochen auch anders, einfacher, mit weniger phantastischem Resultat auswählen und zusammenstellen können?

Zur Antwort muß ich auf die Fundgeschichte zurückgreifen. Leider sind diese Tiere im Tendagurugebiet anscheinend nur sehr selten vereinzelt zur Einbettung gelangt, und auch dann nicht als ganze Kadaver, sondern zerrissen, in Teilen nur, vorwiegend mit durcheinander gewürfelten Knochen. Häufiger schon wurden einige wenige solcher Tiere an gemeinsamer Grabstätte gefunden. Doch auch hier die Knochen unvollständig, zerstreut, nur hier und da eine kleine Knochengruppe noch im natürlichen Zusammenhang. Der Hauptfund aber erschloß das Grab einer ganzen Herde. Ein Chaos von Knochen war über scharf begrenztem Raum ausgestreut. Reste von wenigstens 30—40 Kentrurosaurustieren waren dort eingebettet. Ueber 1200 Einzelknochen wurden geborgen.

Es ist in der Tat kaum möglich, aus solcher wirren Knochenmasse ein in allen Teilen richtig rekonstruiertes Skelett wiederzusammenzusetzen; denn natürlich liegen die Knochen kleiner und großer, junger und alter, männlicher und weiblicher Tiere wahllos durcheinander.

Hier helfen nur die kleinen noch zusammenhängenden Knochenkomplexe und Funde von einzeln eingebetteten, wenn auch aufgelösten und unvollständigen Individuen. Nur sie können die Grundlage für die vergleichende Berechnung und den Wieder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufbau des Skelettes in natürlichen Größenverhältnissen liefern. So wird die Vollkommenheit der Rekonstruktion ganz abhängig von der Vollkommenheit solcher Funde.

Im Falle der Rekonstruktion unseres Kentrurosaurus stehen wir dank der ungeheuren Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Tendagurufunde auf recht sicherem Boden. Auf solchem Fundament aber wird erst der Wert eines Riesengrabfeldes, wie das der 40 Kentrurosaurustiere voll auswertbar und zu einem einzigartigen, unser Wissen nach allen Seiten bereichernden wissenschaftlichen Schatz.

Doch lange bevor die Knochen zu vergleichender Arbeit im Museum bereit liegen, steckt schon eine Unsumme von Arbeit in jedem Einzelstück. Das Finden, das Bergen, der Transport auf Negerköpfen durch afrikanische Wildnis, die Fahrt über weite Ozeane und mit Bahn und Fuhrwerk ins Museum; hier das Auspacken, Etikettieren, Stapeln, dann die Präparation, also die Entfernung der umschließenden Gesteinshülle vom Präparat, die Zusammensetzung der Bruchstücke zu ganzen Knochen, endlich ihre Bestimmung und Messung, — Jahre vergehen, ehe man nur zur Auswahl der geeignetsten, passendsten Stücke für die Montierung schreiten kann. Dann folgt das mühselige Aneinanderpassen in den Gelenken, das Studium der Bewegungsmöglichkeiten des Tieres, die Ergänzung fehlender Teile in Gips und endlich die provisorische Montierung.

In hölzernem Baugerüst halb hängend, halb stehend ruht dann das werdende Skelett. Eine Wirrnis von Fäden und Drähten hält die Knochen in der Lage, die man ihnen endgültig geben will. Jetzt müssen die grundlegenden inneren Eisenversteifungen der gewählten Stellung angepaßt und angeschmiedet werden. Eisenstäbe geben der durchbohrten Wirbelsäule, dem Becken, der Schulter, den Extremitäten usw. den unentbehrlichen Halt, eine Arbeit, die bei den leichten, dünnen Eisenstützen und dem oft großen Gewicht der versteinerten aber vielfach brüchigen Knochen manches Kopfzerbrechen bereitet. Denn auch das ist ein Erfordernis der Montierung, daß das Eisengerüst möglichst leicht und unsichtbar bleibt, um das Bild des Knochenverbandes tunlichst wenig zu stören. Ein dritter und wichtigster Punkt aber ist es, daß das Skelett nicht ein für alle Male mit dem eisernen Stützgerüst unzertrennlich verbunden werden darf, denn es soll auch späterem Studium in allen seinen Einzelteilen zugänglich bleiben. Das ist nur möglich, wenn jeder Knochen oder doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jeder kleinere Knochenkomplex lose und selbständig dem Gesamtbau eingefügt ist; so also, daß er zwar stabil ruht, aber doch ohne besondere Arbeit und vor allem ohne Zerstörung der Gesamtkonstruktion für sich aus dem Verbande herausgenommen werden kann. Diese technische Aufgabe richtig zu lösen, das gerade ist die Kunst der Montierung. Und in der Schwierigkeit dieses Problems begründet sich auch die Notwendigkeit der provisorischen Montierung in der Werkstatt; denn sie erst zeigt, was praktisch durchführbar ist, und was der Abänderung bedarf. Mit ihrer Fertigstellung erst ist nach der wissenschaftlichen Vorarbeit auch das technische Problem im wesentlichen gelöst.

Was dann noch bleibt, das Auseinandernehmen, der Bau des Podiums, der Transport der Skelett- und Eisenteile zum definitiven Standort und ihre dortige Wiederzusammenfügung, das ist relativ einfache und kurzfristige Restarbeit. — —

Dann fällt das Arbeitskleid und vor dem Beschauer bleibt die schlichte Tat.

Möge das Resultat jeden, der im Großen Lichthof des Museums für Naturkunde zu Berlin vor dem fertigen Skelette schauend weilt, daran erinnern, daß ein Stück deutscher Kulturarbeit aus deutschem Tropenlande vor ihm steht. Nur zähe Tatkraft und harte Arbeit erzwang in dieser schlimmen Zeit die Werkvollendung. Doch gibt Tatkraft und Arbeit allein uns Recht auf Leben und Zukunft. Die Tatkraft und Arbeit einer Nation aber ist nichts anders als die Summe der Arbeit der Einzelnen. Und dies macht es auch uns zur Pflicht, trotz der Not der Zeit unbeirrt fortzuarbeiten an unseren idealen Aufgaben, in dem Gedanken an das große Endziel deutschen Schaffens — den geistigen und materiellen Wiederaufbau unseres Vaterlandes hier in der Heimat und draußen in der weiten Welt. —

Der Vorsitzende schlägt vor, dem geistigen Vater jener großen und erfolgreichen Ausgrabungen, Herrn Geheimrat Professor Dr. von Branca, der vor wenigen Tagen seinen 80. Geburtstag feierte, den herzlichsten Dank für die durch sein Eingreifen bewirkte koloniale Tat auszusprechen. Dem Vorschlage wird freudigst zugestimmt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutsche wissenschaftliche Erforschung Neuguineas.

Professor Dr. **W. Behrmann** - Frankfurt a. M.

Vortrag in der Abteilungssitzung vom 17. September 1924.

Als vor 40 Jahren die deutsche Flagge in Neuguinea gehißt wurde, war noch nicht einmal der Küstenumriß dieser großen Insel vollständig bekannt, keine Europäerstation befand sich im Lande, vom Innern konnte keiner Kunde geben. Als uns dagegen nach 30jähriger Tätigkeit das Land geraubt wurde, war es in seinen großen Zügen erforscht, Europäerstationen an der Küste und im Innern hatten ihren Einfluß weit ausgebreitet, die Bevölkerung befriedet und zur Arbeit erzogen, wenn auch im Innern der Sumpfgebiete und Urwaldgebirge noch viel Arbeit zu leisten war, an der Küste aber breiteten sich ausgedehnte Plantagen aus. Zehn Jahre haben die neuen Mandatherren, die Australier, jetzt die deutsche Kolonie in Besitz. Es ist nicht bekannt geworden, daß auch nur eine Forschungsexpedition an der weiteren Entschleierung des Inneren gearbeitet hätte, vielmehr sind die Plantagen verfallen, die Bevölkerung ist in den Urzustand zurückgesunken und hat sich, wo sie bereits der europäischen Arbeit gewonnen war, infolge der teilweise unmenschlichen Behandlung der neuen Herren[1]) scheu in den Urwald zurückgezogen. Das ist in wenigen Worten die Geschichte des Aufstieges und Abstieges unserer deutschen Kolonie.

Diese Geschichte hat zur Folge, daß noch heute, 10 Jahre nach dem Aufhören der deutschen Verwaltung, nicht die fremden Herren, sondern wir Deutschen die besten Kenner der weiten Lande sind. Denn die ganz geringe Ausbreitung unseres Wissens vom Innern, die während der Mandatherrschaft erfolgte, ist wieder von Deutschen geleistet, von Missionaren und Pflanzern, so lange sie noch nicht vertrieben waren.

Darum ist die deutsche wissenschaftliche Erforschung von Kaiser-Wilhelms-Land die Erforschung dieses Landes überhaupt.

---

[1]) Prof. Dr. Paul Hambruch: Grauenhafte Mißhandlung der Eingeborenen. Neu-Guinea unter der Mandatherrschaft. Deutsche Uebersee-Zeitung No. 35 bis 36. Hamburg, 7. September 1924.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Versetzen wir uns im Geiste wieder zurück in jene Zeit, als Deutschland Besitz von der Nordosthälfte von Neuguinea ergriff. Damals war eigentlich noch nichts bekannt von der Insel. Man mußte zurückgreifen zu den Berichten des Entdeckungszeitalters, wollte man sich ein Bild von der Insel machen. Der Portugiese de Mendes hatte die Insel 1526 entdeckt, der Spanier Saavedra hatte ihr den Namen „die Goldinsel" gegeben, 1546 Ortiz de Rete den heutigen Namen, ohne daß sie auch nur in großen Umrissen die Küsten festgelegt hätten. Erst 70 Jahre später berühren die Niederländer Le Maire und Schouten die Nordküste, während es erst 1700 Dampier gelingt, Neupommern von Neuguinea zu trennen. Im ganzen 18. Jahrhundert berührt keine Forschungsfahrt die Insel, erst 1792 d'Entrecasteaux den Huon-Golf und benennt ihn. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind nur die Fahrten von Lesson und von Dumont d'Urville mit seinem Schiff „Astrolabe" zu erwähnen. Ja, selbst als das Hamburger Haus Godeffroy seit 1850 seinen Südseehandel ausbreitete, als Deutsche in Samoa, den Fidschi-Inseln, im Bismarck-Archipel, auf den Admiralitätsinseln, den Karolinen, Marianen und Palauinseln Handelsniederlassungen gründeten und Plantagen anlegten, war die Hauptinsel Neuguinea noch fast so unbekannt, wie zu den Zeiten ihrer Entdeckung. Die ganze Osthälfte war Niemandsland, unbekannt das Innere wie noch große Teile der Küste. Es mußte aber von großem Vorteil für den deutschen Südseehandel sein, der mehr und mehr aufblühte und der erste im weiten Stillen Ozean war, wenn er sich auf ein größeres Landgebiet als Rückhalt stützen konnte, selbst wenn dieses so exzentrisch liegt, wie Neuguinea zur Inselflur. So war es der Geograph Deckert, der zum ersten Male auf die Bedeutung Neuguineas als deutsche Kolonie hinwies, allerdings mit dem Erfolge, daß sofort das begehrliche Australien Hand auf dieses Land legte, das zwar dem Kontinent benachbart liegt, um dessen Norden es sich aber nie gekümmert hatte und zu dessen Aufschließung es nichts getan hatte. Bismarck erhob sofort Einspruch. Jedenfalls gab dieser Schritt Veranlassung zu diplomatischen Verhandlungen, als deren Folge Kaiser-Wilhelms-Land in deutschen Besitz kam.

Sofort setzte eine sehr erfolgreiche Tätigkeit der neuen Landesherrin, der Neuguinea-Kompagnie, ein. Sie mußte ihr Besitztum erst einmal erforschen. So sind denn in den ersten Jahren, wie nicht anders zu erwarten, sehr ergiebige Forschungsfahrten ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macht worden. Finsch untersuchte die Küste und machte eingehende ethnographische Studien, v. Schleinitz setzte die Tätigkeit fort, entdeckte manche günstige Häfen und nahm der Küste den unverdienten Ruf als einer unbetretbaren Riffküste, die der Schiffahrt gefahrbringend wäre. Vor allem entdeckte er den großen Sepik, der das Hinterland erschließen konnte. Der Astronom Schrader und der Botaniker Hollrung befuhren den Strom, der sie weit ins Hinterland bis fast zur holländischen Grenze brachte. Wir verdanken der Expedition eine vorzügliche Karte des Stromes, sowie eine gute, richtige Uebersichtsskizze der Gebirgsverteilung im Innern. Es ist nicht ihre Schuld, wenn diese Skizze von übereifrigen Kartographen in der Heimat verballhornisiert wurde und so lange Jahre eine unmögliche Gebirgsverteilung im Innern des Landes unsere Karten entstellte. Neben diesen Dampferexpeditionen wurde der erste größere Inlandsvorstoß unternommen. Zöller und Hellwig gelang es, im Finisterre-Gebirge bis 2700 m vorzudringen. Die mit ungenügenden Mitteln unternommene Forschungsreise von Ehlers, die eine Durchquerung der Insel an ihrer schmalsten Stelle bringen sollte, scheiterte durch die Schuld ihres allzu hoffnungsfrohen Führers, welcher der besonderen Natur des nahrungslosen Neuguinea-Urwaldes nicht Rechnung tragen wollte. Dagegen blühte einer anderen Expedition ein schöner Erfolg. Lauterbach, Kersting und Tappenbeck drangen bis zum Ramu vor, es gelang letzterem im folgenden Jahre den Ramu bis zur Mündung zu befahren und so den zweiten, großen Strom von Kaiser-Wilhelms-Land zu finden. So ist mit dem Jahre 1898 ein gewisser Abschluß der Forschungen erreicht, die Küste ist genau aufgenommen, die beiden Hauptströme des Innern sind gefunden, das Urwaldgebirge ist botanisch und zoologisch zum ersten Male erkundet. Gewiß ein schöner Erfolg, den die Neuguinea-Kompagnie während ihrer Landeshoheit zu verzeichnen hatte.

Als am 1. April 1899 das Reich die Kolonie von der Neuguinea-Kompagnie zur Verwaltung übernahm, brach für das Kernland, Kaiser-Wilhelms-Land, eine nicht allzugünstige Periode an. Der Hauptsitz der Regierung mußte zentraler gelegt werden, damit rückte das Interesse etwas von der Hauptinsel fort. Das kommende Jahrzehnt wurde besonders benutzt, um Forschungen auf der Inselwelt anzustellen, diese fest unter die deutsche Gewalt zu bringen, hier Stationen anzulegen und Handelsniederlassungen und Plantagen vornehmlich auf der Inselwelt zu gründen. Auf der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hauptinsel selbst sind nur zwei Forschungsexpeditionen hervorzuheben. Der Botaniker Schlechter untersuchte die Kautschukbestände des Urwaldes, die Pflanzer Damköhler und Fröhlich drangen von der Markham-Ebene bis zum Ramu vor und konnten dadurch feststellen, daß eine weite Ebene gut bevölkert und mit Steppengras bestanden das Urwaldgebirge der Küste von dem ebenfalls urwaldbestandenen Bismarck-Gebirge trennt. An der Küste setzten ethnographische Forschungen ein, die so wichtig sind, um den Eingeborenen das richtige Verständnis entgegen zu bringen. Der Oesterreicher Pöch und die Deutschen Hagen und Friderici studierten die primitiven Eingeborenen, letzterem verdanken wir besonders eine erste Aufklärung über die großen Wanderzüge, welche die merkwürdige Durchmischung der Bevölkerung im Innern und an der Küste hervorgerufen haben.

So stagnierte die Forschung zwar, wenn auch einige Erfolge zu verzeichnen sind. Da kam der weiteren Erschließung des Landes ein ungeahnter Bundesgenosse. In der Nähe der deutsch-englischen Grenze wurde am Waria Gold gefunden. Dadurch ergaben sich für das unbetretene Innere Zukunftsmöglichkeiten, die gebieterisch eine Festlegung der Grenzen erheischten, um den Besitzstand der drei Nationen, die sich in den Boden Neuguineas teilten, genau festzulegen. Die deutsch-englische Grenzexpedition, unter Förster und Stollé auf deutscher Seite, folgte dem goldführenden Wariafluß; die deutsch-holländische Grenzexpedition unter Leonhard Schultze-Jena, auf deutscher Seite, an der wieder Stollé teilnahm, drang von der Küste ins Innere, mußte aber nach gutem Erfolge im Urwalde umkehren, faßte die Aufgabe jedoch von neuem auf dem Sepik an und verfolgte diesen Strom bis weit über die Schiffahrtsgrenze hinaus und legte damit die deutsch-holländische Grenze, soweit es für praktische Bedürfnisse überhaupt erforderlich war, fest. Aber auch zwischen den beiden Grenzen wurde geforscht. Der unermüdliche Gouverneur der Kolonie, Dr. Hahl, drang auf verschiedenen Wegen ins Innere, die katholische, wie die evangelische Mission beteiligten sich in gleicher Weise erfolgreich an der Erforschung des Landes. Die Mission wird überall am leichtesten der Forschung helfen können, wenn sie sich mit ethnographischen und ethnologischen Fragen befaßt; in dem Gebiete werden ihr die schönsten Früchte reifen. So konnten die Neu-Dettelsauer Missionare auf dem Sattelberg, vor allem Kaiser,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgezeichnete ethnologische Studien in Neuhaus' mehrbändigem Werke veröffentlichen. Die katholische Mission trieb linguistische Studien, beide aber drangen in das Hinterland ihrer Stationen vor, die katholische Mission in das Torricelli-Gebirge und machte gute geologische Beobachtungen, die evangelische in die Finschhafen-Halbinsel und entwarf gute Karten derselben.

Die Erfolge dieser Expeditionen hatten gelehrt, daß das Innere Neuguineas nicht menschenleer sei, daß vielmehr hohe, steinzeitliche Kulturen dort anzutreffen wären. Die Bodenschätze, die gefunden waren, ließen die Hoffnung aufkeimen, daß auch an anderen Stellen des Zentralgebirges wertvolle Funde gemacht werden könnten. So wurde vom Reich aus die Erforschung des Innern wieder kräftig in die Hand genommen. Die große Kaiserin-Augusta-Fluß-Expedition wurde unter Stollé 1912—1913 ausgesandt, an ihr nahmen Dr. Bürgers als Zoologe, Ledermann als Botaniker, Dr. Roesicke und später Dr. Thurnwald als Ethnologen teil. Der Verfasser war der Geograph der Expedition. Ihre Aufgabe war, das Stromgebiet des Sepik in seiner ganzen Ausdehnung zu erforschen. Von dem weiten Gebiet war durch die oben genannten Forschungen von Schrader und Schultze-Jena nur der Flußlauf des Sepik bekannt, die Völkerschaften und ihre Kultur im Unterlauf des Stromes waren außerdem von der Hamburger Südsee-Expedition besonders durch Reche untersucht. Die Nebenflüsse und das Gebirge an beiden Seiten waren zu erforschen. Es gelang, die zentrale Wasserscheide, die Westkette und die Schraderkette zu ersteigen und das Land zwischen Sepik und Ramu auf dem Töpferfluß zu durchqueren. Ausgedehnte botanische, zoologische und ethnologische Sammlungen wurden hereingebracht, wie sie in diesem Umfange noch nicht zusammengetragen waren. Vom ganzen Gebiet konnte eine zusammenhängende Karte im Maßstab 1 : 250 000 hergestellt werden. Nach Abschluß der Hauptexpedition durchquerte Thurnwald das Land zwischen Sepik und Küste und stieß in die Quellregionen des Sepik vor, Forschungen, die noch nach dem Kriegsausbruch fortgesetzt wurden und die die Feinde nicht zu verhindern vermochten. Auch das Land zwischen Ramu und der Küste wurde untersucht. Braun und Germann zogen die Gogol-Ebene aufwärts und gelangten zum Ramu. Hauptmann Prey kartierte südlich Potsdam-Hafen. Auch am Markham setzten deutsche Forschungen ein. Andexer verfolgte den Nebenfluß Watut, an dem Damköhler ermordet war. Vor allem aber ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

staltete sich die Nachprüfung der deutsch-englischen Grenze durch Hauptmann Detzner zu einer größeren Forschungsreise, da es ihm gelang, der Grenze weit ins Innere zu folgen und nach Ausbruch des Krieges auf seinen Verteidigungszügen im Innern der Insel den Gebirgsstock des Saruvaged zu erforschen. Nach dem Raube unserer Kolonien drangen deutsche Pflanzer und Missionare zu Anwerbungszwecken ins Innere des Landes, das Küstengebirge bei Dallmann-Hafen wurde überstiegen und die Sepikebene erreicht, andererseits die Ramu-Markham-Wasserscheide verschiedene Male besucht.

Es soll nicht meine Aufgabe sein, jede einzelne wissenschaftliche Arbeit an der Erschließung des Kaiser-Wilhelms-Landes hier namhaft zu machen. Vielmehr sollte nur ein kurzer Ueberblick über die Hauptexpeditionen gegeben werden. Manche Kleinarbeit, die in diesem Lande durch die Ungunst der Natur stets mit großen Mühsalen verbunden ist, ist außerdem noch geleistet worden. Alle wirkten zusammen, daß uns heute ein klares Bild von Kaiser-Wilhelms-Land vor Augen steht, geschaffen von deutschen Forschern und Beamten, deutschen Farmern und deutschen Missionaren. Durch diese mühevolle Arbeit wurde das Innere der Insel bekannt, an der Küste arbeitete der Kaufmann und Pflanzer an der kulturellen Hebung und wirtschaftlichen Ausnutzung und vermaß die Marine den Landumriß und die Tiefen des Meeres. So haben wir eine lebendige Vorstellung von dem ganzen Gebiete, wahrheitsgetreuer, als es bis heute möglich ist sich ein solches von der englischen oder holländischen Kolonie zu entwerfen.

Eine klare Dreiteilung schält sich für das Land heraus, ein Küstengebirge im Norden, eine weite Tieflandszone in der Mitte und das Zentralgebirge im Süden. Die Gebirge sind urwaldbedeckt, nur dort, wo sie gegen die Regenwinde geschützt sind, breitet sich an ihren Südabhängen Steppenland aus.

Das Küstengebirge ist kein durchgehender Zug, weite Lücken führen durch dasselbe zu der Tieflandszone im Süden. Durch sie münden die Flüsse, die sich in dem Tiefland gesammelt haben. Durch sie drangen die einzelnen Wellen der Bevölkerung, wie sie auch heute noch der Europäer am bequemsten zum Vordringen benutzt. Sepik und Ramu, der Gogol und mehrere kleine Flüsse münden durch solche Lücke. Nördlich des Markham endet das Küstengebirge in der Finschhafener Halbinsel, die Tieflandszone tritt südlich selbst an das Meer. Das Gebirge ist im großen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganzen jugendlicher Entstehung, es hob sich erst in jüngster Vergangenheit aus dem Meere heraus.

Die weite Tieflandszone im Süden durchzieht nicht nur ganz Kaiser-Wilhelms-Land, sondern die ganze Insel Neuguinea. Es ist eine tektonische Linie allerersten Ranges, die sich weit nach Osten und Westen verfolgen läßt. Die großen Ströme füllen die Rinne langsam auf. Sie sind auf weite Strecken hin selbst für große Schiffe befahrbar. Die Motorschiffahrt kann bis zur holländischen Grenze ausgedehnt werden, wie sie auch durch den von uns entdeckten Töpferfluß und den Ramu weite Gebiete des Hinterlandes mit der Küste verbinden kann. Zahlreiche Nebenflüsse bekommt der Sepik von Süden, so daß auch auf ihnen die europäische Kultur leicht in das Innere dringen kann. So wäre in dieser Tieflandszone eine ausgezeichnete Region für europäischen Plantagenbau vorhanden, wenn nicht der Hauptfluß und die Nebenflüsse kilometerbreit von Sümpfen begleitet würden, die bei dem feuchtwarmen Niederungsklima der Tropen überaus ungesund sind. Seitlich der Grassümpfe aber dehnen sich vielerorts gewaltige Sagosümpfe aus, wohl der größte Reichtum, den das Innere Neuguineas in seinem jetzigen Urzustand aufzuweisen hat. Ist man dagegen die Haupt- und Nebenflüsse beträchtlich weit bergan gefahren und kommt man in hochwassersicheres Gebiet, so ist die ganze, weite Ebene begraben unter einem jungfräulichen Urwalde, welcher der Erschließung des Inneren größeren Widerstand entgegensetzt, als der mit Booten und Einbäumen zu passierende Sumpf. Dieser Urwald ist fast menschenleer. Wo die Tieflandszone in das Nordgebirge übergeht und Regenschatten sich einstellt, ist im Sepiktal und am oberen Markham die Tieflandszone mit Steppengras bestanden. Hier ist sie dicht bevölkert, wohl die aussichtsreichsten Gebiete späterer Kolonisation.

Im Süden der Tieflandszone erhebt sich das Zentralgebirge. Dieses Rückgrat der ganzen Insel Neuguinea ist durch die neueren Forschungen in seinem Verlaufe fast vollständig festgelegt, auch kennen wir die verschiedenen Ausläufer zur nördlichen Tieflandszone bereits so gut, daß sogar von mir der Versuch erfolgreich unternommen werden konnte, eine Höhenschichtenkarte des Sepik-Gebietes zu entwerfen. Nach englischer Seite dagegen ist auf der Karte noch immer ein großer weißer Fleck vorhanden. Das Gebirge ist mit Urwald bedeckt, majestätische, hohe Baumriesen überragen den mittelhohen Wald, der nur ein lichtes Unterholz besitzt, durch zahlreiche Lianen aber zu einem Ganzen ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schnürt ist, wegelos und nahrungslos. Nur in höheren Regionen wird der Baumbestand niedriger, dafür aber überzieht ein wassertriefendes Moospolster den Boden und die Bäume bis zu den einzelnen Blättern. Die trockenere Höhenregion mit Rhododendronvegetation tritt nur an einzelnen Stellen auf, denn im allgemeinen hält sich das Gebirge unter 2300 m Höhe, nur die Kamm- und Gipfelregion ragt darüber empor.

Von der Hauptwasserscheide strahlen nach Norden einzelne Bergzüge aus, deren wichtigste die Westkette, das Hunsteingebirge, die Schraderkette und das Krätkegebirge sind. Die Zentralkette trägt verschiedene Namen, im Westen Thurnwaldkette und Hindenburggebirge genannt, hat das Gebirge im Stollé-, Roesicke- und Bürgersberg markante Gipfelpunkte. Der Detznerberg führt hinüber zum Bismarckgebirge, welches die Wasserscheide trägt und das sich im Bogen zum Gebirge am Waria hinzieht. Südlich dieses Gebirges liegt noch auf deutschem Gebiete eine gut besiedelte Mittelgebirgsregion.

Die Bevölkerung des Innern von Kaiser-Wilhelms-Land stellt sich durch die neueren Forschungen dichter heraus, als in früheren Zeiten angenommen wurde. Sie sitzt vornehmlich an der Grenze von Wald und Steppe. In den Sumpfregionen schließt sie sich zu größeren Dörfern zusammen, welche häufig auf den Dämmen zu Seiten der Flüsse liegen. Der Urwald der Ebene und des Gebirges ist zwar nicht menschenleer, aber überaus dünn bevölkert. Die Kultur der Leute ist sehr verschieden, je nachdem, ob wir es mit einer Küstenbevölkerung, einer Fluß- und Sumpfbevölkerung, Menschen der Steppe oder des Urwaldes zu tun haben. Alle Kulturen charakterisiert der völlige Mangel jeglichen Metalles, dagegen eine überaus geschickte Ausnutzung aller Produkte, die ihnen das Tier- und Pflanzenreich bietet. Somatisch sowohl, als linguistisch zerfällt die Bevölkerung in eine große Anzahl der verschiedensten Gruppen. Hier hat die Forschung noch sehr viel zu arbeiten, bis es gelingt, aus der merkwürdigen Durchdringung der einzelnen Gruppen gesicherte Schlußfolgerungen auf die Geschichte der Besiedelung zu ziehen. Entsprechend dieser Durchmischung ist die Höhe der Kultur dieser Steinzeitmenschen eine sehr wechselnde, neben den kunstsinnigen Handels- und Industrievölkern an dem Unterlauf des Sepik und des Töpferflusses leben Stämme, die sich von den Produkten der Fischerei, des Hackbaues und der Ausbeutung des Sagosumpfes nähren, daneben wieder die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jagdvölker des Urwaldes, welche nur bescheidenen Hackbau treiben. Zwischen den einzelnen Stämmen dieser Gruppen, aber auch innerhalb derselben, besteht immerwährende Feindschaft, wie auch der Kannibalismus nur erloschen ist, soweit der Einfluß des Europäers reicht. Von all diesen Stämmen werden stets für die Forschung auch späterer Zeiten, die ein besonderes Interesse beanspruchen, die Steinzeit und Kannibalismus vereinten mit einem bewundernswerten Kunstsinn. Gerade noch rechtzeitig haben die deutschen Expeditionen im Lande sammeln können und die wertvollsten Stücke für die heimatlichen Museen retten können.

Dieser kurze Ueberblick über die Geschichte der Erforschung und ihre Resultate in Kaiser-Wilhelms-Land lehrt deutlich, daß der Satz, den ich an den Anfang meiner Ausführungen gestellt habe, zu Recht besteht: Als die Deutschen das Land vor 40 Jahren betraten, war es unerforscht; durch 30jährige, mühevolle Tätigkeit ist es gelungen, es in seinen Hauptzügen zu erforschen. Derjenige aber, der durch seine Arbeit einen Acker urbar gemacht hat, hat für alle Zeiten berechtigten Anspruch auf den Besitz desselben, nur er hat das Anrecht, auf diesem Acker zu ernten.

Fortschritte der geologischen Erkenntnis Südafrikas während der deutschen Kolonialtätigkeit.

Professor Erich Kaiser in München.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

„Bei der Besitzergreifung Deutsch-Südwestafrikas im Jahre 1884 war das Land in bezug auf die geologische und bergwirtschaftliche Erkenntnis wissenschaftliches Neuland. Zahlreiche Reisenden hatten wohl schon vorher, meist von der Kapkolonie ausgehend, das Land durchzogen und in dieser oder jener Beziehung untersucht. Aber was F. le Vaillant (Reisen von 1780—1785), J. E. Alexander (1836—1837), F. Galton (1850—1851), Ch. J. Andersson (1850—1852), Hugo Hahn und Rath (1857), F. J. Green (1860), Th. Baines (1861), J. Chapman (1862)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und andere nach geologischer Richtung von ihren Reisen mitteilten, das betraf entweder nur einzelne Oertlichkeiten oder ließ doch einen irgendwie zusammenfassenden Ueberblick nicht zu. Die topographische Karte von Theophil Hahn vom Jahre 1879 gibt uns einen Ueberblick über die topographische Erkenntnis dieser älteren Forschertätigkeit.

Mehrfache Versuche zur Gewinnung der mineralischen Rohstoffe waren gemacht worden, aber ohne daß es zu einem stärkeren Abbau kommen konnte, da eben auch alles für den Abtransport der gewonnenen Bergbauprodukte fehlte. Proben dieser Bergbauversuche kamen auch nach Deutschland. Die erste geologisch-wissenschaftliche Arbeit über das Gebiet wurde von dem damaligen Professor der Mineralogie an der Universität Gießen, Adolf Knop (1861) herausgegeben. Auch noch mehrere andere geologische und mineralogische Mitteilungen sind bereits vor der Besitzergreifung im Jahre 1884 erschienen, meist auf Grund der Belegstücke, die von immer wieder für die Landeskunde tätigen Missionaren nach der Heimat gesandt waren. Ein geologischer Ueberblick konnte aber aus diesen Angaben nicht gewonnen werden.

Die zweite Periode ganz allgemein naturkundlicher Erkenntnis und die erste wirklich geologischer Forschung setzt dann mit der Besitzergreifung des Landes ein. Adolf Lüderitz, jener wagemutige, nach der einen Seite erfolgreiche Pionier deutscher Tätigkeit ließ, gleich nachdem seine Erwerbungen den Schutz des Deutschen Reiches gefunden hatten, das ihm von den Hottentotten abgetretene Gebiet geologisch und bergwirtschaftlich untersuchen. Die wirklich trostlosen Berichte über die Rohstoffarmut seines durch die späteren Diamantenfunde doch so wertvollen Besitzes nahmen ihm nicht den Glauben an den großen wirtschaftlichen Wert seines Besitzes. Er zog selbst zu neuen Untersuchungen hinaus. Bei dem Versuche, auf dem Seewege von der Oranjemündung nach Lüderitzbucht zu gelangen, mußte er sein Streben nach einer bergwirtschaftlichen Erkundung mit dem Leben bezahlen. Aber die Berichte der hinausgesandten Forscher, in erster Linie von Adolf Schenck, dann aber auch die geographische und botanische Zusammenfassung von Hans Schinz gaben uns einen Ueberblick über den Aufbau des Landes. Manche Angabe von Adolf Schenck war und ist auch noch heute grundlegend für die Erkenntnis Südwestafrikas und teilweise darüber hinaus für Südafrika, wie auch die Untersuchungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des wenig später hinausgesandten Georg Gürich im nördlichen Teile des Schutzgebietes nicht nur rein lokale Bedeutung, sondern darüber hinaus für ganz Südafrika erlangten. Dazu kamen dann die Schilderungen über die Gesteinswelt und über bergwirtschaftliche Fragen von F. M. Stapff, Pohle u. a. So setzte da und dort durch private Anregung eine erste Untersuchung und Erkundung des Landes ein. Die Ergebnisse in bergwirtschaftlicher Hinsicht aber waren augenscheinlich so dürftig, daß dadurch der Eifer, Expeditionen mit Geologen und Bergingenieuren hinauszusenden, bald erlahmte.

Wir erhalten nach jenen ersten Erkundungen der 80er Jahre weitere geologische Nachrichten nur durch die geographischen und allgemein landeskundlichen Untersuchungen, wie z. B. von Pechuël-Lösche, K. Dove, François, Hermann, Graf Pfeil und anderen. Einzelne Belegstücke, die nach der Heimat gesandt wurden, sind dort von den verschiedensten Forschern bearbeitet worden.

Eine erneute, nun aber gründlichere Erforschung setzte ein, wie im Jahre 1903 seitens des Reichs-Kolonialamtes der erste amtliche Geologe für das Schutzgebiet verpflichtet wurde. Dieses Heranziehen der Geologie war in erster Linie dadurch veranlaßt, daß man in dem wasserarmen Lande zur Wassererschließung der Geologie bedurfte. Der erste dieser Schutzgebietsgeologen, Herr Dr. H. Lotz, der den Vorsitz unserer Abteilung während dieses Vortrages führt, war in seiner Tätigkeit sehr durch die Eingeborenenaufstände behindert und hat seine Arbeitszeit und -kraft sehr häufig zu nichtgeologischen Arbeiten verwenden müssen. Aber für die Versorgung mit dem wichtigsten Hilfsmittel in jenem Trockenlande hat er viel geleistet, wie er auch wichtige wissenschaftliche Beiträge zur geologischen Kenntnis des Landes lieferte. Ihm folgten mehrere andere Geologen, und zeitweise waren zwei amtliche Geologen in dem Schutzgebiete tätig. P. Hermann, F. W. Voit, P. Range, H. von Staff haben an dieser amtlichen Forschung teilgenommen. Namentlich P. Range verdanken wir eine große Zahl von Berichten und Abhandlungen zur Geologie des Gebietes, auch eine erste zusammenfassende Uebersicht über das Namaland. Es ist bedauerlich, daß die Inhaber dieser Geologenstellen immer wieder dadurch behindert wurden, daß ihnen auch die technische Leitung der Bohrkolonnen unterstand, daß sie nicht nur die Grundlagen für die Wassererschließung lieferten, sondern darüber hinaus die Arbeiten zu leiten und zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beaufsichtigen hatten, die sonst von Technikern ausgeübt werden. Auch für die technischen Arbeiten der Wassererschließung wäre es meiner Ansicht nach wohl günstiger gewesen, wenn man die Geologen nur mit der geologischen Erforschung des Landes betraut und sie von umfangreichen Verwaltungsarbeiten entlastet hätte.

Die amtlichen Geologen fanden aber andererseits eine Unterstützung in ihren Arbeiten durch die amtlichen Sachverständigen für Bergbaufragen, wie Gathmann, Duft, Semper, Peters, Nies, Prömpeler, andererseits durch die für die besonderen Fragen der Wasserwirtschaft hinausgesandten Fachleute, wie z. B. Rehbock, Schmick u. a. Aber auch die geographischen und allgemeiner landeskundlichen Untersuchungen des Landes haben dann viel zur geologischen Erkenntnis des Landes beigetragen, wobei wir in erster Linie Leonhard Schultze-Jena für den südlichen Teil des Landes und S. Passarge für den Nordosten und Osten ganz besonders dankbar sind. Aber auch Moritz, Seiner, Gessert, Hagen, F. Jaeger, L. Waibel und andere dürfen dabei nicht vergessen werden. Einen nicht zu unterschätzenden Verdienst haben sich Offiziere und Mannschaften der Schutztruppe nicht nur während der Eingeborenenaufstände, sondern auch bei längeren Erkundungsritten in Friedenszeiten erworben, wie auch mancher Bericht von Gouvernementsbeamten für die geologische Uebersicht Verwendung finden konnte. Die kühnen Züge der Offiziere von Rappard und Trenk durch das Dünenmeer nördlich von Lüderitzbucht waren von hoher Bedeutung. Namentlich Trenk brachte wissenschaftlich besonders wertvolle Beobachtungen mit. Wenn ich diese Beispiele herausgreife, so will ich damit nicht sagen, daß die anderen dieser von militärischer Seite so besonders gepflegten Unternehmungen nicht ähnlich erfolgreich gewesen seien. Sie waren oft für die Erkenntnis des Landes sehr ergiebig und manches geologische Belegstück hat von diesen Streifzügen seinen Weg in die Sammlungen gefunden. Sogar einige der für die Stratographie des Untergrundes sehr wichtigen Fossilfunde verdanken wir dieser Tätigkeit der Schutztruppe.

In eine besondere Erkundungsperiode führt uns sodann die Tätigkeit der deutschen, mit Bergbaurechten ausgestatteten Kolonialgesellschaften wie fremder Interessengruppen. Zahlreiche Geologen und Bergingenieure wurden hinausgesandt oder draußen verpflichtet, um nicht nur das Gebiet der Gesellschaften in bezug auf die bergwirtschaftlichen Aussichten zu untersuchen, sondern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch recht häufig, unbekümmert um etwaige wirtschaftliche Erfolge, das Gebiet in bezug auf seinen geologischen Aufbau zu erforschen. Daraus ging eine große Reihe von Spezialuntersuchungen hervor. Die deutschen wirtschaftlichen Interessengruppen haben weiter manche wissenschaftliche Forschungsreise angeregt, durchgeführt oder unterstützt und endlich in vielen Fällen auch die Drucklegung der Ergebnisse ermöglicht. Viele dieser Reisen gingen weit über das Interessengebiet der Gesellschaften hinaus und schon aus der ganzen Anlage der Untersuchungsabsichten war zu ersehen, daß nur wissenschaftliche und keinerlei wirtschaftliche Erfolge von der Reise zu erwarten waren.

Namentlich seit der Entdeckung der Diamanten in der südlichen Namib setzten zahlreiche derartige Untersuchungen, nicht nur geologischer Art, ein. Dieses uneigennützige Eintreten der Wirtschaftskreise für die geologische Landeserforschung ist nicht gering zu veranschlagen, denn für die geologischen Untersuchungen standen die reichen Mittel des Afrikafonds nicht zur Verfügung, die allein geographisch-landeskundlichen Forschungen vorbehalten blieben. Andererseits war den amtlichen Geologen bei der Weite des zu erforschenden Neulandes und den erwähnten Verpflichtungen eine volle Auswirkung nicht ermöglicht.

Auf einige der durch die Wirtschaftskreise durchgeführten Untersuchungen möchte ich hinweisen. Von grundlegender Bedeutung für den Norden des Schutzgebietes waren die Arbeiten des Oberleutnants Hartmann für die South West Africa Co. wegen des Otavibahnbaues und die Forschungen von J. Kuntz und C. Krause für die Kaoko, Land- und Minen-Gesellschaft im Kaokofelde. Die Verbindung zwischen Wirtschaftskreisen und der Geologie wurde in vielen Fällen von Herrn Bergrat Dr. Lotz in einer überaus glücklichen, uneigennützigen und äußerst erfolgreichen Weise hergestellt, wofür ihm auch dann der besondere Dank der geologischen Wissenschaft bleiben müßte, wenn er nicht auch selbst mehrere wichtige Beiträge zur geologischen Erkenntnis des Landes geliefert hätte. Die Studien von Hans Cloos in der südlichen Namib und namentlich seine eingehende Erforschung des abgelegenen Erongo, die über so weite Gebiete der südlichen und nördlichen Namib sich erstreckenden Untersuchungen von Ernst Reuning, die jetzt in großzügigen und doch viele Einzelheiten und mannigfaltige Fortschritte bringenden Uebersichtskarten wie Einzelschriften ihren Ausdruck finden, auch die Arbeiten von E. Rimann im Bastardlande und im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebiete der Khauas-Hottentotten wären ohne die Hilfe von Herrn Dr. H. Lotz unausführbar gewesen.

Gerade der Krieg hat eine ungeahnte Ausdehnung weiterer, von Lotz angeregter oder in der Durchführung ermöglichter Arbeiten bedingt. So konnte H. Schneiderhöhn das Otavibergland und namentlich die Kupfergruben der Otavi-Gesellschaft ins einzelne verfolgen. Dem Vortragenden war es vergönnt, zusammen mit W. Beetz die Kriegsjahre auf eine eingehende Bearbeitung der geologischen Verhältnisse in der südlichen Namib zu verwenden. Es ist mir eine angenehme Pflicht, ihm hier an dieser Stelle nicht nur für meine Person und wohl auch im Namen der in ihren Arbeiten geförderten Kollegen, sondern darüber hinaus auch den Dank der geologischen Wissenschaft zum Ausdrucke zu bringen, da diese durch sein Eingreifen eine große Menge von Anregungen und Förderungen erfahren hat, die sich in ihrer Auswirkung noch nicht voll übersehen lassen.

Eines bescheiden zurücktretenden Forschers müssen wir noch in diesem Zusammenhange gedenken. Viele Farmer hatten nicht nur ihr eigenes Farmland und dessen weitere Umgebung nach mineralogischen Rohstoffen durchsucht, sondern hatten sich auch eine zuweilen gute Kenntnis vom Aufbau des Landes verschafft, so daß die Geologen und Bergleute vielfach von ihnen mit Vorteil lernten. Mancher Name ist hier und da in den Einzelschriften festgehalten worden. Aber allen voran stellen müssen wir Herrn Farmer G. Klinghardt, der bereits vor der deutschen Besitzergreifung in das Land gekommen war. Er hatte nach den verschiedensten Richtungen besonders das Namaland durchstreift und sich als Autodidakt eine wunderbare Mineral- und Gesteinskenntnis verschafft, die er immer wieder verständnisvoll anwandte. Von dem reichen Schatze seiner Erfahrungen hat er immer wieder den das Land durchforschenden Geologen und Bergleuten unbeschränkt mitgeteilt, ja manche Untersuchung hat durch seine Mitwirkung einen besonderen Inhalt bekommen. Sein Verdienst um die topographische Erkenntnis des Landes sehen wir in der von P. Sprigade und Dr. H. Lotz im Auftrage der Deutschen Diamanten-Gesellschaft m. b. H. bearbeiteten, 1913 herausgegebenen „Karte des Sperrgebietes in Deutsch-Südwestafrika in 10 Blättern“ (Sperrgebietskarte 1 : 100 000) besonders hervortreten. Wenn sein Name in dem von ihm mit E. Reuning besonders durchforschten, von letzterem mit seinem Namen belegten Klinghardtgebirge und in einem vom Vortragenden benannten Gesteine, Klinghardtit,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

festgelegt ist, so geht doch sein Verdienst noch viel weiter, worauf der Vortragende an anderer Stelle noch besonders hinweisen wird.

Wir unterscheiden drei Zeiten in der geologischen Erkenntnis des Landes: Die erste durch die von privater Seite erfolgenden Forschungsreisen in den 80er Jahren, die zweite durch Gründung einer, später zweier amtlicher Geologenstellen, die dritte wieder durch private Initiative seitens der verschiedenen großen Kolonialgesellschaften in zum großen Teil sehr uneigennütziger Weise eingeleitet und durchgeführt.

Uebersichten über das ganze Land in geologischer Beziehung sind von verschiedenen Seiten gegeben, zuerst von E. Stromer (Geologie der deutschen Schutzgebiete, München und Leipzig, Oldenbourg, 1896), dann von W. Koert (Ergebnisse der neueren geologischen Forschung in den Deutsch-Afrikanischen Schutzgebieten, Beitr. z. geol. Erforschung der Deutschen Schutzgebiete, Berlin 1912, Heft 1). Sehr wichtige Zusammenfassungen über einen großen Teil des Landes gab P. Range (Geologie des Deutschen Namalandes. Beiträge zur geologischen Erforschung der Deutschen Schutzgebiete, Heft 2. Berlin 1913. — Beiträge und Ergänzungen zur Landeskunde des Deutschen Namalandes. Abh. des Hamburgischen Kolonialinstitutes, 1914). Auf Grund der vielseitigen deutschen Vorarbeiten und unter Benutzung vieler eigener Beobachtungen konnte sodann während des Krieges P. A. Wagner eine recht gute Uebersicht über den geologischen Bau des ganzen Landes liefern (The Geology and Mineral Industry of South West Africa. Union of South Africa Mines Departement. Geological Survey Memoir No. 7. Pretoria 1916). Die unser Schutzgebiet betreffende geologische Literatur findet Erwähnung in den verschiedenen angegebenen Zusammenfassungen. Als bibliographisches Nachschlagewerk kann mit Vorteil benutzt werden: A. L. Hall, A bibliography of South African geology to the end of 1920. Authors Index. (Union of South Africa. Geological Survey. Memoir No. 18, Petoria 1922.) Und dann von demselben Verfasser: A subject index to the literature on the geology and mineral resources of South Africa (Union of South Africa. Geological Survey. Memoir No. 22. Pretoria 1924).

Eine geologische Uebersicht in einer Karte 1 : 6 000 000 gab Adolf Schenck in Meyers Kolonialreich, 1910, während der Zusammenfassung von P. A. Wagner eine Karte in 1 : 2 000 000 beigegeben ist. Während uns P. Range eine Uebersichtskarte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über das Namaland im Maßstabe 1 : 2 000 000 gab (Beitr. z. geol. Erforschung d. Deutschen Schutzgebiete, Heft 2, Berlin 1913) und C. Kraun die von J. Kuntz im Maßstabe 1 : 800 000 gegebene Uebersichtskarte des Kaokofeldes weiteren Kreisen zugänglich machte (Zeitschrift für prakt. Geologie, 1913), fehlte es bis vor kurzem für den mittleren Teil des Landes an genaueren Uebersichtskarten. Diese Lücke hat E. Reuning auszufüllen begonnen, indem er eine Karte 1 : 1 000 000 zunächst des mittleren Teiles von Südwestafrika gab (Geologische Rundschau, 1924, XIV, Tafel V).

Eine Spezialkarte der Umgebung von Tsumeb wurde von H. Schneiderhöhn geliefert, während wohl die umfassendste, viele Einzelheiten darstellende Spezialkarte 1 : 25 000 die vom Vortragenden zusammen mit W. Beetz bearbeitete Karte des südlichen Diamantengebietes ist, die demnächst im Verlage von D. Reimer (Ernst Vohsen) A.-G. in Berlin erscheint. Sie kann bei Gelegenheit dieses Vortrages zum ersten Male vorgeführt werden.

Wenn diese Uebersicht einige zusammenfassende Arbeiten besonders hervorhebt, so ist damit keineswegs ausgedrückt, daß nicht in vielen anderen Einzelschriften recht wertvolles Material zur Erkenntnis des Landes beigebracht worden ist.

Wie ist nun in der gleichen Zeitperiode die Entwicklung der geologischen Erkenntnis in den angrenzenden Teilen Südafrikas? Sie werden verstehen, wenn ich dabei, dem Zwecke unserer Kolonialtagung entsprechend, nicht auf so viele Einzelheiten eingehe.

Kurz kann ich über Angola berichten, denn dort ist es zu einer amtlichen Erforschung des Gebietes bis jetzt nicht gekommen, wenn auch zahlreiche Einzelarbeiten uns über den Aufbau des Landes belehren, woran vor allem englische, daneben aber auch einige portugiesische Forscher teilnahmen, während von deutscher Seite einige, aber interessante Gesteine und Lagerstätten beschrieben wurden.

Viel älter, gründlicher und ausgedehnter ist aber die geologische Erforschung in der Kapkolonie. Aufbauend auf den Arbeiten von A. G. Bain aus den 40er und 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatten schon viele Forscher an der Erkenntnis des Landes mitgewirkt, wobei bis zu den 80er Jahren wohl die Tätigkeit von E. J. Dunn die erfolgreichste war. Unsere Landsleute Ernst Cohen, Adolf Schenck und Georg Gürich haben dazu nicht unwichtige Beiträge geliefert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ebenso wie in Südwestafrika, so haben auch in den übrigen Teilen Südafrikas einzelne Reisende teils wissenschaftlich wertvolle, teils oft nur fragwürdige Einzelheiten bringende Beiträge geliefert, bis dann die Forschung von Berufsgeologen einsetzte oder wirtschaftliche Fragen die Behandlung eines enger umgrenzten Gebietes veranlaßten.

Der im Jahre 1895 ins Leben gerufene Geological Survey of the Cape Colony zeigt uns dann dort eine Spezialuntersuchung einsetzen, als deren Erfolg wir jetzt über den größten Teil der Kapkolonie ein recht eingehendes, durch genaue Karten belegtes Urteil haben, bei deren Aufnahme besonders A. W. Rogers, A. L. du Toit und E. H. L. Schwarz mitwirkten.

In Transvaal sehen wir die gleichen Vorstufen bis zur Gründung einer geologischen Landesuntersuchung, die dort G. A. F. Molengraaff 1897 einrichtete, welcher eine ähnliche Anstalt in Natal 1898 folgte. 1903 wurde die Landesuntersuchung von Transvaal unter H. Kynaston neu gestaltet. Die verschiedensten Organisationen wurden dann später in einem Geological Survey of the Union of South Africa, zuerst unter der Leitung von H. Kynaston, jetzt von A. W. Rogers vereinigt. Sowohl die einzelnen Anstalten wie später der vereinigte Survey haben in ihren Veröffentlichungen eine Fülle von Einzelheiten und Uebersichten zur Erkenntnis des Landes mitgeteilt. Neben diesen amtlichen Organisationen wirkten auch in der südafrikanischen Union viele durch Erwerbsgesellschaften angestellte Geologen und Bergingenieure an der geologischen Erkenntnis mit. Soweit ich aber die Literatur übersehe, so scheint mir außerhalb Südwestafrikas die private Anregung und Durchführung zu größeren geologischen Untersuchungen zu fehlen, die nicht durch rein wirtschaftliche Erwägungen bestimmt waren.

Neben den amtlichen Einrichtungen darf die Geological Society of South Africa nicht vergessen werden, deren Veröffentlichungen manche allgemeine und manche besondere Frage erörtern. Die in deren Sitzungen gepflogenen Besprechungen sind äußerst anregend nicht nur für das Gebiet der südafrikanischen Union, sondern darüber hinaus auch für Südwestafrika gewesen. Wenn man die Berichte dieser Gesellschaft durchsieht, so findet man manchen deutschen Forscher, der seine Erfahrungen mitteilte, Anregungen gebend wie empfangend.

Wenn wir uns dann weiter im einzelnen einen Ueberblick über die Geologie Südafrikas verschaffen, so sehen wir in der ersten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Periode geologischer Erforschung im gesamten Südafrika neben englischen Namen eine ganze Reihe von deutschen. Dann tritt aber mit dem Aufschwung geologischer Forschung für das Gebiet der südafrikanischen Union selbstverständlich der deutsche Forscher zurück. Er beschränkt sich auf das Schutzgebiet. Die gegenseitige Befruchtung ist aber überall deutlich kenntlich und kommt auch in den Schriften verschiedener Sprachen immer wieder zum Ausdruck.

Aehnliche Wege der geologischen Forschung sind in den verschiedenen Teilen Südafrikas während der letzten Jahrzehnte verfolgt worden. Ohne Ueberhebung dürfen wir behaupten, daß wir an unserem Teil viel zur Erkenntnis beigetragen haben, und daß es nicht richtig ist, daß wir, wie J. W. Gregory (The rift valleys and geology of East Africa, London 1921, S. 272) sagt, unsere ganze Kraft auf unser ostafrikanisches Schutzgebiet geworfen hätten, sondern daß auch die geologische Erkenntnis Südwestafrikas weitgehend gefördert ist.

Wenn auch das 1884 erworbene südwestafrikanische Schutzgebiet nicht mehr unter deutscher Verwaltung steht, so sind doch viele deutsche Forscher heute noch emsig damit beschäftigt, die gewonnenen Erfahrungen zu verarbeiten, zu sammeln und zu verwerten, um damit auch weiter zur geologischen Erkenntnis Südafrikas beizutragen".

Prof. **Schultze** - Jena regt an, daß der Vortragende die von ihm vorgelegte geologische Spezialkarte 1 : 25 000, die demnächst im Verlage von D. Reimer (Ernst Vohsen) erscheinen wird, näher erläutern möge, dem der Vortragende nachkommt, wobei er einen Ueberblick über den Aufbau der südlichen Namib Südwestafrikas gibt. Auf die von Herrn Bergrat Dr. Lotz aufgeworfene Frage nach der Herkunft der Diamanten weist der Vortragende darauf hin, daß Diamanten zuerst in Ablagerungen der Kreidezeit auftreten und sehr häufig in späterer Zeit umgelagert sind, so daß es überaus schwer ist, überhaupt den primären Herd zu finden.

Bergrat Dr. **Lotz** setzt die Gründe auseinander, die zur Unterstellung der Wassererschließungsarbeiten unter die Aufsicht des Gouvernementsgeologen führten, welche diese Unterstellung selbst gewünscht hätten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die völkerkundliche Forschung und die deutschen Kolonien.

Dr. Germann - Leipzig.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Nach dem für uns so unglücklichen Ausgange des Weltkrieges haben uns unsere Gegner den gesamten Kolonialbesitz genommen. Sie haben uns die Berechtigung bestritten, Kolonien zu besitzen und zu verwalten, indem sie behaupten, wir hätten die Eingeborenen unserer Schutzgebiete mit ständiger Grausamkeit mißhandelt, und verständen überhaupt nichts von Eingeborenenbehandlung, weil wir uns nie die Mühe gegeben hätten, gründlich in ihre Eigenart einzudringen und sie zu studieren.

Die einzelnen Aufstände, die wir, namentlich in den 90er Jahren, in Deutsch-Ost, Südwest und Kamerun mit Waffengewalt niedergeworfen haben, sind dabei von unseren Gegnern als Hauptkriterien für unsere koloniale Unfähigkeit herangezogen worden.

Gewiß haben wir ziemlich erheblichen Widerstand zu überwinden gehabt, ehe die deutsche Herrschaft in den Schutzgebieten restlos anerkannt wurde. Aber unsere Kolonialtruppen sind fast ausnahmslos ins Feld gezogen, um friedliche Ackerbaustämme vor den räuberischen Einfällen beutegieriger Nachbarn zu schützen oder um grausamen Sklavenhändlern ihr Handwerk zu legen. Ohne energisches Vorgehen war das nicht möglich, aber unsere Kolonialkämpfe unterscheiden sich doch wesentlich von denen, welche die Engländer in den drei Jahrhunderten ihrer Kolonialgeschichte geführt haben und die zum Teil die Ausrottung ganzer Völker zur Folge hatten, oder auch von dem Vorgehen der Franzosen, Belgier in Zentralafrika.

Gouverneur Schnee hat ja diese lügnerischen Behauptungen unserer Gegner in einem Heft der „Süddeutschen Monatshefte“ vom Januar 1924 ins rechte Licht gerückt und die koloniale Schuldlüge als das hingestellt was sie in Wahrheit ist, so daß es sich erübrigt, hier weiter darauf einzugehen.

Wenn aber unsere Gegner behaupten, wir hätten nie für die Eingeborenen das rechte Interesse gehabt und uns gar nicht die Mühe gegeben, ihnen näherzutreten und sie richtig zu studieren,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so trifft dieser Vorwurf die deutsche Wissenschaft und speziell den Zweig, der sich die Erforschung der Menschen und ihrer Kultur, ihrer Sitten und Gebräuche zur Aufgabe gemacht hat, die deutsche Völkerkunde. Die Völkerkunde braucht sich nicht etwa vor unseren Gegnern zu rechtfertigen. Sie weiß wohl, daß auch diese Behauptung nichts als eine Lüge ist, gegen besseres Wissen in die Welt gesetzt, um uns Deutschen zu schaden. Vielmehr gebietet ihr die Selbstachtung und das Bewußtsein einer Dankesschuld gegenüber all den Männern, die all ihre Kraft in ihren Dienst gestellt und so Großartiges geleistet haben, jetzt das völkerkundliche Fazit aus jenen 30 Jahren von 1884 bis zum Kriegsbeginn zu ziehen, von welchem Zeitpunkt an sie, was die direkte Forschertätigkeit, die ethnographische Feldarbeit, anlangt, von dem größten Teil ihres Betätigungsfeldes ausgeschlossen wurde.

Den Auftakt zur deutschen Völkerkunde bildet das in der Zeit von 1858 bis 1872 erschienene sechsbändige Werk „Anthropologie der Naturvölker" von Theodor Waitz, das er selbst in Angriff genommen hat, das dann aber von Georg Gerland zu Ende geführt worden ist. Das Werk hat weniger mit Anthropologie im heutigen Sinne zu tun, enthält vielmehr eine vorzügliche, auch heute noch mit Nutzen zu studierende Ethnographie der Naturvölker Afrikas, Amerikas, Australiens, Indonesiens und der Südsee. Dieses Buch erschien in der Zeit, als das deutsche Volk nach seiner Einigung im Jahre 1871 als Großmacht auf die Weltbühne trat, als der deutsche Handel über alle Meere ausgriff und sich der Blick auf die Küsten der fremden Erdteile lenkte. Zu eben dieser Zeit trat in Deutschland ein Mann hervor, der von Haus aus Mediziner, acht Jahre lang alle Teile der Erde bereist hatte und nun nach seiner Rückkehr mit aller Energie überall und immer auf die Notwendigkeit ethnographischen Sammelns und völkerkundlichen Beobachtens unter den Naturvölkern hinwies, solange dies bei dem rapiden Vordringen der europäischen Kultur noch möglich sei. Sein Verdienst ist es letzten Endes, wenn die seit 1868 unter seiner Leitung stehende Berliner Kunstkammer, die bis auf den Großen Kurfürsten und seine kolonialen Gründungen an der Westküste Afrikas zurückgeht, und, wie viele ähnliche Institute an anderen europäischen Fürstenhöfen, Kuriosa aus fremden Weltteilen enthielt, sich zu einem Völkermuseum auswuchs, das seinesgleichen nicht auf der Erde hat. Seine Sammlungen sind nicht nur zielbewußter und systematischer zusammengetragen, sondern auch reichhaltiger als die aller der Völker, denen die Gunst der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geschichte gestattete, lange vor den Deutschen als Kolonialmacht aufzutreten. Bastians Beispiel und seine mahnenden Rufe bewirkten, daß auch in anderen Städten die Gründungen von völkerkundlichen Museen oder von Gesellschaften vor sich ging. So reichen die Anfänge des Leipziger und des Hamburger Museums in dieselbe Zeit zurück, während die anderen größtenteils erst nach 1884 als Folge unserer Kolonialpolitik entstanden sind.

Mit Rudolf Virchow zusammen gründete Adolf Bastian im Jahre 1898 die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, die heute noch nach der Zahl ihrer Mitglieder und ihrer wissenschaftlichen Bedeutung als die an erster Stelle stehende völkerkundliche Gesellschaft anzusehen ist. Aehnliche Gesellschaften entstanden zu gleicher Zeit in München, Hamburg, Leipzig, Dresden, Bonn und anderswo. Sie alle fanden ihren Sammelpunkt in der 1870 ebenfalls von Rudolf Virchow gegründeten „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte", deren Organ, das „Korrespondenzblatt", während der ganzen Zeit seines Bestehens eine der wichtigsten Zeitschriften für die Vermittlung völkerkundlichen Forschens gewesen ist.

Die von demselben Adolf Bastian im Jahre 1873 ins Leben gerufene „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas", kurz „Afrikanische Gesellschaft" genannt, verfolgte das Ziel, unbekannte Gebiete Zentralafrikas der Wissenschaft zu erschließen. Nach echt deutscher Weise dachte man bei dieser Gründung an nichts anderes, nicht an kommerzielle Anbahnungen, oder gar an die Erwerbung von Landbesitz. So wurden in den Jahren zwischen 1873 und 1889 eine große Anzahl von Reisenden nach Westafrika, wie auch nach Ostafrika entsandt, auch nachdem im Jahre 1878 aus ihrer Verschmelzung mit der „Deutschen Afrikanischen Gesellschaft" die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" hervorgegangen war. Zunächst versuchte man von der Westküste aus das Innere zu erschließen. Nördlich vom Kongo durch die Loangoexpedition unter Güßfeldt, Falkenstein und Pechuël-Lösche 1873—1875, die einen guten Einblick in die Volkskunde der Loangoküste brachte, dann südlich vom Kongo durch eine ganze Reihe weiterer Unternehmungen. Vom Standpunkt der Völkerkunde sind hier ferner als besonders erfolgreich die Reise von Paul Pogge und Max Buchner ins Lundareich hervorzuheben, dann die von Wolff, Büttner und Schütt ins Hinterland von Sa. Paulo de Loanda und nicht zuletzt die Reisen Hermann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Wißmanns und seiner Begleiter Ludwig Wolff und Kurt von François in das südliche Kongobecken, die die Reisenden bis in das Quellgebiet des Kasai und fast bis an den Tanganjika gelangen läßt. Dort betätigte sich auch Kund und Tappenbeck. Ferner wurden von derselben Gesellschaft Böhm, Kaiser und Reichard durch Ostafrika nach dem Tanganjika und Katanga gesandt, Flegel und Staudinger nach dem Niger und den Haussaländern, Lenz nach Marokko und Timbuktu und Rohlfs nach der Oase Kufra.

Als nach Gründung des Kongostaates und dem Eintritt des Deutschen Reiches in die Reihe der aktiven Kolonialmächte in den Jahren 1884/85 die Aufteilung Afrikas begann, trat eine wesentliche Veränderung in der Afrikaforschung ein. Während die Engländer und Franzosen bei ihren Expeditionen schon immer politische und merkantile Nebenzwecke im Interesse ihrer Mutterländer verfolgt hatten, warf sich jetzt auch das deutsche wissenschaftliche Interesse ganz auf die Erschließung der neu erworbenen Gebiete, Bismarck verlangte sogar energisch von der Afrikagesellschaft, daß sie die ihr zur Verfügung stehenden Mittel lediglich für die Erforschung der Deutschland zugefallenen Schutzgebiete verwende. So wenden sich die alten erprobten Afrikareisenden in der Folgezeit dieser Aufgabe zu und wir finden nach 1884 beispielsweise Ludwig Wolff und Büttner in Togo wieder, von François in Südwest, von Wißmann in Ostafrika, während Kund und Tappenbeck, zu denen sich Eugen Zintgraff gesellt, ihr Betätigungsfeld nach Kamerun verlegen.

In Ostafrika mußte in den stürmischen Jahren der Aera Karl Peters, Jühlke, Graf von Pfeil, zwischen 1884—1890 die wissenschaftliche Betätigung vor den militärischen Operationen, die an die Namen Rochus Schmidt, von Zelewski, von Gravenreuth geknüpft sind, zuerst zurücktreten. Aber nach der endgültigen Abtretung des Festlandes durch den Sultan von Sansibar begann ein hoher Aufschwung der Landesforschung. 1890 unternahm Emin Pascha seine Expedition, begleitet von Stuhlmann und den Hauptmann Langheld, 1892/93 zog Oskar Baumann an den Viktoria durch Urundi und an den Tanganjika, nachdem er schon 1888 mit Hans Meyer durch Usambara gezogen war. Fülleborn besuchte 1897—1900 das Rovuma-Gebiet, Njassa-Land und Uhehe.

Nach Beendigung des Küstenaufstandes bekamen nun auch die Schutztruppenoffiziere bei Gelegenheit von Dienstreisen oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stationsgründungen im Innern Gelegenheit, mit den Eingeborenen friedlich in Berührung zu kommen. Wir verdanken ihnen eine Fülle äußerst wertvoller Beiträge zur Kenntnis der Eingeborenen, die sich dadurch auszeichnen, daß die geographischen und ethnographischen Charakterzüge des Landes und seiner Bewohner meist scharf erfaßt sind. Aus der Fülle der Namen, die sich hier hohe Verdienste um die Völkerkunde erworben haben, seien für Ostafrika herausgegriffen: von Scheele, von Ramsay, Fonk, Engelhardt, Merker, Glauning, Langheld, für Kamerun: Hutter, von Morgen, für Togo: Klink, Plehn, Preil. Auch Major Detzner sei hier erwähnt, der in fruchtbarer Weise sowohl in Kamerun als auch auf Neuguinea, sogar noch während des Weltkrieges, völkerkundlich tätig gewesen ist.

Ueberhaupt kann man sagen, daß in der Folgezeit fast jeder Deutsche, der in die Kolonien kommt, Offizier wie Kaufmann, Beamter wie Pflanzer oder Missionar, wenn auch nicht durchweg mit Sachkenntnis, so doch mit größter Hingabe und einem wahren Feuereifer, an der wissenschaftlichen Durchforschung des Kolonialgebietes beteiligt ist. Gerade die Vertreter der Mission vermochten infolge ihres längeren Aufenthaltes und des Zusammenlebens mit einem Stamme und weil es in ihrer Aufgabe lag, in das Seelenleben des Volkes einzudringen in dieser Hinsicht sehr in die Tiefe gehendes und darum besonders wertvolles völkerkundliches Material zu liefern. So haben z. B. in Togo Klose, Spieth und Spieß (Missionare), in Kamerun Mansfeld, in der Südsee Hahl, Schnee und der Pflanzer Parkinson sämtlich wertvolle Arbeit geleistet. Die deutsche Wissenschaft fördert diese Bestrebungen tunlichst, indem die deutschen Museen zur Sammeltätigkeit anhalten und auch die völkerkundlichen Beobachtungen durch Herausgabe von Instruktionsbüchern, wie z. B. das zuletzt von Ankermann mustergültig bearbeitete des Berliner Museums für Völkerkunde, in die richtigen Bahnen zu lenken sucht. Der dem Deutschen eigentümliche Zug, dem Fremden möglichst gerecht zu werden, der dem Engländer und Romanen meist abgeht, gibt dem Verkehr mit dem Eingeborenen seine besondere Note und zeitigt überraschend gute Erfolge. Es erscheinen eine Unzahl von Berichten in den amtlichen und nichtamtlichen Zeitschriften, nicht minder zahlreiche Zusammenfassungen, Reisewerke und wertvolle Monographien. Die jährlichen Uebersichten über die deutsche Kolonialliteratur, die zuerst durch Brose, dann durch Hennoch herausgegeben sind, stellen jede ein stattliches Heft dar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit dem Jahre 1895 tritt die Durchforschung unseres Schutzgebietes in ein neues Stadium. Hans Meyer regte auf dem Kolonialkongreß 1902 die planmäßige landeskundliche Erforschung der Schutzgebiete an und schlug vor, dazu den Afrikafonds zu verwenden. Durch Aussendung von Fachleuten in Geologie, Botanik, Zoologie und Völkerkunde und durch Unterstützung bei den Veröffentlichungen ihrer Arbeitsergebnisse suchte man dieses Ziel zu erreichen. So wurden in kurzer Folge hintereinander hinausgesandt: 1906 Jäger als Geologe in das abflußlose Gebiet Deutsch-Ostafrikas, in demselben Jahre Weule in das Lindi-Hinterland auf das Makondeplateau, 1907 die Geographen Hassert und Thorbecke nach Kamerun in das Manengubagebirge. Die Expedition Sapper-Friederici bekommt Neu-Hannover, Neu-Mecklenburg, Buka und Bugainville als Arbeitsgebiet angewiesen. Leonhard Schultze geht 1911 nach Kaiser-Wilhelms-Land und der Vorsitzende Hans Meyer durchforscht auf eigene Kosten das Zwischenseengebiet. Der Plan, in den Kolonien Regierungsethnographen als Beamte anzustellen, ist nur durch den Krieg verhindert. Diese Regierungsethnographen sollten mit guter völkerkundlicher Vorbildung hinausgesandt werden und auf Stationen ihren festen Platz bekommen, von wo aus sie die Eingeborenenbevölkerung in weitem Umkreise gründlichst erforschen sollten. Man versprach sich von dieser Tätigkeit, die die Möglichkeit eines tieferen Eindringens in das Volkstum versprach, als bei den Reiseexpeditionen sehr viel und hatte die Absicht, die Ergebnisse derselben im weitesten Maße in der Verwaltung und der Eingeborenen-Rechtspflege zu verwerten, um eben in der Behandlung der Eingeborenen sich keine Fehler zuschulden kommen zu lassen. Die anderen Kolonialvölker haben bis heute eine derartige Institution noch nicht durchgeführt. Es wäre auch hierin das deutsche Volk, wäre es nicht durch den unglücklichen Ausgang des Weltkrieges daran verhindert, wieder vorbildlich für alle anderen Nationen gewesen.

Neben der durch die landeskundliche Kommission erfuhr die Völkerkunde auch sonst staatlicherseits eine erfreuliche Förderung. Auch Private opferten große Summen und schließlich waren auch die großen Museen, besonders Hamburg, Berlin und Leipzig finanzkräftig genug, um zum Teil vereint, zum Teil auch für sich Expeditionen hinauszusenden. Wo immer deutsche Fachgelehrte sich in der ethnographischen Feldarbeit betätigen wollten, fanden sich Mittel und Wege, für sie die dazu nötigen Mittel aufzubringen, und so sind es wenige namhafte Ethnographen, die nicht we-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nigstens eine Expedition in ihr spezielles Forschungsgebiet unternommen haben. So haben wir Einzelexpeditionen von Thilenius, Hagen, Krämer, Neuhauß, Pöch und Thurnwald in die Südsee, von Passarge und Ankermann nach Kamerun, und von Leonhard Schultze, Passarge und Pöch nach Deutsch-Südwest. Diese kleinen Einzelunternehmungen mit ihrer fruchtbringenden Kleinarbeit sind überhaupt für deutsche Verhältnisse charakteristisch. Durch groß angelegte Unternehmungen hat sich besonders die Hamburger Wissenschaftliche Stiftung hervorgetan, welche die Kosten für die in den Jahren 1908/1910 mit einem eigenen Schiff und einem ganzen Gelehrtenstab durchgeführte Südsee-Expedition trug, und auch die beiden großen Expeditionen des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg in das Herz Aequatorialafrikas und in das Nil-Niger-Tschad-Gebiet zum großen Teil fundierte.

Während bis zur Jahrhundertwende die Völkerbunde als Wissenschaft fast ausschließlich von den Geographen neben ihrer Disziplin gepflegt wurde, setzt sie sich um diese Zeit als selbständiges Fach an den Universitäten durch. Man erkennt ihre Bedeutung an und beginnt mit der Einrichtung ethnographischer Lehrstühle, die Völkerkunde wird Universitätsfach. In der Folgezeit ist nun die neue Wissenschaft immer weiter ausgebaut. Es gibt heute drei Ordinariate für Völkerkunde, nämlich Leipzig, Hamburg und München; an anderen Universitäten ist sie durch Extraordinariate vertreten, wenn auch noch nicht in dem Umfange, wie sie es eigentlich verdient hat. An den oben genannten Universitäten wird die Völkerkunde in ethnographischen Seminaren betrieben und ebenso sind an ihnen staatliche Forschungsinstitute eingerichtet. Unter den vielen Arbeiten, die aus diesen Instituten hervorgegangen sind, überwiegen, wenigstens in der Leipziger Schule, unter denen der letzten Jahre die, welche auf dem Material aus unseren ehemaligen Kolonien oder wenigstens auf afrikanischen Boden oder dem der Südsee wurzeln. Zum Teil sind diese ethnographischen Forschungsinstitute auch mit leidlich ausreichenden Mitteln versehen, und wenn die schönen Pläne, die beispielsweise Weule vom Leipziger Forschungsinstitut aus hegte, durch Expeditionen und Ausgrabungen weitere Klarheit in die Vorgeschichte des westlichen Sudans zu bringen, nicht verwirklicht sind, so liegt auch das nur an dem über uns hereingebrochenen Schicksal.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine Zusammenfassung unserer kolonialen Forschungsarbeit, die wir mit Stolz aller Welt präsentieren können, liegt vor einmal in dem zweibändigen Werk „Das deutsche Kolonialreich" von Hans Meyer und in dem dreibändigen „Deutschen Koloniallexikon" von Heinrich Schnee. Beide sind in ihrer Art unübertrefflich und ich glaube nicht, daß eine der anderen Kolonialmächte ihnen annähernd Gleichartiges gegenüberzustellen hat. Die Gier, mit der sich das Ausland auf das neuerschienene „Koloniallexikon" gestürzt hat, ist der beste Beweis für die Wertschätzung, die es ihm entgegenbringt. Die wissenschaftliche Lösung der Aufgaben, die der deutschen Völkerkunde in den neuerworbenen Kolonien harrte, hat Weule in seinem Artikel in der „Kolonialen Rundschau" Heft 2—6, 1922, auseinandergesetzt. Danach galt es im Jahre 1884 erstens die Rassenfrage zu lösen, die sprachlichen Verhältnisse zu klären und die Kulturzusammenhänge festzustellen. In allen diesen Fragen ist Deutschland dabei fast restlos an führender Stelle marschiert. Weule betont, daß es rein deutsche Bemühungen gewesen sind, die zu dem Nachweis einer großen von Nordost nach Südwest gerichteten Wanderstraße geführt haben, auf der die Hamiten gezogen sind, deren südliche Ausläufer wir, wie schon Lepsius in seiner Nubischen Grammatik nachwies, in den Hottentotten vor uns haben. Weitere hamitische Stationen auf dieser Wanderstraße stellen jedenfalls dar die Herero, Wahehe, Konde, Wahuma, Massai und Nandi, Dinka und Bari. Alle diese Völker sind ausgesprochene Viehzüchter und es scheint, als ob man hier die Wirtschaftsform als Hauptkriterium der Rassenzugehörigkeit heranzuziehen hat. Zu der Klärung der Hamitenfrage hat aber in der Hauptsache eine Hilfswissenschaft der Ethnographie, die Linguistik, beigetragen, und auch zu ihren bedeutendsten Vertretern in Afrika haben die Deutschen das Hauptkontingent gestellt. Es sind dies Endemann, Hugo Hahn, Brincker, Krapf, Rebmann, Büttner, Kölle, Meinhof und Westermann.

Eine rein deutsche wissenschaftliche Tat ist die Schöpfung des Begriffes der Kulturkreise. Die Kulturkreismethode sagt, daß keine Kulturerrungenschaft allein wandre, sondern stets in Gruppen oder Komplexen, da jede Kultur etwas harmonisch Gefestigtes, Unzerreißbares sei. Sie brachte der Völkerkunde die Erkenntnis derartiger komplexer Zusammenhänge über ganze Ozeane hinweg, wie sie im westafrikanischen Kulturkreis und Indomelanesien zutage treten. Ratzel, Frobenius, Ankermann, Foy und Graebner, sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die deutschen Gelehrten, welche diese Lehre geschaffen und ausgebaut haben.

Auch in der Südsee ist die Aufhellung der kulturellen Verhältnisse zum weit größten Teile der Forschungsarbeit deutscher Ethnologen zu verdanken, während wir dort sprachlich auf den Schultern der Engländer stehen, aber ein Abschluß dieser Studien doch durch den Deutschen P. W. Schmidt erreicht ist. Für Melanesien ist das Hauptergebnis die Klarstellung des Verhältnisses zwischen den Papua und den Melanesiern, der Tatsache, daß es nicht Papua oder Melanesier, sondern Papua und Melanesier gibt, von denen die Papua das ältere Element sind.

Alles in allem können wir mit Stolz feststellen, daß Deutschland in den 30 Jahren seiner kolonialen Tätigkeit sich eifrig die Erforschung seiner Kolonien hat angelegen sein lassen und daß diese Tätigkeit auch hervorragende wissenschaftliche Erfolge gezeitigt hat. Der im Deutschen liegende Forscherdrang, der ihn schon in fremde Länder hinaustreibt zu Zeiten, als für Deutsche im Ausland kein Platz war und den Deutschen bewog, seine Kräfte in fremde Dienste zu stellen, ist in den deutschen Kolonien als er im Dienst der nationalen Sache arbeiten konnte, erst zur rechten Entfaltung gekommen. Er hat aber in seiner Objektivität nicht bei den deutschen Kolonien Halt gemacht, sondern das wissenschaftliche Interesse hat ihn auch noch englische, französische, portugiesische und belgische Kolonien aufsuchen lassen, wo wir deutsche Ethnographen wie Schweinfurth, Frobenius, Passarge, Herzog Adolf Friedrich und seine Begleiter, Schachtzabel und andere an der Arbeit finden. Südamerika ist seit den Zeiten Alexanders von Humboldt sozusagen eine Domäne der deutschen Forschungsarbeit geworden. Karl von den Steinen, Max Schmidt, Koch-Grünberg, Preuß, Fritz Krause und andere betätigen sich dort.

Von der ethnographischen Feldarbeit sind wir seit 1914 so gut wie ausgeschlossen, und es kann auch wohl noch einige Jahre dauern, bis der deutsche Gelehrte wieder Gelegenheit haben wird, die alten Forschungsfelder wieder zu beackern. Deshalb ist aber die deutsche Völkerkunde nicht zur Untätigkeit verdammt. Ein ungeheures Material, das wir in glücklichen Jahrzehnten langer, emsiger Sammeltätigkeit herangeholt haben, harrt zum größten Teil noch der wissenschaftlichen Bearbeitung nach den Prinzipien der modernen Völkerkunde.

Der verhältnismäßig große, man kann wohl behaupten, von Semester zu Semester trotz der Ungunst der Zeiten und der mate-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

riellen Aussichtslosigkeit des Studiums immer mehr anwachsende völkerkundliche Nachwuchs aus der akademischen Jugend ist der beste Beweis, daß das Interesse an dieser Wissenschaft in Deutschland lebendig und im Zunehmen begriffen ist. Alle diese jungen Männer warten auf die Zeit, wo sie wieder im Dienst ihres Vaterlandes forschen und in praktischer Feldarbeit sich für die deutsche Völkerkunde betätigen können.

In Sachsen hat man jetzt die Völkerkunde als Unterrichtsfach sogar von den Hochschulen auf die höheren Lehranstalten verpflanzt, wo sie in allen kulturgeschichtlichen Fächern, also in Geschichte, Heimatkunde und Geographie, in den Sprachen und sogar in der Religion in den Unterricht eingeflochten werden soll.

Sollte es nicht eine dankbare Aufgabe sein, im ganzen Reich diesem Beispiel Sachsens zu folgen und so das Interesse für die Völkerkunde und damit auch für ein deutsches Kolonialreich auf einer breiten Basis in die deutsche Jugend zu tragen!

Prof. **Weule** - Leipzig.

Zu den Aeußerungen des Herrn Dr. Germann über den völkerkundlichen Unterricht in der Schule und die Feinarbeit an der Universität erlaube ich mir folgendes zu bemerken:

Offizielles Unterrichtsfach an den höheren Schulen ist die Völkerkunde seit Ostern 1919 in Sachsen, etwas länger, wenn ich nicht irre, in Hamburg. Dem ursprünglichen Lehrplan nach war die Völkerkunde der Geographie angegliedert und sollte während des Sommerhalbjahres in der Unterprima behandelt werden; neuerdings ziehen die Lehrer allerdings vor, den Stoff zu behandeln, wo immer es paßt. Das ist vor allem der Fall in den kulturgeschichtlichen Fächern der Geographie, der Geschichte, der Sprachen und der Religion. Obwohl naturgemäß der ältere Teil der Lehrerschaft dem jungen Wissenszweige noch etwas fremd gegenübersteht, lauten die Urteile über den Wert des neuen Faches im allgemeinen befriedigend. In dem Urteil über das außerordentlich große Interesse, das völkerkundliche Dinge bei der Jugend erwecken, stimmen sie sogar einhellig überein.

Die Beschränkung des völkerkundlichen Unterrichts auf zwei deutsche Einzelgebiete ist ein Unding, seine Aufnahme in die Schulen des ganzen Reiches muß vielmehr mit allen Mitteln angestrebt werden. Einen Vorstoß in dieser Richtung habe ich auf dem Deutschen Anthropologentage zu Hildesheim 1921 gemacht;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er ist, wenngleich nicht gerade gescheitert, so doch ohne schon jetzt sichtbare Folgen geblieben, einfach weil wir noch zu wenig Vertreter an maßgebenden Stellen besitzen. Vor allem ist die Besetzung des Berliner Lehrstuhles mit einem auch in dieser Richtung eingestellten Vertreter der Völkerkunde nötig, schon um Preußen, den ausschlaggebenden Bundesstaat, für die Sache zu gewinnen. Der gegenwärtige Augenblick mit seiner großen Schulreform sollte nicht verpaßt werden.

Der Germannsche Vortrag war zeitlich zu sehr eingeengt, als daß er auf den zweiten Punkt der Klein- und Feinarbeit an den Universitäten hätte näher eingehen können. Unter dem ungeheuren Druck der Verhältnisse werden deutsche Dissertationen an den Philosophischen Fakultäten schon seit Jahren nicht mehr gedruckt. Dieser Uebelstand bringt es mit sich, daß kein Professor die Arbeiten der Kollegenschaft verfolgen kann, sondern daß jeder nur über sich selbst zu urteilen vermag. In Leipzig liegt die Sache so, daß sowohl aus dem dortigen Ethnographischen Seminar der Universität, wie auch aus dem erst 1914 gegründeten Staatlichen Forschungsinstitut für Völkerkunde selbst über die räumlich immerhin beschränkten Arbeitsgebiete Afrika und die Südsee und speziell unsere ehemaligen Kolonien eine ganze Reihe von Arbeiten meiner Schüler vorliegen, die sich mit solch völkerkundlicher Feinarbeit befassen. Seit 1914 sind das:

M. Heydrich, Afrikanische Ornamentik, 1914,
R. Mast, Der Staatshaushalt afrikanischer Machthaber, 1916,
P. M. Küsters, Das Grab der Afrikaner, 1920,
H. Lignitz, Die künstlichen Zahnverstümmelungen in Afrika, 1920,
W. Schilde, Autoritätssymbole in Afrika, 1923,
E. Brauer, Züge aus der Religion der Herero. Ein Beitrag zur Hamitenfrage, 1923,
H. Meyer, Die Barundi, 1916,
F. R. Lehmann, Mana. Der Begriff des „außerordentlich Wirkungsvollen" bei Südseevölkern, 1922,
H. Damm, Die gymnastischen Spiele der Indonesier und Südseevölker. I. Teil: Die Zweikampfspiele, 1922,
H. Plischke, Der Fischdrachen, 1922,
S. Skraup, Die Neuen Hebriden und die Kulturkreislehre, 1924,
A. Hohlfeldt, Der Fisch im Leben des Deutsch-Melanesiers, 1924,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aehnlich liegen die Dinge hoffentlich überall dort, wo es völkerkundliche Lehrstühle gibt, oder es sollte wohl so liegen. Nachprüfen läßt sich das, wie gesagt, zurzeit nicht. Das wird erst nach Wiedereinführung des Druckzwanges für Dissertationen möglich sein, der ja erfreulicherweise in sichere Nähe gerückt ist.

Fräulein v. Moeller bittet Herrn Professor Weule um einige Fingerzeige, was als völkerkundliche Belehrung im Schulunterricht Verwendung finden könne und um Empfehlung geeigneter völkerkundlicher Bücher für Schülerbibliotheken. Da die preußische Schulreform den Konzentrationsgedanken nachdrücklich betont, ist der Zeitpunkt für die Verstärkung völkerkundlicher Unterweisung im Schulunterricht sehr günstig; sie stößt bei den Kindern auch auf lebhaftes Interesse.

Prof. Dr. **Weule** - Leipzig: Die Anfrage läßt sich bedauerlicherweise nur nahezu verneinend beantworten, indem es eine eigentliche Völkerkunde für Schulen einstweilen noch nicht gibt. Das ist die natürliche Folge des Mangels an Unterrichtserfahrung. Er wird sich im Laufe der Zeit ganz von selbst beheben.

Ein kurzer Abriß der Entwicklungsfragen der stofflichen und der geistigen Kultur ist enthalten in:

E. von Seydlitz's Geographie für sächsische höhere Lehranstalten. 8. Teil. Verlag Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig, seit 1920 mehrfach.

Mancherlei Brauchbares finden Lehrer wie Schüler in den von mir herausgegebenen Kosmosheften:

Die Kultur der Kulturlosen, 1910,
Kulturelemente der Menschheit, 1911,
Die Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge 1912,
Vom Kerbstock zum Alphabet, 1915,
Der Krieg in den Tiefen der Menschheit, 1916,
Frühformen der Mechanik, 1921,
Chemische Technologie der Naturvölker, 1922.

Sie sind alle bei der Frankh'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, erschienen, in Deutschland in die weitesten Kreise gedrungen und auch in viele Fremdsprachen übersetzt.

Ersprießliche Dienste leistet, wie ich höre, vielfach auch noch Weule, „Leitfaden der Völkerkunde", Leipzig 1912. Sein Hauptvorzug besteht in einem Atlas von 120 ethnographischen Bilder-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tafeln. Von genügender Ausführlichkeit ist auch die Uebersicht über die Bevölkerung der einzelnen Erdteile und deren Kulturen. Zu kurz gekommen ist hingegen der Abschnitt über die allgemeine Völkerkunde. Das liegt jedoch weniger am Verfasser als am Verleger.

Die landeskundliche Erforschung Südwestafrikas während der deutschen Herrschaft.

Prof. Dr. Fritz **Jaeger**, Berlin-Zehlendorf.

Vortrag in der Abteilungssitzung am 18. September 1924.

Jedes moderne Kolonialvolk hat die Notwendigkeit erkannt, durch wissenschaftliche Forschungen eine sichere Grundlage für die wirtschaftliche Entfaltung seiner Kolonien zu gewinnen. Unsere deutschen Kolonialerfolge, deren Größe wir selbst erst jetzt ganz klar erkennen, wo viele von unsern Schöpfungen in fremder Hand verfallen, beruhen sehr wesentlich auf der gründlichen und allseitigen Durchforschung der Kolonien.

Bei unserer mangelnden Kolonialerfahrung standen wir den neuerworbenen Kolonien so fremd gegenüber, daß sich uns die Notwendigkeit der Erforschung ganz besonders aufdrängte. Man mußte nicht nur das Land kennen lernen wie es ist, sondern auch zu ergründen suchen, was sich daraus machen läßt. Man mußte die Hindernisse überwinden lernen, die sich zum Beispiel in Gestalt von Viehkrankheiten, der Entwicklung des Landes entgegen stellten. Daraus entsprang die Einrichtung von Versuchsgärten, Versuchsfarmen sowie eines großen wissenschaftlichen Instituts, des Bakteriologischen Instituts zu Gamams bei Windhuk. Daraus entsprangen ferner unmittelbar aufs Praktische gerichtete Untersuchungen wie die von Ingenieur Th. Rehbock über die Nutzbarmachung des Wassers durch große Stauanlagen. [Th. Rehbock. Deutsch-Südwestafrika. 1898] und die von Hindorf, betitelt „Der landwirtschaftliche Wert und die Besiedelungsfähigkeit Deutsch-Südwestafrikas.“ 1902.

Mit diesen praktischen Versuchen sowie den medizinischen und veterinärmedizinischen Forderungen, die einen sehr wich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigen Teil der Erforschung des Landes bilden und für seine Wirtschaft grundlegende Ergebnisse gezeitigt haben, kann ich mich in diesem Bericht nicht befassen. Ebenso verzichte ich auf die Besprechung geschichtlicher Darstellungen der deutschen Kolonisation und der Kriegsergebnisse, wie sie in den Werken von C. v. François, Leutwein, Schwabe, dem Generalstabswerk über den Hererokrieg und den neuen Veröffentlichungen von Hennig und Oelhafen über den Weltkrieg vorliegen.

Ich beschränke mich vielmehr auf die eigentliche Landeskunde.

In Südwestafrika begann die deutsche Forschung nicht erst mit der deutschen Besitzergreifung. Das Land war, als es in deutsche Verwaltung kam, hauptsächlich durch deutsche Missionare schon in den größten Zügen erforscht. Die 1879 erschienene Karte von Theophilus Hahn zeigt, daß es von den Kolonien, die wir erhielten, die am besten bekannte war. Aber wie viel entsagungsvolle Forscherarbeit blieb noch zu leisten, bis im Jahre 1910 Leonhard Schultze in Hans Meyers Kolonialreich uns ein so übersichtliches Gesamtbild des Landes geben konnte! Nicht nur Forschungsreisende haben sich an dieser Arbeit beteiligt, sondern in hohem Grade auch die im Lande ansässigen Deutschen, besonders Offiziere der Schutztruppe und Missionare.

Die erste Grundlage landeskundlicher Kenntnis bildet die Landkarte. Die Kartographie ging in Südwestafrika etwas andere Wege als in unsern Tropenkolonien und zwar letztlich aus klimatischen Ursachen. Südwest ist ein im allgemeinen gesundes Siedlungsland für Weiße. Darauf beruht es, daß die Missionare es verhältnismäßig leicht bereisen konnten und daß von Anfang an durch die Hahn'sche Karte das Land leidlich bekannt war. Weiße Flecken waren nicht in dem Maße auszufüllen wie in den Tropenländern. Die mühsamen Wegaufnahmen waren daher eher entbehrlich. Die Triangulation wurde durch die Klarheit der Luft und die Uebersichtlichkeit des Geländes mit seinen Inselbergen begünstigt und ist daher weit fortgeschritten. Die verschiedenen Dreiecksketten bilden ein Triangulationsnetz, das bei Kriegsausbruch schon den größten Teil des Landes überzog. Durch die Vermessung von Farmen und Bergbaufeldern ist es soweit ergänzt, daß fast das ganze Land mit Festpunkten übersät ist. Aber diesem mathematischen Gerippe fehlt vielfach der topographische Inhalt. Die natürlich als vorläufige Ausgabe gedachten Blätter der Karte von Deutsch-Süd-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

west-Afrika 1 : 400 000 haben meist keine Geländezeichnung oder eine sehr unvollkommene. So schöne Karten mittleren Maßstabes, wie wir sie dank der Arbeit von Sprigade und Moisel und ihrer Mitarbeiter von allen tropisch-afrikanischen Kolonien besitzen, gibt es von Südwest nicht. Die Krokierblätter 1:100 000 mit Höhenlinien sind allerdings sehr viel vollkommener als diese, aber sie bedecken erst einen sehr kleinen Teil des Landes. Die Lücke wird einigermaßen ausgefüllt durch die Bezirkskarten in 1 : 200 000, die aber nur in Südwest in wenigen Exemplaren für den Gebrauch der Behörden gedruckt worden sind. Die beste über einen großen Teil des Landes reichende Karte ist die Karte des „Bergrechtsgebiets der Deutschen Kolonialgesellschaft" in 1:200 000, deren zahlreiche Blätter leider auch nicht zur Veröffentlichung gelangt sind. Durch den Weltkrieg ist die kartographische Arbeit in einem Stadium unterbrochen worden, wo viele Karten druckfertig vorlagen, aber nicht mehr veröffentlicht wurden, so daß die vorliegenden Karten kein genügendes Bild von der geleisteten Arbeit geben.

Von einzelnen Gebieten gibt es genauere Karten. Das Sperrgebiet der Diamantfelder wurde von Moisel und Sprigade in einer allerdings noch rohen Karte in 1:100 000 dargestellt und neuerdings haben Professor Kaisers Aufnahmen davon etliche geologische Blätter in 1:25 000 geliefert. Schneiderhöhn hat eine geologische Karte mit sehr guter topographischer Unterlage in 1 : 50 000 von der Umgebung des Tsumeber Kupferbergwerks veröffentlicht. Viel roher sind noch eine Höhenschichtenkarte 1 : 100 000 vom Erongogebirge und eine mit wenig Verständnis für die Geländeformen gezeichnete Karte desselben Maßstabes vom Khomashochland. Sprigade und Moisel verdanken wir zwei wertvolle Gesamtkarten des Landes, nämlich die Uebersichtskarte in 1:2 000 000 und die Besitzstandskarte in 1:800 000, die nach dem Stande von 1911 sämtliche Farmen verzeichnet.

Die geologische Erforschung, die in Südwestafrika wegen des Bergbaus und der Wassererschließung besonders wichtig ist, darf ich übergehen, da ihr ja Professor Kaiser einen besonderen Vortrag gewidmet hat.

In bezug auf die Erforschung des Klimas übertrafen unsere deutschen Kolonien wohl alle gleich jungen Kolonien Afrikas bedeutend. Wie eifrig die Farmerschaft sich daran beteiligt hat,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeigt die Tatsache, daß die die Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten abschließende Arbeit von Heidke über den Regenfall in Südwest die Beobachtungen von 351 Stationen des Landes verwertet. 21 Stationen zweiter Ordnung, von denen manche schon seit einer Reihe von Jahren bestehen, liefern ausführliche Beobachtungen über alle meteorologischen Elemente. Die Monatswerte der Regenbeobachtungen wurden alljährlich in den Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten, die Beobachtungen einiger Stationen zweiter Ordnung wurden vollständig in den Deutschen Ueberseeischen Meteorologischen Beobachtungen veröffentlicht. Wenn die Kenntnis des Klimas noch nicht weiter fortgeschritten ist, so liegt das zurzeit kaum an zu wenigen Beobachtungen, sondern an zu geringer Verarbeitung. Man hat sich da meist auf die Berechnung der Mittelwerte beschränkt, wie die sorgfältigen Arbeiten von Ottweiler (1907), Klengel (1908) und Heidke (1919) mit ihren Niederschlagskarten zeigen. Das ist aber insofern unbefriedigend, als in einem Trockenlande wie Südwest ja gerade die Ungleichheit der Jahrgänge besonders wichtig ist. Was in der wissenschaftlichen Erfassung des Wesens der meteorologischen Vorgänge mit dem vorhandenen Material geleistet werden kann, zeigt die Arbeit von Waibel über die Winterregen in Südwestafrika. Er hat erkannt, daß im Winter öfters barometrische Minima aus der südlicheren Klimazone nach Südwestafrika verschlagen werden und vom Ozean her Seeluft, Tau, Nebel, Nebelwolken, Sprühregen, ja sogar Landregen, ferner Frost, Reif und Schnee ins Innere bringen.

Die interessante Pflanzenwelt von Deutsch-Südwestafrika haben in den Zeiten unserer kolonialen Anfänge H. Schinz und R. Marloth näher erforscht. A. Schenck und F. Seiner verdanken wir schöne Vegetationsbilder aus Südwest in der von Karsten und Schenck herausgegebenen Sammlung. Später hat namentlich der Regierungsbotaniker Kurt Dinter die Flora des Landes studiert und verschiedene Schriften darüber veröffentlicht[1]).

Die Tierwelt ist schon vor der deutschen Zeit durch die großen Jäger, namentlich durch den Schweden Andersson

---

[1]) Deutsch-Südwestafrika, forst- und landwirtschaftliche Fragmente, Leipzig 1909.
Die vegetabilische Feldkost von Südwestafrika. 1911.
Botanische Reisen in Deutsch-Südwestafrika. Berlin-Dahlem 1921.
Neue und wenig bekannte Pflanzen Deutsch-Südwestafrikas. Okahandja 1914.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verhältnismäßig gut bekannt geworden. Neuerdings haben A. Fischer[1]) und Steinhardt[2]) lebensvolle Schilderungen vom Tierleben gegeben, die von Aschenborns Künstlerhand illustriert sind.

An völkerkundlichen Arbeiten fehlt es nicht. Haben doch die so verschiedenen Volksstämme von Südwestafrika und besonders das urtümliche Jäger- und Sammlervolk der Buschmänner stets die Aufmerksamkeit von Gelehrten und Laien auf sich gezogen. Die Buschmänner schildert uns namentlich S. Passarge in seinem Buche „Die Buschmänner der Kalahari" aufs Anschaulichste und wir staunen, wie ausgezeichnet diese Naturkinder körperlich und mit ihrem Kulturbesitz an ihren kärglichen Lebensraum angepaßt sind. Ferner haben R. Pöch, F. Seiner und L. Schultze bei ihren Reisen in der Kalahari sich sehr eingehend der Erforschung der Buschmänner gewidmet.

Den Herero widmete der Missionar Irle aus seiner langjährigen Erfahrung heraus eine ausführliche Monographie[3]). Die Hottentotten waren das besondere Studienobjekt von Leonhard Schultze, der in seinem großen Werke „Aus Namaland und Kalahari", Berlin 1907, sie eingehend beschreibt und ihre Sagen und Erzählungen in Urtext und Uebersetzung wiedergibt. Die Ovambo und ihr Land schildert uns der Missionar und spätere Eingeborenenkommissar H. Tönjes[4]).

Ein großes Rätsel der Völkerkunde sind immer die Bergdama gewesen. Sie haben neuerdings in Missionar H. Vedder[5]) einen ausgezeichneten Erforscher gefunden, der das schwindende Tatsachenmaterial rettete, ehe auch die letzten in den Bergen versteckten Bergdama ihre ursprüngliche Lebensweise aufgegeben hatten. Ihre Spruch- und Lieddichtungen übermittelt er uns nicht nur im Originaltext, sondern gibt davon in gebundener Form so lesbare Uebersetzungen, daß wir wirklich in das Seelenleben dieses Völkchens eindringen können. Ein besonderer Reiz seiner liebevollen und anschaulichen Schilderungen liegt darin, daß wir ein ganz primitives Stadium menschlicher Geistesentwicklung kennen lernen, bei dem z. B. das Problem des Zählens mit den absonderlichsten Mitteln gelöst wird.

---

[1]) Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest. 1914.
[2]) Vom wehrhaften Riesen. 1920. Ehombo. 1922.
[3]) Die Herero. Gütersloh 1906.
[4]) Ovamboland. Land, Leute, Mission. Berlin 1911.
[5]) Die Bergdama. 2 Bde. Abh. Hamburger Universität, Band 11 und 14. Hamburg 1923.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese ethnographischen Arbeiten haben auch viele anthropologische und sprachwissenschaftliche Ergebnisse gezeitigt. Die meisten Sprachen und Mundarten der südwestafrikanischen Eingeborenen sind von den Missionaren systematisch erforscht und in Grammatiken und Wörterverzeichnissen dargestellt worden. Eine anthropologische Arbeit von allgemeinerer Bedeutung hat E. Fischer geliefert, indem er am Stamme der Rehobother Bastards das Bastardierungsproblem des Menschen untersuchte.

Auch über Zustände unserer Kolonisation liegen schon Untersuchungen nationalökonomischen Charakters vor. J. Gad behandelte die Betriebsverhältnisse der Farmen des mittleren Hererolandes, indem er die natürlichen und wirtschaftlichen Bedingungen des Farmbetriebs aus dem gesammelten Tatsachenmaterial klarlegte[6]). C. Schmidt erläutert an der Hand zahlreicher Karten die Entwicklung der Besiedelung Südwestafrikas[7]).

Von den Ergebnissen der speziellen Natur- und Geisteswissenschaften wende ich mich zu den eigentlich geographischen Forschungen, die sich die Aufgabe stellen, das Wesen des Landes zu erfassen, wie es sich aus der Wechselwirkung der verschiedenen Naturreiche und der menschlichen Kultur ergibt. Es würde eine ermüdende Aufzählung, wenn ich alle die Forschungen erwähnen wollte, die uns mit kleineren Gebieten näher bekannt gemacht haben. Die Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten enthalten viel wertvolle Berichte dieser Art. Ich führe vor allem die zusammenfassenden Darstellungen des ganzen Landes an sowie Forschungen, die sich über einen größeren Teil des Landes erstrecken und schließlich einige der letzten noch weniger bekannt gewordenen Forschungen.

Von den Werken, die das ganze Land behandeln, ist das älteste, das des Schweizer Botanikers Hans Schinz, „Deutsch-Südwestafrika“ (1891) noch immer eine wertvolle Landesschilderung, wenn auch die Zustände der Eingeborenen und der zu Schinz' Zeit noch kaum vorhandenen weißen Bevölkerung sich seitdem gänzlich geändert haben. Eine namentlich auf Besiedelungsfähigkeit und Wirtschaft gerichtete Landeskunde gab uns Paul Rohrbach 1907 in seinem „Deutsch-Südwestafrika“. Die letzte größere Gesamtdarstellung verdanken wir Leonhard

[6]) Abh. d. Hamburger Kolonialinstituts, Bd. 28, 1915.
[7]) Geographie der Europäersiedlungen im deutschen Südwestafrika. Jena 1922.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schultze. Er, der selbst das Hottentottenland und seine Bewohner so eingehend erforscht und in seinem großen Werke „Aus Namaland und Kalahari" uns geschildert hat, hat auch in Hans Meyers Kolonialreich, Band II, 1910, Südwestafrika behandelt. Durch seine lebendige Darstellung und die reiche Ausstattung des Werkes ist es eine ausgezeichnete Quelle der Belehrung. Neueres bietet, in einzelnen Artikeln zerstreut, das 1914 fertiggestellte Deutsche Koloniallexikon, in dem Südwestafrika von Karl Dove bearbeitet ist. Als neueste, aus fünfjähriger Forschererfahrung geschöpfte Gesamtdarstellung darf ich wohl einen Aufsatz von mir erwähnen, der in den „Zwölf länderkundliche Studien" zum 60. Geburtstag Alfred Hettners 1921 erschienen ist. Großen Anklang haben Leo Waibels stimmungsvolle Landschaftsschilderungen aus Kamerun und Südwest in seinem Buche „Urwald, Feld, Wüste", Breslau 1921, gefunden.

Unter den geographischen Forschungsreisen, die sich über größere Gebiete erstrecken und allgemeinere Bedeutung haben, nenne ich außer denen von Schinz und Leonhard Schultze die von Dove im Hererolande und die von Georg Hartmann. Er bereiste um die Jahrhundertwende den Norden des Schutzgebiets und entschleierte das bis dahin fast unbekannte Kaokofeld und Karstfeld. Seine Aufnahmen hat M. Groll in einer schönen „Karte des nördlichen Teils von Deutsch-Südwestafrika 1:300 000" verarbeitet. S. Passarges grundlegende Forschungen in der Kalahari, deren Ergebnisse er in dem großen Werke „Die Kalahari", Berlin 1904, zusammenfaßt, erstreckten sich zwar nur wenig auf das deutsche Gebiet, haben aber durch die klare Erfassung des Sandfeldes als eines besonderen Landschaftstypus auch zum Verständnis des östlichen Teils unserer Kolonien sehr wesentlich beigetragen. Sonst haben sich der Erforschung des deutschen Anteils an der Kalahari namentlich Franz Seiner[1]) und Hauptmann Streitwolf[2]), der Resident des Caprivizipfels, gewidmet, im Süden auch Range[3]). Der lange Zeit im Süden des Landes tätige Regierungsgeologe Dr. Paul Range hat uns nicht nur über die Geologie und die Wasserverhältnisse belehrt, sondern uns auch eine Landeskunde des Namalandes[4]) geschenkt.

---

[1]) Mitt. a. d. deutschen Schutzgebieten 1909 und 1911.
[2]) Streitwolf, Der Caprivizipfel. Berlin 1911.
[3]) Die deutsche Südkalahari. Zeitschr. Ges. Erdkunde, Berlin, 1911, 291—310.
[4]) Abh. d. Hamburger Kolonialinstituts. 1915.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges zog ich, begleitet von Leo Waibel, im Auftrage des Reichskolonialamts nach Südwest hinaus, um die noch so wenig bekannten Gebiete der Etoschapfanne und des Kaokogebiets geographisch zu durchforschen. Die Forschungen an der Etoschapfanne, diesem großen Trockensee, über den man nicht mit dem Boot, sondern mit dem Ochsenwagen hinüberfährt, konnten wir vor Beginn des Krieges noch einigermaßen vollenden. Unsere Karte zeigt Ihnen, daß die Pfanne eine wesentlich andere Gestalt hat als auf den bisherigen Karten. Während des Feldzuges waren wir beide als Soldaten eingezogen, und als die Engländer das Land besetzt hatten, ließen sie uns nicht in das Kaokogebiet, so daß wir von der Ausführung unseres Planes absehen mußten. Doch konnten wir fast das ganze von Weißen bewohnte Gebiet bereisen und haben uns im Laufe der fünf Kriegsjahre eine gründliche Landeskenntnis erworben.

Unsere Ergebnisse bestehen einmal in einer wissenschaftlich vertieften Auffassung der Oberflächengestalt des ganzen Landes. Ebenso wie das übrige Südafrika besteht Südwestafrika aus einem Binnenhochland und einer tiefer gelegenen Küstenabdachung. Beide sind getrennt durch den geschlossenen mauerartigen, meist etliche hundert Meter hohen Steilabfall des Binnenhochlandes. Die Küstenabdachung ist nicht etwa ein abgesunkenes Stück des Binnenhochlandes, sondern Küstenabdachung und Steilabfall sind durch Kräfte der Abtragung aus dem einst weiter nach Westen reichenden Binnenhochland herausgeschnitten worden. Das Hochland selbst ist ebenfalls eine durch Zerstörung und Abtragung der früher höher aufragenden Gesteinsmassen entstandene Rumpffläche. Ich konnte nachweisen, daß diese Fläche einheitlich das ganze Land überzieht, sowohl das Tafelland des Südens als auch das kristalline Grundgebirge des Hererolandes und das gefaltete Kalk- und Dolomitgebiet des Nordens. Es ragen aber noch zahlreiche Ueberreste der einstigen Gesteinsmassen in Gestalt von Inselbergen und -Gebirgen darüber auf. In der Mitte ist sie aufgewölbt zum Windhuker Hochland, im Osten taucht sie unter die Sanddecke der Kalahari unter. Südwestafrika ist daher im ganzen ein zwar hochgelegenes, aber doch ziemlich flaches Land. Nur der Abfall des Binnenhochlandes, ein Teil der Windhuker Aufwölbung und einige große Inselberge sind von den abkommenden Bächen zu wilden Gebirgslandschaften zerschnitten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eingehend habe ich mich mit den Gewässern des Trockenlandes, den trockenen Flüssen und Seen, dem Grundwasser und der Frage der Austrocknung beschäftigt und habe die zahlreichen Beobachtungen der Farmer an ihren Brunnen gesammelt. Wie die Riviere die trocknen Flußbetten, so sind die verschiedenen Arten von Pfannen die trocknen Seen des Landes. Sie sind zum großen Teil an ehemalige Flußbetten geknüpft. Beobachtungen lehren, daß Grundwasser in Südwest nie, wie bei uns, durch Versickern des Regens entsteht. Der den Boden durchfeuchtende Regen verdunstet aus diesem wieder vollständig. Nur wenn Flüsse abkommen, versiegen sie zum Teil in ihrem Schwemmland und bilden einen Grundwasserstrom. Von diesem kann durch Klüfte und Schichtfugen auch Wasser in den festen Fels gelangen und unter besonders günstigen Umständen als Quelle zu Tage treten. Beängstigend trat auch in Südwest die Frage auf, ob nicht das ganze Land in fortschreitender Austrocknung begriffen ist. Eine kritische Betrachtung der zahlreichen Beobachtungen zeigt aber, daß wohl Jahre und Jahrzehnte lang der Grundwasserspiegel der Brunnen sinkt, daß aber dann wenige Wochen einer ungewöhnlich reichen Regenzeit den Verlust von Jahrzehnten wieder ausgleichen können. Eine fortschreitende Austrocknung ist nicht nachweisbar.

In klimatischer Hinsicht hat Waibel, wie erwähnt, die Winterregen untersucht, ich die scharfen Fröste des Winters. Die Messungsreihen beweisen, daß sie durch Temperaturumkehr, d. h. durch Sackung der kalten Luft in örtlichen Vertiefungen entstehen. Waibel hat ferner die Verbreitung der verschiedenen Vegetationsformationen viel schärfer ursächlich erfaßt, als es bisher gelungen war.

Unsere Kenntnis des Landes hat mich zu einer eingehenden Gliederung des Landes in einzelne natürliche Landschaften geführt. Ich unterscheide deren 29, von denen wir die meisten eingehend beschrieben haben. Ich erwähne meine Beschreibung des Otaviberglandes und Waibles Monographie der Karrasberge, die leider noch unveröffentlicht ist. Ueberhaupt konnte von unserm, wie Sie aus diesen Andeutungen ersehen, reichhaltigen Material bisher erst ein Drittel veröffentlicht werden; nämlich meine „Beiträge zur Landeskunde von Südwestafrika“ in den Ergänzungsheften 14 und 15 der Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten und Waibels Winterregenarbeit. Ich hoffe aber, daß es uns trotz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der schweren Zeiten noch gelingen wird, die Mittel für die Veröffentlichung des Uebrigen aufzutreiben.

Von kleineren Forschungsreisen während des Krieges möchte ich noch die beiden von Reinhard Maack erwähnen. Auf der einen untersuchte er den Brandberg, der aus der Namibwüste aufragt und trotz seiner Küstennähe sich als der höchste Berg von Südwestafrika, 2610 m, herausgestellt hat. Auf einer zweiten Reise, bei der er beinahe verdurstet wäre, nahm er den Steilabfall des Binnenhochlandes und die angrenzende Namibwüste in der Gegend des unteren Tsondabflusses auf. Seine Karten und Aufsätze über beide Reisen sind in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1923 und 1924 veröffentlicht.

Aus diesem knappen Ueberblick ersehen Sie, daß die deutsche Forschung sich auch in Südwestafrika eifrig betätigt hat und daß wir mit Stolz auf ihre Ergebnisse zurückblicken dürfen. Möchten sie dazu beitragen, daß die deutsche Kolonialtätigkeit wieder von der ganzen Welt anerkannt und daß uns wieder wissenschaftliche Arbeit in eigenen Kolonien ermöglicht wird!

Der Vorsitzende, Professor Kaiser, ging in einem Schlußworte von den Worten des englischen Geologen J. W. Gregory aus, der 1921 Deutsch-Ostafrika als das wissenschaftlich am besten erforschte Land Aequatorial-Afrikas bezeichnet hat, weil wir Deutschen unsere ganze Kraft auf die Erkundung unserer „Lieblings-Kolonie“ geworfen hätten. Demgegenüber ist aber zu betonen, daß wir alle Schutzgebiete in der gleichen Weise mit der uns eigenen Gründlichkeit erforscht haben. Davon legen die Vorträge der Abteilung VI, die nur Stichproben aus dem ungeheuer reichen zusammengetragenen Material bieten können, beredtes Zeugnis ab.

Kaiser. Dr. Lotz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Rednerliste.

Abendroth, v. —, 121
Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg XVII, 384
Ahlhorn 121
Arning 65

Behrmann 473
Berger 339
Bockelmann 405
Boerschmann 61
Brandenburg 264
Bratz 265

Eckert 436

Fink 69, 358
Fischer 162, 172
Friedrichsen 307
Fritsch, v. —, 120, 133
Fuchs 76
Fülleborn 171, 198, 199, 209, 237

Germann 491
Gerstmeyer 33
Gins 265
Golf 408
Graetzer-Netto 407
Grunicke 340

Hartmann 87, 100, 406
Haßelmann 264, 266
Haußleiter 349, 383
Heinrichs 133

Jaeger 503

Kaiser 338, 481, 512
Kisker 123
Knak 66, 274, 342, 357
Köbner 34, 72
Krause 171
Kudicke 168, 172, 173, 187, 208
Kuhn 169, 272

Lange 172
Lehr, Frau 384
Lindequist, v. —, 433
Looff 240
Lotz 315

Maercker 118
Mahnke 404
Manteufel 264
Maywald 335
Mecklenburg, Herzog zu —, siehe Adolf Friedrich
Meinhof 300, 385
Mense 171
Methner 338
Meyer, Hans 119
Mickel 134
Mildbraed 454
Moeller, v. —, 502
Moritz 329
Moßdorf 71

Picht 78, 99, 149
Plehn 234, 262

Rassow 343
Rechenberg, Frhr. v, —, 20, 344
Reck 465

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Reinold 428, 434
Richter 359
Richters 170, 210
Riebisch 119, 338
Roethe XIX
Ruge 187, 199, 237, 240, 264, 265

Salzmann, v. —, 66
Seelheim 402, 404, 405
Seitz XIX, XXII, 343
Siebert 265
Skolaster 290

Scheben 129
Schilling, Claus 198, 234, 244, 265
Schilling, Victor 198, 209, 237, 263, 264
Schmidt, Geo A. 387
Schmidt, Hans 169
Schnee 4, 32, 75
Scholz 68
Schreiber, A. W. 360
Schreiber, Julius 351
Schubert, Geh. Baurat 34, 99
Schultz-Ewerth 14
Schulze, Dr. 254

Steudel 151
Stephani, v. —, 108, 122

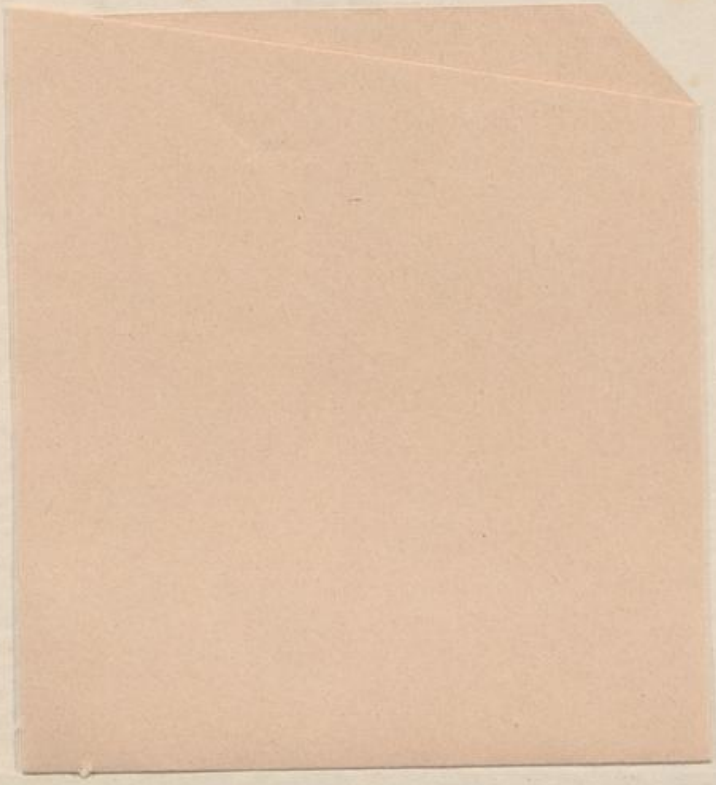
Timpe 433
Torge 342

Werner 198, 208, 235, 265
Weule 500, 502

Zastrow, v. —, 101
Ziemann 186, 197, 209, 216, 240, 263
Zintgraff 339

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

11.5.38
- 6. NC 1937



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

%Y#2779-1924%

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen
des
Deutschen
Kolonialkongres
1924

Y
2779

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG